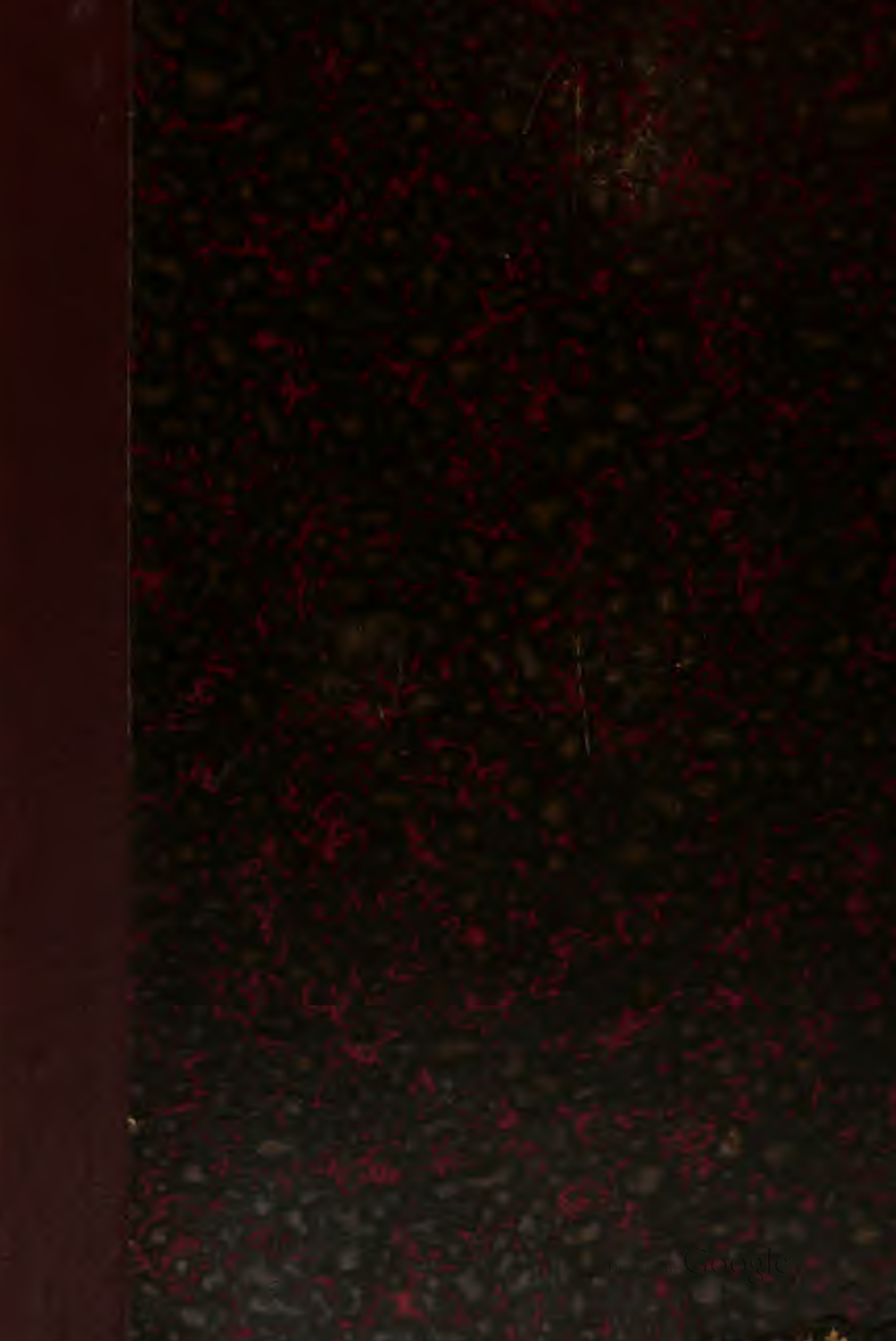
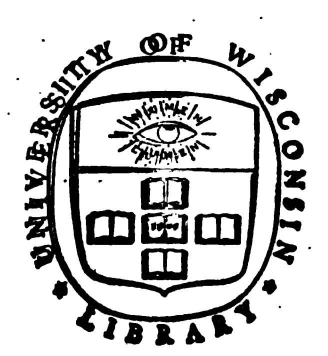



UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY




UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY
NUMEN
LUMEN

KLEINE SCHRIFTEN

VON

HERMANN LOTZE

ZWEITER BAND

LEIPZIG

VERLAG VON S. HIRZEL

1886.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Vorwort des Herausgebers.

Von den in diesem zweiten Bande der kleinen Schriften vereinigten Arbeiten Lotze's ist die erste und umfangreichste, die Abhandlung Seele und Seelenleben, noch 1846, die letzte, die Selbstanzeige der allgemeinen Physiologie des körperlichen Lebens, 1851 erschienen. Mit Ausnahme der eben genannten ersten Abhandlung, Seele und Seelenleben, die im dritten Bande von Wagner's Handwörterbuch der Physiologie aufgenommen war, und der zweiten, Ueber Bedingungen der Kunstschönheit, welche zuerst in den Göttinger Studien von 1847 veröffentlicht wurde, waren sämmtliche hier abgedruckte Arbeiten ursprünglich in den Göttinger gelehrten Anzeigen gedruckt worden. Dem Plane dieser Sammlung entsprechend habe ich auch die Anzeige der Abhandlung von Saverio Cavallari, die Lotze in Vertretung des abwesenden Verfassers schrieb, nicht ausgeschlossen, da sie, wenn auch sonst nur referirend, doch immerhin seine eigne Werthschätzung eines dort behandelten Punktes, der Frage nach der Entstehung des gothischen Stils, erkennen lässt.

Wie im Vorwort zum ersten Bande*) lasse ich auch hier zum Schlusse die Aufzählung der als nothwendig erkannten Abänderungen nebst Bemerkungen in Betreff einzelner Stellen folgen.

---

*) Der gütigen Mittheilung von Herrn Herting in Greifswald verdanke ich die einleuchtende Verbesserung einer Stelle im ersten Bande, die ich mit seiner Erlaubniss hier nachträglich zur Kenntniss der Leser bringe. Ich hatte gemeint, den dort, in der Abhandlung Leben, Lebens-



18. Seele und Seelenleben. Es ist dies die dritte und letzte der in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie erschienenen Arbeiten Lotze's (s. kl. Schriften Bd. I No. VI u. VII). Er hatte ursprünglich nur einen kürzern Aufsatz zu liefern beabsichtigt, wie aus einer Bemerkung des Herausgebers zu Hagen's Artikel Psychologie und Psychiatrie hervorgeht: »Noch bemerke ich, dass Herr Professor Lotze einen fernern »kleinen Artikel Seele zu geben versprochen hat« (Wagner's Handwörterbuch II S. 693). Zu einer vierten Arbeit hatte er noch Auftrag erhalten, worüber er sich in einer Note am Schluss dieses dritten Artikels folgendermassen äussert: »Ist »es mir möglich, einen mir noch aufgetragenen Artikel über »Methodologie und Aufgaben der allgemeinen Physiologie aus»zuführen, so werde ich darin durch möglichst vollständige »Besprechung der hier kurz berührten naturphilosophischen »Verhältnisse die bisher von mir gelieferten Artikel zu einem »Ganzen abzurunden suchen«. Lotze zog jedoch in der Folge vor, dieses Thema in umfassenderer Weise zu behandeln, in den beiden grössern Werken Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens (1851) und Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele (1852). — S. **11**, 6 Die Stelle, auf die Lotze hier verweist, ist wohl Metaphysik (1841) § 54, besonders

---

kraft S. 179, 6 offenbar vorhandenen Fehler durch Einschiebung mehrerer Wörter heben zu können. Herr Herting schlägt dagegen sehr richtig vor, anstatt der sinnlosen Worte: im Organismus dieser Theile und aus dem Bildungsgesetze des Ganzen hervorgehe, zu setzen: im Organismus die der Theile nur aus dem Bildungsgesetze des Ganzen hervorgehe, und bemerkt hierzu: „Diese Correctur ist einfacher, die Ent„stehung des Druckfehlers (Vertauschung und Umstellung von je zwei Buch„staben) leichter — oder wenigstens ebenso leicht — erklärlich, wie der „Ausfall einer Zeile, der Gegensatz aber, wie wünschenswerth, in dieser „Gestalt schärfer ausgedrückt. Dem entspricht der Fortgang der Ausein„andersetzung: 1) auch bei der Krystallisation ist, nachdem die erste Com„bination — der „Primitivstock" — entstanden, die weitere Bildung nicht „nur Effect aller einzelnen Theile ohne Unterschied, sondern auch „eines — in jener ersten Combination enthaltenen — Gesetzes des Gan„zen; 2) im lebenden Körper (S. 181) folgt die Bildung „nicht **blos** aus „dem Bildungsgesetz des Ganzen" (Z. 17), sondern auch aus „mechanischen Gegenwirkungen der Theile. Die in „ " eingeschlossenen „Worte entsprechen ganz meiner Correctur."

S. 238—241. — S. **16**, 2 v. u. So von G. A. Spiess, Physiologie des Nervensystems S. 356, der jedoch an der Fähigkeit der Selbstbestimmung (durch die willkürliche Aufmerksamkeit) festhält. — S. **24**, 8 v. u. psychische statt physische. — S. **30**, 19 Volkmann verweist auf Lotze's Allgemeine Pathologie S. 164 (in der zweiten Auflage ist die Stelle weggelassen), wo Lotze sagt: So lange daher die Anatomie nicht durchgreifende Verschiedenheiten in der Structur der einzelnen Nerven nachweist —, können wir bei dem Satze bleiben, dass jede specifische Empfindung auch immer nur durch einen specifisch bestimmten Reiz hervorgebracht werde, und mit diesem auch sich ändere. — S. **31**, 12 v. u. s. Allgemeine Pathologie S. 152—157 (in der zweiten Auflage, von 1848, vermeidet es Lotze S. 158 f. auf die Theorie von der specifischen Energie einzugehen und verschiebt mit Verweisung auf diese Stelle des Artikels Seele und Seelenleben die Erörterung darüber auf die Allgemeine Physiologie. Vgl. Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens, Leipzig 1851, S. 400—403). — S. **33**, 4 v. u. s. Allgemeine Pathologie S. 157 (1. Aufl.). — S. **34** in der Note Nervenfaser st. Nervenfasern; eben dort ist die Seitenzahl von mir zugefügt. — S. **45**, 20 unterginge st. unterging. — S. **45**, 14 v. u. eines neueren psychologischen Systemes st. neuen. Das Herbartische, welchem Lotze in diesem Punkt auch Metaphysik (1841) S. 271, 310 f., beipflichtet, ist gemeint. — S. **48**, 19 s. Henle in Casper's Wochenschrift für die gesammte Heilkunde 1838 No. 18 u. 19 Ueber das Gedächtniss in den Sinnen bes. S. 303 ff. vgl. Lotze Allgemeine Pathologie S. 158 f. u. 167 (160 f. u. 168 2. Aufl.). Auf letztere Stelle verweist Lotze auch im Folgenden (S. **49**, 5). — S. **50**, 10 v. u. des Nerven st. der Nerven. Es folgt: wohin die Empfindung durch jede seiner—Veränderungen verlegt werde. — S. **52**, 13 v. u. psychischen st. physischen. — S. **52**, 5 v. u. psychischen st. physischen. — S. **53**, 10 v. u. dieses st. diese. Die abgeschlossenen Bahnen deuten auf den Zweck, die äussern Einwirkungen bestimmten Stellen des Centralorgans zuzuleiten. Für Localisation und Qualität der Eindrücke können nicht die vom jeweiligen Reiz getroffenen Stellen der Bahnen entscheidend sein, sondern indirect nur die einzelne Bahn selbst, direct aber die Stelle des Centralorgans, zu der sie hinführt.

— S. **54**, 9 v. u. über van Deen's Arbeiten s. B. Stilling Untersuchungen über die Functionen des Rückenmarks u. der Nerven, Leipzig 1842 u. v. Bezold Zeitschrift für wissenschaftl. Zoologie Bd. IX (1858) S. 309. — S. **56**, 13 v. u. jeder st. Jeder. — S. **59**, 14 v. u. anknüpft st. verknüpft. Möglich ist auch, dass Lotze geschrieben hat: wie sich das Neue und das Alte verknüpft. Doch spricht für das Aufgenommene die kurz vorher gebrauchte Wendung (Z. 19 und 20): während die Bewegung einen neuen (Theil der Vorstellungen) herbeiführt, der sich nun sogleich an diesen Rest in bestimmter Bedeutung anschliessen kann. — In den Schlussworten des Paragraphen: Dieser Punkt erfordert später noch eine andere Ueberlegung, scheint auf § 44 (S. 123 ff.) hingewiesen zu werden, wo gezeigt wird, dass jenes Erforderniss, auf dessen Erfüllung die Entstehung der Raumvorstellung beruht, nämlich dass mehrere Vorstellungen gleichzeitig und in ganz bestimmten Verhältnissen gegeben sein müssen, selbst wieder die Einheit des Bewusstseins zur Voraussetzung hat, durch welche erst das Mannigfaltige der Eindrücke zusammengefasst wird, so dass nicht nur ein Wechsel des Wissens, sondern ein Wissen von diesem Wechsel zu Stande kommt. — S. **60**, 12 v. u. er st. es. — S. **64**, 1 v. u. geradeaus stehenden st. grade ausstehenden. — S. **65**, 11 v. u. müsste st. musste. — S. **67**, 7 v. u. nach Lage Semikolon gesetzt st. Komma. — S. **69**, 4 v. u. nach a priori ein Komma eingesetzt. — S. **71**, 10 v. u. nichts st. nicht. — S. **72**, 4 v. u. die Ansicht, dass die specifische Energie der Tastnerven in Wärmeempfindungen bestehe, wie die der Sehnerven in Farbenempfindungen, war von Henle, Pathologische Untersuchungen (Berlin 1840) S. 224 ff. aufgestellt worden; vgl. auch Lotze Allgem. Pathologie S. 188 f. (190 f. 2. Aufl.). — S. **73**, 13 s. G. A. Spiess Physiologie des Nervensystems, Braunschweig 1844, S. 76—80. — S. **74**, 6 es lag nahe zu vermuthen, statt des pleonastisch klingenden der geschehene Effect sei zu setzen der gesehene Effect, womit die Folgerung sogleich für die eine der beiden möglichen Associationen der Muskelgefühle, die mit Gesichtseindrücken, gezogen würde. Allein es lag kein Grund vor, auf den einen oder den andern dieser beiden Fälle speciell einzugehen. Wohl aber war es von Bedeutung, hervorzuheben, dass jede einmal zu Stande gebrachte Bewegung

der Gliedmassen sich sofort und für immer mit einem bestimmten Muskelgefühl associire, so dass später mit Sicherheit der Eintritt dieses Muskelgefühls die Vorstellung jener Bewegung reproducirt. Diesen Gegensatz des erstmaligen Vollzugs zu jedem möglichen spätern Vorhandensein einer Bewegung konnte Lotze sehr wohl durch »der geschehene Effect« ausdrücken, wie er später S. 83, 10 v. u. die »geschehene Erregung« eines Nerven als das im besondern Fall eintretende und störende dem normalen Zustande entgegensetzt. — S. 81, 6 v. u. die Dialektform öfterer, die ich wieder abdrucken liess, möchte doch wohl dem Setzer zuzuschreiben sein, nicht dem Autor. — S. 86, 3 eines Objectiven statt eines objectiven. — S. 89, 4 v. u. des tiefen (sc. Tons) statt der tiefen. — S. 94, 15 Komma nach Vergangenes getilgt. — S. 98, 1 Wegen st. Wege. — S. 99, 15 Werthbestimmungen st. Werthbestimmung. — S. 99, 16 in weiteren Grenzen war zu setzen st. des fälschlich von mir stehen gelassenen weitere. Denn von einer Erweiterung der Grenzen des Verschiebens ist nicht die Rede, sondern von einer Verschiebung in ziemlich weitem Umfang. — S. 105, 16 v. u. andern st. Andern. — S. 111, 13 v. u. vermuthlich hat Lotze zu verflechten geschrieben. Doch könnte das Versehen auch von ihm selbst herrühren. — S. 115, 18 Bindestrich nach Gedanken eingesetzt. — S. 121, 18 v. u. bis [zu] statt bis. — S. 127, 14 eindrängt st. eindrängte. Es scheint mir nicht glaublich, dass Lotze das Thatsächliche noch mit in die hypothetische Form eingekleidet habe. — S. 128, 5 v. u. Erfahrung st. Erfahrungen. — S. 135, 15 ihn selbst st. ihm selbst. — S. 136, 13 v. u. Die Sternchen deuten die Möglichkeit des Ausfalls mehrerer Worte an. Es könnte z. B. ausgefallen sein: als durch besondere Brauchbarkeit der Vorstellungsweise sich vor andern auszeichne (vgl. S. 137, 2 und Allgemeine Pathologie 2. Aufl. S. 61 u. 65. 1. Aufl. S. 62 Ende). Aber glaublicher, weil der knappen Ausdrucksweise Lotze's mehr entsprechend, scheint mir die Annahme, dass darbietend durch irgend ein Versehen aus dem ursprünglich von Lotze geschriebenen darbiete entstanden ist. — Die erste der vier Beantwortungen der Frage über den Zusammenhang von Seele und Körper wird noch in diesem §, die zweite § 49—55, die dritte und vierte in § 56 besprochen. — S. 141, 8 jener st. jene (s. Z. 2 u. 3 der körper-

lichen Organe bedürfe). — S. **144**, 9 v. u. s. Allgemeine Pathologie S. 64 (67 f. 2. Aufl.). — S. **145**, 11 Lotze scheint auf Abschnitt II u. III zu verweisen, wo er vielfach das sensorium bespricht, und auf IV, wo er das motorium (besond. S. 94 ff.) voraussetzt, das später S. 150 ff. eingehender behandelt wird. — S. **149**, 18 Vielleicht schrieb Lotze erweisen; s. zu **496**, 5 v. u. — S. **153**, 21 Lotze scheint den von Dr. Osborn im Dublin Quarterly Journal of Medical Science for 1833 mitgetheilten Fall im Auge zu haben, wo ein junger Mann in Folge eines Schlaganfalls die Fähigkeit zu sprechen fast ganz verloren hatte, so dass er fast nur einige einsilbige Wörter hervorbringen konnte. Er war ausser Stande die Buchstaben k, q, u, v, w, x u. z auszusprechen und mit i gelang es ihm selten; s. Forbes Winslow, On obscure diseases of the brain, and disorders of the mind 2. edit. London 1861 S. 502 ff. und Adolf Kussmaul, Die Störungen der Sprache (Ziemssen, Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie Bd. XII Anhang) Leipzig 1877 S. 190 f. — S. **157**, 1 v. u. Komma nach Wille getilgt. — S. **161**, 18 v. u. das Komma zugefügt nach Vorstellung ist. — S. **163**, 15 v. u. s. Allgemeine Pathologie S. 58 f. (S. 62 f. 2. Auflage) vgl. Metaphysik (1841) S. 272. — S. **164**, 13 v. u. Lotze meint Grabau in der früher, S. 13, citirten Recension; s. daselbst S. 256. — S. **165**, 11 nach aufhören Komma statt Semikolon gesetzt. — S. **166**, 17 v. u. indem st. in dem. — S. **174**, 18 unveränderliche st. unveränderlich. — S. **177**, 13 ohne welche st. ohne welches. Es folgt: und auf welcher. — S. **181**, 17 s. S. 105—113 u. S. 130 dieses Bandes. — S. **184**, 8 noch st. nach. Es wird in diesem § der letzte von der realistischen Ansicht noch zu erwähnende Punkt behandelt, das Verhältniss der Seele zum Körper, während vorher die Natur der Seele an sich gemäss dieser Theorie betrachtet war (§ 59). Seinem Inhalt nach ist er also eine Art Anhang zum vorangehenden §, weshalb »noch« ganz an seiner Stelle ist. Statt nachsehen hätte Lotze wohl auch zusehen gesagt, wenn er einen stärkern Ausdruck für nöthig gehalten hätte. — S. **191**, 5 v. u. dem st. den. — S. **196**, 17 allen st. allein, seitens der Druckerei verbessert. — S. **204**, 3 Komma nach Seele getilgt.

19. Ueber Bedingungen der Kunstschönheit. S. **207**, 19 Komma nach mögen eingesetzt. — S. **219**, 3 v. u.

musste st. müsste. — S. **226**, 22 den übrigen st. ihren übrigen. — S. **232**, 13 v. u. [ihm] eingesetzt. — S. **240**, 21 beständiger st. beständige. Lotze will den Gedanken abwehren, als ob es gelingen könne, durch Bemalung der Statuen das innere Leben, welches sich in der Wirklichkeit an der menschlichen Gestalt allerdings durch ihre wechselnde Färbung kundgebe, in den Steingebilden zum Ausdruck zu bringen. Dies kann nicht gelingen, meint er, weil die Farbe des menschlichen Antlitzes nur der Ausdruck desjenigen innern Lebens des Körpers ist, das er als organischer Körper vermöge seiner physiologischen Constitution besitzt und das auf den Fähigkeiten der Ernährung und der beständigen Regsamkeit beruht. Ein solches dem innersten Wesen des organischen Leibes angehöriges Leben lasse sich aber nicht in den kalten starren Stein hineindichten. Es konnte ihm also nur auf die Charakteristik jenes inneren Lebens nach seinen beiden Haupteigenthümlichkeiten ankommen, um zu zeigen, dass es nicht durch Auftragung von Farbe auf den Stein ausdrückbar sei. Dagegen brauchte er den Gedanken, an den Statuen durch die Farbengebung die beständige Regsamkeit selbst zum Ausdruck bringen zu wollen, nicht zu bestreiten, da diese nicht ausschliesslich in der Farbe zu Tage tritt und somit auch nicht wohl ernsthaft als das bezeichnet werden konnte, was in der Bemalung der Statuen Ausdruck finden soll. — S. **241**, 21 machen so einen verwirrenden Eindruck st. machen einen so verwirrenden Eindruck. — S. **243**, 3 Kapitäl st. Kapital. — S. **256**, 3 s. Seite 220, wo auch die drei Anforderungen entwickelt sind, auf die hier zurückgewiesen wird. — S. **265**, 1 gleichschenkliges st. gleichschenkliches.

20. Recension von G. Th. Fechner, Ueber das höchste Gut. S. **281**, 6 v. u. Handelns st. Handels.

21. Recension von Theodor Waitz, Grundlegung der Psychologie. S. **285**, 2 v. u. psychologischen st. psychologischer. — S. **288**, 18 dem Vorsatze S. 28 st. dem Vorsatze S. 21. — S. **292**, 16 Das Fragezeichen findet seine Begründung durch das in dem Artikel Seele und Seelenleben (No. XVIII S. 50) Gesagte: Weder Töne noch Farben verlegen wir an das peripherische Ende des betreffenden Nerven, sondern in einen äussern Raum. — S. **294**, 2 v. u. Nach der

Seitenangabe habe ich ein Kolon statt des Punktes gesetzt, da das Folgende bis S. **295**, 10 Auszug aus dem Waitz'schen Buche ist. — S. **296**, 11 v. u. viel mehr st. vielmehr. — S. **299**, 12 v. u. Qualitäten statt Quantitäten. Die von Waitz angeführte Stelle ist Allgemeine Pathologie S. 188 (S. 190 in der 2. Aufl.): Das Auge empfindet unmittelbar weder Gestalten noch die Undulationen des Aethers, obwohl diese letztern die Ursache seiner Empfindung sind, sondern es sieht Farben, und erst die durch die räumliche Anordnung der Nervenelemente gegebene Möglichkeit der Association farbiger Elemente gestattet mittelbar die Wahrnehmung der abstracten Qualitäten der Grösse und Bewegung durch ein sinnliches Organ des Körpers. — S. **299**, 2 v. u. s. Allgemeine Pathologie S. 152 (S. 157 2. Aufl.). — S. **301**, 21 die hier wie schon im Artikel Instinct (s. Bd. I S. 239) ausgesprochene Absicht einer Auseinandersetzung dieser wichtigen psychologischen Verhältnisse hat Lotze im Mikrokosmus verwirklicht (s. die Stellen in dem Vorwort des Bd. I der kl. Schriften S. XIII). Vorübergehend berührt hatte er die Frage inzwischen auch in »Seele und Seelenleben« kl. Schriften Bd. II S. 18.

22. Recension von J. M. Chalybäus, Entwurf eines Systems der Wissenschaftslehre. S. **321**, 3 dritten st. vierten. Die dritte »theilweis umgearbeitete« Auflage von Chalybäus' historischer Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel war 1843 erschienen, und in ihr steht die citirte Stelle in der That auf S. 416. Die vierte, in welcher sie auf S. 427f. steht, erschien erst 1848 (die Vorrede ist vom ersten Januar 1848 datirt), während das Stück der Gött. gel. Anz., in welchem Lotze die Stelle anführt, vom 27. Februar 1847 datirt ist. In der zweiten 1839 erschienenen Auflage findet sich, so viel ich sehe, die Stelle noch nicht. — S. **325**, 18 der Gedankenstrich findet sich nicht bei Chalybäus. — S. **325**, 1 v. u. s. S. 313—15. — S. **326**, 3 s. S. 315. — S. **329**, 7 v. u. bei Chalybäus steht: die geschaffene Wahrheit statt die geschaffene Welt. — S. **332**, 1 Komma nach Worte zugefügt. — S. **333**, 21 s. Chalybäus S. 286. — S. **333**, 13 v. u. S. 295 statt 296. — S. **333**, 3 v. u. unsern statt unserm. — S. **334**, 4 u. 2 v. u. die Anführungszeichen nach Persönlichkeit und vor für zugefügt. — S. **336**, 4 Komma nach

würde von der Druckerei eingesetzt. — S. **336**, 2 v. u. ist nach es zugefügt. — S. **340**, 15 v. u. hinweggehn statt hinweggeht.

23. Recension von Jos. Freih. von Eichendorff, Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland. S. **343**, 6 der gewaltigen st. den gewaltigen.

24. Recension von F. W. Hagen, Psychologische Untersuchungen. S. **348**, 11 nach einen Komma eingesetzt.

25. Recension von J. H. Koosen, Propädeutik der Kunst. Hierzu vgl. Lotze, Geschichte der Aesthetik in Deutschland (München 1868) S. 456 f.— S. **358**, 2 v. u. zusammengenommen statt zusammengezogen. Das erstere steht bei Koosen S. 123. Unmöglich ist es nicht, dass Lotze den Text, wie er öfters thut, freier wiedergegeben hat. Da er aber selbst sogleich im Folgenden den Ausdruck zusammengezogen gebraucht, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass ein Versehen des Setzers vorliegt, der schon auf das Folgende hinsah. — S. **360**, 15 v. u. entwickelt st. verwickelt. — S. **364**, 8 vor Musik die eingeschoben. — S. **367**, 19 dramatischen st. dramatischer. — S. **368**, 16 Bemerkungen st. Bemerkung.

26. Recension von H. Ulrici, Das Grundprincip der Philosophie. S. **380**, 11 v. u. vor wollen zu eingesetzt. — S. **382**, 4 nach könnte ein Fragezeichen statt des Ausrufungszeichens gesetzt. — S. **383**, 3 uns st. nur. — S. **384**, 16 schiefen st. scharfen. — S. **386**, 13 v. u. aufnahmen st. aufnehmen. — S. **388**, 1 diejenigen Thätigkeiten st. diejenige Thätigkeit. — S. **389**, 4 v. u. die Verweisungen, die ich zugefügt, gehen auf die Recension von Waitz, Grundlegung der Psychologie. Gegen Ulrici hatte Lotze vorher (S. 383) nur geltend gemacht, dass, weil Erkennen eine Wechselwirkung des Denkens mit der realen Welt voraussetze und Denken nicht ohne das denkende Subject stattfinde, die Theorie des Wissens nothwendig eine durch allgemeine Metaphysik begründete Psychologie zur Grundlage haben müsse. Hierdurch war zwar zunächst nur eine gewisse Art von Psychologie als Voraussetzung der Erkenntnisstheorie gefordert, aber mittelbar allerdings, nämlich durch die Begründung des Satzes, war damit die Art von Psychologie, die, wie Ulrici es wollte, nur vom Denken ausging und aus diesem das reelle (materielle) Sein und weiter

das Selbstbewusstsein ableitete, als unmöglich zurückgewiesen, somit »dieser Weg, eine Psychologie vor der Metaphysik«, auch hier für ungangbar erklärt. — S. **392**, 12 v. u. des Geschehens st. das Geschehens. — S. **394**, 17 Ulrici verweist auf C. G. Schultz, Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen, Breslau 1841. Es ist ohne Zweifel gemeint die Abhandlung dieses Titels von Carl Heinrich Schultz-Schultzenstein, Acta nova phys.-med. Acad. Caes. Leopold. Carol. vol. XVIII Supplem. II. Ueber den Verfasser s. F. W. Jessen, Botanik der Gegenwart und Vorzeit in culturhistorischer Entwickelung, Leipzig 1864 S. 434 f. und Sachs, Geschichte der Botanik, München 1875 S. 324. — S. **394**, 16 v. u. Komma nach Geist zugefügt.

27. Recension von Franz Vorländer, Wissenschaft der Erkenntniss. S. **397**, 11 f. bei Vorländer sowohl im Inhaltsverzeichniss als S. 166 steht Erkenntnissprocess der empirischen Reflexion. Wohl durch Versehen schrieb Lotze Entwickelungsprocess. — S. **399**, 11 v. u. im Anfang st. von Anfang. Bei Vorländer S. 257 steht: im Anfang und Fortschritt des Urtheils. Ein Versehen des Setzers war hier sehr wohl möglich. — S. **399**, 6 v. u. Vorländer S. 257 bezieht sich auf Lotze's Metaphysik S. 33 ff. — S. **402**, 5 nicht der dritte sondern der vierte Abschnitt bei Vorländer (S. 297) handelt über den Begriff der Einheit der absoluten Position. Lotze's Irrthum erklärt sich daraus, dass er den ersten, die Verschiedenheit und die Begründung der Weltansichten (S. 276—282), übergangen hatte. — S. **402**, 9 f. v. u. das Wort Folgenden ist im Originaltext, wohl nur durch Versehen, gesperrt gedruckt. — S. **403**, 16 v. u. das Komma nach Naturformen getilgt.

30. Selbstanzeige der zweiten Auflage der Allgemeinen Pathologie. Sie ist zum Theil wörtliche Wiederholung des Vorworts dieser Auflage.

31. Recension von J. H. Löwe, Ueber den Begriff der Logik. S. **413**, 8 v. u. verinnern st. erinnern; s. vorher S. **413**, 12 u. 19. — S. **413**, 2 v. u. jenes sich Deckens st. jenes Denkens. Lotze kritisirt den Ausspruch »da Subjectivität und Objectivität einander decken müssen«. »Jenes Denkens« hätte gar keine Beziehung im zunächst Vorhergehen-

den. Das sich decken müssen, sagt Lotze, ist nur eine Ausmalung des früher (s. S. **411**, 8 v. u.) durch blosse Subreption aus dem Füreinandersein von Object und Subject erschlossenen Parallelismus.

32. Recension von Ernst Guhl, Die neuere geschichtliche Malerei und die Akademien. S. **423**, 15 v. u. Guhl bezieht sich S. 92 auf Kunstblatt 1834 No. 9; s. Kunst-Blatt herausg. von Ludwig Schorn 15. Jahrgang 1834, Stuttgart u. Tübingen, S. 34. — S. **423**, 4 v. u. Guhl verweist S. 97 auf Fr. von Uechtritz, Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben I S. 111 (er meint Bd. II Düsseldorf 1840). — S. **424**, 17 s. Guhl S. 108 u. 110, wo auf dieselbe Schrift Bd. II S. 106 f. u. S. 121 verwiesen wird. — S. **426**, 9 s. Vischer, Kritische Gänge (1844) Bd. II S. 370 (nach Guhl S. 123). — S. **428**, 10 malt st. male. Die Aeusserung Vischer's ist nach Guhl entnommen den Jahrbüchern der Gegenwart v. J. 1844 S. 47. — S. **431**, 7 Guhl bezieht sich S. 80 auf P. de Montabert, traité complet de la peinture, Paris 1829. Die hier erwähnten Aussprüche führt er S. 176 f. an. — S. **431**, 19 nach Factum (?) ein Komma eingesetzt. Das Fragezeichen findet seine Erklärung im Folgenden bes. S. **432**, 15 ff. v. u. — S. **432**, 16 zusagenden st. zusagendem. — S. **432**, 12 v. u. noch st. nach. — S. **434**, 16 siehe Christian Hermann Weisse, System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit, Leipzig 1830, Bd. II S. 213.

33. Anzeige von Bonaventura Genelli, Das Leben einer Hexe in Zeichnungen. S. **437**, 21 Komma nach sind von der Druckerei eingesetzt. — **441**, 6 Floss statt Fluss; s. den erläuternden Text von Ulrici, dessen Wortlaut hier und öfter von Lotze wiederholt wird. — S. **443**, 14 in st. im. — S. **443**, 14 s. Deutsches Kunstblatt herausgegeben von Friedrich Eggers. Erster Jahrgang. Leipzig 1850, S. 4.

34. Recension von Ottomar Domrich, Die psychischen Zustände. S. **448**, 9 v. u. den st. der. — S. **454**, 14 v. u. das Komma nach naturwissenschaftlichen getilgt. — S. **456**, 5 v. u. die angeführte Aeusserung Virchow's findet sich (s. Domrich) im Archiv für pathologische Anatomie Bd. II, Berlin 1849, S. 12 f. in dem Aufsatz Die naturwissenschaftliche Methode und die Standpunkte in der Therapie. — S. **459**, 8 s.

Henle, Allgemeine Anatomie (Samuel Thomas von Sömmerring, Vom Baue des menschlichen Körpers Bd. VI Leipzig 1841) S. 741—748. — S. **459**, 17 v. u. Komma nach desjenigen von der Druckerei zugefügt. — S. **463**, 6 da st. so; s. Domrich an der genannten Stelle. — **463**, 12 s. S. 86 dieses Bandes. — S. **464**, 18 v. u. Domrich S. 180 f. citirt, nicht ganz genau, Lotze in Wagner's Handwörterbuch Bd. III S. 190 u. 191 (s. S. 82 u. 83 dieses Bandes).

35. Recension von Theodor Waitz, Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Dass der Verfasser der früher in den Gött. gel. Anzeigen erschienenen Recension desselben Werkes Christian August Brandis gewesen ist, unterliegt kaum einem Zweifel. In dem Verzeichniss der Recensenten der Gött. gel. Anzeigen, welches sich auf der hiesigen königlichen Bibliothek in Verwahrung befindet, steht allerdings Brandes als Recensent angegeben. Doch weisen die Chiffern sowie der Inhalt deutlich auf den Philosophen Brandis. Zudem sind nach Aussage von Herrn Bibliothekar Prof. Wüstenfeld derartige Versehen in jenem Verzeichnisse nicht selten. — S. **479**, 18 v. u. oder vielleicht st. aber vielleicht. Lotze will zeigen, dass für die Aufgabe der Psychologie, psychologische Gesetze zu entdecken, die Methode der Naturforschung, die Erscheinungen einer gewissen Gruppe durch eine Hypothese über die Beschaffenheit des Stoffs, der Bewegung u. s. f. zu erklären, nicht ausreichend sei. An psychologische Gesetze, sagt er, müsse man die Forderung stellen, dass sie entweder a priori richtig seien und zugleich anwendbar auf die Erscheinungen, oder sich wenigstens a posteriori bestätigt finden durch völliges Zusammenstimmen mit genauen Beobachtungen der Thatsachen des Seelenlebens und mithin tauglich zur Erklärung dieser Thatsachen. Nun lasse sich aber weder das eine noch das andere von einer naturwissenschaftlichen Hypothese erwarten. Das erste nicht, weil die naturwissenschaftlichen Hypothesen überhaupt nicht Sätze a priori sind, und so weit sie etwa aus der Natur der Materie oder den Gesetzen der Bewegung oder dem Wesen des Raums apriorische Bestandtheile in sich aufnehmen (d. h. sich auf Axiome stützen), auf den Gegenstand der Psychologie nicht anwendbar sind, da die Seele nicht materiell, nicht räumlich

und nicht im Raum bewegt ist. Das zweite nicht, weil, wie oben (S. 479, 5—9) bemerkt war, auf psychologischem Gebiete eine Schärfe der Beobachtung und Messung, die da erlaubte aus den Resultaten der Untersuchung auf die aüsschliessliche Richtigkeit einer einzigen bestimmten Hypothese zurückzuschliessen, wohl nie zu erwarten ist. Die Negation der ersten Forderung hätte weitläufiger allerdings auch so ausgesprochen werden können: welchen Werth hätten psychologische Gesetze, die weder a priori richtig oder zwar a priori richtig, aber vielleicht unanwendbar. Das wahrscheinlichere ist jedoch, dass Lotze den knappsten Ausdruck gewählt hat, wie er durch die aufgenommene Aenderung hergestellt ist. — S. 480, 7 Die Anführungszeichen vor einem habe ich gestrichen, da die Schlusszeichen fehlen und durch die Seitenzahlen genügend angedeutet ist, wie weit die Worte Waitz angehören. Derselbe sagt S. 8: Hierdurch ist uns fürs Erste unser Standpunkt gesichert; nämlich der, dass wir am Anfange unseres Philosophirens durchaus von nichts Anderem ausgehen können als von der vollkommen vertrauensvollen Voraussetzung der Richtigkeit der gemeinen Naturansicht, das heisst der von den Naturwissenschaften ausgebildeten Ansicht, welche die objective Realität der Aussenwelt mit allen ihren sinnlichen Qualitäten im Sinne des gemeinen Bewusstseins durchgängig festhält. Und S. 10 u. 11: Die Naturansicht der exacten Empirie besteht im Wesentlichen darin, dass eine Natur, eine objectiv reale Welt als ein höchst verwickelter Complex verschiedener Materien und Kräfte existire, die nach ewig unwandelbaren Gesetzen auf einander wirkend und in einander eingreifend gewisse Producte hervorbringen, deren eines, der Mensch, ebenfalls nach ewig nothwendigen Gesetzen, alle übrigen und sich selbst in der angegebenen Weise, nämlich als einen Theil jener objectiv realen Natur, auffasst und ihrem wahren Wesen nach zu erkennen im Stande ist. Dass diese Ansicht an vielen Mängeln leide und sich selbst, so wie sie ist, durchaus nicht genügen könne, ist leicht genug zu zeigen, wenn man sich auf den Versuch einer Analyse der in ihr vorkommenden Hauptbegriffe, Materie, Kraft, Gesetz, Product, Erkenntniss, einlassen will. — S. 485, 20 welchem st. welchen. — S. 485, 7 v. u. allen (sc. Empfin-

dungen) st. allem. Jenes steht bei Waitz und ist das seiner Ansicht entsprechende. Denn Empfindungen sind nach ihm Erregungszustände der Nerven; s. S. 290 dieses Bandes. — S. **493**, 5 zu S. 212 st. zu S. 242. Es ist die Note dort gemeint. — S. **496**, 15 v. u. finde st. finden. — S. **496**, 5 v. u. wenige st. wenig. Jenes steht bei Waitz. Das Versehen erklärt sich aus Lotze's Handschrift, in welcher das eine vom andern sich nur durch ein zugefügtes Häkchen unterscheidet. Obgleich Lotze in deutschen Lettern schreibt, hat er für den Vocal e durchweg, scheint es, die lateinische Form in Gebrauch (vgl. auch oben zu S. **127**, 14 und S. **174**, 18). — S. **497**, 2 Paragraphen st. Paragraphe. — S. **500**, 4 nach unmittelbar steht bei Waitz das Wort gewiss, doch ist es entbehrlich, und Lotze citirt oft in freier Weise. — S. **502**, 4. bei Waitz (S. 546) steht Thätigkeiten. Aber auch hier kann Lotze, absichtlich oder unabsichtlich, von dem Wortlaut abgewichen sein.

36. Recension von G. Th. Fechner, Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen. S. **506**, 1 hindeuteten st. hindeutete. — S. **511**, 6 v. u. in halten könnte ein Druckfehler vorzuliegen scheinen, doch kann es auch wohl mit besonderm Nachdruck gesagt sein für in Besitz genommen haben.

37. Selbstanzeige der allgemeinen Physiologie des körperlichen Lebens. S. **513**, 8 v. u. bestände st. beständen. — S. **523**, 10 v. u. den zu ihr st. der. — S. **525**, 18 dritten st. dritten. — S. **526**, 16 f. vierten st. vierten.

Göttingen, den 21. September 1886.

David Peipers.

INHALT.

XVIII.

SEELE UND SEELENLEBEN.

[1846. S. Handwörterbuch der Physiologie, herausgegeben von Rudolph Wagner. Bd. III. Braunschweig 1846, S. 142—264.]

Wie alle philosophischen Wissenschaften ist auch die Lehre von der Seele lange Zeit weit hinter derjenigen Erkenntniss ihres Gegenstandes zurückgeblieben, die sich unabhängig von ihr in der lebendigen Bildung der Gemüther entwickelt hatte. Die Schöpfungen Sophokleischer Kunst, die reiche Mannigfaltigkeit Homerischer Charaktere, der ganze Kreis griechischer und germanischer Mythologie, in denen neben den Erscheinungen der Natur so viele feine Züge geistiger Entwicklung ihren sinnigen Ausdruck gefunden; alle diese reiche Anschauung ist um Jahrhunderte den ersten entscheidenden Anfängen einer wissenschaftlichen Psychologie vorangegangen, die in dem einfachen Ausspruche des Cartesius von der vollkommenen Unvergleichbarkeit des Denkens und der Ausdehnung ihre erste, für einige Zeit wenigstens unbestritten gebliebene Grundlage erlangte. Zwar ist dies nur das allgemeine Schicksal philosophischer Theorien, die ja niemals mit einer höheren Erkenntnissquelle die Schichten so angehäufter Anschauungen durchbrechen, sondern nur denselben Instinct der Erkenntniss, der in der lebendigen Bildung sorglos sich der Beweglichkeit eines mannigfaltigen Fluges überliess, mit zusammengefasster Besinnung auf seine eigenen Spuren zurückzukehren nöthigen. Indessen haben doch mehre Umstände diese wissenschaftliche Sicherung gewonnener Anschauungen in der Psychologie mehr als in anderen Gebieten verzögert. Zwei scheinbar widersprechende Hindernisse können gleichmässig angeklagt werden; die unmittelbare Zugänglichkeit aller Seelenerscheinun-

gen für jede selbst unvorbereitete innere Selbstbeobachtung, und andererseits die Unmöglichkeit, gerade die letzten Einschnitte des Weges zu überwinden, die uns von dem eigentlichen Eindringen in ein ringsum gesehenes Reich von Vorgängen abhalten. Unstreitig hat es für jedes thatkräftige Gemüth eine grosse Verlockung, lieber selbstthätig, ahnend und handelnd und etwas wagend den Seelen Anderer gegenüber zu stehen, und in dem Streite des Lebens jene individualisirte Menschenkenntniss zu erwerben, die keinem Lehrgebäude, sondern eigener durchdringender Ahnungskraft verdankt, ein eigenthümlich stärkendes Gefühl selbstständiger Errungenschaft mit sich führt. So wendet diese leichte Zugänglichkeit des Seelenlebens die Theilnahme oft der tieferen Gemüther von einer psychologischen Wissenschaft ab, deren die Welt so lange entbehren konnte, ohne darum weniger glücklich in der Ausbildung hoher Blüthen des künstlerischen und sittlichen Lebens zu sein. Erinnern wir uns aber in andern Stunden, dass dem hellen Colorit solcher Anschauungen, die nur das wirkliche Leben darzubieten vermag, doch nicht ohne Schaden für die allseitige Ausbildung die an sich trockne Strenge wissenschaftlicher Zeichnung fehlen darf, so stört uns die Unnahbarkeit des Gegenstandes, der selbst die grösseren Züge, die aus seiner mannigfaltigen Abwechselung bedeutsam hervortreten, doch nicht wohl an ausnahmslose, genau gemessene und dann doch immer noch bedeutungsvolle Gesetze zu knüpfen verstattet. Allgemeines, aus einzelnen Erscheinungen gewonnen, hat nur dann Werth für uns, wenn es der Schlüssel wird zur Erkenntniss dessen, was von der Beobachtung abgewandt liegt; aber es wird zur leeren Wiederholung, wenn es uns nur die allgemeinen Umrisse desjenigen zeigt, was wir in seiner vollen Mannigfaltigkeit ohnehin vor Augen sehen. Die Psychologie hat bis in die neueste Zeit nicht zu den Wissenschaften gehört, die aus den Principien, welche sie der Beobachtung entnommen, die mögliche Beobachtung erweitern; sie hat vielmehr fast nur das Ergebniss gehabt, die wahrgenommenen Erscheinungen auf einen abstracteren und nicht überall klareren Ausdruck zu bringen, so dass mehr die Unterwerfung auch dieses Gebietes der Ereignisse unter systematische Vorüberzeugungen, als eine weitere Aufschliessung und

Erhellung des Gegenstandes in ihm selbst, das Ziel ihrer Bemühungen gewesen zu sein scheint. In wie weit die neuesten Leistungen auf diesem Gebiete jene Uebelstände beseitigt haben, mag hier noch dahingestellt bleiben; diese Klagen aber über dieselben schliessen nicht mein Versprechen ein, die Arbeit, der so viele Kräfte fast fruchtlos gewidmet wurden, plötzlich zu fördern, sondern sie wünschen dem hier zu machenden Versuche Nachsicht, wenn er seinen Zweck, die Punkte anzudeuten, an denen Physiologie und Psychologie gegenseitig sich fördern können, theilweise verfehlen und die Aufmerksamkeit seiner Leser zuweilen vielleicht auf Wege hinausweisen sollte, die sich später ungangbar zeigen.

I. Veranlassungen und Bedürfnisse der Psychologie.

Die erste Mühe in jeder wissenschaftlichen Untersuchung gilt der Begrenzung des Gegenstandes und der Verdeutlichung unserer Bedürfnisse, und dies hier ohne Zweifel um so mehr, als die verschiedenartigsten Ansichten in neuerer Zeit noch über den Boden streiten, auf dem ein Gebäude der Psychologie aufgeführt werden dürfe, und je mehr die kämpfenden Meinungen verrathen, dass sie selbst über das, was eine Erklärung leisten soll, keine gemeinschaftliche Ueberzeugung haben. Welches also ist unser Gegenstand, und was verlangen wir von ihm zu wissen? Die Frage, was die Seele sei, hat nicht nur an der Stelle des Was ein Unbekanntes, sondern auch das andere Glied des Satzes ist unbekannter, als in ähnlichen Fällen, da keine Anschauung uns erlaubt, auf die Seele als auf ein festgezeichnetes Bild hinzuweisen, wie auf Pflanze, Thier und Stein die Naturgeschichte. Die erste Frage daher, die wir zu beantworten haben, ist diese: mit welchem Rechte bilden wir den Begriff der Seele, und wo scheidet sich dasjenige, dem dieser Begriff und unsere Untersuchung gilt, als ein in sich Zusammengehöriges von dem übrigen Gegebenen ab? Dass aber auch, diese Beantwortung vorausgesetzt, die Verdeutlichung unserer Bedürfnisse ein wesentlicher Punkt der Vorbereitung ist, wird Niemand in Abrede stellen, der sich aufrichtig selbst sagt, wie sehr der Name der Seelenlehre in uns nur die unbestimmte Erwartung eines irgendwie und ir-

gendwoher aufgehenden Lichtes zu erregen pflegt, ohne dass wir die bestimmten Probleme, auf welche dieser Strahl entscheidend fallen soll, bereits aus der allgemeinen Sehnsucht unserer Erkenntniss herausgearbeitet und in die Richtung des einfallenden Lichtes gerückt hätten. Darum pflegen auch gewonnene Aufklärungen unbefriedigt zu lassen; denn sie können, wären sie selbst vollendet, doch nicht jede Frage beschwichtigen, die ihnen aus unklaren Bedürfnissen selbst unklar entgegenkommt.

A. Entstanden ist der Begriff der Seele in der lebendigen Bildung der Sprache nicht so, dass aus dem Thatbestande verschiedener Erscheinungen das Gleiche und Entsprechende zu einem allgemeinen Bilde zusammengezogen worden wäre, sondern vorahnend, wie so oft, hat die Sprache theoretisirt, und in diesem Begriffe die Ueberzeugung ausgesprochen, dass eine Gruppe mannigfaltiger Erscheinungen um einer inneren Verwandtschaft willen auf einen eigenthümlichen Erklärungsgrund zurückweise, durch welchen sie sich als ein in sich Zusammengehöriges von anderen Kreisen der Erscheinungen abschliesse. In drei Zügen besonders scheint jene Hindeutung zu liegen; zuerst in der beobachteten Thatsache des Vorstellens, Fühlens und Begehrens, dreier Formen des Geschehens, in denen allen sich eine über das blosse Sein und Geschehen noch hinzukommende Wahrnehmung dieses Seins und Geschehens, das Phänomen des Bewusstseins im weitesten Sinne, zeigt; dann in der Einheit des Bewusstseins, welche nicht gestattet, die geistigen Thätigkeiten an ein Aggregat ins Unendliche theilbarer und isolirter körperlicher Massen zu knüpfen; endlich in dem nicht beobachteten, sondern aus Beobachtungen vorausgesetzten Umstande, dass alles übrige bloss Seiende sich in allen seinen Verhältnissen nur als wirkende Ursache benimmt, die nach allgemeinen Gesetzen mit Nothwendigkeit vorausbestimmte Folgen erzeugt, während das, was wir beseelt nennen, als handelndes Subject Bewegungen und Veränderungen, Thaten überhaupt, mit neuem Anfange frei aus sich hervorgehen lässt. Prüfen wir nun, ob diese Züge die Annahme eines eigenthümlichen Princips, der Seele, zu ihrer Erklärung rechtfertigen, so werden wir finden, dass die

Psychologie sich nicht auf alle mit gleichem Rechte stützen kann.

1. Gehen wir zuerst jenen Erscheinungen des Bewusstseins nach, so finden wir sie durchaus in der Erfahrung nur als vergängliche Phänomene an einer ebenso vergänglichen Zusammenfassung körperlicher Massen, dem lebendigen Leibe, gegeben. Es liegt daher nahe, zu versuchen, ob diese körperliche Basis nicht selbst die Erklärungsprincipien für das geistige Leben enthalte, ein Umstand, der jede Psychologie als eigenthümliche Wissenschaft nicht nur unnöthig, sondern unmöglich machen würde. Philosophische Ansichten, die sich mit den Problemen der Psychologie ausführlicher beschäftigt, haben sich indessen in dieser Beziehung der gewöhnlichen Meinung zugewandt, die trotzdem, dass ihr jene Verkettung körperlicher und geistiger Ereignisse fortwährend vor Augen lag, doch dem Geistigen ein eigenthümliches Substrat unterzulegen sich getrieben sah. Alles, was physikalischen Massen als solchen, oder was dem lebendigen Körper als einer Zusammenfassung derselben begegnen kann, die Gesammtheit der Bestimmungen der Ausdehnung, Bewegung, Mischung u. s. f. ist durchaus unvergleichbar mit der Natur des Bewusstseins, das in den verschiedenartigsten geistigen Ereignissen gemeinsam vorkommt. Auf der klaren Anerkennung dieser absoluten Verschiedenheit des Denkens und der Ausdehnung, um uns dieser historisch gewordenen Worte zu bedienen, meinte die Psychologie das Recht begründen zu können, geistige Ereignisse nur von einem ebenso eigenthümlichen Grunde ableiten zu dürfen. Ehe wir die Einwürfe berühren, die diesem einfachen Grundsatze gemacht worden sind, ist die Vermeidung eines sehr häufigen Missverständnisses zu verlangen. Wer wegen der völligen Unvergleichbarkeit des Bewusstseins und der physikalischen Vorgänge in der Körperwelt das erstere von einem eigenthümlichen Principe begründet werden lässt, behauptet nichts weiter, als dass analytisch die geistigen Ereignisse nicht aus den körperlichen abgeleitet werden oder aus ihnen hervorgehen können, aber er leugnet darum keineswegs, dass ihr thatsächliches Vorkommen häufig, vielleicht immer, an die Bedingung körperlicher Vorgänge mit geknüpft sei. So wie jede Wirkung von dem Zusammentreten mehr-

facher Bedingungen abhängt, deren keine, isolirt für sich, mit unveranlasster schaffender Kraft eine Folge erzeugt hätte, so mögen wir einstweilen zugestehen, dass jenes eigenthümliche Princip, die Seele, aus sich allein nie jene Ereignisse entwickelt hätte, in deren Verlauf es durch die Anregung körperlicher Bewegungen hineingezogen wird. Aber ebenso meinen wir auch, dass diese zwar die veranlassende Ursache, oder die ergänzende Bedingung enthalten, unter deren Gewährung allein die geistigen Erscheinungen entstehen, dass sie aber eben ein fremdes Princip, zu dem sie nur ergänzend hinzutreten, voraussetzen. Wir können noch mehr Zugeständnisse machen, und müssen es hier, wo es auf die Vermeidung unmotivirter Missverständnisse ankommt. Weil physikalische und psychische Ereignisse gänzlich disparat sind, haben wir noch kein Recht, beide an verschiedene Gattungen von Substanzen zu vertheilen, vielmehr mag die Aussicht auf ein einziges, Denken und Sein in sich vereinigendes, mithin die physischen und psychischen Attribute in sich zusammenschliessendes Subject vorläufig offen gehalten werden. Allein selbst in diesem Falle, selbst wenn Nichts überhaupt existirte, dem nicht ein, unserer Beobachtung freilich leicht entgehender Grad geistigen Lebens zukäme, selbst dann würde die theoretische Betrachtung von dieser thatsächlichen Vereinigung des Körperlichen und Geistigen keinen unmittelbaren Nutzen ziehen. Nicht im Mindesten würde durch eine solche Annahme die Kluft verengert, die sich zwischen beiden ausbreitet, wir würden im Gegentheil nichts Anderes gewonnen haben, als jene spinozistische Vorstellung einer einzigen Substanz, die auf völlig unbegreifliche Weise zwei absolut getrennte Attribute in sich trägt, aus deren einem der Erkenntniss kein Uebergang in das andere möglich wäre. Nur die Hoffnung bliebe, dass irgend eine beiden Attributen äusserliche Macht sie so gegenseitig verbunden habe, dass mit den Abwandlungen des einen gewisse Modificationen des andern correspondirend verknüpft wären, doch so, dass Qualität und innere Mannigfaltigkeit der letzteren durchaus nur aus dem allgemeinen Charakter dieses, nicht des andern Attributes begriffen werden könnten. Möchte also auch factisch eine solche Einheit vorhanden sein, die theoretische Betrachtung könnte sich ihrer wenigstens am

Anfange ihrer Untersuchung nicht freuen, denn wie sehr auch immer zwei disparate Kreise von Ereignissen einander bedingen mögen, so wird doch nie der eine in der Art ein Erkenntnissprincip des andern sein können, dass die Erscheinungen des letzteren ihrem vollen Inhalte nach daraus sich ableiten liessen, sondern nur insoweit, dass die Form und der Rhythmus ihres Zusammenhangs in seiner Proportionalität mit den Zusammenhangsformen des anregenden disparaten Kreises aufgezeigt wird. Um dieser Ursachen willen meinen wir, dass die Psychologie allerdings auf dem angeführten Princip als unabhängige Wissenschaft beruht, und dass die Annahme der Seele als eines besonderen Princips zur Erklärung jener Erscheinungen des Bewusstseins unerlässlich ist. Wir äussern aber diese Meinung gerade hier am Anfange unserer Betrachtungen, denn hier allein ist sie gerechtfertigt. Dass eine scharfe Trennung des Geistigen und Körperlichen gegen manche Bedürfnisse unseres Geistes feindselig verstösst, wissen wir recht wohl und theilen die Sehnsucht, die diese Gegensätze in einer höheren Einheit verschmelzen sehen möchte. Aber es ist Thorheit, zu wähnen, dass, was in seiner Wurzel identisch sei, es auch in seinen Zweigen sein müsse. Wir, von der gegebenen Erfahrung beginnend, haben die letzten Ausläufer und Blüthen eines unbekannten Processes vor uns, und hier zeigen uns die Beobachtungen schlechterdings nichts, als ein harmonisches Ineinanderpassen körperlicher und geistiger Erscheinungen, deren keine ihrem Begriffe nach auf die andere zurückführbar ist. Uns bleibt mithin nichts Anderes übrig, als zunächst an dieser Trennung der Principien festzuhalten, und nachdem wir jedes in seiner Weise entwickelt und die Art ihrer Zusammenstimmung überblickt, uns umzusehen, welche Möglichkeit einer höheren Vereinigung sich für diese beiden nun bekannt gewordenen Kreise von Ereignissen denken lassen werde. Dieser Weg der Betrachtung, obgleich derselbe, dem wir sonst in naturwissenschaftlichen Forschungen zu folgen pflegen, ist jetzt der weniger betretene. Anstatt der Klarheit unserer Vorstellungen zu Liebe sorgsam auseinanderzuhalten, was zunächst als zu scheiden sich ankündigt, anstatt die vielen einzelnen Fragen über das Verhältniss des Geistes und des Körpers zu wenigen concentrirten Problemen zu sammeln, aus

deren Auflösung auch jenen ihre Entscheidung zukäme, hat man lieber bei den ersten Anfängen der Betrachtung das Verschiedenste zusammengeworfen, und aus einer Einheit beider jener Erscheinungskreise, die man voreilig voraussetzte, oft mit leichtfertiger Keckheit Ansichten entwickelt, denen die ersten Bedingungen logischer Klarheit abgehen, und die sich wesentlicher Ahnungen des Geistes nur bemächtigen, um sie in einer unpassenden Anwendung zu profaniren.

Wir konnten den Ansichten, die Geistiges und Körperliches nicht sowohl identificiren, als von einem gemeinsamen Substrate ausgehen lassen, das dann natürlich an sich weder das Eine noch das Andere sein würde, zunächst nur einen methodologischen Einwurf machen, denn sie stellen an die Spitze der Untersuchung einen dunklen Begriff, der vielleicht als Ergebniss derselben klar gewesen sein würde; es gibt jedoch andere eigentlich sozunennende materialistische Ansichten, denen wir allerdings jede Berechtigung streitig machen müssen. Ausgehend von dem rohesten Augenschein, der uns allerdings nur Nerven mit Hülle und eiweissartigem Inhalt zeigt, und nicht bedenkend, dass vielleicht der Begriff der Materie zu grosse innere Widersprüche hegt, als dass er die Grundlage für etwas Anderes sicher darböte, sind sie geneigt, körperliche Thätigkeit mit geistiger zu identificiren, oder doch die letztere als ein Nebenproduct der ersten zu fassen, das ohne ein anderweitiges Princip aus ihr hervorgehe. Sollte über die Giltigkeit einer Ansicht der Erfolg ihrer Bemühungen allein entscheiden, so würde diese gewiss einen sehr schwierigen Stand haben. Noch erwarten wir von ihr die Aufklärung, warum eine innere Veränderung des Sehnerven mehr als solche Veränderung sei, wie sie der Nervensubstanz zustossend gedacht werden kann, warum sie hier plötzlich die Empfindung leuchtenden Glanzes aus sich erzeuge; noch erwarten wir ferner von ihr den Nachweis, warum eine Bewegung des Nerveninhaltes nicht blosse Bewegung bleibe, sondern das Gefühl eines Strebens oder das Wissen um die Bewegung erzeuge; noch erwarten wir endlich, und dies vor Allem, die Nachweisung jenes untheilbaren Nervenpunktes, der zu allen diesen Ereignissen ein ebenso unwandelbares Subject abgeben könne, wie die Seele, die jene Vorgänge in ihr eines indivi-

duelles Bewusstsein vereinigt. Obwohl wir daher in solchen Ansichten nicht erfahren, wer oder was da eigentlich empfindet, fühlt und strebt, obwohl Niemand uns nachgewiesen hat, auf welche Weise die physikalische Veränderung des Nerven plötzlich in eine bewusste Empfindung sich umwandelt, so wollen wir doch noch einige Vorwürfe durchgehen, die von dieser Seite der psychologischen Annahme einer eigenthümlichen Seele gemacht zu werden pflegen.

Man sagt, deswegen, weil räumliche Bewegungen oder chemische Veränderungen unvergleichbar mit Empfindungen und Vorstellungen sind, habe man nicht nöthig, eine besondere Seele zu denken, die durch jene angeregt, diese entwickle; wüssten wir doch, wie häufig der qualitative Gehalt der Erscheinungen auf bloss quantitativen Verhältnissen der bedingenden Gründe beruhe. So entstehe Klang und Licht aus Wellenbewegungen, die an sich weder tönen noch glänzen. Man hört dies unbegreifliche Beispiel nicht selten für jene materialistischen Ansichten anführen[1]), und es ist ganz geeignet, sie zu widerlegen. Allerdings haften jene Erscheinungen qualitativer Art an quantitativen äusseren Bedingungen, aber nie würden sie zu Stande kommen, wenn nicht eben jene Bedingungen und die durch sie erzeugten Veränderungen des Nerven in uns ein anderes eigenthümliches Princip anträfen, an dem sie sich brechen, und das auf sie durch Erzeugung einer Empfindung zurückwirkt, so dass in unserer Auffassung, nie ausserhalb ihrer, durch unsere Seele, nie ohne sie, das Qualitative der Empfindung den quantitativen Veranlassungen folgt, ohne aus ihnen allein hervorzugehn. Es ist das Nämliche mit allen anderen solchen Fällen, wo Qualitäten der disparatesten Art auf nur quantitativen Unterschieden beruhen sollen. Sie sind nicht Beispiele aus einem andern Gebiete, die unabhängig von allem Psychischen, die nämlichen Verhältnisse auch in diesem glaubhaft machen könnten, sondern es sind Beispiele, die in dieses streitige Gebiet selbst fallen, und die Wahrnehmung, dass Wirkungen aus Ursachen erfolgen,

---

[1]) Z. B. von Drobisch in einer Recension über Beneke's Psychologie. Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur, herausg. v. E. G. Gersdorf, 14. Nov. 1845 (Jahrg. III Bd. 4 S. 247).

aus denen unser Denken sie nicht nachconstruirend entwickeln kann, ist daher nicht geeignet, unseren bisherigen Behauptungen entgegengestellt zu werden. Es ist wahr, dass wir nicht im Stande sind, nachzuweisen, warum aus Farbe und Geschmack zweier sich verbindender chemischer Körper die neue Farbe und der neue Geschmack ihres Productes hervorgehen müsse; aber dieses Räthsel ist eben darauf zurückzuführen, dass überhaupt keine physikalische Eigenschaft der Dinge allein uns die Art erklären kann, wie sie uns in unserer sinnlichen Empfindung erscheinen. In dem physikalischen oder chemischen Processe selbst aber hat eine solche Erzeugung ganz disparater Wirkungen nicht stattgefunden. Die frühere Dichtigkeit und Anordnung der Elemente in den beiden zusammensetzenden Körpern ertheilte den Lichtwellen eine bestimmte Art der Bewegung, aus der erst unter Mitwirkung der Seele sich die bestimmte Farbe für uns entwickelte. Ebenso gibt jetzt die veränderte Dichtigkeit und Anordnung denselben Lichtwellen eine andere Modification, die an sich von der vorigen ebenso nur durch mathematische Eigenschaften unterschieden ist. Aber zwischen diesen Lichtwellen und unserer Anschauung liegt die Natur unserer Seele, und wie in jedem Beispiele der Reizbarkeit, bei dem der zwischenstehende Organismus, auf den der Reiz wirkt, dessen Effecte ändert, so geht auch hier aus den veränderten mathematischen Eigenschaften des Reizes nur durch die eigenthümliche Mitwirkung der Seele die qualitativ neue Erscheinung der andern Farbe hervor. Nur in unserer Auffassung also verwandelt sich die stetige, in demselben Elemente quantitativer Unterschiede sich bewegende Veränderung der Objecte in ein sprungweis verschiedenes Auftreten von Qualitäten, die aus den früheren allerdings nicht nachconstruirt werden können, ohne dass wir eben auf dies Mittelglied einer auffassenden Seele zurückgingen, in deren Natur es liegt, auf äussere Veranlassungen die von äusseren Processen völlig verschiedenen Empfindungen zu produciren. Es ist leicht, diese Betrachtungen fortzusetzen und zu zeigen, dass überall, wo plötzlich und unvermittelt neue Qualitäten in der Natur aufzutreten scheinen, das Neue eben nur in unserer Auffassung liegt, während das wahrhaft objectiv Geschehende in demselben vergleichbaren Elemente

der Wirkungen bleibt, und dass, wo sprungweise z. B. der Aggregatzustand eines Körpers verändert wird, da doch die bewirkenden Kräfte lange vor dem Maximum vorhanden gewesen sind, nach dessen Erreichung sie für unsere Wahrnehmung auf ein Mal die ganze Form der Erscheinung ändern.

Ein Fall aber ist noch übrig, und da ich selbst an einer andern Stelle ihn angeführt habe, so habe ich hier zu berücksichtigen, ob seine Consequenz nicht gegen die hier geäusserten Ansichten sich kehren lasse. Wenn auch zusammengesetzte Wirkungen sich als analytisch in höheren Gesetzen enthaltene Folgen aufweisen lassen, so finden wir doch, dass die letzten Naturgesetze den Dingen Wirkungen vorschreiben, die nicht in deren Natur und Begriff als nothwendig enthalten gelten können. So wenig wir wissen, wie das räumliche Zugleichsein der Körper die Annäherung derselben hervorbringt, die dem Gesetze der Schwere folgt, so wenig wissen wir vielleicht, wie physikalische Zustände des Körpers die Phänomene des geistigen Lebens bedingen, ohne doch an der Wirklichkeit dieses Bedingtseins zweifeln zu dürfen. Dieser Einwurf, der uns leicht gemacht werden könnte, regt manche andere Betrachtungen an, die hier zu weit führen würden; es ist aber ein Punkt hauptsächlich, der seine Wendung gegen unsere Ansicht entkräftet. Wo einfache Naturgesetze den Körpern gewisse Wirkungen auferlegen, die aus deren Begriffe vielleicht nicht folgen, da haben diese Wirkungen an jenen Körpern wenigstens ein bestimmtes Substrat, an dem sie haften oder von dem sie ausgehen. Jene Annahmen aber, die so gern die geistigen Erscheinungen von bloss körperlichen Ereignissen abhängig machen, sprechen nicht selten so, dass das Subject, dem Empfindung und Vorstellung hier zugeschrieben werden soll, völlig unbestimmt bleibt, als könne aus physikalischen Vorgängen im Körper eine geistige Thätigkeit nur überhaupt entstehen, ohne dass sie irgend einem Subject angehörte, in dem sie erweckt wird. Will man hier consequent sein, so muss man zugeben, dass die Empfindung und Vorstellung demjenigen Elemente zugehört, in dem der körperliche Process stattfindet. Dann aber wird man einer Alternative nicht entgehen. Entweder man wird jedes einfache Element der Nervensubstanz als eine körperliche Seele betrachten müssen, die

von ihren eigenen Zuständen zwar Kenntniss hat, aber ohne dass sich daraus im Mindesten das eine Bewusstsein der Seele erklären liesse, das wir in uns vorfinden; oder man gibt zu, dass von den Elementen der Nervensubstanz nur eines diesen Vorzug geniesse, seine Zustände wahrzunehmen, die übrigen aber nur dazu berufen sind, diese Zustände in einer geregelten Ordnung in ihm zu erwecken. Im ersten Falle wird man anstatt einer Seele ein System von Seelen haben, das die Probleme der Erklärung zwar unendliche Mal vervielfacht, für die Lösung aber keine weiteren Vortheile gewährt; denn vom Empfinden einer Hirnfaser zu sprechen, würde ebenso wenig zulässig sein, als einem Sandhaufen ein Collectivbewusstsein beizumessen. Im zweiten Falle möchte es zwar vielleicht gelingen, die Individualität des Bewusstseins, die eine gegebene Thatsache ist, zu erklären, aber wir finden uns auch durch Annahme einer einzigen so die übrigen beherrschenden Monade dieser gesammten materialistischen Ansicht entrückt und zu der Forderung eines eigenthümlichen Princips für die geistigen Erscheinungen zurückgeführt, nur mit der Zugabe, dass dieses einige Princip zunächst als eine körperliche Masse angesehen werden soll, die den Vorzug einer zugleich geistigen Natur geniesse. Eine weitere Verfolgung der Nothwendigkeit, dass das allen Seelenerscheinungen zu Grunde liegende Substrat eine völlig individuelle Einheit sein müsse, würde wegen der Unverträglichkeit dieser Forderung mit der unendlich theilbaren Natur aller Materie auch diesen letzten Rest verschwinden lassen, und uns überzeugen, dass eins der wesentlichsten Probleme der Psychologie, die Einheit des Selbstbewusstseins, keine Hoffnung habe, ohne Voraussetzung eines eigenthümlichen Erklärungsgrundes gelöst zu werden.

Wir dürfen daher behaupten, dass die Psychologie als abgesonderte Wissenschaft fest beruhen kann auf der Voraussetzung einer eigenthümlichen Seele, welche uns die Unvergleichbarkeit der Seelenerscheinungen mit allen körperlichen Processen und die Einheit des Bewusstseins unerlässlich machen. Indessen kann diese Behauptung nicht in grösserer Ausdehnung gelten, als in welcher man überhaupt einzelne Wissenschaften besondere Gebiete behandeln lässt. Ausgehend von der Erfahrung verwickeln wir uns bei der Annahme einer

Identität zwischen Körper und Seele sogleich in Missverständnisse, welche die Auffassung auch der einfachsten Beziehungen zwischen beiden nur trüben könnten. Es scheint uns daher eine methodologische Forderung zu sein, den Gegensatz beider zunächst scharf ausgeprägt zu Grunde zu legen, um die ohne Zweifel zwischen ihnen stattfindende enge Verknüpfung deutlicher beobachten zu können, als wenn sie als etwas sich von selbst Verstehendes ohne weitere Analyse vorausgesetzt würde. Auf diesen Punkt fortwährend zu dringen, scheint mir nothwendig, da er zu häufig vernachlässigt wird; auf die Ergänzung dieser Ansicht aber, bei der wir freilich uns zuletzt nicht befriedigen werden, durch eine Nachweisung der Einheit zwischen Körper und Seele noch einmal hinzudeuten, ist hier weniger nöthig, da ich am Schlusse dieser Betrachtungen darauf zurückkomme. Fehlte überdies Jemandem das Bewusstsein, wie wenig solche dualistische Trennungen das letzte Wort in dieser Sache sein dürfen, so dürfte ich nur auf die in der That häufig sehr treffende Kritik verweisen, die Grabau[1]) diesen Ansichten, die er leider für die meinigen hielt, angedeihen liess, und mit der ich viel vollständiger einverstanden bin, als mit den theoretischen Erklärungsversuchen, die er von dem Standpunkt einer vorausgesetzten Identität zwischen Körper und Seele ihnen gegenüberstellt.

2. Wenn wir nun ferner die Einheit des Bewusstseins als einen Punkt nennen, auf welchen sich die Annahme eines eigenthümlichen Princips für die psychischen Erscheinungen mit Recht stützt, so lassen auch hiergegen missverständliche Einwürfe schwerlich auf sich warten. Zuerst scheinen die Thatsachen vergessener und dann wieder erinnerter, oder die der scheinbar in verschiedenen Höhen im Bewusstsein schwebenden Vorstellungen selbst darauf hinzudeuten, dass das Bewusstsein nicht für allen seinen Inhalt eine gleich strenge Einheit darbietet, wie für den, der gerade auf dem Höhenpunkte seiner Entfaltung in ihm steht. Es ist jedoch leicht zu sehen, dass es sich hier nur um verschiedene Zustände des einen Princips handelt, und dass eine Vorstellung, die dem Bewusst-

---

[1]) Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, 15. März 1845 u. ff. (Jahrgang IV No. 64—68).

sein entgangen ist, nicht als Vorstellung einem andern Subjecte sich zugewendet hat, sondern an demselben Subjecte verbleibend sich aus einer Vorstellung in einen andern Zustand desselben umgewandelt hat. Von dieser Seite, wie sich dies später erweisen wird, dürfte mithin keiner der körperlichen Theile der Seele zu substituiren sein, denn keiner von ihnen würde eher eine untheilbare Einheit darstellen, als bis man ihn allen Grenzen sinnlicher Wahrnehmung entrückt, und eben zu einem untheilbar und raumlos Seienden gemacht hat, das ohne Gestalt zu besitzen, doch recht wohl seinen bestimmten Ort im Raume hat. So umgeändert aber ist dies nicht der Begriff eines Materiellen mehr, sondern eines Seienden überhaupt, und ein solcher zwar, unter den auch eine psychologische Ansicht ihren Begriff der Seele subsumiren könnte. Allein es gibt Viele, die da glauben Einheiten machen zu können. Das Parallelogramm der Kräfte ist der verführerische Satz, dessen gewöhnlicher etwas laxer Ausdruck solche unerfüllbare Hoffnungen erregt. Zwei Bewegungen sollen eine dritte nicht minder einfache erzeugen, als sie selbst waren. Warum sollen nicht die vielen Thätigkeiten der Hirnfasern zuletzt eine resultirende Thätigkeit hervorbringen, die, so lange ihre componirenden Elementarkräfte nur aushalten, immer in derselben Weise regenerirt wird und uns so den Schein eines untheilbar einen Princips geben kann, von dem sie abhinge? Ich sagte oben, dass der laxe Ausdruck jenes Gesetzes solche Hoffnungen errege. Das Parallelogramm der Kräfte bedeutet nur: wenn auf einen und denselben Punkt zwei Bewegungen einwirken, ertheilen sie *diesem* Punkte eine resultirende, an sich aber einfache Bewegung. Diesen Punkt lässt jenes Raisonnement weg. Nicht irgend einem sich gleichbleibenden Substrate sollen die Hirnfasern eine resultirende Bewegung mittheilen, sondern ihre Thätigkeiten sollen überhaupt nur Resultanten bilden, ohne Voraussetzung solchen Punktes. Da nun Bewegungen nicht an sich existiren können, sondern nur Bewegtes, so muss man sich doch nach einem Subjecte umsehen, das diese Resultanten an sich trägt. Dies könnten nach dieser Ansicht nur die Theile sein, deren Thätigkeiten die Resultanten hervorbringen, d. h. die Hirnfasern. So wie zehn verschiedene Wasserströme, die sich treffen, ihren eigenen Theil-

chen freilich eine resultirende Bewegung geben werden, so würden auch die Hirnfasern, wenn nämlich die Bedingungen danach wären, allen ihren Theilchen resultirende Thätigkeiten durch ihre gegenseitigen Einwirkungen verleihen. Davon wäre die Folge etwa, dass jetzt viele Wassertheilchen, die sonst entgegengesetzt strömten, nach gleicher Richtung strömen, aber Niemand wird erwarten, dass sich nun auf ihrem Schaume plötzlich ein resultirendes Individuum werde erblicken lassen, welches diese Bewegungen von tausend Theilchen in einem Bewusstsein vereinigt. Um ohne weiteres Bild zu sprechen; nach Analogie des Parallelogrammes der Kräfte folgt wohl, dass verschiedene Zustände eines und desselben untheilbaren Substrates sich in einen Collectivzustand desselben zusammensetzen, aber nicht dass die Thätigkeiten von hundert verschiedenen Theilen eine für sich bestehende Resultante geben, die gar nicht an einem bestimmten Substrate haftete, auf welches die zusammensetzenden Thätigkeiten einwirkten.

Ist daher in neuerer Zeit geäussert worden, dass der Begriff der Seele ganz auf dieselbe fehlerhafte Art gebildet worden sei, wie der der Lebenskraft, so muss ich dieser Annahme, so wie dem gesammten tumultuarischen Bemühen, psychische Erscheinungen aus bloss organischen Gründen herzuleiten, entschieden widersprechen. In dem leiblichen Leben liegt nichts vor, als eine Reihe von Erscheinungen, die an verschiedene einzelne deutlich erkennbare Substrate gebunden sind, und die allerdings einen zusammenstimmenden Plan zeigen, den sie der bestimmten Disposition der wirkenden Theile verdanken. Das Leben als eine Resultante verschiedener einfacher Kräfte anzusehen, haben wir daher allerdings ein Recht; denn die einzelnen Theile desselben vertheilen sich auch in der That an verschiedene Substrate, das ganze Leben aber gehört auch nur als Form des Ablaufs einer Erscheinungsreihe dem Ganzen des zusammengesetzten Körpers an. Gerade hier findet das Statt, was wir oben an dem Beispiele des Wasserstrudels dem geistigen Leben gegenüberstellten; die Resultante aus den Wirkungen einzelner Theile fällt auf sie selbst und auf andere Theile, und die Einheit, die sich zeigt, ist nur eine solche, die unsere Betrachtung dem zusammengesetzten Ergebnisse zuschreibt.

3. Anders als mit diesen eben betrachteten zwei Zügen des Seelenlebens verhält es sich mit dem dritten, mit der eigenthümlichen freien Lebendigkeit, die der Seele so zugeschrieben wird, dass sie Bewegungen anfange, zu denen sie durch keinen vollständig zwingenden Grund genöthigt werde, wie die übrigen unbeseelten Dinge. Dieser Zug ist keine Thatsache der Erfahrung, sondern eine Annahme. Die Reihe der Erscheinungen zeigt uns in mancherlei Abstufungen bald Wirkungen, deren sämmtliche Voraussetzungen deutlich in unsere Beobachtung fallen, und welche uns eben deswegen als ganz durch diese nach allgemeinen Gesetzen bedingte Folgen sich darstellen; bald aber auch Dinge, deren innere uns unbekannte Organisation, nicht minder bestimmten Gesetzen zufolge, sehr mächtig die von aussen ankommenden Eindrücke modificirt, so dass uns nur eine Endwirkung zu Gesicht kommt, die mit dem bekannten Theile der Bedingungen, nämlich den äusseren Eindrücken, nun nicht mehr nothwendig zusammenhängend scheint. Diese Phänomene der Reizbarkeit nun zeigen sich denn auch in den beseelten Wesen, und es würde ein Fehlschluss sein, wenn wir, unbekannt mit den vielfältigen Gründen, die in der Organisation der Seele einem geschehenen Eindrucke neue Richtungen geben können, Resultate, deren Bedingungen uns entgehen, für unbedingte und freie ansehen wollten. Wenn daher dieser Charakter des Beseelten theoretisch gewiss nicht gerechtfertigt ist, so können wir ihn dagegen als ein vielleicht nothwendiges Postulat anderer, nämlich moralischer Bedürfnisse ansehen, und es würde ihm dann, zwar nicht bei dem Anfange unserer Betrachtungen, wohl aber bei der Gestaltung ihres Endergebnisses sein Gewicht zu lassen sein. Die Schwierigkeiten, die der Begriff der Willensfreiheit mit sich führt, sind zu gross, als dass wir auf ihn unsere weiteren psychologischen Ansichten bauen möchten; allein, obwohl über diesen Punkt hier noch gar keine Entscheidung zu geben ist, so würde es mir doch leid thun, wenn ich mir durch diese Ablehnung den Schein gäbe, vielverbreiteten Ansichten zu Liebe die Wichtigkeit auch dieser Betrachtung zurückzusetzen. Man hat es oft ausgesprochen, und ich habe diesen Vorwurf speciell gegen mich erfahren, dass Rücksichten auf die Freiheit des Willens, deren wir zu bedürfen

glauben, uns am wenigsten abhalten dürften, die durchgängige Abhängigkeit der Seele vom Körper anzuerkennen; dass dagegen die Beschwichtigung jener moralischen Bedürfnisse dem Glauben zu überlassen sei. So lebhafte Aussprüche sollten wenigstens bedenken, dass jene Abhängigkeit nichts weniger als bewiesen ist, und dass auch ohne diese verurtheilte Rücksicht auf ethische Anforderungen den materialistischen Annahmen bisher noch nie erledigte Hindernisse entgegenstehen. Was aber jenen Glauben betrifft, so erkenne ich wohl einen an, der Lücken unserer Erkenntniss ausfüllt, aber nicht einen, der das wahr macht, was jener widerspricht, und ich kann der Leichtfertigkeit, welche die Auflösung harter Widersprüche sorglos ihm zuschiebt, nur die Worte eines Dichters entgegensetzen, dass Anderes wissen, Anderes glauben, ein dummes Spiel sei. Auch dies ferner kann ich nie zugeben, dass überhaupt jene moralischen Rücksichten der Behandlung dieses Gegenstandes fremdartig seien. Alle wissenschaftlichen Untersuchungen müssen sich zuletzt einer gesammten Weltansicht unterwerfen, und nie dürfen wir einer Wissenschaft gestatten, ihre Lehren so auszubilden, dass sie zwar erträglich in sich zusammenstimmen, aber nach einer Richtung auslaufen, in der sie andere ebenso wesentliche Bedürfnisse nie befriedigen können. Ich mache den Anspruch, dass der untersuchende Geist bei jedem auch noch so unbedeutenden Gegenstande mit seinem ganzen Wesen thätig sei, und alle seine Anforderungen, nicht die theoretischen allein, geltend mache, so dass die Ergebnisse der Wissenschaft, wo sie nicht den gesammten Menschen zu befriedigen vermögen, ihm wenigstens den Weg zu weiterer Befriedigung nicht versperren. Auch in naturwissenschaftlichen Untersuchungen sollen wir nicht von einem bloss theoretischen Bedürfnisse, wie die niederen Thiere von einer einseitigen Instinctidee, getrieben werden, sondern bedenken, dass bei allen von dem Gegebenen zu seinen Gründen aufsteigenden analytischen Untersuchungen wir zu einer Mehrheit möglicher Erklärungsgründe gelangen, von denen nicht der erste beste, der sinnlichen Anschauung nahe liegende sogleich festzuhalten, sondern der zu wählen ist, dem auch unsere ästhetischen und ethischen Bedürfnisse zustimmen. Denkenden Hirnfasern mögen solche Forderungen unhaltbar

erscheinen, Geister aber werden ihnen beistimmen. Wie wenig es daher auch in der Richtung unserer Zeit liegen mag, und wie sehr sich selbst eine neuere psychologische Schule bemüht hat, durch täuschende Reden uns eine Frage vergessen zu machen, für die sie keine Antwort hatte, so gestehe ich dennoch hiermit ein, dass solche Rücksichten auf die Bestimmung des geistigen Lebens für mich etwas gelten, und dass ich in einer sie verletzenden Ansicht eher einen Fehler der Erkenntniss vermuthen werde, als ich mich dazu entschliesse, sie ihr aufzuopfern.

Diesen Bemerkungen haben wir nun noch einen schon oben angedeuteten Punkt hinzuzufügen. Wir glauben kein Recht zu haben, für die Erklärung des Vorstellens, Fühlens und Strebens ein Princip voraussetzen zu dürfen, dessen ganze Natur eben nur darin bestünde, auf äussere Veranlassungen diese Erscheinungen in sich zu erzeugen; wir müssen vielmehr annehmen, dass diese Fähigkeit einem Inhalte zukomme, der für sich schon charakterisirt ist, und keineswegs in allen Fällen der nämliche zu sein nöthig hat. Der Name Seele bezeichnet mithin für uns keine abgesonderte Gattung von Substanzen, anderen Gattungen entgegengesetzt, vielmehr ist er nur ein phänomenologischer Ausdruck, und bedeutet jedes uns übrigens noch unbekannte Substrat, insofern es im Stande ist, die angeführten Phänomene hervorzubringen. Wollten wir voraussetzen, dass allen Beispielen beseelten Lebens überall gleichartige Wesen, deren ursprüngliche Function etwa nur im Vorstellen bestände, zu Grunde lägen, so würden wir nicht nur etwas alle Erfahrung Ueberfliegendes annehmen, sondern die innere Leerheit und Bestimmungslosigkeit solcher Wesen dürfte uns vielleicht in der Erklärung der Verhältnisse, nach denen ihre einzelnen Thätigkeiten zusammenhängen, öfters hinderlich sein, und wir würden nominalistisch einem Begriffe, der zunächst sich uns nur zur Bezeichnung einer Würde gebildet hat, eine reelle Giltigkeit beilegen, die dem noch unbekannten Würdenträger zukommt. Welches nun aber die Subjecte sind, die jene Erscheinungen des Seelenlebens in sich erzeugen, dies ist ein Gegenstand einer ganz andern Untersuchung und die Grenzen des Seelenreiches bleiben vor der Hand nach zwei Seiten völlig unbestimmt. Zuerst insoweit,

als uns die Erfahrung keine Beobachtung eines sich nicht äussernden, dennoch aber vielleicht vorhandenen Seelenlebens gestattet. In dieser Beziehung kann den Phantasien, welche Pflanzen, Steinen und Weltkörpern ein solches Leben zuschreiben, hier nicht Schweigen auferlegt werden, sondern erst die Resultate der Betrachtung können zeigen, welche Wahrscheinlichkeit der Gedanke einer so weiten Verbreitung des dann genauer bekannten Seelenlebens haben mag. Aber auch andererseits in den Gegenständen, die uns für beseelt gelten, bleibt die Frage übrig, welche von ihren Erscheinungen von diesem Attribute der Geistigkeit, welche aus anderen Quellen abzuleiten sind. Obgleich nämlich nur wenige Ereignisse uns zur Annahme einer Seele auffordern, so kann doch ausser ihnen noch Manches, was nicht ebenso deutlich dazu aufforderte, später sich von der Wirksamkeit des nämlichen Princips mit abhängig zeigen. Und so muss auch die Beurtheilung jener anderen Ansichten, die die Seele zugleich als Lebensprincip des Körpers betrachten, dem weiteren Verlaufe der Untersuchung überlassen bleiben.

Aus diesen Gründen allein schon, die sich leicht durch andere verstärken liessen, geht die Ueberzeugung hervor, dass unmöglich der anscheinend einfachste Weg, zuerst in einer empirischen Psychologie sämmtliche Seelenerscheinungen zu ordnen, um sie später einer erklärenden Theorie zu unterwerfen, eingeschlagen werden kann. Auch ist dieser Weg in keiner der Wissenschaften eigentlich verfolgt worden, denen es bis jetzt gelungen ist, bestimmte theoretische Erklärungsgründe zu finden. Sie haben die letzten vielmehr gefunden, zu einer Zeit, wo noch lange nicht die Thatsachen sämmtlich bekannt waren, die auf sie begründet sind. Auch hier geht es uns ähnlich. Die psychologische Erfahrung ist so beschränkt, dass es uns selten gelingt, zu unterscheiden, was als ursprüngliches, was als abgeleitetes Ereigniss aufzufassen sei; denn wir wissen fast nichts von dem werdenden Bewusstsein, und nicht allzuviel von dem gewordenen. Auf eine grosse Anzahl von Thatsachen pflegen wir ohnehin erst aufmerksam zu werden durch Hypothesen, die ihrem Vorhandensein Werth geben. Es wird daher zwar an die Erfahrung angeknüpft werden müssen, aber doch nur an ihre hervorragenden, siche-

ren Spitzen; von ihnen aus müssen wir uns eine Ansicht über die Seele feststellen, um aus dieser zurückschreitend den Umfang und die näheren Gesetze ihrer Thätigkeit auch in dem übrigen Gebiete der Beobachtungen zu finden. Diese Ueberlegungen aber führen uns zur Beantwortung der zweiten oben angeregten Frage: welches die Bedürfnisse sind, die eine psychologische Erklärung befriedigen soll?

B. Man kann dieser Bedürfnisse drei anführen. Das erste wird befriedigt sein, wenn wir den gegenseitigen gesetzmässigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Seelenerscheinungen in unsere Gewalt bekommen, und die Art und Weise jedes Geschehens, den Eintritt jedes einzelnen Ereignisses aus den gegebenen Umständen vorauszusagen vermögen. Eine solche Aufgabe, die nur ein praktisches Ziel der Kenntniss nicht der Erkenntniss ihres Gegenstandes hat, wird jegliche Fiction vertragen, die nur der Erfahrung angepasst wird, und sie wird aus den Beobachtungen ihre allgemeinen Gesetze durch Hypothesen entwickeln können, die sich noch gar nicht auf die wirkliche Natur der Seele zu stützen nöthig haben. Ganz ähnlich, wie so häufig in der Physik, ist hier nur das Resultat Wahrheit, das Gerüst der Hypothesen zu seiner Gewinnung aber ein im Ergebnisse wieder zu vergessender Weg. Die theorische Astronomie bietet ein Beispiel solcher Erläuterungen, bei denen man sich im Allgemeinen auf die Ueberzeugung stützt, dass ein regelmässiges Geschehen sich von allen möglichen Standpunkten, nicht bloss von seinem inneren Mittelpunkte aus, regelmässig zeigen werde, obwohl die scheinbaren Gesetze, die es für einen zufälligen äusserlichen Standpunkt beherrschen, sehr abweichen können von den wahren, die diesen regelmässigen Schein bedingen. In der Psychologie, deren therapeutische und pädagogische Anwendungen den Besitz solcher wie immer gewonnener Abhängigkeitsgesetze der einzelnen Erscheinungen sehr wünschenswerth machen, hat man nach zwei Seiten hin etwas Aehnliches aufzuweisen. Zuerst haben die Theorien über die Seelenvermögen die allgemeinen Gewohnheiten des Ineinandergreifens der Thätigkeiten darzustellen versucht, unvollkommen allerdings, da sie jene Vermögen nur von der Qualität der Ereignisse im Seelenleben abstrahirten, nicht von den

Gesetzen ihrer Wirkungen. Aber den unvollkommnen Anfängen gegenüber liesse sich eine vollkommnere empirische Psychologie denken, die auch die Gesetze jener scheinbaren Vermögen berücksichtigte. Dann aber ist namentlich die physiologische Seite der Psychologie Gegenstand solcher Auffassung. Hier ist es uns zunächst unmöglich, den causalen Zusammenhang körperlicher und geistiger Begebenheiten in seinen Einzelheiten zu verfolgen, und wir müssen uns begnügen, wenn wir die einen als Veranlassungen kennen lernen, denen die anderen nach allgemeingiltigen Gesetzen folgen, gleichviel, welches der innere Vermittelungsgang ist, der dem letzten Ergebnisse gerade diese Gesetze der Proportionalität zubringt. Auf eine solche Auffassungsweise, die, wie die Hippokratische, beobachtend das Zusammengehörige zusammenstellt, ohne auf den Nerv seines Zusammenhangs grübelnd einzugehen, deuten Aeusserungen, die wir neuerdings wohl ausgesprochen sehen und nach denen es sich nicht darum handelt, die Eigenthümlichkeiten der Seelenthätigkeiten zu erklären, sondern nur nachzuweisen, an welche Bedingungen, zum Beispiele an welche Thätigkeit körperlicher Organe sie geknüpft sind. Ohne Zweifel ist nun die Aufsuchung dieser organischen Bedingungen, deren Vorhandensein wohl Niemand je geleugnet hat, ein sehr wesentlicher vorbereitender Theil der psychologischen Untersuchungen, denn aus ihnen allein lässt sich der Gang der Entwicklung begreifen, den die Thätigkeiten der Seele in jedem einzelnen Falle nehmen können. Nichts desto weniger würde man, wollte man sich einzig auf sie beschränken, das eigentliche Gebiet der Psychologie umgehen. Ueberall zwar ist die Auffindung zusammengehöriger Ereignisse und die Aufstellung der Proportionen, in denen das eine in seinen Veränderungen sich nach denen des andern richtet, die erste Quelle weiterer Untersuchungen, aber ihr Ziel kann nur darin bestehen, eine so thatsächlich gegebene Verkettung auf ihre inneren Motive zurückzuführen.

Kennt man mithin die Gesetze der Erscheinungen, so verlangt man doch immer auch zu wissen, wie die Natur der Seele dazu komme, sich ihnen zu fügen. Man wird daher forschen müssen, wie diese Seele gedacht werden müsse, damit aus ihr sich jene Gesetze ableiten lassen, die man unter

wenige einfache Gesichtspunkte zusammengefasst hat. Dies ist die eigentliche Aufgabe der Erklärung, dieselbe, welche Newton für die angesammelten Erfahrungen über die Gesetze physischer Kreisbewegungen gelöst hat. Sie ist ohne Zweifel die, welche die meisten Schwierigkeiten umfasst, und vielleicht nie endende Widersprüche erfahren wird. Denn hier kommt es nicht allein darauf an, irgend eine Fassung des Begriffs der Seele aufzustellen, die jenen Forderungen der Beobachtung Genüge thut, sondern dieser Begriff kann nur aus der kleineren Anzahl derjenigen gewählt werden, die gleichzeitig jene, aber auch unsere metaphysischen Voraussetzungen über die Natur der Dinge befriedigen. Hier aber haben nicht bloss die Verschiedenheiten metaphysischer Ansichten Einfluss, sondern ihnen allen gegenüber machen sich auch Meinungen geltend, die überhaupt auf keinem metaphysischen Standpunkte stehen, indem sie bald das Unklarste von Allem, die Materie zum Princip der Erklärung machen möchten, bald sich unzufrieden zeigen, wenn die Psychologie keinen Begriff der Seele zu gewähren vermag, der ebenso viel palpable Anschaulichkeit besässe, wie die sinnlichen Dinge, auf deren übel begründete selbstständige Realität wir so oft, an die Erfahrung gewöhnt und von ihr geknechtet, auch das Uebersinnliche zurückführen möchten. Wir haben ausführlicher später diese Zweifel zu erörtern und begnügen uns hier mit der Aufforderung, dass man bei jeder Frage, was die Seele sei, sich erst den Inhalt jenes Was im Allgemeinen deutlich mache, nach dessen Gewährung man sich für befriedigt erkennen will.

Auch diese Betrachtungsweise bildet keine abschliessende Ansicht. Man würde durch sie nur, um die Forderungen der Erfahrung zu befriedigen, zu Annahmen über die Seele und zu dem Zugeständnisse ihrer Existenz kommen, ohne dass diese Thatsachen sich gleichzeitig als in dem Zusammenhange der Dinge nothwendig geforderte darstellten. Die neuere Zeit hat nicht bloss in der Philosophie, sondern namentlich auch in den medicinischen Auffassungen der Psychologie sich sehr häufig mit Vorliebe dieser Aufgabe zugewandt, nicht bloss aus der factisch vorhandenen Natur der Seele ihre weiteren Entwicklungen zu folgern, vielmehr jene Existenz selbst und damit zugleich alle weiteren secundären Folgen aus ihr, von

einer höchsten, alle Erscheinungen überhaupt beherrschenden Idee herzuleiten. Es ist begreiflich, dass solche Tendenzen sich immer grosser Theilnahme erfreuen werden. Nicht nur gehen sie von einer Voraussetzung durchgängiger Vernünftigkeit in den allgemeinen Grundzügen der Erscheinungen aus, und werden damit immer einem Bedürfnisse des Geistes entgegenkommen, der sich nie durch Anerkennung eines bloss factisch gegebenen und deswegen unabänderlichen, aber in sich selbst noch nicht bedeutungsvollen Zustandes befriedigt fühlt; sie versprechen vielmehr auch methodisch einen sichereren Weg zu zeigen. Indem sie nämlich gedenken, jenen wahrhaft werthvollen Inhalt, der die wesentliche Bedeutung der Welt bildet, in seinem ganzen Reichthum hinzustellen, und aus ihm die nothwendigen Vorbedingungen rückwärts aufzufinden, die erfüllt sein müssen, wenn er selbst verwirklicht gedacht werden soll, so würden sie dadurch zuerst die Nothwendigkeit von Erscheinungsformen nachweisen können, die ein bloss regressives von der Erfahrung anhebendes Verfahren auch nur als Thatsachen hinnehmen könnte. Aber ausserdem würden sie den zweiten Vortheil noch besitzen, indem sie von der Seite der Maschinerie gewissermassen eintreten, sogleich den vollständigen und in sich abgeschlossenen Begriff der Seele zu finden, aus dem alle einzelnen Theile, wie aus einem erzeugenden Mittelpunkte abzuleiten sein würden, während wir regressiv von der Erfahrung ausgehend, nur stückweis diesen Begriff aufbauen, nach den vereinzelten Anforderungen, welche diese an seine Natur macht, wobei wir nie eigentlich mit Gewissheit uns eines vollständigen Erfassens versichert halten können. Wir gestehen bereitwillig dieser progressiven Methode alle diese Vortheile zu; denn warum sollte einer Theorie, der es gelungen wäre, den absoluten Weltinhalt in einer demonstrablen Form der Erkenntniss vorzuführen, nicht auch die Lösung dieser verhältnissmässig viel untergeordneteren Probleme gelingen? Nur daran zweifeln wir, dass eben jene erste ungeheuere Bedingung je anders als mit einer gewissen ästhetischen Evidenz sich wird erfüllen lassen, die zwar wohl in ihrer Gewissheit, aber nicht in dem Reichthume ihres deutlich ausgeprägten Inhaltes hinreichen würde, um so bestimmte Probleme der Erkenntniss auf sie zu basiren. Wenn

wir daher auch dieser Betrachtungsweise gern ihr Wort vergönnen werden, so sollen doch derartige Ueberlegungen nicht für eine abschliessende positive Wahrheit gelten, und wir glauben uns dadurch gerade in eine bessere Lage zu versetzen, als die, die für jene ästhetische Anschauung nur arme theoretische Begriffe aufstellen und dann doch verlangen, dass die Begeisterung für jene sich auf diesen oft so sehr unadäquaten Ausdruck übertragen soll.

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der Aufgaben kann begreiflich unsere Untersuchung nur von dem ausgehen, was zu ihr auffordert; wir sehen daher nicht bloss von allem Unbelebten ab, sondern auch von denjenigen Processen des Lebendigen, die über die Erklärungsprincipien der Naturwissenschaften hinaus keine neuen verlangen. Sie muss ferner von dem ausgehen, was wir wissen, nicht von dem, was wir durch solches Wissen unterstützt errathen; wir sehen deshalb zuerst von der Thierwelt ab, und halten uns an den Menschen, dessen innere Erfahrung allein uns zugänglich ist. Endlich muss sie ausgehen von dem, was anderen ausgebildeten Begriffskreisen nahe liegt, um von hier aus das Unbekannte zu finden. Wir lassen daher zuerst den Einfluss bei Seite, den in den verschiedensten Fällen die specifische Natur der Seele auf die Qualität der inneren Ereignisse haben mag, und fragen zuerst nach den physiologischen Bedingungen, unter denen psychische Erscheinungen zum Vorschein kommen. Wir werden dann die Grenzen bezeichnen können, innerhalb deren bloss physiologische Erklärungen nicht mehr ausreichen und die theoretischen Meinungen über die Natur der Seele prüfen; endlich uns in einem letzten Abschnitt gestatten, die Ueberlegungen anzuführen, die etwa nach der dritten eben erwähnten Betrachtungsweise fähig sind, die zuerst nothwendige Trennung zwischen Seele und Körper zu versöhnen.[1])

---

[1]) Es werden hierbei die Punkte, welche in der vorangegangenen Abhandlung über Psychologie und Psychiatrie von Hagen (Handwörterbuch der Physiologie Bd. II. S. 692—827) eine weitere Erläuterung durch Beispiele schon erfahren haben, nur kurz berührt werden, und auch dies hauptsächlich nur, wo sie zu dem Zusammenhange dieser Abhandlung nothwendig gehören, oder wo diese eine andere Betrachtungsweise der dort angewandten entgegensetzen möchte.



II. Die Qualitäten der Empfindungen.

Aufnahme äusserer Eindrücke durch die Sinnesorgane, mannigfaltige innere Verarbeitung derselben durch die eigenthümlichen Kräfte der Seele und Aeusserungen der Ergebnisse dieser Umwandlung in den willkürlichen Bewegungen, bilden die drei Haupttheile des der Beobachtung geöffneten Gebietes psychischer Ereignisse. Wir versuchen zuerst, dem nach innen gehenden Zuge der Vorgänge zu folgen, und die Umstände darzustellen, die bei allen Empfindungen von gleicher allgemeiner Wichtigkeit sind, und theils ihre einfache Qualität, theils die Verbindung verschiedener qualitativer Elemente betreffen.

1. So weit die Erfahrung zuverlässige Thatsachen darbietet, wird allenthalben die Reihe verschiedener Vorgänge, die sich bei der Entstehung der Empfindungen entwickeln, durch Veränderungen der äusseren physikalischen Welt eingeleitet, die auf irgend eine Weise sich mit mechanischen Effecten bis an den lebendigen Körper verbreiten. Selbst die schwankenden Erzählungen über die Fähigkeiten der Magnetisirten werden doch nicht sowohl zur Begründung eines unmittelbaren, unveranlassten Wissens benutzt, als vielmehr auf eine das gewöhnliche Maass weit überschreitende Feinheit der Empfänglichkeit für diese äusseren Reize zurückgeführt. Sehen wir nun in der Thierwelt, die uns das einzige überzeugende Beispiel des Seelenlebens gibt, allenthalben ein eigenthümlich angeordnetes System diesen Reizen entgegenkommen, so müssen wir glauben, dass die Verbindung der Seele mit dem Körper eine Concentration der in dem letzteren zerstreut entstehenden Eindrücke zu einer engeren räumlichen Annäherung nöthig machte, und in der That sehen wir wenigstens bei höheren Thieren, an denen allein solche Beobachtungen unzweideutig zu machen sind, dass die Empfindung erst erfolgt, wenn die durch den äusseren Reiz in den Nerven gestifteten Veränderungen bis zu den Centraltheilen des Nervensystemes fortgeleitet worden sind. Wir müssen daher diese Leitung als eine nothwendige physiologische Bedingung der Empfindung anerkennen, obwohl die Frage, auf welche Weise diese Be-

dingung ihr Bedingtes erzeugen mag, vor der Hand wenigstens unbeantwortet bleiben muss.

2. Um klar zu sehen, was bei allen Empfindungen vor sich geht, haben wir mehrere Theile dieses ganzen Processes von einander zu trennen. Zuerst finden wir die ursprüngliche äussere Veranlassung, die immer in einer physikalischen Veränderung und meistens in einer Bewegung besteht, gegen deren Eindringen sich der Körper zunächst passiv verhält, während ältere Meinungen vielmehr den Sinnesorganen diese hinauswirkende Kraft zuschrieben, ein in Ruhe befindliches Object der Wahrnehmung zu erfassen. Wie weit nun diese ersten Processe, die Undulationen des Lichtäthers, die Schallwellen der Luft, die Eindrangsgeschwindigkeit stossender Körper u. s. w. sich unverändert in die Tiefe des Leibes fortsetzen mögen, oder wie bald sie durch die Structur des Organs, auf welches sie treffen, in anders geformte Processe umgewandelt werden mögen, ist nicht überall zu entscheiden. Aber es ist um des Späteren willen hervorzuheben, dass der Effect, den derselbe Reiz auf zwei verschiedene Nerven ausüben kann, ohne Zweifel schon sehr durch die Construction des zwischenliegenden Gewebes und der Nervenendigung selbst mitbestimmt wird. Lichtwellen und Schallwellen, könnte man sie auch beliebig auf einen Nerven wirken lassen, der zu ihrer Aufnahme nicht bestimmt ist, würden doch in diesem nicht die Spannung der letzten Endigungen finden, die auf eine eigenthümliche Weise im Opticus und Acusticus hergestellt ist, und dem Reize überhaupt erst jene Art des Zugangs sichert, durch welche allein er die bestimmten Nervenprocesse erregen kann, die der Farben- oder Tonempfindung zu Grunde liegen. Mit Gewissheit aber können wir annehmen, dass wenigstens beim wirklichen Eintritt in das Nervensystem eine Umwandlung der äusseren Reize in eine andere, zum Theil vielleicht einfachere Form der Veränderung stattfinde. Denn der wenig gespannte, halbflüssige Nerveninhalt würde für die meisten der ihn treffenden Reize, wenn sie in ihrer ursprünglichen Gestalt ihn durchlaufen sollten, ein unpassender Leiter sein.

3. Gerade dass das Nervensystem in seinen verschiedensten Verzweigungen, soweit die bisherigen Untersuchungen reichen, dieselbe Structur und Mischung hat, scheint darauf



hinzudeuten, dass die Nervenprocesse, die nach dem Vorigen den äusseren Reizen nicht ähnlich zu sein brauchen, noch eine bei weitem engere Verwandtschaft unter einander besitzen. Die Natur scheint in den Centralorganen nicht eine Menge qualitativ verschiedener Processe ansammeln zu wollen, wir können im Gegentheil meinen, dass sie den verschiedensten Reizen doch nur durch Modificationen eines und desselben Nervenprocesses antworte, und diese homogenen Elemente später zu weiterer Zusammenwirkung concentrire. Nach einer solchen Ansicht braucht der Zustand des Gehörnerven während seiner Empfindung von dem des Sehnerven während der seinigen nicht so unvergleichbar verschieden zu sein, wie etwa Ton und Farbe von einander abweichen, ja nicht einmal so weit, als Lichtwellen von Schallwellen sich unterscheiden, sondern zwei näher mit einander vergleichbare und enger zusammenliegende Modificationen desselben Processes können die physiologische Grundlage für jene verschiedenen Empfindungen werden. In wieweit diesem allgemeinen Gedanken eine bestimmtere Wahrscheinlichkeit gegeben werden kann, wollen wir späterhin zu zeigen versuchen.

4. Welches aber auch dieser Process sein mag, jedenfalls kommt er hier für uns nur insofern in Betracht, als er in irgend einer physikalischen oder chemischen Veränderung besteht, die sich in dem eiweissartigen Inhalte des Nerven weiter zu verbreiten vermag, ein Vorgang also, der so wenig schon Empfindung ist, als der äussere Reiz, von dem er ausging. Man hat viel davon geträumt, dass der Nerv nicht bloss Leiter eines mechanischen, später die Empfindung erzeugenden Vorganges sei, sondern dass er als lebendiger Theil des Körpers, während der Leitung seine eigenen Zustände selbst empfinde. Allein, zugegeben selbst, dass zwar nicht der Nerv als Aggregat mannigfaltiger Theile, sondern dass diejenigen einzelnen Molecüle, die allenfalls hier als Repräsentanten der Individualität gelten könnten, ihre inneren Zustände empfänden, so wäre doch das Bewusstsein dieser kleinen concatenirten Seelen ebenso bedeutungslos für unser individuelles Bewusstsein, als in der Gesellschaft eine nie sich äussernde Ansicht im Innern eines Gemüths für die Aufklärung eines andern ist. Es müsste mithin wenigstens diese Empfindung des einen Molecüls sich

als eine mittheilende Kraft erweisen, die in dem nächsten und so fort in der ganzen Reihe die nämlichen Empfindungen hervorriefe. Nun könnte man zwar meinen, dass diese Fortpflanzung der Empfindung ohne weitere mechanische Vermittelung durch einen sympathetischen Rapport zwischen ihnen stattfinde, aber dann sieht man wenigstens nicht, warum nicht unsere individuelle Seele dieselbe Vergünstigung geniessen solle, die Dinge durch ein mechanisch unvermitteltes Wissen anzuschauen, warum vielmehr sie allein dieser vorgängigen Verdauung durch das Bewusstsein der Nervenmolecüle bedürfe. Es bleibt mithin nichts übrig als anzunehmen, dass durch eine Mittheilung seiner mechanischen Zustände jeder Theil im nächsten dieselben mechanischen, und secundär jene vorausgesetzten psychischen Zustände erwecke; d. h. die ganze Annahme solcher Nervenempfindungen fällt als eine für die Erklärung unserer Empfindung ganz nutzlose und durch keine Erfahrung jemals zu begründende Hypothese aus unserer Betrachtung wieder aus. Ihre sonstige Glaubwürdigkeit würde der Frage nach der Ausdehnung des Seelenreichs unterzuordnen sein. Hier aber können wir den Nervenprocess nur als einen rein physikalischen Vorgang berücksichtigen, der an sich mit der Natur der Empfindung, zu deren Hervorrufung er dient, ebenso wenig Vergleichbares hat, als die Bewegung der hölzernen Taste mit dem Klange, der ihr entspricht.

5. So weit wir nun auch diesen Vorgang in das Innere des Körpers verfolgen, niemals werden wir einen Ort finden, an dem wir seiner Transsubstantiation in eine bewusste Empfindung zusehen könnten, vielmehr haben wir die letzte als eine nur der Seele angehörige Erscheinung zu betrachten, die von ihr auf Veranlassung eines Nervenzustandes hervorgebracht wird. Lassen wir dem Standpunkte unserer jetzigen Gedankenreihe gemäss die Frage noch gänzlich bei Seite, auf welche Weise diese Auslösung einer psychischen Thätigkeit durch den Anstoss des Reizes zu denken sei, so können wir ihr gegenseitiges Verhältniss nur als das einer factisch vorhandenen allgemeinen und gesetzlichen Verknüpfung ansehen, so dass einem bestimmten Zustande des Nervensystemes eine bestimmte Empfindung jederzeit unwandelbar nachfolge. Aber

wir sind nicht im Stande, aus der Natur des eindringenden Reizes oder der Veränderung, die er im Nerven gestiftet hat, den qualitativen Inhalt der ihm nachfolgenden Empfindung zu errathen. Nach einer willkürlichen Auswahl scheinen uns vielmehr zuerst Lichtwellen und ihre Folgen im Nerven mit Farbenempfindungen, Erregungen durch Schallwellen mit Tönen verbunden; sowie ein Signal sich nach Uebereinkunft gleichgiltig zu jeder Bedeutung bequemt, die erhaltene aber in allen Fällen festhält, so findet sich hier zwischen Nervenprocess und Empfindungsinhalt eine feste Verknüpfung, ohne dass dennoch der erste auf den zweiten von selbst hinwiese. Es geht hieraus das Eine sogleich hervor, dass unsere Empfindungen uns weder ähnliche Abbilder der äusseren Welt, noch unserer eigenen Zustände liefern können. Zwar entstehen sie aus diesen beiden Ursachen, aber sie sagen nichts aus über den Weg, auf dem sie entstanden sind; sie schweben vielmehr der Seele zunächst nur als unmittelbare Erscheinungen vor, die keinerlei Zurückdeutung auf ihre Ursachen enthalten, sondern vielmehr die Brücke zu diesen hinter sich abgebrochen haben und nun erwarten, durch Umschweife der Reflexion auf ihren Ursprung zurückgeführt zu werden. Spricht man daher von subjectiven Empfindungen, welche uns nur den Zustand unsers eigenen Körpers verrathen, so kann dies doch nicht heissen, dass ihr Inhalt uns eine wahrhafte Anschauung von den im Nervensystem eben obwaltenden Verhältnissen gebe, sondern wir haben in solchen Fällen nur Empfindungen, welche Folgen solcher inneren Zustände sind, und die wir auf diese, welche uns trotzdem völlig unbekannt bleiben, zurückzudeuten durch Erfahrungen gelehrt worden sind. Ist nun auf diese Weise durchaus keine Aehnlichkeit zwischen unserem Empfindungsinhalte und dem, wovon er erregt wird, so gestattet doch dieses Verhältniss immer eine reich ausgebildete Proportionalität beider, und auf ihr beruht die Kenntniss des Aeusseren, die wir durch die Sinne haben können. Die Dauer, die Abwechselung, die Reihenfolge der einzelnen Empfindungen wird auf gleiche Verhältnisse der Reize hinweisen; steigert oder schwächt sich die Intensität der Empfindung, so wird dies ein Zeichen für ähnliche Grössenunterschiede der Reize sein, und selbst wo verschiedene Empfin-

dungen in einer qualitativen, nicht auf blosse Grössenverhältnisse reducirbaren Scala der Verwandtschaft stehen, dürfen wir annehmen, dass auch die Nervenzustände, die von den Reizen hervorgebracht sind, eine Mannigfaltigkeit von Formen haben mögen, die in abgestuften Verwandtschaften in einander überzuführen sein würden. Auf solchem Wege mithin werden uns die Sinnesempfindungen wenigstens die Verhältnisse zwischen den Objecten, wenngleich in eine andere Sprache übersetzt, vorzuführen vermögen.

6. Die vorigen Bemerkungen sprechen den allgemeinen Satz aus, dass wenn überhaupt eine Abhängigkeit der Seele vom Körper stattfindet, gleiche Bedingungen auch überall gleiche Folgen erzeugen, und dass mithin, sobald nicht zwischen den Nervenprocess und die Seele noch ein variables und den Erfolg mit bedingendes Glied eintritt, dann jedem bestimmten Nervenzustande immer nur eine bestimmte Empfindung nachfolgen könne. Dieser Grundsatz ist kein Gegenstand der Controverse, sondern ein einfacher Ausdruck eines logischen Gesetzes; wenn daher Volkmann[1]) sich scheut ihm beizutreten, so kann dies nur davon herrühren, dass er die oben angeführte Nebenbedingung nicht gewährt glaubt, oder dass er meinen Satz so verstand, als sollte jedem bestimmten Reize immer dieselbe Empfindung folgen. Allein zwischen dem Reize und der Seele steht freilich Vieles, was den Erfolg mitbedingt, die Gewebe des Körpers, das Nervensystem mit seinen höchst wechselnden Stimmungen. Daher konnte nicht ohne Weiteres von einer Proportionalität der Empfindung mit dem Reize, sondern nur mit der in jedem einzelnen Falle von ihm hervorgebrachten Veränderung des Nerven die Rede sein. Dass aber nun auch noch zwischen dem Nervenprocesse und der Empfindung ein anderes wandelbares Element, etwa die Zustände der Centralorgane, ständen, die da mitbestimmten, welche Empfindung dem Nervenprocesse folgen soll, kommt mir durchaus unwahrscheinlich vor, wenn ich bedenke, mit wie grosser Gleichförmigkeit gerade die bestimmtesten Empfindungen der Farben und Töne ohne Veränderung ihrer Qualität in den verschiedensten Stimmungen des Nervensystemes

[1]) S. Handwörterbuch der Physiologie Bd. II. S. 521 (Art. Nervenphysiologie).

wahrgenommen werden. Dagegen scheinen diese letzteren, sowie andere Zustände der Seele selbst, einen beträchtlichen Einfluss auf die Stärke des wahrgenommenen Empfindungsinhaltes auszuüben. Dürfen wir mithin über die oben erwähnte Nebenbedingung hinwegsehen, so können wir ohne Einschränkung den Satz aussprechen, dass mit einem Nervenzustand *a* immer die bestimmte Empfindung *α* und nie eine andere verbunden sein werde. Diese Behauptung wird dann wichtig, wenn wir bedenken, dass alles Wissen der Seele zunächst durch die Sinnlichkeit und den Lauf der Erinnerungen vermittelt werden muss. Denn dann werden verschiedene Qualitäten des Nervenzustandes das Einzige sein, was unmittelbar von der Seele unterschieden werden kann; die Orte dagegen, von wo diese Zustände stammen, und die Richtung, in welcher sie nach innen streben, können nie unmittelbare Gegenstände der Anschauung für die Seele sein, sondern selbst nur aus Erfahrungen, die sich zuletzt wieder auf verschiedene Qualitäten stützen, beurtheilt werden. Daraus folgt aber, dass die Seele die Empfindung *α* jederzeit bei dem Nervenzustande *a* produciren muss, gleichviel auf welchem Wege er durch das Nervensystem geleitet worden, oder wie er entstanden sein mag. Nur, wenn seine Richtung oder sein Entstehungsort ihm zugleich eine qualitative Differenz beifügt, wodurch er eben zu einem andern würde, könnte er im Stande sein, die Seele zur Erzeugung einer andern Vorstellung zu bestimmen. Dieser Satz setzt uns in Widerspruch mit der bekannten Meinung über die specifischen Energien der einzelnen Nerven; ein Gegenstand, der, obwohl nach meinem früheren Vorgange häufig jetzt behandelt, doch noch einmal hier berührt werden muss, weil er in manchen Fassungen auch psychologische Lehren in Verwirrung bringen kann.

7. Bei der Betrachtung der gewöhnlichen subjectiven Empfindungen legt man überall die erwähnte Voraussetzung zu Grunde, so dass ein bestimmter Zustand des Nerven, sei er nun an dem peripherischen Ende oder im Verlauf entstanden, allemal dieselbe Empfindung nach sich ziehen würde. Beachten wir, dass wir bis jetzt keine specifischen Unterschiede in Structur und Mischung der verschiedenen Sinnesnerven haben finden können, so glaube ich, dass wir auch sie nur als ver-

schiedene Stellen des Nervensystemes ansehen dürfen, und dass der Seele nicht zugemuthet werden kann, den verschiedensten Anregungen, die ihr von einem und demselben Nerven überliefert werden, immer durch dieselbe Empfindung zu antworten, lediglich, weil diese Anstösse eben gerade von diesem Nerven kommen, und dass sie ebenso wenig auf zwei gleiche Nervenzustände zwei verschiedene Empfindungen folgen lassen wird, bloss weil beide in verschiedenen Fasern stattgefunden hätten. Sollen daher diejenigen Thatsachen erklärt werden, die man mit dem Namen der specifischen Energien gemeint hat, so muss nachgewiesen werden, wie entweder alle Reize, die einen und denselben Nerven treffen, selbst die unadäquatesten, dennoch in ihm nur mechanische Zustände von einem nur geringen Spielraum der Verschiedenheit anregen können, oder wie die den äusseren Reizen an bunter Verschiedenheit vielleicht noch ähnlichen Nervenprocesse an einem andern Punkte, etwa in den Centralorganen dieselbe Umwandlung in einförmigere Vorgänge erfahren. Der Seele jedenfalls, wenn sie eine bestimmte Empfindungsklasse erzeugen soll, wird auch immer nur eine gewisse Klasse von Zuständen durch jeden einzelnen Sinnesnerven dargeboten werden müssen. In der That haben sich in neuerer Zeit die Ansichten gewöhnlich in diese zwei Hypothesen getheilt, und es hat einige Wichtigkeit für unsern Gegenstand, das hier Annehmbare von dem weniger Wahrscheinlichen zu scheiden. Die erste Annahme würde am leichtesten durch den speciellern Gedanken zum Ziele kommen, dass es in der Natur der Nervensubstanz liege, durch alle äusseren Reize nur zu einer bestimmten Klasse innerer Zustände angeregt zu werden. Mein vortrefflicher Lehrer Volkmann hat bei Gelegenheit dieser Hypothese geäussert, dass gleichmässige Rückwirkungen auf ungleichmässige Einwirkungen die Gegenwart eines Correctionsapparates voraussetzen, der immer ein sehr zusammengesetzter werde sein müssen und zu dessen Herstellung weder die Nervenfaser noch die Hirnfaser allein genommen, geeignet sein würde. Soll dieser an sich gewiss sehr richtige Satz auf die specifische Energie eines bestimmten Nerven angewandt werden, und dies scheint Volkmanns Absicht, da er die Annahme specifischer Energien, die ungeachtet der verschiedensten Reize ihren prästabilirten

Formen folgen, theoretisch verdächtig nennt, so scheint er mir hier weniger angemessen. Damit der Sehnerv auf alle möglichen äusseren Reize in einen bestimmten Zustand, oder eine bestimmte Klasse von Zuständen gerathe, ist durchaus kein sehr complicirter Correctionsapparat nöthig, der vielmehr nöthig sein würde, um das Gegentheil zu bewirken. Jener Anforderung liegt wohl der Missverstand zu Grunde, als sei das Nächste und Natürlichste in jedem Falle dies, dass eine Wirkung sich auch qualitativ ändere, wenn ihre Ursachen sich so ändern und dass mithin jeder Fall, wo die durch verschiedene ganz abweichende Ursachen hervorgerufenen innern Zustände eines Objects sich doch innerhalb eines enge begrenzten Spielraums der Verschiedenheit hielten, allemal eine besondere Erklärung bedürfe. Es ist aber eher umgekehrt, und zwar so, wie es Volkmann kurz vorher (a. a. O. S. 522 am Ende) richtig ausgesprochen hat. Der nächste Effect einer auf einen Gegenstand einwirkenden Ursache kann ganz passend als Erschütterung des diesem zukommenden Gleichgewichts bezeichnet werden, und der entferntere wird nur in einer Gegenwirkung der Theile bestehn, die dies Gleichgewicht herzustellen suchen. Wie sie sich dabei benehmen, kommt hauptsächlich auf ihre eigne Natur an, und sie können nichts thun, als was dieser gemäss ist. Mögen daher die Reize in ungeheure Verschiedenheiten auseinandergehn, die Reaction kann dies nicht, sondern wird ganz von selbst einen bestimmten engern Kreis von Processen entfalten. So sehen wir auf die mannigfaltigste Weise Elektricität, Wärme erzeugt werden, so wird ein Holzstab durch alle möglichen Mittel doch nur zu innern Oscillationen seiner Theilchen gebracht werden, und so überhaupt wird der Effect jedes Reizes nur in dem Bestreben des erschütterten Objects bestehen, sich auf seine ihm einmal zukommende Weise in Gleichgewicht zu versetzen. Ich weiss nicht, ob Volkmann durch eine früher von mir gethane Aeusserung zu jener Meinung bewogen worden ist, da sie aber überhaupt hierher gehört, will ich sie vor einer Missdeutung schützen. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, wie grosse Mühe die Natur sich gibt, an die höheren Sinnesorgane nur die ihnen adäquate Klasse der Reize überhaupt gelangen zu lassen; sie bildet ihre Structur so aus, dass die meisten unadäquaten

Reize von den Vorwerken der Sinnesorgane absorbirt werden, und gar nicht zur Einwirkung gelangen. In diesem Verfahren der Natur sehe ich nun nicht eine Hindeutung darauf, dass jene ausgeschlossenen Processe etwa den Sehnerven und den Hörnerven nicht hätten zu ihren specifischen Empfindungen veranlassen können, und dass hierdurch nur das dazu Taugliche aus dem Schwarme der äussern Reize abgeschieden werde, sondern es liegt mir hierin das Geständniss der Gefahr, dass auch Schallwellen, Wärmedifferenzen, Luftströmungen u. s. f. unfehlbar in dem Sehnerven würden Farbenempfindungen erzeugt haben, wenn sie nur auf schicklichem Wege zu seiner Ausbreitung gelangen konnten. Hierdurch aber würde alle Distinction der Sinnesempfindungen aufgehört haben. Ich meine mithin, dass von dieser Seite jener obigen Annahme gar nichts im Wege steht, und dass recht wohl das Factum, dass jeder Nerv durch alle Reize nur in eine bestimmte Klasse von Zuständen versetzt wird, wenn es nämlich ausnahmslos richtig wäre, auf eine in der Natur des Nerven begründete Form seiner Gleichgewichtsbestrebungen begründet werden könne. Allein das andere Hinderniss steht dieser Ansicht entgegen, dass jeder einzelne Nerv dann seine specifische Weise solcher Bestrebungen besitzen müsse, die von der aller andern unterschieden ist, und zu einer solchen Behauptung berechtigt uns die gleiche Structur und Mischung der Nerven gewiss nicht besonders. Indessen hätten doch vielleicht diese Structurunterschiede nicht nöthig, sich in sinnlich sehr kennbaren Zeichen auszuprägen. Bedenken wir vielmehr, wie leicht durch fortwährende Gewohnheit an gewisse Reize sich eine eigenthümliche Wirkungsweise im Nerven ohne so kenntliche Veränderungen ausbildet, so könnten wir die specifische Energie der Nerven als eine durch Gewohnheit erworbene wohl vertheidigen. Unter dem ausschliesslichen Einflusse gewisser Reizklassen aber steht wirklich im gesunden Leben jeder Nerv, da seine umgebenden Hüllen ihn vor dem Eindringen der meisten fremdartigen Erregungen schützen, und so dürfte diese von Meyer[1]) vorgetragene Ansicht, dass der Nerv auf alle äus-

[1]) Untersuchungen über die Physiologie der Nervenfaser von G. H. Meyer. Tübingen 1843. S. 54 ff.



seren Einflüsse gerade in diese durch überwiegende Gewohnheit immer schlagfertigen Formen seiner Thätigkeit ausbreche, nicht nur vereinbar mit den obigen allgemeinen Bemerkungen sein, sondern auch die beobachteten Thatsachen sämmtlich umschliessen. Sie bewiese vielleicht nur zuviel, denn daran, dass jeder unadäquate Reiz die specifische Empfindung errege, darf allerdings noch sehr gezweifelt werden.

8. Die andere Annahme ist diese, dass die Nerven entweder gleichartige oder ungleichartige Zustände leiten, und diese erst dann, wenn sie die Centralorgane treffen, in solche bestimmte specifische Vorgänge umgewandelt werden, wie sie den Empfindungen zu Grunde liegen. Diese Ansicht ändert nichts in den Verhältnissen, die jetzt für uns von Werth sind. Vorausgesetzt, dass die Centralorgane nicht selber empfinden, sondern nur den letzten noch physikalischen Zustand bewirken, der die Seele zur Empfindung veranlasst, mag man immerhin glauben, in deren noch unbekannterem Innern so viele specifische Verschiedenheiten der Structur und Mischung zu finden, wie man sie in den Nerven noch vermisst. Ich halte diese Annahme für höchst unwahrscheinlich, und suche in gewissem Sinne die Aufklärung vielmehr an dem entgegengesetzten Ende. Zwischen den umgebenden Geweben und dem Nerven, da findet sich eine solche Unterbrechung der Structur und Mischung, dass man glauben kann, bei diesem Uebergange in ein neues Medium werde jeder vom Reize angestiftete Process eine beträchtliche Umwandlung erfahren; zwischen Nervenfasern und Hirnfasern sehe ich keinen solchen Unterschied, vielmehr einen wahrscheinlichen stetigen Uebergang selbst ohne beträchtliche Abwechselung der Mischung; dass mithin gerade hier die Umgestaltung der vom Reize angeregten Vorgänge stattfinden sollte, ist mir wenig glaublich. Ich meine vielmehr, dass im Grunde jeder Nerv jeden möglichen Zustand an sich leiten könnte, dass aber sowohl die Gewöhnung, als die Endigungsweise in den peripherischen Geweben jeden Nerven in einen eigenthümlichen Spannungszustand versetzt, der sich vielleicht auch auf den Verlauf desselben erstreckt, und diesem eine vorwiegende Neigung zu einer bestimmten Art der Gleichgewichtsbestrebungen gibt. So kann einmal ein unadäquater Reiz doch die specifisch gewohnte

Empfindung erwecken, während ein anderes Mal selbst der adäquate Reiz, wo er den Verlauf des Nerven und nicht die eigenthümliche zur Aufnahme des Aeusseren organisirte Endverbreitung trifft, sie nicht zu erregen vermag. Ein Nerv im Zusammenhange mit seinem bestimmt angeordneten Endigungsorgan scheint mir nicht unpassend einem zwischen zwei Punkte gespannten Seile zu vergleichen, das, so lange es in dieser bestimmten Spannung verbleibt, auf alle äusseren Anstösse mit einer bestimmten Tonschwingung antwortet; wird aber sein eines Ende vom Befestigungspunkte gelöst und aufgedröselt, so wird es jetzt selbst einer wirklichen Schallschwingung unmöglich sein, dies zu keiner Aufnahme der Reize taugliche Ende in ähnliche Zustände zu versetzen. Die zweideutigen Erfolge, die man bei Anwendung von Reizen auf centripetale Nervenstümpfe erhält, scheinen hierin ihren Grund zu haben. Wir müssen indessen diese Bemerkungen abbrechen, die für die psychologischen Fragen weniger Bedeutung haben. Nur dies Eine sollte zunächst durch sie festgestellt werden, dass die Verwandlung der Reize in gleichförmigere Zustände immer auf körperlichem Gebiete irgendwo geschehen muss, und dass die Seele verschiedene Empfindungen nur producirt, weil die Nervenzustände, nicht weil die Nerven verschieden sind, durch welche sie geleitet werden. Wenn daher Volkmann den Gedanken der specifischen Energien zunächst ein Product unserer Abstraction nennt, die das Gleichartige der Empfindungen eines Sinnes auf Kosten des Ungleichartigen betone, so glaube ich doch nicht, dass dies in der Physiologie früher geschehen sei; die qualitative Differenz der einzelnen Farben ist zwar ein einleuchtendes Factum, aber es scheint mir keine Inconsequenz, vorauszusetzen, dass sie auf quantitativen Unterschieden der Nervenzustände beruhen; vielmehr würde es unwahrscheinlich sein, dass bloss quantitativ verschiedene Lichtwellen gerade qualitativ verschiedene Nervenzustände erregen sollen. Dass die specifische Energie auch ein Product der Reize sei, die trotz ihrer scheinbaren Verschiedenheit doch in ihren wesentlichen Kräften übereinstimmen, haben wir oben bestätigt, obwohl so modificirt, dass es überhaupt so bestimmter gleichartiger Kräfte nicht bedurfte. Wenn Volkmann sie endlich als Product mehrerer sich unterstützender und in

ihren Wirkungen einander corrigirender Organe ansieht, so wünschten wir in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit auf den Einfluss gelenkt, den die sorgsam eingerichtete Endigungsweise der Nerven darauf hat, ob ein Reiz in ihr Inneres überhaupt einen leichten Zugang gewinnen kann.

9. Diese Betrachtungen sind hauptsächlich gemacht, um eine Phantasie etwas zu motiviren, die wir hier hinzufügen möchten. Haben wir einmal gesehen, wie leicht durch jeden Reiz ein Körper in immer analoge oder homogene innere Gleichgewichtsstrebungen versetzt werden kann, und beachten wir den Mangel der Unterschiede in der Structur und Mischung der Nerven, so erscheint die Annahme sehr natürlich, dass überhaupt alle Nervenprocesse ursprünglich gleichartig sind, und dass die einzelnen Gruppen, welche specifisch verschiedenen Empfindungsklassen zu Grunde liegen, nur nach mathematischen Differenzen sich von einander unterscheiden möchten. Der Gegensatz des Qualitativen und Quantitativen, den man oft bei diesen Betrachtungen anwendet, scheint mir weniger hierher zu passen, denn auch das Mathematische hat gewisse, wenn auch auf Grössen reducirbare oder wenigstens durch sie messbare qualitative Verschiedenheiten der Richtung. Sobald man mithin nicht verlangt, dass die Nervenprocesse sich bloss der Grösse nach unterscheiden sollen, sondern überhaupt nur auf mathematische Art, so wird der eben geäusserte Gedanke eigentlich nothwendig; denn in allen äusseren physikalischen Processen, sowie in den innern des Nervensystems lassen sich am Ende keine qualitativen Verschiedenheiten denken, die noch über Unterschiede der Grösse, Richtung, Dauer und Combination der Wirkungen hinausgingen. Aber selbst innerhalb dieses Spielraumes liegen vielleicht die Nervenprocesse näher beisammen, als man anzunehmen geneigt ist. Sehen wir ganz ab von der unbeantwortbaren Frage, worin eigentlich die in den Nerven sich fortpflanzende Veränderung bestehe, so können wir doch immer annehmen, dass ihre Modificationen den äusseren Reizen proportional sein werden. Wo mithin diese in gewisser Zeit eine bestimmte Anzahl von Anstössen ertheilen, wird eine entsprechende Anzahl von Uebergängen aus einem in den andern Zustand auch im Nerven vorkommen, und wo in derselben Zeit sich die Menge jener

Anstösse mehrt, werden sich auch diese Uebergänge mehren müssen. Unter solchen Voraussetzungen erscheinen uns nun Farben und Töne als zwei weit auseinander liegende Gruppen von Nervenzuständen, deren erste durch eine ausserordentlich grosse Anzahl von Anregungen vermittelt wird, während in derselben Zeit auch die höchsten hörbaren Töne eine ganz unverhältnissmässig geringe Anzahl von Uebergängen oder Schwingungen zeigen. Wir könnten meinen, dass, wenn in dem Nervensystem eine der Häufigkeit nach den Schallschwingungen proportionale Reihe von Impulsen entsteht, diese zunächst der Seele die Empfindung der Töne abgewinnen, und zwar allmählich sich steigernd auch die aufsteigende Tonleiter bedingen, bis sie übermässig anwachsend, in diesem Sinne verklingen, um nach einer grossen unausgefüllten Lücke sich dem Gesichtssinne als Farben aufzudrängen und auch in dieser qualitativen Form eine gewisse Reihe von eng zusammenliegenden Empfindungen durch Steigerung ihrer quantitativen Verhältnisse zu veranlassen. Umgekehrt, wo die Impulse der Schallschwingungen zu langsam sich folgen, schwinden sie aus dem Bereiche des Gehörsinnes, während, wenn sie mit derselben Langsamkeit aber grösserer Kraft auf andere Theile des Körpers wirken, sie vielleicht unter einer anderen qualitativen Form der Empfindung wiederkehren und eine neue Scala durchlaufen können. Obgleich Betrachtungen dieser Art nicht weiter verfolgt werden können, ohne vorläufig noch in leeren Phantasien sich zu vertiefen, so sind sie doch in einer Hinsicht merkwürdig. Früher nämlich haben wir behauptet, dass aus der Natur des veranlassenden Vorganges im Nerven sich die Qualität der Empfindung nicht deduciren lasse, sondern dass beide nur als zusammengehörige, durch eine fremde Macht gewissermassen verbundene Ereignisse anzusehen wären. Wir sehen nun in den beiden höheren Sinnen, dass diese Macht wenigstens nicht von der Möglichkeit Gebrauch gemacht hat, die wir ihr dort nicht abstreiten konnten, nämlich principlos mit diesem Zustande diese, mit jenem jene Empfindung zu verbinden; bei aller qualitativen Unvergleichbarkeit beider Vorgänge finden wir im Gegentheil doch eine Proportionalität, deren weitere Verfolgung der Psychologie mannigfaltige Aufschlüsse gewähren könnte. Die Töne bieten hiervon das

einleuchtendste Beispiel. Nicht allein dass der Anzahl der Schallschwingungen, und so wohl ohne Zweifel auch der Häufigkeit der Uebergänge im Nervenprocesse die Scala der Töne nachfolgt, in der auch jedes unbefangene Gemüth eine eigenthümliche qualitative Steigerung sieht, sondern wir finden auch, dass die ausgezeichneten Verhältnisse des physikalischen Processes, wie die Verdoppelung der Wellenzahl in der Octave, zusammenfallen mit ebenso wesentlichen ausgezeichneten Punkten in der Reihe der Empfindungen. Man muss sich klar machen, dass dies durchaus kein logisch nothwendiges Verhalten ist, um den Werth zu begreifen, welchen diese Thatsachen haben. Schwieriger würde es schon sein, den Farben ähnliche Deutungen zu geben, obschon auch hier kaum zu leugnen ist, dass ihre Verschiedenheiten nicht gleichgiltig qualitative sind, sondern dass sich zugleich in ihnen eine ähnliche Scala gesteigerter qualitativer Energie ausdrückt, also ein Inhalt, der zwar nicht bloss durch Grössenverhältnisse in sich selbst unterschieden ist, dessen Unterschiede aber nicht ohne sogleich hinzutretende Schätzung darin enthaltener Grössendifferenzen aufgefasst werden. Die Farben, begründet auf einer an sich schon hohen Anzahl von Uebergängen in kleiner Zeit, sind in engere Grenzen als die Töne eingeschlossen, und so wie die Schwingungszahlen der bekannten farbigen Lichter nicht, wie die der Töne, bis zur Verdoppelung einer tiefsten fortschreiten, so kehrt auch die Reihe der Farbenempfindungen nicht in sich zurück, sondern endet mit den zwei Gegensätzen des Roth und Blau, zwischen welche sich die übrigen Tinten vermittelnd einschieben, nur dass vielleicht das Violett eine Rückkehr zum Roth andeutet. Aber die Farbenwelt erscheint uns fast noch reicher als die Tonwelt, weil, wie sich später zeigen wird, manche Umstände uns Combinationen von mehreren für einfache Farben halten lassen, während die Combinationen der Töne nicht ebenso häufig in einfache Empfindungen zusammenrinnen. Ueber die übrigen Sinnesorgane können wir diese Betrachtungen nicht ausdehnen, da ihre Empfindungen ebensowohl als ihre Reize uns keine bestimmtere Anwendung der Grössenverhältnisse gestatten. Wie das Geräusch zum bestimmten Tone, oder die Helligkeit sich zur Farbe verhält, so ungefähr verhalten sich an Klarheit die Em-

pfindungen des Hautsinnes zu denen der höheren Organe, und es muss unentschieden bleiben, ob jene grosse Lücke zwischen Farben und Tönen durch andere Empfindungen ausgefüllt wird, für die vielleicht nur andere Thierklassen empfänglich sind. Noch weniger gestatten Geruch und Geschmack die Anwendung solcher Ideen, die überhaupt hier nur dazu dienen sollten, auf die Proportionalität hinzuweisen, die zwischen der Entwicklung einer Sinnesqualität in ihre Modificationenscala und der andern Stufenleiter der äusseren Reize, muthmasslich also auch der Nervenzustände stattfindet, und bei der nichtsdestoweniger eine vollkommne Unvergleichbarkeit des einzelnen Nervenprocesses mit der ihm zukommenden Empfindung besteht. Fügen wir noch hinzu, dass unter sonst gleichen Umständen auch die Stärke einer und derselben qualitativ identischen Empfindung nach der Grösse der Erregung variirt, welche der Reiz hervorzubringen im Stande gewesen ist, so haben wir den Kreis der Abhängigkeitsverhältnisse erschöpft, die zwischen Empfindung und dem sie veranlassenden Reize stattfinden.

10. Ehe wir zu dem Einflusse übergehen, welchen die Empfindungen sich im Bewusstsein erringen, haben wir das Schicksal zweier empfindungserzeugenden Vorgänge zu verfolgen, die sich in demselben Elemente des Nervensystemes begegnen. Das Verfahren der Natur in Bezug auf die gleichzeitige Wahrnehmung mehrerer Empfindungen ist verschieden. Im Sehnerven dürfen wir wohl voraussetzen, dass die Endigung jeder einzelnen isolirten Faser nur einer bestimmten Farbenempfindung fähig ist, und dass zwei sie treffende verschiedene Farbstrahlen unfehlbar eine mittlere resultirende Farbenempfindung bedingen. Hier scheint mithin die Isolation der Fasern das wesentliche Mittel zur Erreichung distincter gleichzeitiger Empfindungen. Im Gehörnerven ist dies anders. So weit wir wenigstens die Sache hier überblicken können, ist es nicht anders möglich, als dass alle Schallwellen gleichzeitig auf alle Nervenendigungen treffen, und die Vorgänge, welche sie in diesen erregen, schmelzen so wenig in eine Resultante in der Empfindung zusammen, als die Schallwellen der Luft selbst bei ihren mannigfaltigen Durchkreuzungen sich stören. Nur eine verschiedene Intensität der Wahrnehmung wird den

einzelnen Tönen, hier nicht erklärbar, zu Theil werden. In diesem Falle, der nicht unwichtig ist für die spätere Beurtheilung der Function der Centralorgane, finden wir mithin, dass die bestimmte Leitung der Eindrücke und die Möglichkeit, dass jedem von ihnen eine ebenso bestimmte Empfindung entspreche, keineswegs an die Abschliessung der leitenden Bahn für andere gleichzeitige Eindrücke geknüpft ist. Inwiefern sich dieser Unterschied der Verhältnisse beim Hören von denen beim Sehen an einen Unterschied in der Natur der Reize binden mag, müssen wir dahingestellt sein lassen, wir erwähnen nur, dass diese störungslose Mischung der Nervenprocesse nur bei demjenigen Sinnesorgane vorkommt, dessen Empfindungen jeder räumlichen Anordnung durchaus unfähig sind, während Geschmäcke und Gerüche, wo sie dieselben Partien des Aufnahmeorganes treffen, ebenso wie die Farben sich zu Resultanten verschmelzen, während sie freilich auch oft verschiedene Stellen reizend, auf dunkele Weise neben einander vorkommen. Ueberblicken wir endlich das Nervensystem im Ganzen und Grossen, so sehen wir nirgends aus Empfindungen verschiedener Sinne sich eine neue Empfindung ausbilden, selbst diejenigen Empfindungen eines und desselben Sinnes, die einmal als gesondert erweckt worden sind, wie die der verschiedenen Farben, existiren in der Seele ohne Beeinträchtigung ihres qualitativen Inhaltes fort, während dagegen die Gefühle des Angenehmen oder Unangenehmen, die sich an einzelne Empfindungen oder an Combinationen mehrerer knüpfen, allerdings häufig einen Gesammtzustand des Gefühles veranlassen können. Diese Fähigkeit der Seele, nicht nur eine Menge einander völlig unähnlicher Empfindungen zu umfassen, vielmehr selbst den nämlichen Gegenstand, wie einen farbigen Punkt, vielfach in Empfindungen zu verwandeln, ohne dass diese sich in einen Gesammtzustand summirten, bildet für unsere spätere Betrachtung einen der schwierigsten Punkte, auf den sich die Localisation der einzelnen Empfindungen gründet.

11. Von dieser Aufgabe einstweilen absehend, wollen wir zunächst fragen, welche Hülfsmittel der Seele zu Gebote stehen, um aus den Qualitäten der Empfindungen, die bisher den einzigen Gegenstand unserer Betrachtung und ihr einziges

Besitzthum bildeten, die geordnete Welt der sinnlichen Anschauung hervorzubringen. Ueberlassen wir uns gewöhnlichen naturphilosophischen Analogien, so müssen wir voraussetzen, dass ein länger dauernder Reiz keinen constanten, sondern einen mit gewisser Beschleunigung wachsenden Zustand des von ihm getroffenen Nerven hervorbringen werde, und setzen wir ferner voraus, dass der Stärke des Nervenprocesses in jedem Augenblicke auch die der Empfindung proportional sei, so würde sie bei beständiger, aber wachsender Erregung des Nerven in noch viel höherem Masse an Intensität zunehmen müssen. Wir finden erfahrungsmässig keines von beiden. Die stetige Ernährung der Nerven mag in gewöhnlichen Fällen vollkommen hinreichen, um durch den Umtausch seiner Stoffe ihn fortwährend wieder in einen neutralen Zustand zu versetzen, in welchem er sogleich als ein ebenso unbefangenes Instrument zur Aufnahme des Reizes dienen kann, wie er es vorher war. In einigen wenigen Fällen krankhafter Art mag man vielleicht glauben, die Spuren einer solchen Summation der Effecte wieder zu erkennen, indem hier zuweilen ein Eindruck bis zu schmerzhafter Heftigkeit der Erregung fortgehen kann. Allein eines Theiles wird bis zu gewissen Grenzen der Aufregung muthmasslich auch die Schnelligkeit des Stoffwechsels beschleunigt, der zu ihrer Ausgleichung bestimmt ist; andern Theiles kann ebenso leicht der übermässige Reiz, jene Grenzen überspringend, eine zeitweilige Lähmung des Nerven hervorbringen, die der weiteren Vermehrung seiner Function, sowie der Empfindung Grenzen setzt. So entsteht hier ein Spiel der Erschöpfung und Wiederbelebung der Empfänglichkeit für äussere Eindrücke, das wir durchaus nur als eine Erscheinung in dem Gebiete der vorbereitenden, körperlichen Thätigkeiten ansehen können, während die Seele selbst durch die Unfähigkeit des Nerven, solche Zustände länger zu leiten, ihre Empfänglichkeit für dieselben nicht einbüsst. Das eine Auge, das von der Sonne geblendet, nichts mehr sieht, raubt dem früher geschlossenen, jetzt sich öffnenden, nicht die Fähigkeit, den Lichteindruck zu leiten, noch der Seele die Empfänglichkeit, mit der sie ihn in Lichtempfindung umsetzt. Die Grösse der Theilnahme, die wir einem Eindruck zuwenden, mag allerdings mit seiner längeren Dauer abnehmen;

aber man kann nicht sagen, dass die Empfänglichkeit der Seele für seine Anschauung dadurch litte. Sie bleibt im Gegentheile, durch den früheren Eindruck nicht präoccupirt, ein unbefangener Zeuge des späteren, und auch die merkwürdigen Thatsachen der complementären Farbenempfindungen müssen wohl ohne Zweifel auf eine eigenthümliche Art der Erschöpfung oder Rückwirkung der körperlichen Organe zurückgeführt werden, denen die Seele die Empfindung nur nachfolgen lässt, ohne an sich selbst zu solchen entgegengesetzten Thätigkeiten geneigt zu sein.

12. Wenn wir nun aber auch, wie dies oben angeführt wurde, bei einem beständigen Reize und ebenso beständigen Nervenzustande dennoch sich die Empfindung nicht so steigern sehen, dass das im vorigen Augenblicke Empfundene sich mit dem des nächsten summirte, so müssen wir auch in der Seele Verhältnisse ähnlicher Art annehmen, wie sie zur Ausgleichung des Nervenprocesses im Körper dienten. Zwar würde es vergeblich sein, diese Verhältnisse näher bestimmen zu wollen; aber das Ergebniss derselben steht fest und muss darin bestehen, dass die geschehene Veränderung durch irgend welche, dem Stoffwechsel des Körpers in ihren Wirkungen ähnliche Kräfte fortwährend auf ein Minimum herabgedrückt wird, ehe sie im Stande ist, sich durch die des nächsten Augenblickes zu vergrösseren. Es wird in dieser Hinsicht theoretisch immer der einfachste Gedanke sein, wenn man diese niederdrückende Gewalt in einem ähnlichen Elemente, d. h. in anderen Empfindungen sucht, die von früheren Wahrnehmungen zurückgeblieben, die neu eintretenden Eindrücke stetig hemmen und sie zu einem ausserordentlich geringen Grade der Klarheit herabsetzen. So gelangten wir zu einer Art mechanischer Ansicht, die auf den zwei Grundlagen fusst, dass zunächst dem Gesetze der Trägheit nach jede Empfindung so lange bestehen wird, bis sie durch andere Umstände verdrängt würde, und dass zweitens diese Umstände in der hemmenden Gewalt anderer schon vorhandener Empfindungsvorstellungen beruhen. Hierdurch würde allerdings, wenn diese Hemmung energisch genug erfolgte, die Stärke der Empfindung sich auf demselben Niveau erhalten, so lange Reiz und Nervenprocess dies Nämliche thun. Allein dieser Ansicht, die

auch sonst zur Grundlage anderer psychologischer Theorien gewählt worden ist, stehen gerade bei dieser ihrer einfachsten Anwendung schon namhafte Bedenken entgegen. Wenn man bemerkt, wie augenblicklich in einem sonst gesunden Auge mit seiner Schliessung auch das lebhafteste Empfindungsbild verschwindet und sich höchstens in eines jener Erinnerungsbilder verwandelt, welche farblos die Farben und lautlos die Töne reproduciren, so wird man gewiss geneigt sein, wie in den anderen Stücken, so auch in der Dauer der Empfindung eine Proportionalität zu der des Nervenprocesses anzunehmen, mit dessen Aufhören dieser Zustand der Seele ebenso wieder verschwindet und einem anderen Platz macht. Versucht man ferner zu erklären, warum die vorhandenen Hemmungen in der Seele nicht nur für alle verschiedene äussere Sinneseindrücke gleich passend sein sollen, sondern wie sie auch dem wachsenden Reize sich mit immer wachsender Widerstandskraft entgegenstemmen, so gelangt man zu Annahmen, deren verwickelte Gestalt sie erst dann bestechend machen würde, wenn das theoretische Princip, worauf man sich gleichzeitig stützt, zweifellos dastände. Allein mag das Gesetz der Trägheit, nach dem man hier verfährt, an sich keine Schwierigkeiten haben, so ist doch die grosse Frage, ob wir hier einen Fall seiner Anwendung vor uns sehen. Nichts anderes kann dies Gesetz bestimmen, als dass ein Substrat genöthigt sein wird, einen ihm einmal eingepflanzten Zustand gleichförmig fortzubewahren, sobald es weder in sich selbst eine gegen ihn zurückwirkende Kraft besitzt, noch dieser Zustand von einer fremden Kraft ihm abgenommen wird. So wird sich dies Gesetz gewiss auf die Bewegung eines Körpers im Raume anwenden lassen; denn ihm geschieht durch diese nichts, was sein inneres Wesen im Mindesten berührte; er wird mithin in jedem Zustande der Bewegung gleichgiltig beharren, bis eine andere Ursache ihn davon befreit. Aber ich glaube nicht, dass wir die mindeste Wahrscheinlichkeit dafür haben, dass die Seele nach denselben Gesichtspunkten zu betrachten sei. Was wir auch sonst über ihre Empfindungen denken wollen, wir können nicht glauben, dass sie ein Zustand seien, der das Wesen der Seele ebenso wenig berührt, wie die Bewegung den Körper; sie wird vielmehr als eine wirklich eindringende Ver-

änderung zu betrachten sein. Unter dieser Voraussetzung bleibt uns nun die Wahl einer doppelten Anwendung jenes Trägheitsgesetzes. Entweder wir sehen die Seele, um uns hier bildlich auszudrücken, für eine ganz passive und völlig unelastische Substanz an, welche keine innere Reaction gegen den Zustand ausübt, in den sie durch äussere Reize gerathen ist, oder wir trauen ihr diese active Elasticität zu, nach dem Aufhören des Reizes sogleich und vielleicht noch während seiner Einwirkung die Folgen desselben wieder herabzusetzen, und sie, wenn sie dieselben auch nicht völlig vernichten kann, doch wenigstens in einen anderen Zustand zu verwandeln, der vielleicht jenen Erinnerungsbildern, vielleicht noch weiter auch den vergessenen Vorstellungen entspricht. Es ist allerdings völlig unmöglich, an diesem Orte und in diesem Zusammenhange ein entscheidendes Gewicht für eine dieser Ansichten beizubringen; auch die Erfahrung wird bei dieser Frage beständig stumm bleiben; denn ob *eine* Vorstellung, in der Seele allein entstanden, ewig dauern würde, wofern nicht eine zweite sie beschränkte, oder ob sie von selbst durch die zurückwirkende Kraft der Seele allmählich unterginge, ist eine Alternative, die kaum selbst durch irgend welche metaphysischen Gründe, sondern fast nur durch eine Art ästhetischer Evidenz entschieden werden kann. Ueberlassen wir uns aber dieser letzteren, so dürfte die zweite Ansicht wohl eine überwiegende Wahrscheinlichkeit erlangen. Betrachtet man vollends, wie dies durch den Einfluss eines neueren psychologischen Systemes üblich geworden ist, die Empfindungen als Selbsterhaltungen der Seele gegen einen äusseren Reiz, der ihren inneren Zustand zu stören droht, so dürfte damit die Annahme jener ersten Trägheit schwer zu vereinigen sein. Denn offenbar ist es eine nicht geringe Sklaverei, oder wenigstens eine seltsame Art der Selbsterhaltung, wenn eine an sich zur Unveränderlichkeit bestimmte Substanz durch jeden Reiz in ein Reactionsstreben versetzt wird, von dem sie später nie wieder loskommen kann, wenn nicht durch glücklichen Zufall eine neue Störung die alte verdrängt. Wollen wir in der That, wie dies doch in dem Ausdrucke der Selbsterhaltung zu liegen scheint, der Seele diese ästhetisch werthvolle Lebendigkeit beilegen, die sich durch alle äusseren Reize nur um ihren

eigenen inneren Schwerpunkt bewegen lässt, so dürfen wir sie nicht gleich einem aus seiner Ruhe aufgestörten Thiere sich in den vorgehaltenen Stock der Störung verbeissen lassen, sie muss im Gegentheil ihre Ungestörtheit dadurch beweisen, dass sie auch die Vertheidigungsanstalten einzieht, wo es keinen Feind mehr gibt. Allein diese Betrachtungen knüpfen sich doch nur an jenen Namen der Selbsterhaltung, der hier nichts zur Sache thut; wir müssen uns einstweilen ohne weitere Entscheidung dieser Frage damit begnügen, dass die Erfahrungen eine ungehinderte Fortdauer der Empfindungen in ihrer völligen Stärke auch nach dem Aufhören des körperlichen Reizes nicht nothwendig anzunehmen befehlen, und dass das Gesetz der Trägheit diese Ansicht ebenso wenig zu beweisen vermag. Geben wir uns daher einstweilen der Annahme hin, dass stetig auf einem Weg, den wir freilich nicht anschaulich machen können, die eigene Thätigkeit der Seele sich gegen diese aufgedrungenen Empfindungszustände stemmt, und dass dadurch nicht bloss die Summirung einer länger dauernden Empfindung bei fortwährendem Reize verhindert, sondern auch ihre ungestörte Fortdauer nach seinem Aufhören unmöglich gemacht wird.

13. Wir verfolgen diese Ansicht jetzt nur insofern, als sich aus ihr der Unterschied zwischen einer eigentlichen Empfindung, die nur im Momente der Wahrnehmung stattfindet und der Vorstellung ergibt, welche den Inhalt der Empfindung zwar festhält, aber ohne dies schwer zu beschreibende Nebengefühl lebendigen Ergriffenseins, welches sie in jenem Momente begleitete. Wir sind im Stande, in unsern Erinnerungsbildern nicht nur die Qualität, sondern auch die Stärke des früher Empfundenen, seine Verknüpfungen und die Grösse der Zwischenräume, welche verschiedene Empfindungen trennen, zu wiederholen und doch sind diese Farbenvorstellungen farblos, die erinnerte Melodie stört nicht mit dem leisesten wirklichen Laute die innere Stille, und wenn zwischen diese Erinnerungen plötzlich eine wahrhaft subjective Empfindung sich eindrängt, so werden wir von der völligen Schattenhaftigkeit jener noch mehr durch die ganz andere lebendige Gewalt dieser überführt. Wir haben nun gemeint, dass diese Erinnerungsbilder oder Vorstellungen eben jener Rest der Em-

pfindung sind, der von ihr nach dem Aufhören des Reizes von der zurückwirkenden Kraft der Seele noch übrig gelassen ist, und haben so in Zweifel gezogen, ob bei ihnen eine Mitwirkung der körperlichen Organe überhaupt noch stattfinde. Die gewöhnlichen Annahmen stehen jedoch unserer Meinung ziemlich allgemein entgegen, und die gebräuchlichste Ansicht ist wohl diese, dass die Vorstellungen nur beträchtlich geringere Grade der Nerventhätigkeit bezeichnen, als die Empfindungen, dass sie aber keineswegs eine von körperlicher Mitwirkung ganz entblösste Seelenthätigkeit darstellen. Die Voraussetzung, dass jeder einzelne Act der Seelenthätigkeit von einem körperlichen Processe begleitet werde, könnten wir zwar in gewisser Hinsicht zugestehen, aber doch nicht so, als müsste dies begleitende Phänomen als ein Mittel zur Hervorbringung jener Acte gefasst werden; wir glauben im Gegentheile, dass der Körper wegen seiner einmal bestehenden Verbindung mit der Seele häufig sich den Rückwirkungen der Processe, die in dieser vorgehen, nicht entziehen kann. Diese Ansicht, die wir später im Allgemeinen rechtfertigen wollen, suchen wir hier zunächst in Bezug auf den eben betrachteten Gegenstand zu stützen. Dass von jedem einmal gewonnenen Eindrucke im Nervensysteme sich eine materielle Spur erhalten werde, wird nur der wahrscheinlich finden, der auf diesen Einfall auch um anderer Gründe willen kam. Einerseits ist es unbegreiflich, wie bei dem fortwährenden Stoffwechsel in den Sinnesorganen oder in den Centraltheilen die Nachwirkung jedes einzelnen Eindruckes ungestört von denen anderer sich erhalten sollte; höchstens von der langwierigen Summirung gleichartiger Eindrücke können wir eine solche chronische Umwandlung der Dispositionen des Nervensystems vermuthen, dass seine einzelnen Theile specifisch bestimmte Reizbarkeiten für einzelne grössere Erregungsklassen gewönnen. Die Schwierigkeit solcher Aufbewahrung steigert sich aber andererseits noch mehr, wenn wir daran denken, nicht bloss die einzelnen oft schon zusammengesetzten Eindrücke, sondern auch die ganze unermessliche Reihe ihrer höchst vielseitigen Associationen unter einander auf ähnliche Weise im Gehirne zu befestigen, und ebenso würde endlich teleologisch die Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit eines solchen Verhaltens gar sehr

in Frage zu stellen sein. Für unseren jetzigen Standpunkt sind daher auch nur die mannigfachen Erscheinungen der Nachbilder im Stande, dieser Hypothese einige Gunst zuzuwenden. Allein, was zuerst die gewöhnlichen optischen Nachbilder betrifft, so beweisen diese eigentlich nicht sowohl, dass die Vorstellung in der Erinnerung durch einen Nervenprocess begleitet werde, als vielmehr, dass häufig die vollständige Absorption des Eindruckes durch den Stoffwechsel noch nicht beendigt ist, während die Erinnerung längst wieder die Vorstellung des Gegenstandes verloren hat, und erst bei Gelegenheit des Contrastes jener noch vorhandenen Nachwirkung mit dem Hintergrunde des Gesichtsfeldes wird sie aufs Neue zu einer Wahrnehmung genöthigt. Man sieht hieraus, dass bei einigermassen intensiven Reizen des Auges jene Ausgleichung der Erregung zwar schnell genug noch erfolgen kann, um anderen beträchtlichen Reizen kein Hinderniss entgegenzustellen, aber nicht ohne weniger intensive und gleichartigere neue Wahrnehmungen etwas zu beeinträchtigen. Man hat jedoch in neuerer Zeit, hauptsächlich durch Henle's Beschreibungen der Gesichtserscheinungen veranlasst, in denen er die Lineamente anatomischer Präparate, mit denen er sich viel beschäftigt, dann und wann wieder aufleuchten sah, von einem Gedächtnisse der Sinne geredet, welches Einige auf eine materielle Fixirung der Eindrücke basirten. Allein jene Visionen scheinen zur Begründung dieser Annahme untauglich. Man würde, um eine solche Fixirung zu bewirken, annehmen müssen, was sehr unwahrscheinlich ist, dass nämlich die Lineamente der Figuren während der ganzen Zeit der Beschäftigung unveränderlich auf dieselben Stellen der Netzhäute gefallen wären, indem sich sonst die verschiedenen Fixirungen dieser Bilder bis zu einem gestaltlosen Lichtscheine würden verschmolzen haben. Allein dies ist nicht nur an sich unwahrscheinlich, sondern bei einer wissenschaftlichen Beobachtung eines Objectes unmöglich. Man könnte höchstens noch dies eine einwenden, dass diese Fixation nicht in der Netzhaut, sondern im Centralorgane geschehe, und dass hierfür die Bahn, in welcher die einzelnen Eindrücke ankommen, gleichgiltig sei. Allein dies consequent durchgedacht, würde nur ergeben, dass man überhaupt keine Figuren sehen könne, da

bei diesen doch offenbar die Distanz ihrer Punkte auf der Netzhaut das Einzige ist, was diese Punkte unterscheidet. Es scheint mir mithin nothwendig, für diese Visionen eine andere Erklärung zu suchen, und ich glaube hier bei der Meinung stehen bleiben zu müssen, die ich bereits früher geäussert. Subjective Empfindungen werden dann von einem körperlichen Reiz des Nerven ausgehen können, wenn sie blosse elementare Functionsäusserungen, Lichtklumpen, Flammen u. s. f. sind, oder wenn sie keine andere Combination zeigen, als die, welche aus der gleichzeitigen Reizung der ihrer Lage nach bestimmten Nervenenden hervorgeht. Es mag daher wohl bestimmte stabile Gesichtserscheinungen geben, die aus dem feineren Bau der Netzhaut entspringen und sich unter sehr verschiedenen Umständen zeigen können. Wo dagegen specielle der Erinnerung angehörige Gegenstände den Inhalt der Visionen bilden, da werden wir sie aus einer jener eben erwähnten Rückwirkungen der Seelenthätigkeit auf die körperlichen Organe zu erklären haben. Wir wissen, dass diese Rückwirkung gewöhnlich nur in der Richtung der Bewegungsorgane stattfindet, wenigstens in merklichem Grade; allein unter besonderen Umständen erhöhter Erregung in einem sensiblen Organe kann sie gewiss auch in diesem bemerkbar werden. Wir müssen daher zwar unentschieden lassen, ob nicht mit jeder Vorstellung eine solche Rückwirkung in unbedeutendem Grade verbunden ist, allein dies kann für jetzt in der That auch dahingestellt bleiben; nur darauf kam es hier an, dass keine Nothwendigkeit vorliegt, Processe im Nervensysteme für nie fehlende excitirende Voraussetzungen der Erinnerungsbilder anzusehen. Wir werden diese vielmehr für die eigentlichen Thätigkeiten der Seele zu nehmen haben. Das, was man die Stärke der Vorstellungen genannt hat, wird uns noch einmal auf diesen Punkt zurückführen.

14. Wir haben in dem Vorigen die Mittel angeführt, mit denen die Seele sich die Anschauung einer geordneten Welt verschaffen soll. Zu ihnen gehören jedoch noch zwei Erscheinungen, deren wir hier nur gedenken, ohne ihre Betrachtung einem späteren Zusammenhange entreissen zu wollen, das Gedächtniss und die Associationen. Dass die einzelnen Vorstellungen aus dem Bewusstsein entschwinden, dass sie

solche, in ihrem Zustandekommen völlig unbekannte Verknüpfungen mit einander eingehen, um später wiederbelebt auch die verbundenen Vorstellungen mit ins Bewusstsein zurückzuführen, sind bekannte Thatsachen, die wir in der Folge zur Hilfe nehmen müssen, ohne noch auf die Schwierigkeiten einzugehen, welche sie enthalten. Wir gehen also zu den ersten Anfängen der Localisation der Empfindungen über, welche, wie wir sehen werden, sich auf die Qualitäten derselben stützt. Wir werden jedoch hierbei uns begnügen müssen, weniger Aufgaben zu lösen, als sie zu trennen. Mehreres bleibt hier zurück, was bis jetzt einer genügenden Erklärung durchaus unfähig scheint; Anderes werden wir freilich auch finden, was nur dann als ein Räthsel erscheinen kann, wenn man mit völlig unrichtigen Vorstellungen zu der Analyse dieser Phänomene kommt.

III. Die Localisation der Empfindungen.

15. Denken wir uns die Seele, wie wir unstreitig hier müssen, als begabt zwar mit qualitativ bestimmten Empfindungen, aber an sich jeder räumlichen Anordnung fremd und unkundig, diese mannigfaltigen Empfindungen nur in der Weise der Töne gegenseitig verbunden hegend, und fragen wir, wie sie nun dazu kommt, dieses Material in räumliche Formen zu giessen, so scheint uns das sogenannte Gesetz der excentrischen Erscheinung in der Nervenphysiologie die erste organische Grundbedingung dieser Localisation darzubieten. Indessen wird diese Hoffnung bald zu Schanden. Gegen jenes Gesetz nämlich, so wie es früher ausgedrückt wurde, dass immer das peripherische Ende des Nerven der Ort sei, wohin die Empfindung durch jede seiner irgendwo entstandenen Veränderungen verlegt werde, thut Erfahrung und Theorie gleichmässig Einspruch. Weder Töne noch Farben verlegen wir an dies Ende, sondern in einen äusseren Raum, dass aber der Inhalt jenes Gesetzes, selbst wenn es richtig wäre, keine primitive, sondern immer nur eine sehr abgeleitete Erscheinung sein könnte, ergibt sich daraus, dass wir dann der Seele eine Kenntniss des Ortes der Nervenenden schon zuschreiben müssten, womit dann das Meiste von dem gegeben wäre, was

wir in dieser Frage nach der Localisation erst suchen. Denn dies ist der hauptsächlichste Fehler, den man gewöhnlich hier macht, dass man annimmt, die Seele habe eine fertige Anschauung des ganzen Raumes schon vor sich und deliberire bloss noch, in welchen Strahl der Windrose und in welche Entfernung sie die Empfindung, die einem Eindrucke folgt, placiren wolle. Diese Vorstellung des Aeusseren, in welches hinein die Seele ihre Objecte setzen soll, ist aber im Gegentheile eine abgeleitete, und sie bildet sich, wie wir später sehen werden, aus mehr als einer Quelle zugleich aus. Hier bleibt uns vor der Hand nichts übrig, als dem Gesetze der excentrischen Erscheinung die andere tautologische Bedeutung zu geben, dass jeder Empfindungsreiz im Nerven, mag er diesen berühren wo er will, eine Empfindung hervorruft, die jederzeit an dieselbe Stelle verlegt wird, oder mit anderen Worten, dass die Localisation derselben nur von ihrer Qualität, nicht von dem Orte ihrer Entstehung abhängt, weil von dem letzteren nicht, abgesehen von aller Qualität, noch eine besondere Kunde zum Bewusstsein gelangen kann. Welches nun aber der Ort ist, an den alle Empfindungen desselben Nerven verlegt werden, dies bleibt dabei noch völlig unbestimmt. In der letzten Zeit haben besonders die vortrefflichen Untersuchungen von Volkmann dem Gesetze der excentrischen Erscheinung seine letzten Stützen geraubt. Ich muss mir versagen, hier genauer auf den Inhalt seiner Betrachtungen einzugehen, mit dem ich nicht vollständig übereinstimmen kann; aber darauf muss ich aufmerksam machen, dass seine Ansichten keineswegs ein neues Licht über diesen Punkt verbreiten, sondern uns vielmehr durch Entfernung des trügerischen Lichtes, das uns bisher diese Gegenstände beleuchtete, in ein neues Dunkel hineinführen. Man wird dies natürlich nicht als einen Vorwurf deuten. Die Beobachtung der isolirten Nervenfasern, die wir in allen Sinnesorganen finden, hatte in der neuern Physiologie zu der Annahme geführt, dass kein Reiz einen bestimmten Eindruck hervorbringen könne, es sei denn, dass er in der geschlossenen Bahn einer solchen Faser bis zu den Centralorganen geleitet würde, deren hierbei vorausgesetzte Wirksamkeit nicht weiter analysirt wurde. Dafür sollte aber auch innerhalb einer solchen Bahn keine

Verschiedenheit des Vorganges und des Ortes seiner Entstehung einen Einfluss auf den Ort seiner Projection haben. Nach Volkmann ist dagegen eine und dieselbe Faser im Stande, vielleicht zehn Eindrücke an verschiedenen Stellen ihres Verlaufes aufzunehmen und für jeden die Wahrnehmung desselben an dem Orte seiner wirklichen Entstehung zu vermitteln. Es ist nicht zu leugnen, dass auf den ersten Anblick diese Ansicht die ganze Unerklärlichkeit eines unvermittelten Wissens wieder in diesen Gegenstand einführt; denn auf welche Weise die Seele zu unterscheiden vermöchte, aus wie grosser Entfernung, oder von welchem Orte aus ein empfindungserzeugender Vorgang an sie gelangt, lässt sich gar nicht angeben, da die Verschiedenheit der Stärke, an die man etwa denken könnte, noch ausserdem Gegenstand einer besonderen Wahrnehmung ist. Volkmann bemerkt hierzu, dass diese Thatsachen nur Denen unbequem sein können, welche an der Vorstellung kleben bleiben, dass die Seele im Gehirne ihren Thron aufgeschlagen habe und den herbeiströmenden Empfindungsreizen hier sitzend Audienz ertheile. Wir seien jedoch an diese Vorstellungsweise nicht gebunden[1]. In der That sind wir nun an das Komische dieses Ausdruckes nicht gebunden; aber die Ansicht selbst, die hier verworfen wird, scheint mir nicht ebenso unmotivirt. Wenn Volkmann hinzufügt, es sei auch denkbar, dass etwas dem psychischen Principe Angehöriges dem gereizten Punkte zuströme, um hier den Reiz zu finden, so mag zwar diese Ansicht der Seele nicht unwürdiger sein, als die erste, allein sie ist ganz unmöglich, und ich muss meinem verehrten Lehrer gegenüber darauf beharren, dass wir in der That in unseren Erklärungsversuchen mehr gebunden sind, als es ihm scheint, und dass nicht jede denkbare Hypothese hier Zutrauen verdient. Ich will nicht fragen, wie man sich dieses, dem psychischen Principe angehörige Etwas oder seine Bewegung im Körper denken soll; mag sie auch geschehen, was kann sie je helfen? Angelangt an den Ort des Reizes würde dieses Etwas ihn nicht anders empfinden, als an jedem andern Orte, es würde

[1] S. Handwörterbuch d. Physiologie, herausg. von R. Wagner Bd. II. S. 573 (Artikel Nervenphysiologie).

höchstens irgend eine Nebenempfindung von der Länge des zurückgelegten Weges haben können; aber wie sollte es dazu gelangen, zu erfahren, dass dies Gefühl jenem zurückgelegten Raume angehöre, und wie könnte es die Richtung, in der es selbst vorwärtsgeschritten ist, je in ihrem bestimmten Verhältnisse zu anderen überblicken? Alles das würde nöthig sein, um diese Empfindung jedes Reizes an seinem Orte zu erklären; leistete die Seele aber das, so würde sie nur ein mit anderen Sinnen, und zwar ebenso unerklärlichen, ausgestattetes Individuum sein, das in unserem Leibe sich ebenso hin- und herbewegte, wie wir mit sammt dem Leibe und seinen Sinnen in der äusseren Welt. Finden können wir an einem bestimmten Orte etwas nur dann, wenn wir den Ort mit seinen Umgebungen schon vorher übersehen; die Bewegungen eines psychischen Principes können dies aber nicht leisten. Es bleibt mithin für uns allerdings gar keine andere Ansicht übrig, als diese, dass die Empfindung, wie Volkmann sagt, durch eine Welle entstehe, die vom gereizten Punkte ausgehend, an das Sensorium anschlägt, und die Schwierigkeit bleibt, wie die Seele erkennen soll, von wie weit her diese Welle kommt. Um aber zu sehen, in wie weit sie sich beseitigen lässt, müssen wir erst den Werth einer andern Ansicht prüfen, die hiermit nahe zusammenhängt, nämlich der von der Isolation der Nervenfasern.

16. Sehen wir, dass die Natur sich grosse Mühe mit der Herstellung abgeschlossener Bahnen für die Leitung eines Eindrucks gegeben hat, so ist die nächste Folge die Annahme, dass durch diese Bahnen der Eindruck einem ganz bestimmten Punkte des Centralorganes zugeführt werden soll, und dass von der Stelle, an welcher er dieses berührt, nicht nur seine Localisation, sondern auch seine Qualität vielleicht abhänge. Diese Meinung von der Wirksamkeit der Centralorgane krankt an einem bedeutenden Fehler, den wir oben schon erwähnten. Indem sie durch das Anspielen der einzelnen peripherischen Nerventasten einzelne Hämmer gleichsam im Gehirn sich heben lässt, muthet sie der Seele zu, sich mit neuen Sinnen diesem Schauspiel gegenüber zu stellen, und in diesem Falle alle jene räumliche Localisation schon zu verstehen, die wir hier erst zu erzeugen suchen. Sie setzt mit einem Worte

voraus, dass die Seele einen Process a, weil er in einem gewissen Theile des Centralorgans erregt wird, auf eine bestimmte Stelle α in der Peripherie bezieht; und dies schliesst denn das andere ein, dass die Seele es dem Processe a ansehen könne, von wannen er kommt, oder in welchem Theil des Centralorganes er befindlich ist. Es ist jedoch für uns aus dem Früheren schon eine zweifellose Ueberzeugung, dass alle Localisation nur auf verschiedener Qualität beruhen kann, und dass die Seele zwei Processe, die qualitativ durchaus keinen Unterschied zeigten, auch keineswegs an verschiedene Punkte zu localisiren Veranlassung finden kann. Ist dies aber so, so ist es klar, dass für diesen Zweck der Localisirung der Eindrücke die Isolation der Fasern ganz unnöthig ist. Sie sollen nicht den Eindruck auf einer bestimmten Strasse zu einem bestimmten Eingangsthore geleiten, damit er um seines Durchtrittes durch dieses willen an einen bestimmten Ort verlegt werde, sondern dieser Ort wird ihm nach seinem qualitativen Aussehn zukommen, und die Seele wird nach diesem seine Heimath ebenso gut zu beurtheilen wissen, wie wir die Nationalität der Fremden während einer Messe nach ihrem Aussehn und nicht nach dem Thorberichte bestimmen. Es hilft hier nichts, den Centralorganen noch irgend welche verborgenen Kräfte zuzuschreiben; mag immerhin ein Eindruck bei seinem Durchgange durch einen bestimmten Theil derselben einen specifischen Beigeschmack bekommen, den er sonst nicht erlangt haben würde, und von dem später seine Localisation bedingt wird, in letzter Instanz wird es doch immer diese wie auch erlangte Qualität sein, die über jene entscheidet. In der Physiologie ist diese Ansicht nicht üblich, aber gleich wohl auch nicht unerhört. Ich will mich nicht auf van Deen's Versuche beziehen, nach denen nicht überall unverletzte Isolation der Leitung nöthig ist, um einen Reiz an seinen Bestimmungsort zu bringen und ihn seine Wirkung erzeugen zu lassen; liegt doch der Respirationstheorie und den Ansichten über die Reflexbewegung, die Volkmann aufgestellt hat, ziemlich deutlich dieselbe Ueberzeugung zu Grunde. Gleichviel auf welchem Wege sich der Reiz der im Blute enthaltenen Kohlensäure fortpflanzt, und auf welcherlei Nerven er unterwegs treffen mag; als dieser bestimmte Reiz regt er

nur in den respiratorischen Nerven eine gruppirte Bewegung an. Ich habe nun diese Bemerkungen hier nur um deswillen gemacht, weil daraus hervorgeht, dass die Aufhebung des Gesetzes der excentrischen Erscheinung uns eigentlich nur einen eingebildeten Vortheil raubt. Dass nach der frühern Meinung jeder einzelne Eindruck besonders in einem isolirten Kanale fortgeleitet wurde, konnte für seine Localisation nichts nützen; findet es sich nun, dass ein und dasselbe Nervenende mehrere Eindrücke gleichzeitig leitet, so entsteht daraus auch keine grössere Gefahr für diese; so lange nur die verschiedenen Processe sich unter einander nicht bis zu einer Resultante mischen, werden nach unserer Ansicht Vortheile und Schwierigkeiten ganz dieselben sein wie früher. — Aber man wird einwenden, dass nach dieser Annahme ja alle Faserung der Nerven völlig unnöthig sei. Wenn es sich so verhält, wie wir meinen, so hätte es auch genügt, wenn zum Beispiel die Netzhaut eine einfache Blase wäre, die durch einen einfachen Kanal mit einem centralen Behälter zusammenhinge. In diesem Kanale würden die verschiedenen Eindrücke auf die Netzhaut sich eben so ungestört fortleiten lassen, wie die Schallschwingungen, die einen Luftraum durchkreuzen. Dächte man sich die Seele an irgend einer Stelle dieses Centralraumes wirksam, so würde sie auf diese Weise ganz ebenso gut von allen diesen qualitativen Processen getroffen, und könnte jeden an eine bestimmte Stelle, seiner Qualität nach, projiciren, ohne dass dabei die Richtung seines Eintretens von Werth wäre. Ich will hierauf zuerst antworten, dass unsere Ansicht nur in grösserem Massstabe dasselbe thut, was auch die Volkmann'sche voraussetzen muss. Ist ein Nervenelement im Stande, zehn verschiedene Eindrücke zu leiten, so ist auch hier für diese das Princip der Faserung ganz unnütz, und man könnte eben sowohl für tausend Reize eine ähnliche Fortpflanzung annehmen, wenn man nur wüsste, dass mit der Mannigfaltigkeit derselben nicht innere gegenseitige Störungen eintreten, die bei einer geringen Anzahl vielleicht nicht vorkommen. Ich mache ferner darauf aufmerksam, dass bei dem Gehörorgan (auch bei dem Geschmack und Geruch in gewisser Hinsicht) doch ohne Zweifel diese Fortpflanzungsart stattfindet, obwohl die Faserbildung hier nicht weniger vor-

kommt, so dass trotz des gegentheiligen Anscheins doch die Nothwendigkeit der isolirten Nervenfasern in etwas anderem zu beruhen scheint, als man gemeinhin annimmt. Diese Betrachtungen fortzusetzen und uns namentlich die Bedeutung der Faserung für die erwähnten Sinnesorgane zu zeigen, wollen wir Anderen überlassen; auch ob Volkmann mit allen seinen Annahmen, besonders mit denen über die Netzhautbilder, ganz Recht hat, mag dahingestellt bleiben. Einstweilen wollen wir glauben, dass die Isolation der Fasern wenigstens im Auge den Zweck hat, die Vermischung zu vieler Eindrücke zu verhüten, denn dass eine solche für verschiedene Farben schon bei einer gegenseitigen Entfernung eintritt, bei der wir hellbeleuchtete gleichfarbige Linien noch unterscheiden, dürfte kaum zu bezweifeln sein.

17. Ich glaube, dass es nöthig ist, die vorigen sich etwas durchkreuzenden Bemerkungen zu resümiren, um zu wissen auf welchem Punkte wir jetzt stehen. a) Die gewöhnliche aber irrige Voraussetzung war die, dass die Seele, um irgend einen Eindruck zu localisiren, nachsehe, an welchem Punkte der Centralorgane er anschlägt, und zu dieser Annahme gehörte nicht bloss die isolirte Leitung eines einzigen Eindrucks durch eine Faser ganz wesentlich, sondern auch das Gesetz der excentrischen Erscheinung. b) Wir haben dem entgegengesetzt, dass ursprünglich nur verschiedene Qualitäten von der Seele unterschieden werden können, und dass mithin, wenn überhaupt eine bestimmte räumliche Anordnung der Eindrücke erfolgen soll, der Platz, den jeder hier einzunehmen haben wird, durch seinen Inhalt bedingt wird. Kann mithin ein Eindruck auch ohne isolirte Bahn sich ohne Beeinträchtigung seiner Qualität bis zum Sensorium fortarbeiten, so ist für ihn die isolirte Faserleitung unnöthig; sie wird wieder nöthig in dem Masse, als diese Vorbedingung nicht erfüllt ist. Bringt ferner die Verschiedenheit der Stellen, an denen der Eindruck im Verlauf der Nerven erregt wird, durchaus keine Verschiedenheit seines qualitativen Inhaltes hervor, so ist das Gesetz der excentrischen Erscheinung in dem Sinne, wie wir es modificirt haben, nothwendig, d. h. die Seele muss jeden solchen Eindruck an dieselbe einmal gewohnte Stelle versetzen. Soll dies letztere aber nicht der Fall sein, so muss sich nachweisen lassen, dass der

Eindruck, so wie die Orte seiner Entstehung variiren, zu seiner sonst sich gleichbleibenden Qualität noch ein variables Element hinzu bekam, an welches die Seele später sich hält, um ihm einen bestimmten Ort anzuweisen. Doch kann dies Element nicht in der wechselnden Stärke des Eindrucks bestehen, weil für jeden Grad der Intensität vielmehr alle diese Verhältnisse noch einmal wiederkehren. Wir wollen den Anfang der weiteren Betrachtung mit der Localisation der Farbenempfindungen des Auges machen, und hier zuerst eine Ansicht Herbart's beleuchten, die, wenn sie sich nur halten liesse, für alle Schwierigkeiten die einfachste Lösung darbieten würde.

18. Herbart geht mit Recht von dem Gedanken aus, dass auch dann, wenn wirklich die äussern Dinge in einer räumlichen Ordnung befindlich sind, ihre Einflüsse auf uns doch zunächst nur eine Mannigfaltigkeit von an sich unräumlichen Empfindungen hervorrufen können, und dass die wahrgenommene räumliche Anordnung dieser gänzlich von Neuem durch die Seele reconstruirt werden muss. Diese Wiedererzeugung beruht nach ihm auf der Succession der einzelnen Eindrücke und den abgestuften Verschmelzungen, welche sie dabei eingehen. Das ruhende Auge, bemerkt er, sieht keinen Raum, indem es sich hin- und herbewegt, erzeugt es ihn. Denn beim Vorwärtsgehen sinken allmählich die ersten Auffassungen in ihrer Intensität und verschmelzen während des Sinkens immer mehr sich abstufend, immer weniger und weniger mit den nachfolgenden. Beim mindesten Rückkehren gerathen dagegen sämmtliche früheren Auffassungen, begünstigt durch die eben jetzt hinzukommende Wiederholung, ins Steigen, und so wird jede Vorstellung allen übrigen ihre Plätze anweisen. Zu dieser Ansicht, deren weitere Ausführung man bei Herbart nachsehen mag[1]), müssen wir uns folgende Betrachtungen erlauben. In jedem Augenblicke unserer jetzigen Erfahrung übersieht auch das ruhende Auge sogleich ein ausgedehntes Sehfeld und findet

[1]) Psychologie als Wissenschaft, Bd. II. S. 127 ff. (s. Herbart's sämmtliche Werke herausgegeben v. Hartenstein. Leipzig 1850—52. Bd. VI S. 120 ff. § 111 ff.).

in ihm die Gegenstände in ihren respectiven Lagen, ohne dass es der mindesten Bewegung bedürfte, um etwa den Totaleffect der äussern Reize, der in einer intensiven unräumlichen Vorstellung bestände, durch jene abgestuften Verschmelzungen und ihre Summation zu reconstruiren. Dass dies jemals, auch nur in der frühesten Kindheit anders sei, ist nicht im mindesten wahrscheinlich, denn wenn das menschliche Kind darüber in Zweifel liesse, so würden uns viele Thiere diesen Zweifel benehmen. Sollen mithin Herbart's Worte bedeuten, dass das Auge zunächst nur einzelne Punkte sehe, so fusste dieser Ausspruch auf keiner Erfahrung; es liesse sich aber zum Ueberflusse beweisen, dass unter solchen Umständen, namentlich wenn sie bei anderen Sinnen wiederkehrten, jede räumliche Anschauung unmöglich werden würde. Durch Verschmelzungsabstufungen successiver Vorstellungen bleiben mithin die einfachsten Thatsachen unerklärt. Es lässt sich jedoch hieran noch eine allgemeinere Betrachtung knüpfen. Auch dann nämlich, wenn eine solche Summation sich folgender Eindrücke hier stattfände, liesse sich noch gar nicht absehen, wie sich daraus gerade räumliche Vorstellungen entwickeln sollten. Das Auge habe zuerst den Punkt a gesehen und diese Empfindung mit dem Muskelgefühle α associirt; es gehe zum Punkte b über durch das Muskelgefühl β, zu c durch das Gefühl γ u. s. f. Nun mag es sich zurückwenden und so allmählich die Reihe d c b a rückwärts durchlaufen, deren jeder Punkt mit den entsprechenden Muskelgefühlen $\delta, \gamma, \beta, \alpha$ sich verknüpft. Wie man sich auch diesen Process variirt denken mag, so entsteht doch daraus von selbst noch nicht die Nothwendigkeit, dass diese Punkte als räumlich neben einander befindliche angesehen werden müssten. Vielmehr müsste dazu noch Jemand da sein, welcher zu der mit ihren Associationen aus Farben und Muskelgefühlen beschäftigten Seele sagte: wenn du erst von a bis d eine Reihe Vorstellungen erzeugt hast, und du erzeugst die andere Reihe d bis a, so ist die letztere nicht eine ganz andere, die sich an die vorige anfügt, so dass die Gesammtheit deines Vorstellens die Reihe a b c d d c b a wäre, sondern die zweite Hälfte davon ist nur die wiederholte Vorstellung derselben Objecte, welche die erste Hälfte darstellt, so dass das Object einfach und feststehen

geblieben ist, während das Vorstellen sich an ihm hin- und herbewegte. Oder kürzer, es müsste der Seele noch einmal besonders gesagt werden, dass sie nicht eine ganz gleiche, aber andere, sondern dieselbe Reihe durchmisst. Man kann dies nicht deutlicher machen, als durch ein Beispiel, in dem alle obigen Bedingungen vorkommen, aber ohne den ihnen zugeschriebenen Erfolg. Singen wir die Töne a b c d der Scala, so verknüpft sich mit jedem ein eignes Muskelgefühl; singen wir sie rückwärts, so kehren diese ganz entsprechend wieder; variiren wir diesen Versuch, wie wir wollen, so zeigt er den ganzen Reichthum solcher abgestufter Verschmelzungen, wie sie Herbart verlangt; aber die umgekehrte Scala deckt doch nicht in verkehrter Richtung die aufsteigende; es wird aus alle dem nichts Räumliches. Damit dies entstehe, ist vor allen Dingen ein Erforderniss nothwendig; es müssen mehrere Vorstellungen gleichzeitig und in ganz bestimmten Verhältnissen gegeben sein, so dass der eine Theil derselben noch nicht verschwindet, während die Bewegung einen neuen herbeiführt, der sich nun sogleich an diesen Rest in bestimmter Bedeutung anschliessen kann. Könnte das Auge nur einen Punkt sehen und würde durch jede Drehung es dergestalt in eine ganz neue Welt versetzt, dass es mit völligem Verschwinden des vorigen einen ganz neuen Eindruck erhielte, so wäre es ganz unmöglich zu enträthseln, was denn durch diesen Uebergang eigentlich bewerkstelligt worden sei, und wie sich das Neue an das Alte anknüpft. Dieser Punkt erfordert später noch eine andere Ueberlegung.

19. Leistet nun die Succession der Vorstellungen nicht das Verlangte, so wollen wir auf dem oben 17, b (S. 56 f.) erwähnten Wege versuchen, wie weit sich in der Erklärung des augenblicklichen, geometrisch angeordneten Gesichtsfeldes kommen lässt. Es sind auf der Retina viele Punkte von völlig gleicher Farbe gegeben; wie kann die Seele ihnen anmerken, wo sie empfunden sein wollen? Dass nun das variable Element, welches wir hier suchen, in irgend einer leisen Verschiedenheit der Qualität bestehe oder in irgend einem bestimmten Nebengefühl, das sich an eine gewisse Stelle der Retina bei deren Reiz unmittelbar knüpfte, ist bei der gleichartigen Mischung und Structur derselben sehr unwahrscheinlich. Dagegen könnte

ein anderes Phänomen einige Aufklärung versprechen. Schon das Kind, wenn ein glänzender Gegenstand von der Seite her seine Retina bescheint, wendet die Augen so, dass dieser in die Richtung des deutlichsten Sehens fällt. Bei dieser Bewegung sind uns weder die Reize, durch welche das schief einfallende Bild sie hervorruft, noch das Mittel klar, durch welches wir sie gerade nach der bestimmten, verlangten Richtung vollziehen. Man hat auch solche Fähigkeiten gewöhnlich freigebig von Associationen der Vorstellungen und Gefühle abgeleitet; indessen, obwohl ich zugebe, dass auch eine zuerst ganz ungeordnete Bewegung des Auges leicht eine Menge von Erfahrungen darbieten kann, mit deren Hilfe diese Bewegung später regulirt würde, so glaube ich doch, dass die Natur solche Processe etwas bestimmter durch organische Hilfsmittel vorgebildet hat. Auch diese Bewegung möchte ich daher als eine Reflexbewegung ansehen, die von der gereizten Stelle der Retina abhängt, und das gesammte Muskelsystem des Augapfels eine Bahn durchlaufen heisst, welche den Punkt des deutlichsten Sehens jenem früher gereizten substituirt. Bei diesem Geschäfte würde sich für jeden einzelnen Punkt die Gesammtleistung auf eben so eigenthümliche, für jeden einzelnen Fall verschiedene Art auf die verschiedenen Muskeln des Auges repartiren, wie auch die drei rechtwinkligen Coordinaten des gereizten Ortes, auf irgend welche feststehenden Axen bezogen, eine unerschöpfliche Menge verschiedener Combinationen darbieten würden. Träfe mithin irgend ein qualitativ bestimmter Reiz eine bestimmte Stelle der Netzhaut, so würde er zwar hier nicht um dieses Auffallsortes willen ein variables Element aufnehmen, das seine Qualität veränderte, oder als eine neue Empfindung daneben gefühlt würde, wohl aber würde jeder gereizte Punkt eine ihm allein zukommende Combination von Bewegungstendenzen in den Muskeln des Auges bedingen, und an dieser Nebenwirkung, durch welche der Punkt sich gewissermassen selbst die Coordinaten seines Ortes bestimmt, würde auch die Seele ein Motiv haben, dem Eindrucke ganz abgesehen von seiner Qualität, die ja für jeden Punkt der Netzhaut jede mögliche sein kann, eine bestimmte Stelle gegen andere anzuweisen. Damit der Sinn dieses Gedankens nicht falsch verstanden werde, füge ich noch

Folgendes hinzu. a) Auf den ersten Anblick scheint diese ganze Vorrichtung so künstlich, dass sie um so weniger Vertrauen verdient. Das fühle ich selbst auch; nichts desto weniger ist doch eine solche verwickelte Messung der Orte der Netzhautreize erfahrungsmässig gegeben; was aber durch eine Reihe von Associationen, wie andere wollen, entstehen kann, das muss auch, und muss vielleicht noch sicherer entstehen können, wenn solche Associationen in den mechanischen Beziehungen der Theile schon präformirt sind. b) Es ist dann schon oben erwähnt worden, dass wir die Reize, durch welche wir zur Einstellung der Augenaxe nach einem Punkte bewogen werden und die Mittel, durch die wir sie ausführen, nicht mit Bewusstsein wahrnehmen. Dasselbe soll auch hier gelten. Jene Bewegungstendenzen haben nicht nöthig, sich im Bewusstsein durch ein besonderes Gefühl geltend zu machen, und die Seele sitzt nicht, diese Acten beurtheilend, zu Gericht, um nach Massgabe jener Combinationen dem Eindrucke seine Stelle erst anzuweisen; sondern dies alles ist eine Geschichte, die vor dem Bewusstsein sich ereignet. Unsere Voraussetzung war nur diese: durch jeden äusseren Sinnesreiz wird zuerst die Seele in irgend einen Zustand versetzt, den wir nie zu Gesicht bekommen; wir werden uns nur der Qualität der Empfindung bewusst, die auf eine nicht weiter zu analysirende Weise aus ihm folgt. Ebenso werden nun jene Bewegungstendenzen, die wir angenommen haben, jenem Zustande noch einen andern hinzufügen, den wir eben so wenig zu Gesicht bekommen, der aber die Ursache der bestimmten Localisation ist, so wie jener die Ursache der Qualität der Empfindung. In beiden Fällen ist nur das Ergebniss im Bewusstsein, sein Verwirklichungsgang nicht. c) Endlich haben wir nicht ohne Absicht oben, 17 a (S. 56), gesagt, dass, wenn überhaupt eine räumliche Anordnung der Empfindungselemente stattfinden soll, dann der Platz eines jeden durch seinen Inhalt bestimmt werden müsse. Wenn wir nämlich nichts erschleichen wollen, so müssen wir zugestehen, dass aus allen bisher angenommenen Einrichtungen doch an sich noch die Nothwendigkeit nicht folgt, dass die durch jene Combinationen von Bewegungstrieben bedingte gegenseitige Ordnung der Empfindungen sich gerade als eine räumliche Anordnung darstellen müsse. Durch

alle jene Verhältnisse ist nur eine vielfach gegliederte Abstufung von Beziehungen bedingt; dass aber die Beziehung zweier Punkte sich zuletzt in Gestalt einer bestimmten Entfernung beider darstellt, ist daraus durchaus nicht mit Nothwendigkeit abzuleiten. Wir können daher die Production des räumlichen Charakters dieser Ordnung nur in dem Wesen der Seele selbst begründet finden, und kommen so allerdings zu der Kantischen Annahme zurück, dass der Raum nur als eine unserer Seele eigenthümlich angehörige Form der Anschauung zu betrachten sei. Das Vorige aber enthält, diese allgemeine Fähigkeit der Seele vorausgesetzt, einen Versuch, die Motive darzustellen, warum die einzelnen Empfindungen in dieser leeren Form sich ihre bestimmten Plätze suchen, und zwar auch dann, wenn keine successive Wahrnehmung sie ihnen anweist, sondern ein ganzes Sehfeld gleichzeitig überblickt wird. Dass übrigens von allen Theilen der Netzhaut nur eine sehr kleine Stelle ein völlig deutliches Sehvermögen besitzt, und dass eine bestimmtere Wahrnehmung der Gestalt eines ausgedehnten Gegenstandes allerdings erst durch Bewegung des Augapfels vermittelt wird, welche successiv die Theile des Gegenstandes unter diesen Focus bringt, bleibt nebenbei immer feststehen; nur durfte man darüber die immer vorhandene gleichzeitige Wahrnehmung durch indirectes Sehen nicht vernachlässigen.

20. Die vorigen, schon sehr langwierigen Bemerkungen haben doch erst das einfachste Phänomen des Sehens betrachtet, nämlich die gegenseitige Lage der Farbenpunkte in einer Fläche. Zweierlei Fragen pflegen damit gewöhnlich noch verbunden zu werden, die nach dem Aufrechtsehn der Objecte bei verkehrtem Netzhautbilde und die nach der Projection der Objecte nach aussen. Hierin können wir viel kürzer sein, denn dies ist die Region nur scheinbarer Räthsel. Wir wollen einmal nicht sagen, dass das Bild des Objectes verkehrt auf der Netzhaut stehe; denn wenn man dies ein Bild nennt, so knüpft sich daran immer der falsche Nebengedanke, als sei für die Seele eine Veranlassung da, diese Affection der Netzhaut so wahrzunehmen, wie sie ist. Wir wollen lieber sagen: wenn wir mit unserm, wie auch immer zu erklärenden Sehen gleichzeitig ein Object, gleichzeitig aber auch die Sammlung

der Strahlen dieses Objects auf einer zweiten Netzhaut beobachten, so finden wir, dass zwar die Strahlen von der Netzhaut, die wir beobachten, uns ganz in derselben gegenseitigen Ordnung, aber in der entgegengesetzten Lage auszugehn scheinen, als in welcher sie von dem direct gesehenen Gegenstande kommen. Was wir in dem beobachteten Auge sehen, setzen wir mit Recht auch im eigenen während des Sehens voraus; die Lage der Strahlen wird in ihm umgekehrt sein, wie am Objecte; daher wird auch die Lage der Strahlen, die von der beobachteten Retina in unsere fallen, noch einmal umgekehrt werden. Hierdurch ist bewiesen, dass es überhaupt für die Localisation unserer Empfindungen einen Unterschied macht, in welcher absoluten Lage sich ein und dasselbe Bild auf der Retina entwickelt, denn wir bemerken an dem empfundenen Bilde entgegengesetzte Lagen, wenn das Netzhautbild entgegengesetzte annimmt. Ich kann beinahe gewiss voraussetzen, dass man diese Bemerkung zu der Klasse der unnützesten Weisheit rechnen wird, sie enthält aber dennoch zweierlei, was ich den physiologischen Optikern dringend ans Herz legen möchte. Erstens versteht es sich ganz und gar nicht von selbst, dass das Auge nicht bloss im Stande sein werde, die relativen Entfernungen der einzelnen Farbenpunkte von einander zu schätzen, sondern dass es auch fähig sei, zu beurtheilen, um wie viel Grade ein sich in seiner innern Structur ganz gleichbleibendes Bild in einer auf der Axe des deutlichsten Sehens normalen Ebene herumgedreht werde. Es könnte recht gut auch bloss das erste stattfinden, so dass wir die Verschiedenheit der Stellungen eines Bildes gar nicht gewahr würden, denn diese letztere muss offenbar auf einer irgendwie geschehenden Vergleichung mit einem andern Raume beruhen. Und das Zweite ist nun, dass der obige Ausdruck des Phänomens allein der richtige ist, denn er vermeidet, das einzumischen, wovon die Erscheinung gar nichts sagen kann. Sie sagt nämlich nichts davon, dass die Lage des Netzhautbildes die *verkehrte*, die des Gegenstandes die *aufrechte* sei, denn das Alles beruht auf Vergleichungen mit fest vorausgesetzten Axen der Richtung, die wir noch gar nicht besitzen; sie sagt nur, dass wo zwei Netzhautbilder entgegengesetzt liegen, da auch dieser Gegensatz sich im empfundenen Bilde

zeigen werde. Wie dies nun zugeht, wollen wir später zu zeigen versuchen, und dies durch eine kurze Kritik einiger hierher einschlagender Ansichten einleiten.

21. Man stellt die Frage gewöhnlich so: warum sehen wir, da das Netzhautbild verkehrt steht, gleichwohl die Gegenstände in ihrer natürlichen Lage? Hierauf war die einfachste Antwort, man sehe Alles verkehrt, und dadurch komme Alles in seine richtige gegenseitige Lage. Diese Antwort ist, wie ich glaube, einer bestimmten Widerlegung fähig. Es ist eine Thatsache, dass unsere Ortbestimmungen durch Tastsinn und Muskelgefühl genau mit denen des Gesichtssinnes stimmen; man muss sehen, ob sich dies Factum mit jener Annahme verträgt. Es bezeichne s die Stirn, f den Fuss, die Linie fs die wirkliche Stellung des Körpers. Lassen wir zwischen f und s irgendwo die Retina sein, in der sich das Bild des Körpers verkehrt abbildet. Sehen wir nun Alles verkehrt, so sei $\sigma\varphi$ eine Linie, welche die scheinbare Stellung des Körpers andeutet. Sie wird zum Theil die vorige decken, wir wollen aber annehmen, der leichten Uebersicht halber, $\sigma\varphi$ sei gerade die Verlängerung von fs nach entgegengesetzter Richtung, so dass fs$\sigma\varphi$ in seiner ersten Hälfte die wahre, in seiner zweiten die scheinbare Stellung des Körpers angibt. Nun ist leicht zu sehen, dass wenn eine Hand sich zum wirklichen Fuss f begibt, nach denselben Gesetzen verkehrter Projection sich immer das Bild der Hand zum Fussbilde φ bewegen muss. Sobald dies letztere an φ angelangt, gelangt auch die wirkliche Hand nach f, gesehene und gefühlte Berührung sind daher in vollständiger Uebereinstimmung. Und so in einer Unzahl anderer Fälle, die ich hier nicht anführen kann, und die durchaus zu Gunsten jener Hypothese zu sprechen scheinen. Es lässt sich indessen schon im Voraus erwarten, dass, wenn überhaupt eine Discordanz eintritt, sie gewiss nur im Bereiche desjenigen Organes stattfinden werde, von dem es kein gesehenes Bild gibt, nämlich im Auge. Es sei zuerst in fs$\sigma\varphi$ an der Stelle der Retina eine darauf senkrechte Linie nach der vorderen Seite des Körpers gezogen, die mithin zwei rechte Winkel mit der wahren sowohl als mit der scheinbaren Längenaxe des Körpers macht, und diese Linie bedeute die Richtung der geradeaus stehenden Augenaxe. Bewegt man das Auge

nach dem wirklichen Oben, so macht seine Axe mit der wirklichen Axe des Körpers jetzt nach unten und vorn einen stumpfen Winkel, wovon man sich durch das Tastgefühl überzeugen kann, oder auch durch das Gesicht, indem hier nur eine Grössenvergleichung zweier Winkel stattzufinden braucht, bei der alle jene Schwierigkeiten der Richtung keine Irrung weiter machen können. Zu gleicher Zeit verschwindet das Bild des Fusses aus dem Sehfeld. Die Combination dieser zwei Effecte ist verständlich, sobald man annimmt, dass wir den Körper in seiner wirklichen Richtung sehen, sie wird unverständlich und unmöglich bei der Annahme, dass wir alles verkehrt sehen. Es ist nämlich leicht einzusehen, dass irgend ein Theil der wirklichen Körperaxe um so weniger sichtbar wird, je näher die Augenaxe senkrecht auf dieser steht, denn dann kann kein Strahl jenes Theils die Netzhaut treffen; er wird um so deutlicher sichtbar, je kleiner der Winkel ist, den die Augenaxe nach seiner Seite hin mit der Körperaxe macht; hätte daher früher sich durch wenige Strahlen auch noch ein Fussbild φ entwickeln können, so muss es doch ganz verschwinden, wo die Augenaxe nach oben gerichtet, einen stumpfen Winkel mit der wirklichen Körperaxe macht. Dies kann sie aber nicht, ohne einen spitzen Winkel mit der scheinbaren Axe zu machen und zwar nach der Seite des Fussbildes φ hin. Wenn wir daher wirklich Alles verkehrt sähen, so müsste in dem Augenblick, wo das Fussbild durch Drehung des Auges verschwindet, unser Tastgefühl zwar uns sagen, dass der Winkel der Augenaxe mit der wirklichen Körperaxe nach unten grösser geworden ist, aber gleichzeitig müsste dieselbe Augenaxe einen spitzen Winkel mit der gesehenen scheinbaren Richtung des Körpers nach der Seite des scheinbaren Unten einschliessen. Dies ist die einzige Discordanz, die eintreten könnte. Aber es ist augenfällig, dass sie nicht eintritt. Denn lassen wir unser Auge sich so drehen, dass es allmählich dem Fussbilde entgegenkomme, so bemerken wir leicht, dass die Augenaxe auch nach dem scheinbaren Unten zu einen immer mehr sich verkleinernden Winkel beschreibt, und dass alle Verhältnisse so sind, wie sie beim Aufrechtsehn sein müssen. Wir können daher nicht zweifeln, dass diese schwer auszudrückende und

anschaulich zu machende Discordanz nicht stattfindet, und dass wir die Gegenstände keineswegs verkehrt sehen.

22. Ist nun das Factum einer nochmaligen Umkehrung des Netzhautbildes, also des Aufrechtsehens der Objecte sicher gestellt, so kann man noch fragen, wie es bewerkstelligt werde. Die einfachste Antwort scheint zu sein, dass wir die Richtung der ankommenden Lichtstrahlen bemerken. Allein, abgesehen davon, dass diese Ansicht nicht mit anderen Thatsachen stimmen würde, wäre sie auch nichts als ein Ausdruck, aber keine Erklärung des Vorganges, denn es würde zu zeigen bleiben, wie wir Richtungen einer Bewegung wahrnehmen könnten. Dasselbe gilt von der Annahme, dass wir die Empfindung in die Normale verlegen, welche auf die Tangente des Angriffspunktes des Reizes gezogen ist. Suchen Andere diese Annahme dadurch zu stützen, dass das Sehen nicht blosses Leiden, sondern organische Reaction sei, jede Reaction aber senkrecht auf dem Einfallspunkte des Eindrucks stehe, so kann dieser Satz, verständlich, wo es sich um einfache Bewegungen handelt, doch hier mit nicht viel mehr Recht angewandt werden, als wenn man sagen wollte, dass der Zorn senkrecht auf der Beleidigung stehe. Ich habe schon oben angedeutet, dass ich hier nur scheinbare Schwierigkeiten sehe, und der Grund, warum man sie sich geschaffen hat, ist nicht schwer zu sehen. Man findet nur das wunderbar, dessen Gegentheil wahrscheinlicher gewesen wäre. Und nun glaubt man, deswegen, weil auf der Retina das Bild in der Richtung b a stehe, sei es höchst unwahrscheinlich und seltsam, dass die Seele es in der Richtung a b wahrnehme. Man setzt mithin voraus, dass überhaupt beide Richtungen einer gewissen innern Nothwendigkeit nach eigentlich gleich sein sollten, aber es unbegreiflicherweise nicht sind. Dies ist der Kern des Irrthums. Aber auch, ehe wir ihn weiter beleuchten, ist wohl die Frage erlaubt, warum wir diese Schwierigkeit überhaupt doch erheben, noch ehe wir wissen, ob nicht durch Lagenveränderungen im Verlaufe des Sehnerven wirklich sich zuletzt das Bild den Centralorganen in einer noch einmal umgekehrten, mithin aufrechten Stellung präsentirt? Denn von der Fortpflanzung dieses Bildes machen wir doch alle die wirkliche Empfindung abhängig. Ob dies wahrscheinlich sei oder

nicht, ist hier ganz gleichgültig, aber es gibt wenigstens gar keine bekannte anatomische Thatsache, die auf eine besondere Sorgfalt hinwiese, mit welcher die Natur den Parallelismus der einzelnen Nervenfasern geschützt hätte, damit, wie Drobisch meint, jeder senkrechte Schnitt des Sehnerven eine verkleinerte Copie des Netzhautbildes enthielte. Könnte man sich dies bis zum Chiasma auch denken, darüber hinaus wird es nicht weit mehr möglich sein. Ich meine mithin, dass diejenigen, die nun einmal glauben, die Seele müsse das Bild in derselben Stellung sehen, in der es sich befindet, zur Erklärung immer noch darauf würden provociren können, dass es im Verlauf des Sehnerven diese Stellung noch mehr als einmal wechseln kann. Allein, wenn nun endlich wirklich dieses Bild in aufrechter Stellung in den Centralorganen ankäme und sich den erstaunten geistigen Augen der Seele präsentirte, die mit Verwunderung bemerkt, dass sie das Sehen, welches ihr eben erklärt werden sollte, noch einmal unerklärt in Bezug auf dieses Bild ausüben soll, was wäre dann damit gewonnen? Offenbar gar nichts; die Existenz des Bildes in dieser Richtung erklärt nicht im Mindesten seine Wahrnehmung, weder in dieser, noch in einer andern Stellung; gerade so, wie die gegenseitige Lage der Theile des Bildes nicht wahrgenommen wurde, weil sie da war, sondern von der Seele neu construirt werden musste aus den abgestuften Nebenbestimmungen, die jeder Theil vermöge seiner Lage auf der Netzhaut mitbrachte, gerade so wird auch die aufrechte oder verkehrte Stellung des Bildes im Ganzen nicht wahrgenommen so wie sie ist, weil sie da ist, sondern auch sie muss neu construirt werden aus gewissen weiterhin zu betrachtenden Nebenbestimmungen. Um hier Schritt für Schritt zu gehen, wollen wir dies zunächst so ausdrücken: welches auch immer die wirkliche Lage des Bildes sein mag, so folgt daraus allein niemals die wahrgenommene Lage; läge das Bild quer oder halbverkehrt, so hätte es damit noch nicht das geringste Vorrecht, quer gesehen zu werden; steht es verkehrt, so ist gar keine Nöthigung vorhanden, dass es verkehrt, steht es gerade, keine, dass es aufrecht gesehen werde. So lange man sich hiervon nicht überzeugt, wird man hier immer Gespenster sehen. Wollen wir also zuerst die Wahrscheinlichkeiten prü-

fen, so müssen wir sagen, dass die mechanische Wahrscheinlichkeit für jede beliebige Stellung, in der wir das verkehrte Netzhautbild sehen könnten, ganz gleich gross oder gering ist, d. h. durch die wirkliche Stellung des Bildes ist über die Stellung des wahrgenommenen noch gar nichts präjudicirt, und wenn die Natur es so einrichten will, dass wir die Gegenstände immer ihrer wahren Lage gemäss auffassen, so hat sie dabei nicht die geringste Schwierigkeit mehr zu überwinden, als wenn sie machen wollte, dass wir verkehrt sehen. Teleologisch aber hat der erste Fall allein Wahrscheinlichkeit, alle andern haben gar keine. Wenn nun aber die Natur hier auch keine Schwierigkeiten zu überwinden braucht, so muss sie doch etwas thun, um aus der Unentschiedenheit herauszukommen, denn es ist allerdings nothwendig, dass jedem Punkte der Netzhaut sein bestimmtes Oben oder Unten zukomme. Diese Einrichtungen nun im Einzelnen genau anzugeben, kann nicht unsere Absicht sein, denn wir kennen sie nicht; im Allgemeinen aber haben wir auf das zurückzukommen, was wir oben als Grund für die Anordnung der Elemente im Netzhautbilde anführten. Betrachten wir nämlich dies Bild, ohne Rücksicht auf die gedachten äussern Gegenstände, deren Stellung wir ja nie anders als vermittelst jenes Bildes anschauen können, so wird die Stellung irgend einer Linie in diesem immer nur durch die eigenthümlichen Bewegungen beurtheilt werden können, die wir machen müssen, um irgend einen ihrer Punkte in die Richtung der Augenaxe zu bringen. Derjenige Punkt des Bildes ist oben, den die Augenaxe nur erreicht, wenn sie einen kleineren Winkel mit der Stirn nach vorne zu macht, derjenige unten, den sie nur gewinnt, wenn sie diesen Winkel vergrössert, und ähnlich würden rechts und links sich bestimmen lassen. Ob die Lage dieses Bildes mit der des Gegenstandes übereinstimmt, ist eine andere Frage, die wir um der Uebereinstimmung des Sehens mit dem Tastgefühl willen oben bejaht haben. Hiermit ist aber auch die Antwort auf unsere jetzige Frage gegeben. Die Stellungen des Bildes sind nichts als Beziehungen desselben zu unserem Körper, und ebenso wie die Lage jedes einzelnen Punktes in ihm durch eine Combination von Bewegungstrieben vorgestellt wurde, so wird auch die Lage des Bildes danach beurtheilt werden,

welche seiner Punkte eine aufwärtsstrebende, welche eine abwärtsgehende, welche endlich jene andern Bewegungen des Augenmuskelsystems provociren, die uns das Gefühl des Rechten und Linken geben. Die Kraft der Schwere und alle andern hierbei eingeführten metaphysischen Relationen sind dazu ganz nutzlos; genug, dass die Natur, was ihr eben so leicht fiel, als jede andere Einrichtung ihr gefallen wäre, die Eindrücke auf der Netzhaut dergestalt mit den Bewegungstrieben des Auges associirt hat, dass zuletzt das Unten der Netzhaut uns als das Oben des Bildes vom Gegenstande erscheint und umgekehrt. Uebrigens dürfen wir nur noch die oben schon gemachte Erinnerung wiederholen, dass auch diese Provocation einer bestimmten Stellung durch Bewegungstriebe nicht eine im Bewusstsein zu findende, sondern ihm vorausgesetzte Reihe von Ereignissen sein soll.

23. Die Fragen, die wir durchgegangen haben, sind physiologisch eigentlich von wenig Belang; sie sind es auch psychologisch; aber weil es verdriesslich ist, in den physiologischen Behandlungen derselben gar zu oft völlig willkürlichen Annahmen zu begegnen, haben wir versucht, zu zeigen, wie sie sich mit dem einfachsten psychologischen Grundsatze, den wir an die Spitze stellen, nämlich dem, vertragen, dass als direct Wahrnehmbares und von der Seele Unterscheidbares nur die Qualitäten der Empfindungen gelten dürfen. Und gerade in Bezug auf diese Missverständnisse erlauben wir uns noch folgende erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen. Die Gewohnheit, an gewisse Umstände gewisse Folgen erfahrungsmässig geknüpft zu sehen, verführt uns gar häufig, zu meinen, es könne nicht anders sein, und es verstehe sich ganz von selbst, dass aus diesen Präcedentien jene Wirkung fliesse. Und doch ist das, was wir als solches Präcedens wirklich beobachten, in der Regel eine sehr unvollständige Bedingung des Erfolges. Jeder, wie er geht und steht, glaubt, es verstehe sich von selbst, dass der stossende Körper dem gestossenen Bewegung mittheile, und meint das nicht aus der Erfahrung zu wissen, sondern a priori, bis denn bei weiterer Ueberlegung sich zeigt, dass in diesem scheinbar sehr einfachen Vorgange Schwierigkeiten genug liegen. So geht es uns auch hier mit der Localisation der Gesichtsempfindungen. Wer von einem Bild auf

der Retina hört, hält sehr leicht die Sache für abgemacht, obwohl doch dieses Bild im Grunde nur das wahrzunehmende Object darstellt, und nun die Frage, wie die Wahrnehmung selbst zu Stande kommt, erst angeht. Es wird daher Vielen auch seltsam vorkommen, dass das Dasein eines Reizes in einem bestimmten Punkte des Sehfeldes nicht schon ganz von selbst auch die Wahrnehmung desselben an demselben Punkte erklären soll, warum vielmehr eine so complicirte Einrichtung an die Stelle dieser einfachen Correspondenz treten soll; Andern wird vielleicht hierdurch noch nicht genug erklärt scheinen, da wir die Bildung des Räumlichen durch die Seele doch oben noch als unerklärbar bezeichnet haben. Man kann hierauf im Allgemeinen dies erwiedern, dass uns überall in unsern Untersuchungen letzte Thatsachen aufstossen werden, die nicht selbst in ihrem Zustandekommen noch beobachtet werden können; und zu diesen haben wir das Factum gerechnet, dass die Seele überhaupt die Mannigfaltigkeit ihrer Vorstellungen räumlich anordnen könne. Hierbei aber konnten wir nicht stehen bleiben; wir mussten wenigstens zeigen, worin für die Seele das Princip der specifischen Auswahl beruhe, nach der sie den Empfindungselementen ihre Plätze anweist. Nicht also das Wunderbare räumlicher Anschauungen überhaupt sollte erklärt werden, sondern nur auf Grund und Boden dieses allgemeinen Wunders die Möglichkeit seiner bestimmten gesetzmässigen Anwendung. Bei diesem Versuche sind wir auf Annahmen gekommen, die sehr verwickelt scheinen können, wenn man vergisst, dass in der That schon die äusseren brechenden Medien des Auges eine so genaue und vielberechnete Structur haben, die uns hier den Gedanken einer solchen Einrichtung, wie wir sie aufgeführt haben, doch nicht als zu complicirt erscheinen lässt. Dann aber regen andererseits unsere Betrachtungen noch eine Frage an, die einen gewissen allgemeinen Werth hat. Die geometrische Regelmässigkeit der Spiegelung auf der Netzhaut ist so schön und durch die Zusammenstimmung aller Theile des Auges so genau angeordnet, dass der Gedanke eine verführerische Gewalt hat, von der Bewahrung dieser Regelmässigkeit müsse die Gesetzmässigkeit der Empfindung abhängen. Da nun offenbar die weitere Verbreitung der Sehnerven, ihr Chiasma, ihr Ueber-

gang ins Gehirn es durchaus zweifelhaft machen, ob diese Anordnung des Bildes sich auch nur mit einiger Aehnlichkeit zu den Centralorganen werde fortpflanzen können, so haben manche gemeint, dass die Wahrnehmung in der That auch im Auge selbst, in der Netzhaut erfolge, wo alle Elemente noch in der grössten Ordnung vorhanden wären. Eine solche Meinung müsste freilich noch viel detaillirtere Stützen in dem aus ihr nachgewiesenen Nutzen der anatomischen Structur der übrigen Theile haben, wenn sie bei der völligen Dunkelheit, in der sie uns über die Art und Weise der Mitwirkung der Seele lässt, auf weitere Widerlegung Anspruch haben sollte. Wir aber haben gesehn, dass die Regelmässigkeit des Bildes gar nicht Gegenstand eines unmittelbaren Wissens der Seele ist, sondern von ihr von neuem wieder erzeugt werden muss. Uns wird daher die Wahrnehmung nicht im mindesten unklarer dadurch, dass das gesammte schöne Gebäude des Bildes im Verlauf zu den Centralorganen wieder eingerissen wird; seine Theile waren nur bestimmt, regelmässige Associationen mit Zuständen anderer Art zu bilden, die wir aus dem System der Augenmuskeln herleiteten, und diese bedürfen zu ihrer Wirksamkeit und Festhaltung keiner besondern, weiter fortgepflanzten geometrischen Zeichnung. Ich glaube daher nicht, dass Jemandem die Anstalten der Natur, im Auge ein Bild erst zu erzeugen, zu gross scheinen werden im Verhältniss dessen, was dieses leisten soll; denn darauf musste es allerdings ankommen, dass die Lichtstrahlen irgendwo den Körper in derselben Ordnung berühren, in welcher sie vom Gegenstand ausfahren, und darin allein beruht die Wichtigkeit dieses Bildes. So wie alle Vorgänge in andern Sinnesorganen, ist es nichts anders, als eine Annäherung des Objects bis zur Berührung mit einer für seinen Reiz erregbaren Fläche; so wie das Ohr die Schallwellen sammelt, um sie, die sich sonst an der für ihre Aufnahme wenig geeigneten Textur der übrigen Körperfläche wirkungslos zerstreuen würden, überhaupt auf den Weg der Einwirkung zu bringen, so ist das Auge eine Sammellinse, welche das Object mit Wahrung seiner Verhältnisse dem Körper näher bringt; aber eine Erklärung der Wahrnehmung liegt gar nicht in ihm. Es vertritt vielmehr bloss die Stelle des Objectes. Und auch insofern ist das Netzhautbild

nicht etwas Nothwendiges, sondern nur das Vollkommenste. So gut wir durch den Tastsinn, mit Hilfe mancher Associationen die gegenseitige Lage zweier Punkte zu beurtheilen im Stande sind, so würden wir auch eine optische Raumanschauung haben können, wenn unsere Sehnervenfasern an die einzelnen Punkte des Körpers, den Tastnerven gleich, zerstreut wären. Auch dann, wo kein solches Bild in einer Fläche entstände, würden sich an die Reizung jeder Faser bestimmte Nebeneffecte knüpfen können, die der daraus entstehenden Empfindung ihre bestimmte räumliche Stelle neben andern in unserer Wahrnehmung anwiesen. Wir wissen nicht, ob etwas der Art in der Natur vorkommt, aber die musivischen Augen enthalten eine Annäherung dazu. Dass eine förmliche Ausführung der obigen Möglichkeit in dem übrigen Organisationsplane eines höhern Thieres sehr wesentliche Unzweckmässigkeiten enthalten würde, begreift sich aber leicht, und eben so, warum wir die Isolirung des Sehapparates an einer bestimmten Stelle des Körpers für die vollkommenste Einrichtung halten müssen. Nur darf sie uns psychologisch nicht verführen, die Existenz einer Regelmässigkeit mit ihrer Wahrnehmung zu verwechseln.

24. Wir haben bisher nur die Nebeneinanderordnung der einzelnen Farbenpunkte auf der Netzhaut zu einem Bilde betrachtet, ohne dessen Deutung auf einen äusseren Gegenstand zu berücksichtigen. Bis hierher bedurften wir der Associationen der Vorstellungen zu unserer Erklärung nicht, die weiteren Fragen aber namentlich schon in Bezug auf den Tastsinn werden sie nöthig machen. Hierüber dürfen wir jedoch kurz sein, da diese Dinge anderweitig schon auseinandergesetzt sind. — Für den mit Hilfe der Muskelbewegung allen Gegenständen entgegenkommenden Hautsinn können Grösse, Lage, Härte, Gestalt der Dinge offenbar auch nicht Gegenstände einer unmittelbaren Wahrnehmung sein, sie müssen vielmehr auf ähnliche Art, wie von dem Gesichtssinne, aus einer mannigfachen Combination qualitativer Empfindungselemente reconstruirt werden. Ob die Qualität, welche die Hautnerven empfinden, ausschliesslich in der Reihe der Temperaturgrade bestehe, und alle ferneren Unterschiede des Rauhen und Glatten, des Trocknen und Feuchten auf ver-

schieden variirten Successionen von Temperaturempfindungen beruhen, kann hier dahingestellt bleiben, jedenfalls kann nur durch eine solche Qualität, wie wir sie auch zuletzt nennen mögen, die Wahrnehmung jener abstracteren Verhältnisse gestützt werden. Aber alle diese Empfindungen des Tastsinns werden nicht nur grösstentheils durch Bewegungen erst vermittelt, sondern auch die Beurtheilung der Festigkeit und des Widerstands der Dinge entsteht erst durch das Gefühl der Anstrengung zu ihrer Ueberwältigung, so dass der Tastsinn im Ganzen kein einfacher, sondern ein aus Hautgefühl und Muskelgefühl zusammengesetzter Sinn sein würde. Auf die anatomische Begründung des Muskelgefühls haben wir hier uns nicht einzulassen; Spiess hat neuerlich seine Existenz ganz bezweifelt und es durchaus auf das Gefühl der an die bewegten Muskeln anstossenden Hautflächen zurückgeführt; ich kann diese Ansicht nicht theilen, obwohl ich selbst die Wichtigkeit dieser associirten Hautgefühle für eine andere Frage zugestehe. Die Gefühle der Ermüdung nach heftigen Muskelanstrengungen scheinen mir durchaus anderer Natur zu sein, als alles, was das Hautgefühl darbieten kann; auch würde sich fragen, ob denjenigen Thieren, deren Haut weniger fähig zu solchen Mitempfindungen ist, deswegen ein geringeres Gefühl von der jedesmaligen Lage der Muskeln zukommen sollte. Das aber, was wir bei dem Muskelgefühle empfinden, besteht weder in dem motorischen Impulse der Nerven, noch in dem Stosse, den die Seele ihnen gibt; es wird nicht die Anstrengung, sondern ihr Resultat, die Veränderung des Muskelzustandes empfunden, und an der Grösse dieser Empfindung erst schätzen wir rückwärts die der Anstrengung. So wichtig und unleugbar das Muskelgefühl ist, so wenig ist es im Stande, für sich allein etwas zu leisten. Denn es vermag zunächst nichts weiter, als irgend eine einfache, gradueller Unterschiede fähige Empfindung zu gewähren, die noch besonders interpretirt werden muss. Denn woher wüsste sonst die mit keinem andern Sinn versehene Seele, dass dieses Gefühl eine Bewegung von Gliedmassen bedeutet, die sie nie vorher anders wahrgenommen? Klar also, dass nicht nur die Bedeutung des Muskelgefühls im Allgemeinen, sondern auch die jedes einzelnen erst durch die von einem andern Sinne

beobachteten begleitenden Umstände festgestellt wird, indem die Bewegung entweder gesehen oder durch den Tastsinn empfunden wird. Bei dieser Ausdeutung der Bewegungen aber durch Associationen anderer Sinne wird immer vorausgesetzt, dass wenigstens jede einzelne Bewegung eine ganz specifische Empfindung veranlasse, so dass der geschehene Effect sich nur mit diesem Muskelgefühle specifisch, nie aber mit andern associire, und mithin später jedes Muskelgefühl, dessen Ursache nicht gleichzeitig beobachtet wird, doch um seiner Qualität willen nur auf diese eine bestimmte Bewegung bezogen werde. Und hier liegen nun einige Schwierigkeiten, die für jetzt nicht ganz zu erledigen scheinen. Wir können nicht ernstlich glauben, dass die Zusammenziehung jedes Muskels ein eigenthümliches Gefühl erwecke, das von dem bei der Contraction jedes andern specifisch verschieden sei. Wenn wir dennoch unterscheiden, welches Glied des Körpers, und in welcher Richtung wir es bewegen, so scheinen hier gerade jene associirten Hautempfindungen von Wichtigkeit zu sein; denn die Haut breitet sich mit so vielen Modificationen ihrer Gestalt, Dicke und Anspannung über die einzelnen Theile des Körpers, dass jede Bewegung eines Gliedes einen Kreis nur ihr allein eigenthümlicher Hautempfindungen erregen kann, an dem sie später wieder erkannt werden mag. So würden wenige Beobachtungen hinreichen, um uns zu lehren, welches Gefühl auf eine Bewegung des Armes, welches auf eine des Fusses zu deuten sei. Auch dies kann jedoch schwerlich das einzige Hilfsmittel dieser Interpretation sein, denn wir können es in keiner grossen Ausbildung bei manchen der niedern Thiere voraussetzen, bei denen doch diese Beurtheilung selbst nicht fehlen kann. Ohnehin würde auch nach dieser Ansicht der Unterschied des rechts und links, oder allgemein aller Bewegungen in streng symmetrisch liegenden Theilen noch unerklärt sein. Dieser Unterschied ist überhaupt von den gewöhnlichen Associationstheorien nicht gehörig berücksichtigt worden; wie es sich mit ihm verhalten mag bei Thieren, die um einen Mittelpunkt herum einen durchaus symmetrischen Bau besitzen, lässt sich nicht vorstellen; bei den höhern Thieren bleibt uns zu seiner Erklärung fast nichts übrig, als eine Rücksicht auf jene kleinen Unsymmetrien der rechten

und linken Seite, die sonst den regelmässigen Plan des Körperbaues nur zu stören scheinen. Dass die Mehrzahl der Menschen mit der rechten Hand arbeitet, ist gewiss keine Sache der Tradition, sondern in einer vorwiegenden Ausbildung dieser Seite begründet; man könnte sich denken, dass hierdurch die Bewegungen der rechten Seite ein eigenthümliches Nebengefühl veranlassten, das sie von denen der linken unterscheidet, und dass die Bewegungen derjenigen Theile, bei denen eine solche überwiegende Ausbildung der einen Seite nicht mehr wahrscheinlich ist, sich jenes eigenthümliche Element durch Mitbewegungen verstärkten oder verschafften, die sie in andern Muskeln derselben Seite zu veranlassen streben. Dieselben Schwierigkeiten, die wir hier in Bezug auf das Muskelgefühl gefunden, kehren beim Hautgefühle wieder. Es reicht nicht hin zu sagen, dass die Gesichtsvorstellung eines Hautreizes sich mit dem von ihm entstandenen Gefühle associire und überall, wo später das zweite auftritt, die Erinnerung auch die Vorstellung des früher gereizten Ortes reproduciren werde. Man müsste erst nachweisen können, dass ein Nadelstich am Fusse eine qualitativ andere Empfindung gibt, als einer am Arme; denn ohne dies würde bei der Erneuerung dieses Reizes das Gedächtniss zwischen tausend Orten unschlüssig zu wählen haben, deren durch das Gesicht beobachtete Reizung allenthalben mit dem nämlichen Gefühle verbunden war. Einestheiles mögen nun auch hier die irradiirten Hautempfindungen an Ausbildung und Intensität für jede gereizte Stelle verschieden sein; anderntheiles können die Empfindungsreize Bewegungstriebe veranlassen, welche die Eigenthümlichkeit jener verstärken, und so der sonst qualitativ gleichen Empfindung nach Massgabe der Körperstelle, von der sie ausgeht, jenes früher von uns geforderte variable Element beifügen, an welches sich die Associationen, namentlich der Gesichtsvorstellungen anknüpfen können [1]).

Wir haben in diesen Betrachtungen dem Hautsinne eine andere Entwicklungsweise zugeschrieben, als dem Gesichtssinne. Eine Bemerkung Volkmann's [2]), welche die ent-

---

1) Siehe Bd. I. S. 224 ff. (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie Bd. II. S. 193 ff.).

2) Siehe Wagner's Handwörterbuch der Physiologie Bd. II. S. 573.

gegengesetzte Meinung zu vertreten scheint, veranlasst uns, darauf noch ausdrücklich zurückzukommen. Volkmann glaubt, dass die Ansicht, wir lernten erst durch Erfahrung die Hautempfindungen localisiren und sie namentlich an die Endpunkte der gereizten sensiblen Fasern verlegen, auf einer Verwechslung ursprünglicher Raumanschauung und erworbener Ortskenntniss beruhe. Ich glaube jedoch, dass überhaupt die ganze Sache etwas anders zu stellen ist. Zuerst können wir nicht zugeben, dass das reine Empfinden immer nur in der Form des Räumlichen möglich sei, denn selbst, wenn man diese Aeusserung auf diejenigen Empfindungsklassen beschränkt, die überhaupt räumlicher Anordnung fähig sind, wird doch diese nur ein secundärer Effect der ursprünglich allein empfundenen Qualitäten sein. Was nun das Sehen betrifft, so müssen wir mit Volkmann behaupten, dass hier die Wahrnehmung einer graden Linie als solcher nicht erst durch Associationen der Erfahrung gelernt zu werden braucht, sondern augenblicklich geschieht, sobald das Auge geöffnet wird; aber daraus folgt nicht, dass ein Gleiches mit den Empfindungen des Hautsinnes stattfinde, denn die Verhältnisse sind hier sehr verschieden. Bei dem Sehen wird die relative geometrische Lage einzelner Punkte auf der unverändert feststehenden Fläche des Sehfeldes wahrgenommen, und diese Fläche, als der Hintergrund, an dessen einzelnen Theilen jene Punkte ihre Orte finden, erzeugt sich unvermeidlich bei jeder einzelnen Wahrnehmung von selbst. Die Theile des räumlichen Bildes werden daher nicht auf ein ausser ihnen liegendes System von Ortsverhältnissen bezogen, sondern bringen dies durch ihre gleichzeitige Wahrnehmung hervor. Dies ist ganz anders bei dem Hautsinne. Wenn Volkmann sagt, dass auch ein neugeborenes Kind ein Jucken im Gesichte ganz wo anders, als ein Jucken am Beine fühlt, dann aber hinzufügt, es lerne nur später diese gereizte Hautstelle in ihrer geometrischen Lage zu anderen beurtheilen, so scheinen mir die beiden Theile dieses Satzes eine und dieselbe Leistung zu bezeichnen, aber sie zwei verschiedenen Entstehungsweisen zuzuschreiben. Wir können nur so viel zugeben, dass das Jucken im Gesichte ein qualitativ anderes Gefühl sein werde, als eins am Beine; dass mithin dem Kinde bei beiden ver-

schieden zu Muth sein werde, dass es beide zwar anders, aber vor aller Kenntniss räumlicher Anschauungen durch den Gesichtssinn nicht wo anders empfinden wird. Denn grade dieses Wo kann hier nichts anderes bedeuten, als eben jene relative Lage des gereizten Punktes zu den Formen des Körpers, weil bei einer Hautempfindung sich nicht, so wie bei einer Gesichtsempfindung ein von aller relativen Oertlichkeit freies Gesichtsfeld miterzeugt, in welchem dem Gefühle seine Stelle an einem bestimmten Orte zukäme. Es scheint mir daher nicht, als wäre hier von den Anhängern dieser Ansicht jene Verwechselung zwischen Raumanschauung und erworbener Ortskenntniss begangen, vielmehr glaube ich, dass Volkmann nicht mit Recht die beim Gesichtssinne vorkommende Möglichkeit, verschiedenen gleichzeitigen Empfindungselementen ihre gegenseitige Lage in einem idealen mit und durch sie geschaffenen Raume anzuweisen, auf das Hautgefühl übertragen hat, das seine Empfindungen entweder, wie Töne, aus Mangel jenes ideellen Hintergrundes ganz unräumlich lassen, oder sie sogleich auf den nur durch andere Sinneserfahrungen zu erkennenden Raum beziehen muss, in dem sich der Körper wirklich befindet. Dass hiergegen die Erfahrungen an Blindgeborenen nicht streiten, werden wir weiter unten sehen.

25. Um diesen weitläuftigen Betrachtungen ein Ziel zu setzen, verflechten wir, was noch übrig ist, in einen Ueberblick der gegenseitigen Hilfsleistung der Sinne. Besässen wir bloss einen Hautsinn, so würden zwar verschiedene gleichzeitige Reize wohl verschiedene Empfindungen in uns erwecken, aber weder würden wir überhaupt Veranlassung haben, sie räumlich auseinander zu halten, noch würden wir sie an bestimmte Stellen verlegen können; sie würden uns erscheinen, wie Accorde von Tönen, dissonirend oder consonirend. Besässen wir neben der Beweglichkeit unserer Gliedmassen keinen andern Sinn, als das Muskelgefühl, so würde zwar jetzt auch jede Bewegung uns eigenthümliche Empfindungen zuführen; aber wir würden nicht wissen und nie erfahren, dass diese Empfindungen Folgen von Bewegungen wären, und selbst, wenn wir durch correspondirende Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen eines Gliedes auch correspondirende Empfindungen in directer und umgekehrter Reihe erhielten, würden

wir doch nicht ahnen können, dass die Aehnlichkeit oder Gleichheit derselben von gleicher Richtung oder Weite einer Bewegung abhinge, sondern wieder würden sie uns als eine bald auf-, bald absteigende Scala von Tönen vorkommen, die wir auf nichts Räumliches weiter zu deuten wüssten. Kommt Hautsinn und Muskelsinn zusammen, so unterstützen sich beide, und wie es Thiere gibt, die aller Wahrscheinlichkeit nach den Gesichtssinn entbehren müssen, so wird sich auch leicht zeigen lassen, dass mit der Vereinigung dieser beiden Sinne die Grundlage für räumliche Localisation der Empfindungen gegeben sei. Denken wir uns jedoch zunächst, dass nur ein einziger empfindender Theil, etwa ein Finger, zugleich beweglich sei, so würden seine Bewegungen, die durch Muskelgefühl wahrgenommen werden, allerdings sich mit gewissen Empfindungen der übrigen berührten Körpertheile associiren; aber noch würde man nicht wissen, dass die willkürliche Thätigkeit, die man ausübte, indem man die Bewegung vollzog, und durch welche man von der Empfindung A zu der zweiten B überging, in der Durchlaufung eines bestimmten Raumes bestand. Es würde vielmehr hier noch immer, wie beim Sprechen sein, wo ebenfalls mit dem Wechsel der Muskelgefühle im Kehlkopfe sich ein Wechsel der Wahrnehmung dadurch erzeugter Töne verknüpft; an die Stelle der letzteren würden hier die Hautgefühle, an die der ersteren die Muskelgefühle des bewegten Fingers treten. So wenig nun, als man vom Tone C zu dem D einen Raum zu durchlaufen glaubt, so wenig würde man hier wissen, dass das Hautgefühl eines berührten Knochens deswegen dem Hautgefühle eines betasteten Weichtheiles nachfolgt, weil der tastende Finger von dem einen dieser feststehenden Objecte sich zum andern bewegt hatte; man würde nur sagen können, dass durch eine unbegreifliche Magie sich den verschiedenen Spannungsgefühlen der Muskeln verschiedene Tastempfindungen zugesellten, sowie etwa Erhitzung der anstrengenden Bewegung folgt. Damit es zu einer räumlichen Anordnung komme, ist es durchaus nothwendig, dass der Seele bekannt wird, die Ursache der ersten Empfindung bestehe fort, während die zweite eintritt, beide noch, wenn die dritte; oder, dass ihr bekannt wird, wie das, was diese Empfindungen bedingt, nicht ein Ablauf von Zu-

ständen sei, welche den Inhalt derselben ganz erst erzeugen, sondern dass es ein Wechsel der Wahrnehmung und Nichtwahrnehmung dessen sei, was abgesehen von aller Wahrnehmung besteht. Die Seele muss überhaupt die Empfindungen nicht mehr als bloss abhängig von gewissen Gefühlen veränderlicher Zustände ihrer selbst, sondern als abhängig von Objecten erkennen lernen. Dies würde in der einfachsten Weise schon dann geschehen, wenn noch ohne allen Gesichtssinn wenigstens zwei bewegliche empfindende Glieder vorhanden wären, welche auf der übrigen Fläche des Körpers, oder auch auf einem fremden Gegenstande gleichzeitig sich bewegen können. Hätten sie zunächst beide denselben Punkt betastet, so würden sie das Gefühl gegenseitiger Berührung und das der Berührung des Objectes haben. Entfernt das eine sich und umläuft durch seine Bewegungen den Gegenstand, so hält das andere einstweilen den Punkt fest, und überzeugt das Zurückkehrende, dass es sich nicht bloss eine phantastische Welt successiver Eindrücke durch seine Bewegungen erworben hat, sondern dass diese Eindrücke von einer Welt gleichzeitiger Gegenstände herrühren, in deren Grenzen es durchaus geblieben ist. Diese Betrachtungen lassen sich leicht weiter fortsetzen. Bei der unendlichen Anzahl sensibler und zugleich beweglicher Punkte unserer Hautoberfläche dient jede Bewegung, da sie zugleich Empfindung verursacht, zur Auslegung einer anderen, und so kann sich hieraus allerdings schon ein System der Auffassung des Gleichzeitigen in seinen bestimmten Verhältnissen entwickeln. Wir sagen ausdrücklich nicht, dass hieraus schon eine vollkommen räumliche Anschauung hervorgehen werde. Zwar ist das Auge nichts anders, als ein Apparat, der in grösserer Vollkommenheit dem nämlichen Prinzipe huldigt, allein eben diese grössere Vollkommenheit erleichtert dem Sehenden die Ausbildung räumlicher Anschauung so sehr, dass wir wohl nicht mit Unrecht ihm allein eine solche, dem Blindgeborenen nur eine schwer anschaulich zu machende Analogie derselben zuschreiben dürfen. Hierauf hat schon Hagen aufmerksam gemacht[1]), auf dessen Darstellung ich hier verweise, obschon ich zögere, mit ihm die gesammte

[1]) Siehe Wagner's Handwörterbuch der Physiologie Bd. II. S. 718.

Raumvorstellung der Blinden auf Zeitvorstellungen zu reduciren. Der Vortheil, den der Gesichtssinn darbietet, liegt in der ganz mühelosen, durch keine Nebenempfindung getrübten, gleichzeitigen Beherrschung einer Unendlichkeit mannigfaltiger Objecte, während der blosse Tastsinn diese ganze Kenntniss mühsam durch eine Menge von Associationen erwerben muss. Daher wird der Blindgeborene, sollte er sich eine Totalanschauung der räumlichen Umgebung bilden, sie immer aus einer Menge einzelner Erinnerungen fast berechnend zusammensetzen, und so in eine Succession umwandeln müssen, keineswegs aber diesen sich von selbst machenden Eindruck des Simultanen besitzen, dessen sich der Sehende freut. Manches Andere scheint diese Begünstigung des Sehenden zu vergrössern, so die eigenthümliche Empfindung der Klarheit und Helligkeit, die von der Qualität des Gesichtssinnes, den Farben, auch noch den Erinnerungen und den Abstractionen aus ihnen bleibt, und sie umschwebt. In der Tageshelle ist uns der Gedanke der Unendlichkeit des Raumes ganz familiär; in der dichten Finsterniss der Nacht scheint er uns gar nicht ebenso überredend, und einen finstern Weltraum würden wir uns nur dadurch zur Vorstellung bringen, dass wir die Macht unseres sich ausbreitenden Strebens in ihn verlegten, und so seine Ausdehnung für die Phantasie noch einmal nacherzeugten.

Wir schliessen hiermit diese Betrachtung der Localisation der Empfindungen; denn was noch hierbei gefragt werden kann, beruht auf anderen Voraussetzungen. Warum wir z. B. unsere Empfindungen, nämlich besonders die des Gesichtssinnes, nach aussen versetzen, darf man hier nicht fragen, denn darin liegt die falsche Voraussetzung, dass wir den Begriff dieses Aussen schon gehabt, und hinterher es mit unseren Empfindungsbildern bevölkert hätten. Man wird daher erst diesen Begriff in seiner Entstehung zu beobachten haben. Was ferner die Localisation der Gehör-, Geruch- und Geschmackempfindungen betrifft, so beruht diese auf sehr bekannten Associationen; über unsere Beurtheilung der dritten Dimension des Raumes, der Entfernungen und Grössen der Gegenstände und Aehnliches hat Hagen a. a. O. ausführlich gehandelt, und wir haben unsere Betrachtungen bis zu dem Punkte verfolgt, wo die seinigen aufgenommen werden können.

IV. Von den Gefühlen.

26. Ehe wir zu denjenigen Ereignissen des Seelenlebens übergehen, die von der Natur der Seele selbst näher abhängen, haben wir noch das zu erwähnen, was ohne Zweifel noch durch körperliche Einflüsse bedingt wird. Wir haben die Empfindungen bisher nur als Schauspiele betrachtet, für welche der Geist ein gleichgiltiger Zuschauer bleibt. Sie sind dies nicht immer, sondern veranlassen häufig Gefühle, d. h. solche Empfindungen, an denen der zuschauende Geist zugleich einen durch Lust oder Unlust charakterisirten Antheil nimmt. Es würde vergeblich sein, für die Gefühle weitere Definitionen zu suchen, denn dieses Interesse, welches wir in ihnen allen vorfinden, ist eine Grunderscheinung, die man auf keine Weise aus irgend einer andern Thatsache ableiten kann, und so würden alle Definitionen sich nur in einem Kreise von Begriffen bewegen können, die aber auf verschiedene Art schon von jenem allgemeinen Begriffe der Theilnahme durchdrungen sind, ohne diesen aus einem ausserhalb seiner gelegenen Standpunkte aufzufassen. Indem wir uns jetzt auf die Betrachtung der sinnlichen Gefühle beschränken, schicken wir daher die Bemerkung voraus, dass es uns zwar vielleicht gelingen mag, die veranlassenden Bedingungen, unter denen Gefühle entstehen, in irgend einer Harmonie oder Disharmonie gleichzeitiger Eindrücke unter sich, oder mit gewissen inneren Zuständen der Seele zu finden; aus ihnen aber folgt noch nicht analytisch das Gefühl; die Seele könnte vielmehr solchen Missverhältnissen ebenso gleichgiltig unterliegen, wie etwa ein unbelebter Stoff von disharmonirenden Gewalten zerrissen wird. Die Nothwendigkeit aber, dass das Bestehen solcher Wohl- oder Missverhältnisse nicht bloss für die Seele das Object einer gleichgiltigen theoretischen Wahrnehmung wird, dass vielmehr ein Gefühl der Lust oder Unlust sich zu der Wahrnehmung hinzugesellt, oder öfterer noch das einzige im Bewusstsein auftauchende Ergebniss jener Verhältnisse ist, müssen wir in dem noch unerörterten Wesen der Seele begründet denken. Wir beschränken uns daher jetzt darauf, die äussere Entstehungsgeschichte der sinnlichen Gefühle, oder ihre Veranlassungen zu betrachten.

27. In den Begriffen der Lust und Unlust, des Angenehmen und Unangenehmen liegt offenbar eine Beziehung eines gegebenen Eindruckes auf einen Massstab, mit dem sich der Empfindende identisch weiss, und man ist daher immer geneigt, Lust vom Einklange, Unlust vom Missklange der Eindrücke abzuleiten. Man geht jedoch hiermit eigentlich im Cirkel. Denn Einklang und Missklang sind an sich gar keine Objecte, die in den Gesichtskreis einer bloss theoretischen Wahrnehmung fallen könnten; nur die schon fühlende Seele kann ein sonst bekanntes Verhältniss mit diesem Namen belegen. Behalten wir nun der Kürze wegen dennoch obige Bezeichnung bei, so ist doch unter Einklang und Missklang der Reize etwas Anderes zu verstehen. Wir werden nämlich sagen müssen, dass das Einige oder Missliche derselben zuletzt in Beziehung auf irgend eine rein theoretischen Gedanken zugängliche Scala bestimmt werde, und dass es nach dem Platze, den es hier erhält, als das Motiv betrachtet werde, warum seine Empfindung sich in der Seele in die Gestalt der Wohl- und Wehgefühle kleidet. So weit nun Gefühle sinnlich bedingt sind, ist offenbar der einmal durch die Idee der Gattung vorgeschriebene Rhythmus der Lebensfunctionen jener bevorzugte und allein sein sollende Process, dessen Veränderungen durch äussere Reize als Störungen zu betrachten sein werden, und so werden wir einen Einklang der Reize da finden, wo das gleichzeitige Auftreten mehrerer die normalen Functionen des Lebens nicht stört, sondern begünstigt; einen Missklang, wo der Effect einer Combination der Reize eine Aenderung jenes Rhythmus hervorzubringen droht. In diesen Vorgängen mithin suchen wir im Allgemeinen die Veranlassungsursachen der Gefühle, aber hier, wie bei den Empfindungen, sind zweierlei Gedanken fortwährend festzuhalten. Erstens, was wir oben schon wiederholten, sehen wir den Uebergang von den veranlassenden Ursachen zu dem Erfolge nicht; denn aus dem Dasein solcher Wohl- oder Missverhältnisse folgt weder ihre Wahrnehmung überhaupt, noch unter der bestimmten Form der Gefühle. Dann aber zweitens, so wenig wir bei gewöhnlichen Empfindungen etwas von den Zuständen unseres Nervensystemes oder unserer Seele erfahren, so wenig sehen wir den Streit der Eindrücke mit den Be-

dingungen unseres normalen Lebens mit Augen vor uns; nicht diese vermittelnden Ereignisse sind das, was wir im Gefühle wahrnehmen, sondern die Störung unseres innern Wesens, unserem Bewusstsein selbst abgewandt, wird nur die Veranlassung, dass in diesem die eigenthümliche qualitative Empfindung des Wohl oder Wehe auftritt, die wir dann durch Reflexion oder Erfahrung auf einen solchen Vorgang zurückdeuten. Auf diese schon früher von mir deutlich hervorgehobenen Punkte muss ich einige Missverständnisse zurückverweisen. Spiess[1]), indem er meine Aeusserung über den Schmerz, dass in ihm eine unbewusste Beurtheilung der Congruenz einer Veränderung mit den Bedingungen des Lebens die Gestalt einer einfachen unmittelbaren Empfindung annehme, als eine Definition des Schmerzes aufführt, versichert, längst zu wissen, was von solchen unmittelbaren Gefühlen zu halten ist und braucht sich daher in eine Widerlegung solcher Ansicht nicht einzulassen. Hierbei hat Spiess nicht beachtet, dass seine Einwürfe bereits auf der nächsten Seite meines Buches[2]) deutlicher, als er selbst sie entwickelt hat, berücksichtigt sind, und ebenso übersieht er, dass die nächste Seite seines Buches eine Definition des Schmerzes bringt, die vollkommen das enthält, was er der meinigen vorwirft. Denn eine absolut oder relativ abnorm gesteigerte Erregung eines Gefühlsnerven, die zum Bewusstsein kommt, dürfte doch wohl eine nicht unbedeutende Vergleichung der geschehenen Erregung mit dem normalen Zustande enthalten. Dagegen bin ich mit ihm auf Seite 99 einverstanden, dass er mit dieser Definition Seite 100 Unrecht hat. Denn, wie oben bemerkt, kann zwar eine abnorm gesteigerte Erregung sich unter den Veranlassungsursachen der Schmerzen finden, aber zum Bewusstsein gelangt sie keineswegs als solche, sondern sie ruft im Bewusstsein nur die ihrem eigenen Inhalte ganz unvergleichbaren Gefühle der Unlust hervor. — Indessen wichtiger ist es mir hier, eine Bemerkung über eine andere Differenz der

---

[1]) Siehe G. A. Spiess, Physiologie des Nervensystems vom ärztlichen Standpunkte dargestellt. Braunschweig 1844. S. 99.

[2]) Allgemeine Pathologie und Therapie. S. 187 u. 188. (Bei Spiess ist durch Druckfehler S. 196 citirt.)

Ansichten zu machen. Wir haben angenommen, irgend eine nicht näher bestimmte Incongruenz zwischen der durch einen Reiz gestifteten Veränderung und den normalen Lebensbedingungen sei die Ursache der Wehgefühle; dem gegenüber setzen Andere, wie Henle, Romberg, denen sich auch Volkmann anschliesst, die Veranlassung der Schmerzen immer in eine übermässige Stärke der Erregung oder Thätigkeit des Nerven. Nun ist klar, dass diese Ansicht, wenn man ihr Geltung zugesteht, sie doch immer nur unter Voraussetzung der unserigen haben wird. Denn nicht die vermehrte Thätigkeit an sich wird das Motiv des Wehthuns enthalten, sondern nur, weil auch sie unter den Begriff jener Missverhältnisse fallen kann. Dass aber von allen möglichen solchen Incongruenzen immer nur diese eine Art den Veranlassungspunkt der Schmerzen abgeben soll, scheint mir durch Nichts zu beweisen, obwohl in einer Hinsicht nicht unwahrscheinlich. Wie so viele Punkte der Nervenphysiologie, so hat auch diesen Volkmann in seinem vortrefflichen Artikel zuerst so scharfsinnig erörtert, dass eine Polemik dankenswerth wird[1]. Nach seiner Meinung sind durch den schmerzerzeugenden Reiz Kräfte ins Spiel gesetzt worden, deren sinnlich wahrnehmbares Phänomen die Schmerzempfindung ist; das einzige Mass für diese freigewordenen Kräfte sei die Intensität der Empfindung, und das Bewusstsein sage uns unmittelbar, dass der Schmerz ein intensiveres sei, als ein normales Tastgefühl. Gegen diese beiden Sätze könnte man wohl mit ebenso vielem Rechte die entgegengesetzten einstellen: dass durch den schmerzerzeugenden Reiz nicht sowohl Kräfte, als vielmehr Zustände erweckt worden sind, deren Gegensatz seiner Grösse nach durch die Empfindung des Schmerzes sinnlich gemessen wird; während die Steigerung eines und desselben Schmerzes auf der absoluten Grösse der entgegengesetzten Theile beruhen mag; und dass zweitens in dem Schmerze eben nur die Intensität des Wehthuns empfunden wird, nicht aber etwas, was, abgesehen von allem Unlustgefühle, mit einer gewöhnlichen Empfindung der Stärke

[1] Siehe Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Bd. II. S. 520.

nach noch vergleichbar wäre. Das Wehthun, als solches, ist ein uns intensiver ergreifender Zustand, als das blosse Empfinden; nicht aber empfinden wir im Schmerze etwas objectiv Intensiveres, als in der gleichgiltigen Wahrnehmung. Ich sehe nicht, wie man im Allgemeinen die erste dieser Ansichten gegen die andere stützen könnte; wenn ich ihr aber oben in einer Hinsicht wenigstens Geltung zuschrieb, so mein' ich dies so. Vermehrung der Thätigkeit kann ebenso gut, wie jeder andere Zustand, allmählich zum Missverhältnisse werden; dass es daher Schmerzen aus dieser Ursache gibt, ist von Anfang nicht zu bezweifeln; aber auch die Mehrzahl derselben scheint keine andere Ursache zu haben, nur konnte man dies nicht als sich von selbst verstehend betrachten. Man berücksichtigt nicht genug die übrigen Gefühle der Unlust, die sich aus Farbencontrasten, aus unreinen Tönen, Dissonanzen, aus Gerüchen, Geschmäcken entwickeln, die Gefühle des Ekels u. s. w. Diese ganze Klasse wird man nicht ohne die grösste Unwahrscheinlichkeit von übermässigen Erregungen ableiten können, denn man sieht durchaus nicht, warum zwei Töne, zwischen denen ein halbes Intervall, uns mehr erregen sollten, als eine Terz oder Quinte. Sie beruhen offenbar auf allerhand Missverhältnissen der angeregten Nervenprocesse, die entweder in einem und demselben Nerven sich stören, oder deren Dasein im ganzen Systeme des Körpers Störungen verursacht. Aber gerade bei dieser ganzen Klasse findet man den eigenthümlichen Charakter des Schmerzes, jenes intensive Wehthun nicht; dies findet sich vielmehr fast nur bei den Hautnerven ein, die auch sonst wenig für sehr fein distinguirte Eindrücke geschaffen sind, sondern mehr durch die Grösse ihrer Veränderungen zu wirken scheinen. Daher mag es empirisch wohl so sein, dass das Missverhältniss, das bei den eigentlichen Schmerzen zu Grund liegt, hauptsächlich, wenn auch nicht ausschliesslich, in einer zu sehr anschwellenden Erregung besteht, die von der stetigen Ernährung nicht ebenso schnell ausgeglichen werden kann.

28. Fehlerhafte Structur und Mischung der Nerven können zwar auch die einfachen Empfindungen in einzelnen Individuen so stören, dass demselben äusseren Reize andere Empfindungsqualitäten als gewöhnlich entsprechen, wovon die

Mängel des Farbensehens ein Beispiel liefern; weit veränderlicher aber ist das Reich der Gefühle, die nicht zur gleichgiltigen Auffassung eines Objectiven, sondern zur Wahrnehmung seines Verhältnisses zu den häufig wechselnden eigenen Zuständen des Körpers bestimmt sind. Wir sehen daher das Angenehme und Unangenehme weder für alle Individuen, noch für das nämliche Individuum in allen seinen Zuständen an den nämlichen Beschaffenheiten der Reize haften, und in den Idiosynkrasien bedeutendere Eigenthümlichkeiten der individuellen Organisation die allgemeinen Regeln häufig verletzen. Man bemerkt hierbei leicht, dass zwischen der Lebhaftigkeit der Gefühle und der feinen Objectivirbarkeit der Empfindungen in den einzelnen Sinnesorganen ein ziemlich beständiges Verhältniss obwaltet. Die höheren Sinne, dazu bestimmt, mit möglichster Entäusserung der Subjectivität eine treue Darstellung des Aeusseren zu liefern, werden nur durch die äussersten Missverhältnisse der Reize zu wirklichen Schmerzgefühlen getrieben; gegen die Mehrzahl ihrer Reize verhalten sie sich entweder gleichgiltig oder zeigen bei geringer Intensität der Lust und Unlust ein desto feiner ausgebildetes Urtheil über die Verhältnisse der Eindrücke. Der objectivste Sinn, das Gesicht, dessen Wahrnehmungen durch ihre geometrische Regelmässigkeit sogleich zur Deutung auf einen äusseren Gegenstand auffordern, zeigt das wenigste Gefühl, und die schreiendsten Dissonanzen der Farben unterliegen zwar einem gewiss auf körperliche Vorgänge mit begründeten ästhetischen Urtheile, ohne doch eigentlich eine merkliche Affection hervorzubringen. Die Töne, nicht ebenso unmittelbar zur Darstellung des Aeussern bestimmt, erwecken die Gefühle lebhafter, und wir empfinden bereits den Zwang, den eine Dissonanz unseren Nerven zumuthet, wie denn auch Reize des Gehörs lebhafte Rückwirkungen in den beweglichen Organen erregen können, während Lichtreize höchstens die Iris bewegen. Geruch und Geschmack aber sind als reine Empfindungen kaum zu denken, sondern mit ihnen, die den Zwecken des vegetativen Lebens viel enger verwandt sind, verknüpfen wir eigentlich immer zugleich Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen und selbst die indifferenten Geschmäcke nennen wir fast nur so, weil sie die Erwartung des einen oder andern,

die immer vorhanden zu sein pflegt, täuschen. Ueberlässt man sich dem Gedanken, dass jede Lust oder Unlust das erscheinende Ergebniss einer unbewussten Messung des Reizes an den Bedingungen des Lebens ist, so kann man, aufsteigend vom Hautgefühle eine allmähliche Verfeinerung dieser Gefühle bemerken. Die Reize der gewöhnlichen sensibeln Nerven, bestehend in Druck, Stoss, Zerrung, Zerreissung, drohen durch ihre Einwirkung der individuellen Existenz die unmittelbarste Gefahr und sie empfindet der Organismus in Gestalt des eigentlichen Schmerzes, der näher als jedes andere Gefühl den individuellen Lebenspunkt erschüttert. Aber über diesem energischen Gefühle geht die Wahrnehmung dessen, wodurch es erregt wurde, fast ganz zu Grunde. In den Reizen, die den vegetativen Sinnen, Geruch und Geschmack dargeboten werden, liegt keine dringende Gefahr, das Gefühl kleidet sich in die Gestalt der Abneigung und des Ekels, wo es einen Reiz von sich ablehnt, gegen welchen sich die ganze Organisation, spätere Beeinträchtigung vorausahnend, sträubt, und mit diesem Gefühle, das weniger intensiv, aber zu feinerer Unterscheidung der eigenthümlichen Differenzen des Angenehmen und Unangenehmen geneigt ist, verknüpft sich auch eine deutlichere Auffassung des veranlassenden Objectes. Die Harmonien und Missklänge der Töne und Farben scheinen kaum noch zu den Bedingungen des individuellen organischen Lebens in Beziehung zu stehen, man könnte geneigt sein, sie mehr mit den Gesetzen zusammenzuhalten, an welche das allgemeine sinnliche Leben der Seele und der Lauf ihrer inneren Ereignisse gebunden ist, so dass wir in ihnen zwar das Rechte oder das Widrige, aber ein solches anschauen, das unvermögend ist, unsere individuelle Existenz zu begünstigen oder zu beeinträchtigen. Und so, wenn dies zwar nicht ganz, doch annähernd richtig ist, erklärt sich, warum diese Gefühle, weit entfernt die Natur des egoistischen Schmerzes zu zeigen, vielmehr von selbst den Uebergang zu ästhetischen Gefühlen machen, in denen der Geist das Gegebene nicht an den Bedingungen seiner einzelnen Existenz, sondern in gewissem Sinne an seiner allgemeinen Bestimmung misst. Man kann diese Betrachtungen auch auf die Idiosynkrasien ausdehnen. Sie finden sich selten im Gebiete der Hautnerven; die gröbere

Organisation ist allen Menschen gleich gegeben; was dem einen Schmerz, wird dem andern nie Wohlsein erregen, wenn auch nach dem Stande der Erregbarkeit geringeres Weh. Gegen manche Eindrücke, die der normale Körper überwindet, wie die kitzelnden Gefühle bei Berührung sammtartiger Flächen, wird der Reizbarere grössere Blössen geben. Unendlich häufig sind dagegen die Idiosynkrasien des Geschmackes und Geruches; die feinere chemische Zusammensetzung der Säfte, die erregbaren Massen des Nervensystemes sind in verschiedenen Constitutionen und in verschiedenen Augenblicken gewiss so variabel, dass die verschiedene chemische Natur der Stoffe hier sehr abweichende Gefühle leicht erregen kann. Im Gebiete der höchsten objectiven Sinne verhalten sich die Idiosynkrasien eigenthümlich. Wenn verschiedene Thierklassen denselben Reiz bald angenehm, bald unangenehm finden, so kann dies auf Unterschieden in der Structur ihrer Sinnesnerven beruhen; innerhalb des menschlichen Geschlechtes hingegen kommen solche eigenthümliche Neigungen zwar vor, aber sie scheinen weit mehr von einem gewissen Zustande der ästhetischen Bildung, von intellectuellen Gefühlen und geistigen Stimmungen bedingt zu sein, als dass sie von den körperlichen Organen und Thätigkeiten erregt würden. Doch soll dies letztere hiermit nicht geleugnet sein. Die eigene Vorliebe wilder Völker für schreiende Farben und doch zugleich für chromatische Tonläufe oder Molltöne, die Wahl der verschiedenen Trauerfarben bei den einzelnen Nationen, der Einfluss der Farben bei Geistesstörungen bieten Beispiele zur Bestätigung des Gesagten.

29. Trotz so vielen Abweichungen wird es doch gewisse Formen gleichzeitiger Nervenzustände geben, die unter allen Umständen dieselbe Lust oder Unlust erregen, doch ist es nicht möglich, sie im Einzelnen zu verfolgen, da in den höheren Sinnen, wo wir allein wenigstens die äusseren bedingenden Reize der Empfindungen etwas genauer kennen, umgekehrt die Intensität des Gefühles nachlässt. Nächst der zu grossen Stärke der Empfindungen können wir die zu lange Dauer desselben Reizes als Quelle des Ueberdrusses und Schmerzes bezeichnen; sie bringt einen Zustand des Nerven stabil hervor, den die normalen Processe der Ernährung, nur wenn

er flüchtig ist, in seinen Folgen leicht verwischen. Als eine dritte und hauptsächliche Ursache der Gefühle müssen wir die gleichzeitige Mischung verschiedener Nervenprocesse ansehen, und hier lässt sich, wenn auch nicht weithin, noch ein Blick auf die inneren Zustände der Nerven thun. Einfache, intensive, lichtsatte Farben und reine Klänge haben den Vorzug vor allen Mischungen und den zusammengesetzten Geräuschen, von welchen letzteren einige, wie das Knirschen, heftigere Erschütterungen hervorbringen. Es scheint, dass weniger einzelne Töne oder Tonfolgen, als vielmehr das Timbre mancher Klänge das Object der Gefühle wäre, wenigstens finden sich in Bezug auf dieses die meisten Idiosynkrasien, wenn man gleich nicht ahnen kann, durch welche Eigenthümlichkeit des Nervenprocesses diese Nebenbestimmungen des physikalischen Reizes repräsentirt werden mögen. Bei den Harmonien und Dissonanzen gleichzeitiger Töne zeigt sich so deutlich eine Anknüpfung des Gefühles schon an die einfacheren oder weniger zusammenstimmenden Zahlenverhältnisse des äusseren Reizes, dass wir auch als das nächste Motiv der Gefühle ähnliche in dem Nerven annehmen dürfen, der bald zwei Functionen, deren einzelne Theile ein gemeinschaftliches Mass zulassen, bald andere auszuführen hat, die jederzeit als zwei formell getrennte neben einander laufen und so seine Thätigkeit stören. Denken wir uns nämlich, dass jede Wahrnehmung der Töne auf einer in vollkommen gleichmässigen Intervallen erfolgenden Wiederholung von Stössen beruht, so werden wir nicht Unrecht haben, wenn wir jede in der kleinsten Zeit eintretende Unregelmässigkeit in der Vertheilung der Stösse als etwas bezeichnen, was der Thätigkeit des Hörnerven nicht angemessen ist, während er immer in seinem Elemente bleiben wird, so lange ihm bei immerhin wachsender oder abnehmender Schnelligkeit der Wiederholung doch diese Regelmässigkeit gesichert bleibt. Treffen ihn nun zwei Schallwellen, die um eine Octave auseinanderliegen, so wird entweder der erste Impuls beider gleichzeitig sein, dann aber jeder ungrade Impuls des höheren Tones mit einem des tiefen in gleiche Augenblicke fallen, während die graden die Hälfte dieses Zeitintervalles markiren, oder wenn wir die ersten Anstösse in verschiedene Zeitelemente fallend denken, so wird doch

auch daraus bei der Commensurabilität ihrer Intervalle eine Reihe von Stössen sich bilden, die aus einzelnen ähnlichen, in sehr kurzer Zeit ablaufenden Gliedern gebildet wird. Treffen dagegen C und Cis gleichzeitig das Gehörorgan, so wird kein Impuls des letzteren zwischen den einzelnen Wiederholungen von C auf dieselbe Zeitstelle treffen, sondern so anticipiren, dass bei der Vollendung von 24 Stössen des C, er selbst 25 vollzogen hat. Nach Ablauf dieser Periode tritt zwar dieselbe gegenseitige Lage der Tonschwingungen und der Nervenprocesse wieder ein, allein diese Rückkehr verlangt so viel Zeit, dass sie für das Gehörorgan ganz verloren geht, das ja bekanntlich Schwingungen, die zu selten in einer Zeiteinheit wiederkehren, nicht mehr als Töne aufzufassen vermag. Auf diesen und ähnlichen Verhältnissen mag es beruhen, dass hier dem Sinne nur die Incommensurabilität beider Processe wahrnehmbar wird und die Veranlassung zu einem Gefühle der Dissonanz gibt. Die Farbenconsonanzen sind zu wenig energisch ausgesprochen, als dass man Gleiches von ihnen sagen könnte. Dennoch scheint in dem guten Zusammenstimmen complementärer Farben eine ähnliche Hindeutung auf die Verträglichkeit der Nervenprocesse zu liegen, die ja auch successiv einander gern ablösen. Was nun hier von den gleichzeitigen Eindrücken galt, gilt ohne Zweifel auch von den sich folgenden. Gewiss hat es für die Functionen des Nervensystems eine sehr verschiedene Leichtigkeit, entweder continuirlich in nahe Abwandlungen ihrer vorigen Zustände überzugleiten, oder sprungweise auf andere weniger verwandte Formen überzugehen, und sowie die Hautnerven durch plötzliche Temperaturabwechselungen, so mögen auch andere Sinnesnerven auf ähnliche Weise überrascht werden. Doch muss man bedenken, dass hier sehr häufig eine anderweitige Gewohnheit oder Neigung, eine Angewöhnung der Strebungen des ganzen Geistes mitspricht, die individuell unendlich verschieden, dasjenige angenehm findet, was ihr entspricht. Auch in dem Muskelgefühle kommen ähnliche Verhältnisse vor. Der Reiz schöner räumlicher Formen beruht ausser dem geistigen Verständnisse ihrer Bedeutung gewiss auch auf der Symmetrie der Bewegungen, mit denen das Auge sie umläuft, die regelmässige Abwechselung der Anspannung und Erschlaffung der

Muskeln bei leise motivirten Uebergängen des Blickes bringt wie bei jenen consonirenden Tönen ein wohlthätiges Gefühl der Zusammenfassbarkeit in einen Plan hervor, das bei Eindrücken fehlen wird, die uns in jedem ihrer Punkte in eine andere nachconstruirende Thätigkeit werfen [1]).

30. Die bisher durchgegangenen Gefühle konnten wir objective nennen; sie entstanden bei Gelegenheit der Auffassung eines Aeusseren und knüpfen sich an das Verhältniss der Eindrücke zu unseren ihnen entgegenkommenden Functionen. Gehen wir jetzt zu den subjectiveren über, in denen die veranlassende Ursache verschwindet, um das Gefühl allein hervortreten zu lassen, ein Fall, der am meisten bei den Wahrnehmungen unserer eigenen allgemeinen Körperzustände eintritt, so können wir unmittelbar an die zuletzt erwähnten Muskelgefühle anknüpfen. Das Gleichgewicht des Körpers wird im Allgemeinen unwillkürlich festgehalten durch die stetige Spannung der Muskeln, die keinen besonderen Entschluss verlangt; diese, sowie Bewegungen, die keine neuen Anstrengungen zur Festhaltung ihrer Richtung und Stärke erfordern, geben das angenehme Gefühl freier Herrschaft über sich selbst; alles gewandte Spiel der Glieder führt daher dieses Gefühl mit sich. Die Empfindung der fortwährenden lebendigen Spannung der Muskeln oder der müden Erschlaffung, die zu den sonst unwillkürlich besorgten Functionen eine ausdrückliche Anstrengung erheischt, die Empfindung der Schwierigkeit oder Leichtigkeit mancher Bewegungscombinationen setzen sich mit den kleinen fortwährenden Empfindungen des Hautsinnes und der inneren Organe zu einem allgemeinen Lebensgefühle zusammen, das nicht bloss die disponible Kraft des Lebens dem Bewusstsein gegenwärtig erhält, sondern zugleich ein ästhetisches Gefühl der eigenthümlichen graziösen oder ungeschickten Art des ganzen Seins und der Haltung unterhält, durch welche der Einzelne seine eigene Persönlichkeit vor sich selbst vielleicht mehr, als durch allen andern Inhalt, charakterisirt. Mit diesen feineren sinnlichen Gefühlen hän-

---

[1]) Bemerkungen über Verwandtes s. in dem Abschnitte: »Physiognomik des menschlichen Blickes« in C. G. Theod. Ruete, Lehrbuch der Ophthalmologie für Aerzte und Studirende. Braunschweig 1845. S. 187.

gen ästhetische nahe zusammen. Sowie Thätigkeit, Kraft, individuelle Neigungen des Körpers zu einzelnen Bewegungen verschieden sind, so wird sich schon durch diese Anlässe eine Verschiedenheit des ästhetischen Geschmackes ausbilden, eine individuelle Vorliebe für die Arten der Kunstgenüsse, deren Uebergänge in Strenge oder zerschmelzender Weichheit, leise motivirtem Uebergleiten oder plötzlichen Sprüngen, gerundeten oder eckigeren Formen den angewohnten Bewegungsgefühlen des Einzelnen entsprechen. — Analog diesen Gefühlen des Muskelsystemes entstehen auch ähnliche aus den übrigen Kreisen der Lebensfunctionen und tragen ihren Theil zu dem Allgemeingefühle bei. Wir werden sie hier nicht im Einzelnen durchgehen, sondern mit Verweisung auf Hagen[1]) nur einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen. Von dem Zustande der Ernährung hängt die Thätigkeit auch der Nerven ab; Ueberfüllung oder Mangel der Nahrungsbestandtheile im Blute muss daher ein mächtiger Reiz zur Aufregung des Gemeingefühles sein. Nach den verschiedenen fehlerhaften Zuständen des Blutes werden sich auch verschiedene Gefühle ausbilden, das des Hungers und Durstes bei mangelnden Bestandtheilen, das der Beklemmung, Unbehaglichkeit und Angst bei Ueberfüllung mit verbrauchten Bestandtheilen, welche zunächst die respiratorische Thätigkeit zur Abhilfe auffordert; mancherlei weniger charakterisirbare Zustände des Ekels und Uebelbefindens bei verschiedenen qualitativen Abnormitäten der Zusammensetzung der Säfte. Normal entstehen diese Gefühle wohl alle nur aus einer Zusammenleitung dieser im Körper zerstreut entstehenden Eindrücke, die dann an einen bestimmten Punkt des sensiblen Nervensystemes fixirt werden, und zwar hauptsächlich an den, von welchem aus Bewegungstriebe oder reflectirte Bewegungen zur Abhilfe erregt werden sollen. Unzweifelhaft aber können hier, wie in jedem Empfindungsorgane, auch intercurrirende fremdartige Reize sogleich diese letzte Localisationsstelle treffen und dasselbe Gefühl hervorrufen, das sonst den jetzt nicht vorhandenen Bedürfnissen nachzufolgen pflegt. Im Allgemeinen hat die Betrachtung die-

[1]) Siehe Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Bd. II. S. 743 ff.



ser einzelnen Gefühle für uns jetzt kein psychologisches Interesse.

31. Eine ebenso grosse Mannigfaltigkeit, wie die sinnlichen, bieten die intellectuellen Gefühle dar, deren jetzt aus einer Ursache schon zu gedenken ist. Zunächst nämlich scheint es, als könnten überhaupt alle Gefühle nur zwischen den zwei Polen der Lust und Unlust oscilliren, ohne dass die Zwischenstufen noch besondere qualitative Eigenthümlichkeiten besässen. Genauer betrachtet zeigt sich aber eigentlich kaum irgend ein Gefühl, das einen dieser abstracten Namen verdient, sondern überall ist Lust und Unlust auf eigenthümliche Weise colorirt. Will man diese Mannigfaltigkeit ordnen, so ist zuerst der gewöhnliche Sprachgebrauch zu berichtigen, der Schmerz, Hunger, Trübsinn, Vaterlandsliebe u. s. f. unter dem Namen der Gefühle zusammenfasst. Freundschaft und Vaterlandsliebe sind gar keine Gefühle, sondern Gesinnungen, die nach der Lage der Umstände uns die ganze Scala aller Gefühle zwischen Lust und Unlust durchlaufen lassen können. Trübsinn, Andacht u. s. f. sind ebenso wenig selbst Gefühle, sondern Stimmungen, auf deren gleichbleibendem Hintergrunde freilich nicht mehr die ganze Mannigfaltigkeit der Gefühle mit ihren natürlichen Farben, aber doch deren mehr, als eines sich abzeichnen kann. Zorn, Wuth endlich sind Affecte, indem sie eine im Ganzen feststehende Gesinnung plötzlich zu dem Aeussersten der Unlust treiben, die eben durch jene Basis ihre eigenthümliche Färbung erhält. Die meisten wahren intellectuellen Gefühle sind den Stimmungen verwandt, in welche sie bei längerer Dauer übergehen; sämmtlich Grade der Lust oder Unlust, unterscheiden sie sich durch die Erinnerung an die Ursachen, durch die sie erregt wurden, durch die Reihe der Vorstellungsassociationen, die sie um deswillen bedingen, und die ihnen einen Hintergrund geben, in dem ein grosser Theil ihrer ganzen Eigenthümlichkeit besteht, dann durch die Mischungen, die sie mit einander eingehen, und in welche sie Bruchstücke des sie begleitenden Gedankenkreises mitbringen; endlich aber auch durch die gleichzeitigen Empfindungen der körperlichen Nachwirkungen, die sie hervorbringen, und die aufs Neue in sinnliche Gefühle verwandelt, als eine eigenthümliche colorirende

Gewalt zu dem ursprünglichen Gehalte des intellectuellen Gefühles hinzutreten. Es ist schwer, die Grenzen dieses letzteren Einflusses, der uns hier allein angeht, zu bestimmen aber sie sind gewiss sehr weit, und man kann zweifeln, ob nicht das kältere ästhetische und sittliche Urtheil oder die Reflexion, die wir über Gefahr und Glück eines Zustandes uns ausbilden, erst ihre lebhafte Innigkeit durch diese nebenherspielenden sinnlichen Gefühle erhalten, die uns das an sich Werthvolle zugleich in seiner Harmonie mit den innersten Bedingungen unserer eigenen individuellen Existenz zeigen. Der heitere Genuss schöner Verhältnisse ist nicht bloss diese abstracte Freude, sondern in dem lebhafteren, freieren Athmen, dem beschleunigten Herzschlage und der gediegenen Spannung der Muskeln fühlen wir unser eigenes Selbst davon getragen und gehoben; Reue und Bekümmerniss um Vergangenes ist nicht bloss ein sittliches Verdammungsurtheil, das innerlich ausgesprochen, nur von der Seele vernommen wird; die Erschlaffung unserer Glieder, die mindere Grösse des Athmens, die Beklemmung der Brust, vielleicht im Aerger selbst die krampfhaften Verengerungen der Bronchien und die aufwürgende Bewegung der Speiseröhre, die den Bissen im Munde stocken macht, zeigen, wie selbst die leibliche Organisation symbolisch ein Verschmähtes, unter dessen Drucke sie seufzt, auszustossen versucht. Selbst das Gefühl der Andacht ist nicht eine rein geistige Erhebung, sondern indem unvermerkt mit ihr auch der Gang das gewöhnliche hastige Wesen lässt, die Bewegungen langsamer und gehaltener werden, die Stellung ein eigenthümliches Gepräge, nicht der Erschlaffung, sondern sich unterwerfender Kraft annimmt, kehrt von allen diesen körperlichen Thätigkeiten auch ein Gefühl in das Bewusstsein der Seele, ihre Stimmung verstärkend, zurück.

32. Es zeigt sich in diesen Erscheinungen, deren weitläuftigere Aufzählung wir vermeiden müssen, eine Einwirkung der Gemüthszustände auf die motorischen, sowie die vegetativen Functionen, ganz der umgekehrten ähnlich, die diese auf jene ausüben können. Wie weit dieser Einfluss gehe und wodurch er vermittelt werde, ist nicht zu entscheiden; aber es ist kein unmöglicher Gedanke, dass es vielleicht eigenthümliche Nervenfasern gäbe, die bestimmt sind, die Ernährung und Gestaltung

des Körpers ebenso mit herrschenden Gemüthsstimmungen in einen gewissen Einklang zu versetzen, wie diesen mancherlei ausdrucksvolle Bewegungen schon mechanisch zugeordnet sind. Diese Bewegungen zerfallen in solche, die man etwa symbolische nennen könnte, und in andere, die wirklich auf den Zweck berechnet sind, welchen die Gemüthsstimmung verfolgen würde. Die geballte Faust des Zornigen ist so eine directe Vorandeutung des nächsten Zweckes, dem die Leidenschaft nachgeht, das Weinen, Lachen, Seufzen, die bebende Respiration sind symbolische Bewegungen, die nichts unmittelbar realisiren, als den Ausdruck des Innern. Ich habe früher[1]) bemerklich gemacht, dass die Verknüpfung einer bestimmten solchen mimischen Aeusserung mit einem bestimmten Gemüthszustande eine mechanische Einrichtung ist, und dass wir aus dem Begriffe des letzteren nicht die Nothwendigkeit der Wahl gerade dieser Ausdrucksweise begreifen können. Obwohl ich hierbei bleiben muss, lässt sich doch im Allgemeinen wenigstens noch eine Bemerkung machen, die das Symbolische dieser Erscheinungen betrifft. Die körperlichen Gebiete, in denen Gemüthsbewegungen sich geltend machen, sind namentlich die Gesichtsmuskeln und die Respiration. Die verschiedenen Anspannungen der ersteren leisten gar nichts für die übrigen Zwecke der thierischen Oekonomie, und grade dadurch eiguen sie sich, wozu sie bestimmt sind, zu der bloss symbolischen Darstellung eines Innern, das noch zu keiner bestimmten Handlung nach aussen übergehen will. In ähnlichem Falle befinden sich die Athmungsorgane. Allerdings ist ihr wesentlicher Zweck in die thierische Oekonomie sehr tief verflochten, aber ihre Function wird sehr wenig beeinträchtigt, selbst durch grosse Variationen in der Reihenfolge und dem Rhythmus der Muskelbewegungen, die ihr dienen. Auch an ihnen hat daher die Seele ein Mittel zu höchst mannigfachem Ausdrucke innerer Unruhe, ohne dass doch durch diesen Ausdruck schon eine Hindeutung auf eine bestimmte Handlung gegeben wäre; es wird vielmehr durch alles Seufzen des Traurigen und das gewaltsame Respiriren

[1]) S. Bd. I. S. 229 ff. (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Bd. II. S. 196 f.).

des Zornigen nichts weiter geschafft. Nun wollen wir nicht leugnen, dass die Mitwirkung der Athmungsorgane bei manchen Gemüthsbewegungen nicht auch tiefer in die thierische Oekonomie eingreifende Gründe habe, aber in den beiden äussersten Formen des Weinens und des Schreiens bei Schmerzen, und des Lachens, scheint doch fast nur das Erwähnte vorzukommen, so dass das letztere, ausgehend von innerlichem Kitzel, eine das Nichtige verspottende, selbst nichtige und resultatlose überschwellende Erschütterung der rastlos beweglichen Organe des individuellen Lebens ist, der sich fast nur eine passive Erweiterung des Mundes zugesellt, um den Strom der Luft zu entlassen, während das Weinen mehr von den Gesichtsmuskeln beginnend, die respiratorischen Muskeln nur in Mitleidenschaft zieht, indem es ihren Rhythmus durch die Mitbewegungen zerstört, in welche sie jene zu versetzen suchen. Könnte man die Ansicht durchführen, die Oken in dieser Beziehung aufstellte, dass nämlich die einzelnen Knochen und Muskeln des Kopfes und der Brust selbst als transformirte Extremitäten zu betrachten wären, so könnte man, wie er es selbst andeutete, auch die mimischen Bewegungen als sympathische fassen, oder als kleinere, vorandeutende Copien der Bewegungen, durch welche die Glieder einen bestimmten Zweck zu erfüllen vermögen. Manches, was zu diesem Gedankenkreise noch gehört, lässt sich aus dem Artikel Instinct noch leicht hier ergänzen und auf ihn muss ich auch hinsichtlich der übrigen Bewegungen des Körpers verweisen, die sich hier am leichtesten würden anschliessen lassen, über die ich aber dem dort Gesagten nichts Erhebliches hinzuzusetzen habe[1]).

33. Gefühle so wenig als Empfindungen werden in der Erinnerung mit ihrer völligen Stärke und Energie aufbewahrt, vielmehr lässt diese nur die schmerzlosen Vorstellungen des Schmerzes, dem tonlosen Klangbilde gleich, wieder auftreten. Doch leidet dies allgemeinere Verhalten einige Ausnahmen die man indessen nicht zur Regel machen muss. Man sagt wohl, dass man in der Erinnerung vergangene Schmerzen

---

[1]) S. Bd. I. S. 224 ff. (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Bd. II. S. 193 ff.) und bei Hagen (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Bd. II. S. 755 ff.).

noch einmal durchlebe, allein diese Aeusserung hat Wahrheit nur in Bezug auf das geistige Weh, das zuerst durch Dissonanzen der Gedanken erzeugt wurde, und dessen Ursachen mithin die Erinnerung selbst vollständig reproduciren kann. Aber die Vorstellungen sind nicht bestimmt, regelmässig Rückwirkungen in den sensiblen Nerven hervorzubringen, und daher erneuern sie auch nicht jenes wirkliche Missverhältniss zwischen den Zuständen derselben, aus denen das sinnliche Gefühl früher entsprang. Der geringste Nadelstich erscheint sogleich mit ganz anderer Realität des Schmerzes zwischen den Vorstellungen der grössesten Martern, die wir lesen und wird nie mit ihnen verwechselt. Aber die Vorstellungen haben allerdings eine Macht über die motorischen Nerven, und so entwickelt sich leicht bei der Vertiefung in solche Scenen eine Menge von unwillkürlichen Spannungen und Bewegungen der Muskeln, durch die wir dem vorgestellten Schlag entgehen oder unsere Qual mildern möchten. Rückwärts nun erregen diese Reactionen selbst wieder Gefühle, und so kann es zuweilen scheinen, als habe die Vorstellung unmittelbar das Gefühl wiedererzeugt. Bei einigen Gefühlen, wie dem des Ekels, scheint allerdings eine wirkliche Reproduction einzutreten; doch darf man nicht vergessen, dass dies Gefühl in der That ebenso wohl zum körperlichen Ausdrucke intellectueller Verabscheuung dient, als es aus selbst körperlichen Ursachen zuerst entstanden und dann reproducirt sein kann. So wie die Vorstellungen, gehen ferner auch die Gefühle unter sich und mit diesen Associationen ein, und zum Theile durch diese letztere verwandeln sie sich in das, was man gewöhnlich Triebe nennt. Wir haben bis jetzt Gefühle nur als Erscheinungen angesehen, die ein irgendwie entstandenes Quantum von Wohl und Weh zum Bewusstsein bringen, ohne dass sie nothwendig auf den Ursprung derselben zurück oder auf die Mittel vorausdeuteten, die dem Wehe abhelfen könnten. Man pflegt jedoch häufig Gefühle sowohl auf intellectuellem, als auf sinnlichem Gebiete so zu verstehen, als enthielten sie zugleich gewisse Erkenntnissquellen und deuteten von selbst ahnend auf die dem Leben nothwendigen Ergänzungen hin. Dies müssen wir entschieden verneinen; diese Fähigkeit, ein Trieb nach irgend etwas Bestimmtem zu sein, kann den Ge-

fühlen nur auf zwei Wegen erworben werden. Zuerst durch zufällige Erfahrungen, die uns gelehrt haben, dass der peinvoll empfundene Zustand durch ein bestimmtes Mittel gelindert werde, und auf diesen Ursprung werden wir die sämmtlichen heilsamen, oft auch schädlichen Appetite der Kranken zurückführen müssen. Zu ihnen gibt irgend ein Gefühl, z. B. ein der Zunge oder ihren Nerven inhaftender Geschmack die erste Veranlassung; man sinnt, was diese unbequeme Empfindung tilgen kann, geräth hier zunächst auf irgend eine Klasse von Geschmäcken, die diesem entgegengesetzt sind, und dann vollendet irgend eine Association oder Lieblingserfahrung den Weg bis zu dem Sauerkraute, das den Fieberkranken bald heilt, bald verschlimmert, da nichts die Richtigkeit dieser Appetite, noch weniger die Zweckmässigkeit der Wahl ihres Befriedigungsmittels verbürgt. Dass Essen den Hunger und Trinken den Durst stillt, ist ebenso wenig eine Offenbarung, die in diesen Gefühlen liegt; aber diese Triebe beruhen zugleich auf einer andern Ursache, welche eben die Gewinnung solcher leitender Erfahrungen ausserordentlich erleichtert, nämlich auf den halb automatischen, halb spielenden Bewegungsdrängen, denen die Glieder sich überlassen, und die sie lange vor aller weiteren Reflexion die Mysterien des Kauens und der Befriedigung der Nahrungsbedürfnisse entdecken lässt. Die Gefühle werden also dann zu Trieben, wenn ihnen frühere Erfahrungen diese Beziehung auf ein Object durch Associationen anheften, oder wenn mit ihnen zugleich eine wirkliche Bewegung sich einfindet, die die Seele gewähren lässt, ohne sie hervorgebracht zu haben. Den Begriff des Strebens, der hierin spielt, haben wir bei späterer Veranlassung weiter zu berühren.

34. In den sinnlichen Gefühlen liegt eine ausserordentlich wirksame Bedingung für die gesammte spätere Entwicklung des individuellen Geistes, und es ist wenigstens einiger Worte werth, sogleich hier auf die Schranken hinzuweisen, die die Natur uns zieht, und aus denen wir nie heraustreten. Die Tausende kleiner Empfindungen, die fortwährend theils die Spannung unserer Muskeln und den Zustand unserer Kräfte verrathen, theils gedämpfte und ungewisse Nachklänge der unserem Bewusstsein entzogenen vegetativen Verrichtungen uns zuführen, begründen jenes allgemeine Lebensgefühl, das

sich als ein beständiger Hintergrund hinter alle unsere bewussten Vorstellungsmassen schiebt. Obwohl es den Inhalt dieser und der äusseren Erfahrung nicht ändern kann, ändert es doch gar sehr die Gewohnheiten des Auffassens und Verknüpfens selbst, und sowie uns eine Landschaft durch ein farbiges Glas gesehen, einen ganz eigenthümlichen Eindruck gewährt, so beleuchtet für jeden Menschen dies Colorit seines Lebensgefühles alle einzelnen Gegenstände anders, lässt Verbindungen deutlicher hervortreten, die in jedem andern Lichte unscheinbar würden und bildet sich überhaupt zu dem obersten leitenden Principe aus, nach dem unsere Gedanken sich associiren. Wird daher die auffassbare objective Welt auch nicht dadurch geändert, die subjective geschaffene Welt der Phantasie wird es gar sehr, werden die theoretischen Umrisse der Erfahrung auch nicht verzogen, die Werthbestimmungen ihrer einzelnen Theile werden in weitere Grenzen dadurch verschoben. Die Natur aber bannt uns auf viele Weise in solche Kreise von Lebensgefühlen. Den Unterschied des Geschlechtes kann Niemand überwinden, und doch, so wenig wir auch Genaueres darüber wissen, bestimmt er auf eine durchgreifende Weise das Benehmen gegen alles Aeussere und den Werth, den wir auf Gedanken und Anschauungen legen. Nicht minder wird die angeborene Constitution uns eine Menge von Eindrücken fortwährend zuführen, aus deren Mitte heraus wir kaum einen Blick in das Lebensgefühl eines Anderen werfen können, um zu wissen, wie ihm die Welt erscheint und wie ihm in ihr zu Muth ist. Aehnliche Schranken trennen Nationalitäten und Menschenracen. Aber wie die Natur durch diese Gefühlskreise die Individuen scheidet, so bedient sie sich auch dieser stillen und grossartigen Psychagogie, um sie und die Generationen zu reifen und zu verwandeln. Wenn in der Entwicklung des Körpers allmählich Organe zur Thätigkeit erwachen, die früher geschlummert haben, so wird durch den Beitrag ihrer Empfindungen die Summe der Lebensgefühle um ein eigenthümliches nun vorwaltendes Element vermehrt; die ausgebildete Respiration der vollendeten Jugend, die Gefühle der nahenden Reife ziehen einen zugleich kräftigeren und sehnsüchtigeren Hintergrund den Associationen der Vorstellungen unter, welche sie zugleich nach anderen Richtungen

lenken; und ebenso wird bei dem allmählichen Sinken der Lebenskräfte und dem fortschreitenden Verstummen der Functionen im Alter sich der farblosere und herbstliche Horizont zeigen, an dem die unendlich bereicherten Erfahrungen doch nicht mehr die Fülle der jugendlichen Lust erzeugen können, sondern sich ernsteren und ermüdeteren Gedanken unterordnen, die vielleicht nie ausgesprochen, sich unbewusst mit dem wechselnden Lebensgefühle gebildet haben. Die Kraft dieser Verhältnisse reicht gewiss über die Schicksale der Individuen hinaus und erstreckt sich auf die der Gattungen. Wie wenig auch exacte Untersuchungen diesen Gegenständen nachkommen können, dass in den verschiedenen Generationen andere Krankheitsanlagen, andere Reactionsformen auftreten, darin hat gewiss die alte Lehre von dem wechselnden Genius der Krankheiten Recht; und dies wird nicht bloss grossen langsam fortschreitenden Revolutionen des Aeusseren, sondern auch ähnlichen des Inneren beizumessen sein. So mögen sich für verschiedene geschichtliche Zeitalter mit dem Wechsel inflammatorischer, gastrischer, nervöser Krankheitsgenien auch verschiedene physiologische Anlagen und so auch mannigfache Gefühle entwickeln, die ein Zeitalter beherrschen, und neben dem Ideenkreise, den der fortlaufende Faden der Geschichte erzeugt, wird der allgemeine Geist einer Periode, sowie er namentlich in seinem Kunstgeschmacke und seinen religiösen Ueberzeugungen sich zeigt, zum Theile von den Lebensgefühlen mitbedingt werden, die in jedem einzelnen Individuum die herrschende physiologische Constitution hervorbringt. Wie gross und bedeutend diese Umstände in den Gang der Geschichte selbst eingreifen können, lehrt das häufige epidemische Auftreten furchtbarer Nervenkrankheiten in Zeiten des Mangels und Kummers, oder jene Hexenphantasien, die vielleicht nicht ohne Schuld unbefriedigter sinnlicher Triebe nach langen Kriegesjahren, die eine Menge Männer hingerafft, sich weiblicher Gemüther bemächtigten und eine unselige Verkehrtheit der Ansichten langen Zeiträumen einprägten.

V. Vom Verlaufe der Vorstellungen.

Wir haben bisher die Bedingungen betrachtet, die den Eintritt aller Empfindungen ermöglichen, die gegenseitige

Anordnung, die sie erfahren und die Beurtheilung ihres Einklanges oder Missverhältnisses, zu der sie noch insofern Veranlassung geben, als die sie erzeugenden Vorgänge des Nervensystems sich bekämpfen oder begünstigen. Wir haben uns jetzt zu den Schicksalen zu wenden, die die entstandenen Empfindungen im Innern der Seele erleiden, zu jenem wechselvollen Verlaufe, der dem rastlosen Stoffumsatze des organischen Körpers zu vergleichen ist. Hier aber müssen wir, nöthiger Kürze zu Liebe, einen grossen Abschnitt der Psychologie, die Darstellung aller höheren Thätigkeiten der Erkenntniss, ganz übergehen und uns darauf beschränken, die Schicksale des Vorstellungsverlaufes und des Bewusstseins zu verfolgen, deren Zusammenhang mit physiologischen Bedingungen nicht bloss von irgend einer barocken Theorie, sondern schon von den gewöhnlichsten Hypothesen behauptet wird, die selbst in der alltäglichsten Auffassung unseres inneren Lebens nie fehlen. — So verschieden auch der Inhalt ist, mit dem bei einzelnen Individuen die Anregungen der äusseren Erfahrung und die des Willens die Seele anfüllen, so bemerken wir doch leicht, dass in allen Gemüthern gewisse Zusammenhangsweisen des Vorstellungsverlaufes vorkommen, die ebenso von jeder Willkür, wie von der besonderen Qualität der einzelnen Vorstellungen unabhängig sind und sich vielmehr nach gewissen allgemeinen Eigenschaften zu richten scheinen, die den mannigfaltigsten Vorstellungen in mancherlei Abstufungen zukommen. Man hat sich längst gewöhnt, die Frage nach den allgemeinen Gesetzen, nach denen der Wechsel des Eintretens, Vergessenwerdens und Wiederauftauchens der Gedanken und ihre Verknüpfung unter sich erfolgt, als die Aufgabe einer Art psychischer Mechanik anzusehen. Inwiefern wir den Grundsätzen einer solchen Lehre beipflichten können, wird sich später zeigen; da aber ihre Begründung und Widerlegung weit über die Grenzen eines physiologischen Buches hinausgehen würde, so wollen wir hier nur aus den Anleitungen der empirischen Thatsachen eine Meinung zu bilden suchen, deren vollständige Ausführung einem andern Orte vorbehalten bleiben muss.

35. Dass von allen durch äussere Empfindungsreize erweckten Vorstellungen in jedem Augenblicke nur wenige Gegenstand des Bewusstseins, dass aber die verschwundenen

dem Seelenleben nicht verloren sind, sondern in das Bewusstsein zurückkehren können, überzeugt uns, dass es eine Menge von Zuständen der Seele geben muss, die unserem Bewusstsein abgewandt sind, und dieselbe Annahme müssen wir ohnehin auch bei der Entstehung jeder wirklichen Empfindung machen. Denn welche Ansicht man sich auch weiter hierüber bilden mag, der erste Angriff, den die durch den Körper fortgeleiteten Reize auf unsere Seele machen, muss in irgend einer Veränderung ihres Zustandes bestehen, von der wir so wenig, als von den Zuständen des Nervensystemes eine abbildende Vorstellung erhalten. Der Inhalt unserer Empfindungen, blau, süss, warm u. s. f. drückt in seiner durchaus adjectivischen Natur gar nichts von den physischen oder psychischen Ereignissen aus, die ihn veranlassen; selbst wenn er auf einer Selbsterhaltung der Seele gegen das Aeussere beruhte, würde er doch nicht eine Vorstellung von dieser, sondern eine aus ihr entspringende sein, und diese Thätigkeit, wie jede andere unseres Nervensystemes würde sich mithin unserer Wahrnehmung immer entziehen, und nur ihr Product, die Erscheinung jener Sinnesqualität dem Bewusstsein als Object überliefern. Es hiesse den Sinn dieser Betrachtungen ganz missverstehen, wenn man von uns nun eine Beschreibung jener Zustände und der Art, wie sie das Bewusstsein auf sich zu lenken vermögen, verlangen wollte. Denn man würde damit nur wünschen, diese rein psychischen Vorgänge einer physisch-mechanischen Vorstellungsweise und dadurch einer Anschaulichkeit sinnlicher Art genähert zu sehen, der sie ihrer Natur nach widerstreben. Allein wenn es auch widersinnig ist, wissen zu wollen, wie Bewusstsein gemacht wird, so dürfen wir dagegen wohl fragen, an welchen sonst erkennbaren Bedingungen dieses immer wunderbare Phänomen haftet, und durch welche Ergänzungen jene unbewussten Zustände, die man mit nicht sehr zu billigendem Namen unbewusste Vorstellungen genannt hat, zu Vorstellungen wieder übergehen können. Zwei Ansichten laufen hierüber um. Der gewöhnlichen Auffassung nach sind die vielen in jedem Augenblicke vorhandenen latenten Vorstellungen nur von der Aufmerksamkeit nicht beleuchtet, die als ein beweglicher Sinn der Wahrnehmung diese Welt innerer Zustände ebenso durchläuft,

wie die äusseren Sinne die äussere. Sie selbst erscheint uns wie ein Licht von an sich gleicher Stärke, das schwächer jedes Einzelne beleuchtet, je mehr es sich auf eine Mannigfaltigkeit vertheilen muss und dessen Zuschärfung nur in der Concentration seiner Strahlen auf wenige Punkte besteht. Diese bildliche Vorstellung muss man von zwei Seiten betrachten, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sollte nämlich erstens durch die Annahme dieses inneren Sinnes das Phänomen des Wissens und Wahrnehmens überhaupt erklärt werden, so würde man mit Recht noch einmal erklärt verlangen, wie der innere Sinn sich besser zur Wahrnehmung dessen schicke, was der äussere Sinn zu aufmerksamem Bewusstsein nicht zu bringen wusste. Allein nach dieser Seite hin unternimmt diese Ansicht gar nicht, die Entstehung des Wissens zu erklären, sondern die Wirkungsweise des bestehenden zu beschreiben, und in dieser Hinsicht ist der Name eines inneren Sinnes glücklich gewählt. Durch alle von aussen geschehenden Eindrücke ist in der Seele zunächst nichts weiter bewirkt, als eine dauernde Concentration dessen, was in der äusseren Erfahrung flüchtig vorübergeht, zu einem Systeme von an sich noch unbewussten Zuständen, die für die Seele ebenso gut ein erst noch zu erfassendes Reich der Objecte bilden, wie die fortwährend neu sich erzeugenden äusseren Ereignisse. Die Seele wird hier aufgefasst als ein Substrat, zu welchem sich die in der Zeit vergänglichen, durch ewige störende Gegenwirkungen anderer Begebenheiten verwischten äusseren Processe flüchten, um durch den Eindruck, den sie hier machen, eine dauernde Spur ihres Daseins zu begründen, so dass, wenn überhaupt einmal der Sinn des Wissens sie aufsucht, er sie nicht deswegen vermisst, weil sie im gegenseitigen Zusammenstosse verschwunden sind. Es ist mithin keineswegs in dieser Annahme des inneren Sinnes ein nutzloses idem per idem, sondern grade, was man ihr vorwirft, ist ihre bedeutungsvolle Absicht. Die Seele ist dieser einzige windstille Hafen, in dem die äusseren Ereignisse ruhige Niederschläge bilden und sich aus ihrem bloss zufälligen zeitlichen Verlaufe in eine gleichzeitige, ihrem inneren Sinne angemessene Verknüpfung retten können, ein Material, eine Welt der Objecte bildend für künftige Wahrnehmung und

Erinnerung, die sich ihrer ebenso, wie jede erste Anschauung der gegenwärtigen äusseren Objecte erst wieder bemächtigen muss. Darum also würde die Stellung der Aufmerksamkeit oder des Wissens als eines innern Sinnes der Stellung der äusseren Sinne zu ihren Gegenständen entsprechen. Das Zweite ist nun, dass in jener Annahme die Voraussetzung liegt, alles Wissen und Wahrnehmen bestehe in einer von der Seele selbst ausgehenden und wesentlich einigen, in sich zusammenhängenden Thätigkeit, die um ihrer eigenen Natur willen nicht auf eine unbegrenzte und nicht auf jede beliebige Mannigfaltigkeit der Objecte sich ausdehnen, nicht von jedem zu jedem übergehen kann, sondern in ihren Bewegungen gewissen eingeborenen Gesetzen folgt, denen freilich, wie allen Gesetzen, die Punkte ihrer Anwendung, d. h. der Inhalt der einzelnen Vorstellungen, welche sie trifft, jene Untersätze oder Nebenbedingungen hinzufügen, durch welche die Richtung der Bewegung im Einzelnsten bestimmt wird.

36. Die zweite Ansicht nun, schweigend über jene ursprünglichen Erregungen der Seele, als deren uns zugewandte Erscheinungen die Vorstellungen uns galten, geht vielmehr davon aus, dass Vorstellen die ursprüngliche Thätigkeit der Seele sei, und dass der Grad der Klarheit, der dem Bewusstsein einer einzelnen Vorstellung zukommt, nicht von einer besondern Richtung jener Beleuchtung durch den inneren Sinn herrühre, sondern in der eigenen Stärke bestehe, mit welcher die Vorstellung sich unter anderen geltend zu machen weiss. Wäre das Bewusstsein nur von einer Vorstellung eingenommen, so würde sich diese unfehlbar in gleicher Deutlichkeit fortwährend erhalten; treffen sich aber mehre im Bewusstsein, so werden sie um ihres Inhaltsgegensatzes willen sich stören, sich gegenseitig verdunkeln, bis einige von ihnen an Klarheit so weit abgenommen haben, dass sie aus dem Bewusstsein verschwinden. Ebenso wird es eine wiedererlangte Intensität sein, die sie von Neuem dahin emportreibt. In dieser Ansicht liegen nun zunächst einige Voraussetzungen, die wir jetzt nur andeuten, aber noch nicht weiter prüfen wollen, z. B. die, dass überhaupt die einzelnen Zustände der Seele, die durch irgend welche Eindrücke entstanden sind, bis zur Erzeugung der Vorstellungen ungestört neben einander laufend gedacht

werden, dann aber die Producte, die bewussten Vorstellungen, unter einander in einen Kampf gerathen, der eine besondere Ursache grade in der Natur des Bewusstseins voraussetzt. Eins dagegen müssen wir uns sogleich deutlich zu machen suchen, nämlich den Begriff einer Stärke der Vorstellungen, der nicht nur von wissenschaftlichen, sondern auch von ausserwissenschaftlichen Betrachtungen über den Gedankenlauf sehr häufig gebraucht zu werden pflegt, und bei dem sich sehr Verschiedenartiges zu unterscheiden findet. Denken wir uns zwei Töne von gleicher Höhe, so können sie mit unendlichen gradweisen Abstufungen der Stärke gegeben werden, für welche sich in der Natur der Schallwellen noch eine physikalische Unterlage findet. Die ganze Empfindung des Tones wird daher immer aus zweierlei Theilen zusammengesetzt sein, welche beide vereinigt den Inhalt ausmachen, der der Auffassung des Sinnes vorliegt: nämlich Höhe und Stärke des Tones. Die Thätigkeit der Auffassung selbst aber, die darauf verwandt wird, gibt zu einer ähnlichen Unterscheidung gradweiser Abstufungen gar keine Veranlassung. Nicht nur dass unsere Wahrnehmung des leisesten Tones von gleicher Deutlichkeit sein kann, als die des stärksten; auch dann, wenn ein und derselbe Ton von einem Individuum, das in Gedanken versunken, ihm weniger Aufmerksamkeit zuwendet, weniger intensiv als von einem andern empfunden wird, auch dann wird von ihm nicht dieselbe Stärke desselben Tones zwar empfunden, aber mit geringerer Deutlichkeit, sondern es wird überhaupt gar nicht dasselbe Quantum des Reizes wahrgenommen. Vielmehr ist der Effect, den hier der Reiz auf die weniger empfänglichen Organe macht, derselbe, wie er normal von einem minder intensiven Reiz ausgegangen wäre; und diesem Erregungszustande angemessen, producirt die Seele die Empfindung eines qualitativ gleichen, aber quantitativ schwächeren Tones, ohne dass dabei die Grösse ihrer wissenden Thätigkeit abgenommen hätte. Man kann hier allerdings einwenden, dass doch in der That die Vorstellungen, die wir in solchen unaufmerksamen Zuständen erhalten, auf eigenthümliche Weise undeutlich sind, und dass sie eigentlich gar keine bestimmte Grösse haben, sondern durch ihr unbestimmtes Schwanken zwischen verschiedenen Intensitätsgraden, die man ihnen

hinterher zutrauen möchte, grade auf eine mindere Feinheit der Wahrnehmung als solcher hindeuten; allein dieser Umstand, so richtig er ist, wird sich doch späterhin in etwas anderm begründet zeigen. Wir wollen daher einstweilen hierbei stehen bleiben, dass die Empfindung, wo sie sich nicht mit Gefühlen vermischt, Grosses und Kleines mit gleicher Intensität darstellt, und dass alle quantitativen Unterschiede hier immer in den wahrgenommenen Inhalt fallen. Die Empfindung einer lichthelleren, saturirteren Röthe ist nicht stärkere Empfindung, sondern Empfindung des Stärkeren; von einer und derselben Farbe, demselben Tone können wir uns nicht eine mehr oder minder starke und deutliche Vorstellung bilden, sobald wir uns jede Veränderung der Nüance, der Lichtstärke, oder der objectiven Stärke des Tones versagen; und umgekehrt ist die Vorstellung des früher wahrgenommenen Donners keine intensivere That des Vorstellens, als die des Mückensummens, sondern die beträchtliche Grössenverschiedenheit fällt hier immer in den Inhalt des Gedachten. Man muss jedoch beachten, dass mit den Empfindungen sich häufig auch Gefühle der Erschütterung verbinden, die das Sinnesorgan durch den Reiz erfährt, und für sie gibt es ohne Zweifel verschiedene Intensitätsgrade. Daher scheint es wohl, als verursachten heftige Klänge, stechende Farben eine intensivere Empfindung, weil sich dazu ein deutliches Gefühl des Ergriffenseins der Organe gesellt.

37. Ist dies nun so, wie wir angaben, so dürfen wir nicht mehr sagen, dass jede einmal erregte Empfindung allmählich ihre Klarheit einbüsse und durch eine Reihe von Zwischenstufen der Undeutlichkeit in das Unbewusstsein versinke; wie denn auch wohl Niemand je eine so in die Entfernung ziehende und scheidende Vorstellung in sich beobachtet haben wird. Höchstens könnten wir meinen, dass der Inhalt des Vorgestellten fortwährend sich ändere und nicht mit einem Male zu Null werde, sondern vor der ihn festzuhalten, mit gleicher Kraft sich bestrebenden Vorstellungsthätigkeit allmählich zu einem quantitativen Nichts einschrumpfe, das ihrem Blicke entgeht. Allein auch davon weiss unsere Erfahrung gar nichts. So lange die actuelle Erregung des Nerven noch dauert, im Reiche der Nachbilder, gibt es allerdings ein

solches Abklingen des Reizes, proportional der allmählich sich beruhigenden Nervenaufregung; aber was einmal zur affectlosen Vorstellung geworden ist, zeigt nichts von einer solchen Verdunkelung. Was wir bis jetzt bei den einfachen Sinneswahrnehmungen nachwiesen, gilt auch von zusammengesetzteren Gedanken. Wenn wir bei einem Hause vorbeigehen und es uns später zu reconstruiren suchen, so misslingt das nicht deswegen, weil wir ein wirklich vollständiges Bild vom Hause hätten, nur ein sehr lichtschwaches, sondern wir werden bald gewahr, dass wir ein lückenhaftes und unvollständiges Bild mitnahmen, in dem zwar einzelne Theile sich noch mit aller Deutlichkeit finden, aber nicht die Verbindungsformen derselben mit anderen. Wir werden sehen, dass die Wiedererinnerung dieser nicht nach einem einmaligen Anblick gelingen kann, und deswegen schwanken wir bei der Reproduction zwischen vielen möglichen Verzeichnungen, ohne die wirkliche zu wissen. So gelangt in das zusammengesetzte Bild die Undeutlichkeit, und dieselbe ist es auch, die selbst unsere Anschauungen der allergewöhnlichsten Gegenstände begleitet, denen wir selten eine absichtliche Aufmerksamkeit, auf die Verzeichnung ihrer Gestalt gerichtet, zuwenden. Findet sich also eine fortschreitende Verdunkelung zusammengesetzter Vorstellungen, so scheint sie uns doch nicht auf Intensitätsschwächung eines gleichartigen Ganzen, sondern auf der Auflösung einer Combination zu beruhen. Auch hier glauben wir daher den Begriff einer Stärke der Vorstellung gar nicht anwenden zu dürfen, und es ist in der That ersichtlich, dass das, was wir einmal vollständig denken, jederzeit mit derselben nicht mehr zu steigernden Klarheit gedacht wird, während uns die Klarheit oft zuzunehmen scheint, wo vielmehr das Object des Gedankens reicher geworden ist. Niemand wird ein Dreieck sich mehr oder weniger deutlich vorstellen; die Klarheit, die diese Vorstellung einmal hat, ist nicht zu vermehren; aber sie scheint es doch zu werden, wenn wir in einer geometrischen Beweisführung aus der Natur desselben einen uns früher unbekannten Lehrsatz herleiten sehen. Aber hier ist offenbar das Object in sich inhaltvoller geworden, oder vielmehr, man sieht es mit anderen Augen an, weil man eine grössere Menge Nebengedanken mit hinzubringt. Auch

sonst wird die Deutlichkeit einer Vorstellung von einem Gegenstande, der uns nicht hinlänglich bekannt gemacht worden ist, nicht in der grösseren oder geringeren Stärke einer wirklich schon inhaltvollen Vorstellung von ihm bestehen, sondern in dem Gefühle der grösseren oder geringeren Unsicherheit der Bewegungen, mit denen man ihn in anderen Kreisen bekannterer Gegenstände sucht und seine Vorstellung eigentlich erst zu erzeugen strebt. Nach diesen Betrachtungen müssen wir die Ansicht aufgeben, dass den Vorstellungen, sofern sie Thätigkeitsäusserungen sind, irgend eine graduelle Abstufung der Stärke zukommen könne; das Gewusstwerden erscheint uns vielmehr als ein nur qualitativ bestimmtes Schicksal, das einem Zustande der Seele entweder zustösst oder nicht, und wir dürfen daher das Verschwinden der Vorstellungen aus dem Bewusstsein und ihre Wiederkehr nicht von einer Schwächung und wiedererfolgter Stärkung abhängig machen.

38. Wenn man sich auch von dem eben Bemerkten überzeugt, so bleibt doch noch immer eine Dunkelheit. Man fühlt nämlich wohl, dass wir mit dem Namen der Stärke und Schwäche der Vorstellungen doch etwas nicht Erdichtetes, sondern etwas Wahres bezeichnen, wo es auch liegen möge. Wir brauchen auch wirklich diese Bezeichnungen nicht bedeutungslos zu nennen, nur bezeichnen sie nicht eine ein- für allemal bestimmte, inhärirende, sondern eine relative erworbene Eigenschaft der Vorstellungen. Sie sind nicht durch eine einfache stärkere Intensität deutlicher und wirken nicht durch diese, sondern durch die hinzu erworbene Kraft, die sie aus ihren Relationen zu anderen ziehen, oder kürzer, die Stärke, durch welche die Vorstellungen zu wirken scheinen, ist selbst von dem Werthe derselben für den Verlauf der Gedanken abhängig, nicht aber dieser von jener. Die Betrachtung der inneren Erfahrung scheint diesen Ausspruch mir entschieden zu bestätigen. Halten wir uns nämlich, wie wir hier müssen, an gesunde Zustände des Seelenlebens, so ist es nicht möglich, in diesen jemals einen Tanz von Vorstellungen zu finden, auf denen gar kein herrschendes und durchdringendes Interesse des Geistes läge. Auch wo der Inhalt der Gedanken an sich keine Veranlassung zu deutlichen Gefühlen geben würde,

ertheilt ihm doch schon die auf irgend eine Weise motivirte Beschäftigung mit ihm einen momentan vorwiegenden Werth für das ganze Streben des Geistes, das wir auf keine Art aus unserer Berechnung der Umstände auslassen dürfen. Könnten wir uns eine Seele präpariren, die durchaus gar kein Interesse an ihrer eigenen Vorstellungswelt nähme, und ruhig zusähe, wie diese nach irgend welchen mechanischen Gesetzen ihre Evolutionen ausführte, dann könnte weiter davon die Rede sein, dass Bestimmungen der Grösse und Intensität hier die massgebenden wären. Allein selbst das armseligste Thier wird mehr als ein solcher Spiegel sein, und indem es für einen irgendwie entstandenen Gedanken einmal Antheil fühlt, ist es präoccupirt für jeden später auftauchenden oder wird überhaupt sein Vorstellen nur auf diejenigen Gedanken richten, die einen bestimmten abgestuften Zusammenhang des Werthes mit dem eben gehegten besitzen. Indem wir uns vorbehalten, dies weiter auszuführen, wollen wir hieraus zuerst Folgerungen für den ersten Eintritt der Vorstellungen zu ziehen suchen. Wenn in unserem Bewusstsein eine Gedankenreihe mit Antheil verfolgt wird, so kann man die hierbei so häufig stattfindende mindere Empfänglichkeit für äussere Eindrücke dreifach erklären. Einmal nämlich können wir wenigstens die Möglichkeit nicht leugnen, dass z. B. bei der lauschenden Anstrengung eines Sinnesorganes die Erregbarkeit der körperlichen Massen, welche überhaupt Eindrücke vermitteln, in anderen Organen gemindert, in dem aufmerksamen erhöht wird, Zustände, die sich bekanntlich bis zur völligen Unempfindlichkeit des einen und zu subjectiven Visionen in dem anderen steigern können. Ausser dieser Reihe von Dispositionen, die sich von der einfachsten gespannten Aufmerksamkeit bis zur ekstatischen Verzückung verfolgen lassen, gibt es zweitens andere Erscheinungen, die entweder dahin zu deuten sind, dass neu eintretende Vorstellungen gleich, ehe sie zu vollem Bewusstsein gelangen können, durch den Druck einer schon vorhandenen, vielleicht selbst aufgeregten Vorstellungsmasse in den unbewussten Zustand übergeführt werden, aus dem sie später wieder erwachen können, oder dass sie überhaupt gar nicht zu bewussten Vorstellungen sich ausbilden, sondern als unbewusste Seelenzustände fortexistiren,

bis sie später unter günstigen Bedingungen doch noch in das Bewusstsein eintreten können. Beispiele für das letztere sind jedoch kaum aufzutreiben; vielmehr besinnen wir uns bei den meisten im Momente der Wahrnehmung nicht beachteten Empfindungen hinterher doch, freilich sehr unvollkommen, dass sie im Bewusstsein gewesen sind, aber sich nicht haben geltend machen können. Es bleibt uns mithin bloss die erste Deutung übrig, und ihr liegt denn deutlich die Voraussetzung zu Grunde, dass das Verschwinden der Vorstellungen nur durch den Gegendruck anderer zu erklären sei, bei dessen Wegfall sie ungehindert im Bewusstsein würden geblieben sein. Dieser Voraussetzung sind wir nun, wie schon bei den Empfindungen einmal, veranlasst, die andere dritte entgegenzusetzen, nach welcher jede Vorstellung, vielmehr um im Bewusstsein zu bleiben, einer besonderen zurückhaltenden Kraft bedarf, während sie sich selbst überlassen, verschwinden würde, doch so, dass dies Verschwinden allerdings durch die Wirkung anderer Vorstellungen sehr beschleunigt werden kann. Einen strengen Beweis kann weder Theorie noch Erfahrung für eine dieser beiden Annahmen geben, man kann nur die Wahrscheinlichkeiten derselben prüfen. Die erste stützt sich fast nur auf eine Anwendung des Gesetzes der Trägheit, nach dem jede entstandene Vorstellung unendliche Dauer zu fordern hätte. Es ist hier unmöglich, die Bedenken zu entwickeln, die man einer solchen Ausdehnung dieses Gesetzes entgegenzustellen hätte; so wenig wir seine Richtigkeit bei einfachen Bewegungen, von denen es zunächst handelt, in Zweifel ziehen, obwohl auch hier seine Giltigkeit keineswegs eine so einfach sich von selbst verstehende Vernunftwahrheit ist, so sehr müssen wir uns vor seinem Gebrauche bei Effecten hüten, die mit jenen Bewegungen gar keine Analogie haben. Indessen da eine realistische Metaphysik schwerlich hiervon überzeugt werden würde, wollen wir auf einen näher liegenden Punkt aufmerksam machen. Sei es auch so, dass eine einmal entstandene Wirkung nie wieder verloren gehe, so kann man doch nur dann ihre Fortdauer unter derselben Form erwarten, wenn keine Motive der Formumwandlung da sind. Dergleichen können aber sehr wohl in der Seele liegen, und wenn wir einmal Uebersinnliches in mechanischen Bildern

aussprechen wollen, so dürfen wir der Seele eine solche Elasticität wohl zutrauen, durch welche sie die Anfüllung des Bewusstseins von selbst in einen anderen unbewussten Zustand verwandle, ohne zu erwarten, ob eine andere Vorstellung ihr in dieser Verdrängung zu Hilfe komme. In dieser Hinsicht ist es nun bloss eine Hypothese, dass dem anders sei. Und diese Hypothese ist nicht sehr wahrscheinlich, wenn man die innere Erfahrung überblickt, sie wird zu einer ganz anderen, wenn man die gradlose Stärke der Vorstellungen berücksichtigt. Wir wollen dies an einer kurzen Betrachtung der hauptsächlichsten Erscheinungen zu zeigen versuchen.

39. Denken wir uns das aufmerksame Bewusstsein mit einem Gedanken beschäftigt, so wird eine neu eintretende Vorstellung eine gewisse Macht über diese Beschäftigung ausüben, die von der Menge der associirten Vorstellungen abhängt, welche sie mit in das Bewusstsein zu rufen weiss, und die selbst sich wieder darnach richtet, in wie weit das Neue dem schon bestehenden Streben der Seele von Werth ist. Viele Vorstellungen scheinen uns zwar leicht gleichzeitig mit einem gehegten Gedankenkreise, aber in minderer Höhe und Klarheit durch das Bewusstsein zu ziehen; in Wahrheit aber finden wir hier oft nur einen vielfach unterbrochenen Zusammenhang einer Gedankenreihe, von der die Aufmerksamkeit durch eine neu auftauchende Vorstellung momentan abgelenkt wird, zu der sie aber zurückkehrt, wenn das Neue zu gleichgiltig und fremdartig ihrer eben obwaltenden Richtung ist, als dass es mit allem Reichthume seines Inhaltes sich in sie verflechten und dadurch längere Zeit im Bewusstsein sich zu halten wüsste. Unter diesen Gesichtspunkt fällt gewiss eine ausserordentlich grosse Menge der sogenannten undeutlichen Vorstellungen; was sie darstellen, wird eigentlich mit derselben gradlosen Stärke vorgestellt, wie alles Andere, aber der Act der Vorstellung selbst ist auf eine verschwindende Zeit beschränkt, und die nachfolgende Erinnerung, die den ganzen Gedankenlauf überblickt, schreibt nun diesen machtlosen Elementen eine geringere eigene Intensität zu. Zu grösserer Klarheit und Deutlichkeit gelangt dagegen die Vorstellung dadurch, dass sie ihre Beziehungen zu anderen zu entwickeln Zeit erhält. Die Vorstellung eines Dreieckes, wenn sie einmal zu-

fällig durch eine andere Gedankenreihe liefe, wird nicht dadurch intensiver wirken, dass sie etwa in der Armuth ihres Inhaltes, in der sie zuerst auftrat, nur immer heller glänzte, sondern dadurch, dass an sie immer mehr Nebengedanken ihrer Beziehungen zu anderen, Bruchstücke des geometrischen Verständnisses der Figur sich ansetzen, die sie alle als ihren Mittelpunkt anerkennen, immer auf sie zurückführen und sie dadurch im Bewusstsein erhalten. Wo unsere Aufmerksamkeit sich je mit einem Gegenstande beschäftigt, da erlangt sie nie durch ein festes Hinstarren auf diesen unwandelbaren Punkt eine grössere Klarheit und Bedeutung; es wird nicht dieser isolirten Vorstellung grössere Klarheit zu Theil, sondern das Bewusstsein ist in rastlosem Streben begriffen, das Object von immer neuen Seiten zu betrachten, um durch die Vielseitigkeit und Ausdehnung der Nebengedanken ihm diejenige Stärke zu geben, die intensiv das Vorstellen nicht zu graduiren vermag. Selbst das Brüten über einem Kummer saugt daraus Vergrösserung des Leides, dass es immer geschäftig neue betrübende Aussichten an ihm entdeckt, und wohin es sich auch wendet, alle Verhältnisse durch ihn verschoben findet; aber das Gefühl würde bald, wie das eines körperlichen Schmerzes, sich abstumpfen, wenn es bei der Anschauung des zuerst dargebotenen Gedankens stehen bliebe. Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen oder ihre Stärke hat überhaupt, wie man sich durch Fortsetzung dieser Betrachtungen leicht überzeugen kann, gar keine Bedeutung, wenn diese nicht in eine solche Ausdehnung der Beschäftigung des Gemüths mit ihr durch den Ueberblick zahlreicher Relationen gelegt wird. Können wir uns nun ein bloss theoretisches Bewusstsein auch so denken, dass in ihm Tausende von Vorstellungen gleichzeitig sich von dem allgemeinen Lichte des Wissens bescheinen liessen, so entsteht doch eine nothwendige Enge des Bewusstseins da, wo ein seinem Begriffe nach einiges und untheilbares Streben den eigentlichen Nerv desselben bildet; und wir werden Vorstellungen, die zu diesem in keinem Grade der Verwandtschaft stehen, schnell spurlos verschwinden sehen, während andere, die ihm verwandt sind, sich mit grossem Reichthume ihrer Beziehungen in dasselbe verflechten. Hierin scheint uns nun derjenige Gegensatz der verschiedenen Vor-

stellungen begründet zu sein, der bei dem Gedankenlaufe in der That wirksam ist. Grade der Verschiedenheit und des Gegensatzes finden zwar auch bei den einfachen Empfindungen Statt, allein schon hier nicht fest und unwandelbar. So wie jeder Gegensatz erst eine Scala voraussetzt, an der die Distanz zweier Elemente gemessen wird, so wird z. B. ein bestimmter Gegensatz der Farben, der Töne nur für den unbefangenen Sinn stattfinden, der durch Nichts präoccupirt ist; im Laufe einer Melodie aber, die ein bestimmtes Streben bereits angeregt hat, kann das einen weiten Gegensatz bilden, was in der Scala nahe zusammenliegt. Wir sehen daher auch nicht, dass man bestimmte Regeln gegenseitiger Hemmung und Begünstigung der Vorstellungen auf diese nur nach einem Massstabe gemessenen Gegensätze gründen könnte. Noch viel mehr aber findet dies in Bezug auf zusammengesetzte Vorstellungen Statt, die überhaupt gar keine festen, sondern Gegensätze von sehr verschiedener Weite bilden, je nach dem Gesichtspunkte, unter dem ein schon bestehender Gedankenkreis sie unter einander zu vergleichen strebt. Auch der Gegensatz der Vorstellungen ist daher, wie ihre Stärke, keine ihnen fest inhärirende, sondern eine durch Relationen ihnen erworbene variable Bestimmung.

40. Festes Eigenthum der Seele wird nur das, was in ein bestimmtes Streben aufgenommen worden ist, und die Erinnerung früherer Eindrücke ist eigentlich eine Erinnerung früheren Strebens, die grossentheils selbst sich an die äusserlichen Formen hält, unter denen die erste Wahrnehmung allein möglich war. Keines complicirten Gesichtseindruckes erinnern wir uns vollständig wieder, wenn nicht in die allerdings gleichzeitige Auffassung seiner Theile doch unser den Gegenstand umlaufendes Auge ein System eigener Thätigkeiten hineingetragen hätte, und diese erworbene Methode der Construction ist das, was leicht in der Erinnerung wieder reproducirt wird. Nicht das qualitativ Gleiche der sinnlichen Eindrücke ist daher auch das, was wir vergleichend zu einem allgemeinen Bilde zusammenziehen, sondern die Methode der Verzeichnung, die wir an vielem qualitativ Unähnlichen doch gleichartig finden, bestimmt unsere allgemeinen Begriffe. Einer Melodie erinnern wir uns dann, wenn wir sie, was fast immer zu geschehen pflegt, selbst mit leisen innerlichen Strebun-

gen begleitet haben, und die Ungewohnheit, den gemeinsamen strebenden Gedanken einer Menge sich durchkreuzender Harmonien festzuhalten, hindert uns dagegen in der Auffassung einer Musik. Eine Menge unverbundener Vorstellungen gleichzeitig in der Erinnerung zu fassen, ist uns unmöglich, denn sie theilen unser Streben, ohne eine Einheit zu finden; denken wir das Mannigfaltige dagegen in irgend einer gegenseitigen dramatischen Beziehung, so erlaubt uns seine Aufnahme in diese gemeinsame Einheit sehr wohl seinen gleichzeitigen Ueberblick. Zugleich sich eine Schlange und einen Löwen vorzustellen, ist unerreichbar; dies würde verlangen, dass unsere Phantasie zwei verschiedene nachconstruirende Bewegungen gleichzeitig verrichte, die sich unaufhaltsam stören würden; den Kampf beider können wir dagegen wohl vorstellen, obgleich auch hier die Aufmerksamkeit, wenn sie von diesem Verhältnisse sich auf die Gestalt der Kämpfer schärfer richten wollte, immer nur von der einen abwechselnd zur andern überspringen würde. Eine Gegend mit ihren Farben, Tönen, Düften und Luftströmungen stellen wir uns nie anders vor, als so, dass wir in unserem Erinnerungsbilde selbst wieder als auffassendes Subject mit auftreten, und wie in der wirklichen Wahrnehmung, so hier unsere Sinnesorgane den ankommenden Reizen öffnen, um ihnen in unserer Gesammtempfindung eine sonst unanschauliche Einheit zu geben. Einen vierseitig umschlossenen Hof überblicken wir auch in der Erinnerung nur dann gleichzeitig, wenn wir uns in die Vogelperspective versetzen, die einen gleichzeitigen Eindruck auch während der wirklichen Sinneswahrnehmung zulassen würde, und so ist überhaupt unsere Erinnerung niemals ein blosses Wiederauftauchen von Vorstellungen, sondern eine Reproduction unseres ganzen Benehmens und Strebens während früherer Wahrnehmung. Und wie jedes Streben an den Bewegungen des Körpers einen sehr natürlichen Ausdruck findet, so associirt es sich auch so leicht mit diesen, dass beide zusammen für eine einzige That gelten können. Mit dem Gedanken verknüpft sich der sprachliche Laut, anfänglich durch instinctartige Nachahmung des Vorgestellten onomatopoetisch; dann diese rohe Aehnlichkeit durch die noch nachklingende Erinnerung an die etymologische Bedeutung des Wortes er-

setzend, die die Phantasie in gleichartige Strebungen versetzt, wie der bezeichnete Gegenstand, endlich durch Rhythmus und Metrum der Klänge die Art der Bewegung vorandeutend, in welcher die Vorstellung weiter gehen soll. Auf solche Weise denken wir uns mithin das Bewusstsein keineswegs als einen bloss umschliessenden Rahmen, in dem die einzelnen Vorstellungen nach mechanischen Gesetzen auftauchten, die von der Natur dieses umschliessenden unabhängig wären; sondern eine fortwährende Thätigkeit bestimmt selbst erst durch ihren Inhalt den eintretenden Vorstellungen ihren Werth und die Stärke, mit der sie sich gegen andere wirkend verhalten können.

41. Suchen wir nun, welche Einflüsse die Gestalt und Richtung dieses Strebens selbst noch bedingen, so ist hier ohne Zweifel zunächst ein Punkt, an welchem die eigenthümliche specifische Natur jeder einzelnen Seele mit in Betrachtung zu ziehen sein würde, wenn wir mehr über sie wüssten als dies, dass solche individuelle Unterschiede statthaben werden. Der Werth, den einzelne Gedanken- oder Gefühlskreise haben, wird gewiss nicht für Jeden derselbe sein, und so dürfen wir in dem Phänomen der Phantasie keineswegs bloss ein Spiel der Vorstellungen sehen, die hier sich ganz bloss den Consequenzen ihrer mechanischen Verhältnisse überliessen, vielmehr wird die eigenthümliche Natur der Seele auch den specifischen Weg mitbestimmen, den die Associationen der Vorstellungen nehmen. Dasselbe Schauspiel wird verschiedenen Individuen zur Quelle sehr abweichender Gefühle, und wenn auch hiervon ein grosser Theil von der Mannigfaltigkeit der Lebenserfahrungen abhängt, welche der Gegenstand in ihnen anklingt, so ist doch nicht zu zweifeln, dass ein anderer auch von der specifischen Erregbarkeit der individuellen Seele herrühren werde; und auf sie müssen wir gewiss jene charakteristischen Unterschiede der poetischen Phantasie rechnen, die weder ihrem Inhalte, noch ihrem Werthe gemäss aus einem Spiele mechanischer Associationen hergeleitet werden würden. Diese vielmehr sind das dienende Mittel, dessen das eigenthümliche Colorit der Phantasie sich bemächtigt, um die Natur eines an sich nur ethisch oder ästhetisch messbaren Strebens in Qualitäten und Combinationen an sich gleichgiltiger Vorstellungen auszudrücken. Deutlicher ist der Einfluss, den

theils körperliche Bedingungen, theils die immerwährenden neuen Zuwächse der Vorstellungswelt ausüben. Wir haben schon früher an die Gewalt der allgemeinen Stimmungen erinnert, die aus unzähligen kleinen Empfindungen erwachsen, dem Geiste ein eigenthümliches Lebensgefühl zuführen. Unter ihrem Einflusse hauptsächlich steht die Richtung und die Mannigfaltigkeit unseres Gedankenlaufes, und dies bringt man in der That zu wenig bei der gewöhnlichen Betrachtung der Vorstellungsassociationen in Rechnung. Sprechen wir nämlich nicht von ausserordentlichen Fällen, sondern von unserem alltäglichen Gedankenlaufe, der vor allen Dingen eine Erklärung verlangt, so werden wir in ihm grösstentheils Vorstellungen finden, die in unzähligen Wiederholungen sich so oft mit anderen associirt haben, dass die Richtung, in welcher die neue Reproduction einiger derselben jetzt vor sich geht, kaum anders, als durch den Ausschlag gewährt wird, den eine herrschend gewordene Stimmung ihr gibt. Unter ihrer Anleitung wendet der Traurige tausendmal denselben schmerzlichen Gedanken hin und her, und alle Vorstellungen, die er associirend erregt, scheinen nur von der Seite ihrer Verwandtschaft mit dem Gegenstande des Kummers von Werth, und nur nach dieser Seite hin erwecken sie ein weiteres Gefolge, so dass hier zwar eine grosse, aber monotone Menge von Vorstellungen durch das Bewusstsein zieht. Allerdings werden diese Vorstellungen nicht hier von Neuem erzeugt, sie sind ein früheren Erfahrungen verdankter Schatz; aber sie streben in das Bewusstsein nicht von selbst und jede vereinzelt durch die Macht ihrer eigenthümlichen Stärke empor, sondern werden von der beweglichen Thätigkeit emporgehoben, wie von einer Anziehung, die das Gleichartige in einen Gedanken zu vereinigen sucht. Und hierin arbeitet jeder Augenblick des Lebens dem künftigen vor; nicht immer wird ein solches Streben der Seele erst vereinzelte Elemente wieder in das Bewusstsein zu führen haben, sondern früher schon werden einzelne Wahrnehmungen nur durch das Band einer solchen Verwandtschaft verknüpft worden sein und leicht von selbst wieder in das Bewusstsein treten. Dieser Verlauf der Gedanken wird nun in verschiedenem Masse durch neue Vorstellungen und durch den Wechsel jenes körperlichen Gemeingefühles verändert, und

wenn von der geistigen Stimmung hauptsächlich die allgemeinere Richtung der Reproductionen abhängt, so mag von dem letzteren namentlich die Geschwindigkeit des Wechsels der Vorstellungen und die Reichhaltigkeit des Gedankenlaufes, so wie manche Hinlenkung desselben auf sehr specielle Einzelheiten bedingt sein. Abgesehen von den angeborenen Anlagen für gewisse Gedankenkreise, über welche später noch zu sprechen sein wird, gehören hierher die verschiedenen Temperamente. Zwar versucht man ihre Schilderung häufig so, dass eine Menge von moralischen Charakterzügen darein mit aufgenommen werden; es scheint uns jedoch passender, sie jetzt nur als verschiedene Modificationen in der Schnelligkeit und dem Reichthume des Gedankenwechsels zu betrachten, die man wohl nicht mit Unrecht auf grösstentheils körperliche Grundlagen zurückführen dürfte. Und zwar scheint hier die Schnelligkeit des körperlichen Stoffwechsels und die disponible Kraft, die aus dessen qualitativer Eigenthümlichkeit hervorgeht, dem Laufe der Gedanken zur Seite zu gehen. Wo wir, wie dies meist bei sanguinischem Temperamente der Fall ist, einen lebhaften Stoffumsatz finden, der auch zu Erkrankungen eigenthümliche Anlagen und den Krankheiten besondere Formen des Verlaufes gibt, wo sich dazu ferner eine leichte Aufregbarkeit der Reflexbewegungen in allen Gebieten des Körpers findet, da erscheinen auch die Gedanken durch die fortwährenden mehr oder minder lebhaften Gefühle, die dies körperliche Treiben erregt, in einem raschen Wechsel, und die Strebungen der Seele werden schnell über eine Menge von Vorstellungen hingleiten, jeder eine kurze Zeit lang lebhafte Theilnahme zuwendend. Wo ein trägerer Stoffwechsel weder leichten Zugang den Reizen verstattet, noch ihre Folgen schnell auszugleichen versteht, werden weder die Stimmungen des Gemüthes ebenso leicht erregbar wechseln, noch der Gedankenlauf schnell und beweglich jede ihm dargebotene Association weiter verfolgen, vielmehr wird ein gewisses zähes Festhalten der einmal entstandenen Vorstellungsreihe dem Bemühen des Körpers entsprechen, eingetretene Störungen durch langsame mühevolle Verarbeitung wieder zu entfernen. Wir beschränken uns, hierauf nur hingedeutet zu haben, eine weitere Ausführung würde noch vieler bestätigender Vorunter-

suchungen bedürfen. Im Allgemeinen aber würde man diesen Einfluss körperlicher Bedingungen auf ein stabil gewordenes Lebensgefühl zurückzuführen haben, das der Seele eine grössere oder geringere Intensität ihres Strebens verstattet.

42. Die nämlichen Einflüsse setzen im Schlafe und in einigen anderen Erscheinungen die Grösse des Vorstellungslaufes auf ein Kleinstes herab. Auf welche Weise sie hier wirken, wird wohl lange noch ein Gegenstand des Streites zweier Meinungen bleiben, von denen die eine den Mangel einer Mitwirkung der nervösen Centralorgane, die andere ein Uebermass hemmender Eindrücke, die von ihnen ausgehen, als Ursache betrachtet. Da die erstere Ansicht die geläufigere ist, so wollen wir versuchen, wie weit sich die zweite verfolgen lässt, die uns verschiedene Vorzüge in anderen Rücksichten darzubieten scheint. Sehen wir das Bewusstsein derjenigen Vorstellungen, die nicht durch eine ebengeschehende Wahrnehmung gestützt, sondern nur in der Erinnerung aufbewahrt werden, als eine That der Seele an, die überdies als eine Substanz sich in einer fortwährenden Wechselwirkung mit den Theilen des Körpers befindet, so ist es im Allgemeinen wahrscheinlicher, dass ihre verschiedenartigen Zustände durch die Einflüsse der Centralorgane geweckt, geleitet und gehemmt werden können, als dass sie überhaupt von ihnen erzeugt würden und mit ihrem Wegfall verschwänden. Sowohl dann, wenn wir die Vorstellungen dem Gesetze der Trägheit nach bis zur Vernichtung durch eine fremde Gewalt fortdauern liessen, als auch dann, wenn wir ihr Aufsteigen in das Bewusstsein einem sie aufsammelnden thätigen Streben der Seele zuschreiben, könnten wir wohl einer Reihe körperlicher Zustände die Macht zuschreiben, durch eine freilich nicht anschaulich zu machende Einwirkung auf den Zustand der Seele die Grösse ihres Bewusstseins zu mindern. Allein auch hier scheint uns die letztere Ansicht, in einigen Fällen wenigstens deutlich, anwendbarer. Der gesunde Schlaf entsteht, wenn körperliche Ermüdung der Seele eine Menge von Eindrücken zuführt, die allmählich mit dem Gefühle der Ohnmacht nach aussen, das sie erwecken, auch den Geist vermögen, von der Lebhaftigkeit seines Strebens nachzulassen und in den Zustand zurückzukehren, aus welchem seine inneren Zustände nur

durch die That jener Aufmerksamkeit zu einem bewussten Leben hervorgehoben werden. Aber die vorausgesetzte Erschöpfung der Centralorgane, sofern sie etwa nicht mehr fähig sein sollten, das bewusste Leben durch ihre Mitwirkung zu erhalten, wird schwerlich zuzugestehen sein, denn wir sehen, dass wie irgend ein den Geist lebhaft ergreifendes Streben sich plötzlich erhebt, jene höheren Thätigkeiten keineswegs, wohl aber die Kraft der Seele, nach aussen Wirkungen zu erregen, bedeutend abnimmt. Je gesünder ein Mensch ist, desto leichter ist er, wie wir namentlich an Kindern sehen, im Stande, fast augenblicklich einzuschlafen, obwohl er vorher im ungetrübten Besitze aller sensiblen und intellectuellen Fähigkeiten war. Es gelingt ihm, indem er willkürlich seiner strebenden Thätigkeit Ruhe gebietet, und wo kein dadurch nicht zu beschwichtigendes Gefühl sich ihm entgegenstellt, wird die Ruhe der Glieder, die Schliessung der Augen, diese selbstgeschaffene Passivität und Abschliessung gegen alle abzuhaltenden neuen Reize denselben Erfolg haben, wie die körperliche Ermüdung im andern Falle. Es scheint mir daher, dass auch diese keineswegs dadurch den Schlaf bedinge, dass Kräfte der Centralorgane aufgezehrt wären, ohne welche das Bewusstsein nicht herzustellen wäre, sondern dass positive Empfindungen körperlicher Erschöpfung, selbst also geistige Ereignisse, sich als Gegengewichte der bewussten strebenden Kraft der Seele anhängen, und sie ebenso in ihrer Beweglichkeit zu lähmen vermögen, wie andere intellectuelle Gefühle sie bald steigen, bald erschlaffen lassen, bei denen es schwer halten würde, eine ähnliche Steigerung oder Minderung in der Thätigkeit der Centralorgane vorauszusetzen, die nicht erst von diesen Gefühlen ausgegangen wäre. Wir meinen daher, die zusammenströmenden Empfindungen von der beginnenden Unfähigkeit der peripherischen Organe lähmen den Eifer des Bewusstseins, und wo die Centralorgane durch ihre Leiden dasselbe zu bewirken vermögen, bringen sie die Verdunkelung des Bewusstseins nicht durch Mangel ihrer Function hervor, sondern durch die Störungen derselben, die den Zustand der Seele ebenso positiv verändern können, wie jeder Empfindungsreiz, der sich in einem sensiblen Nerven eingefunden hat. Wir sehen daher die Schläfrigkeit eintreten,

wenn die Ermüdung der Augen schon besondere Anstrengungen erfordert, sie dem Lichte gezwungen offen zu erhalten, wenn die Haltung des Körpers nicht mehr unwillkürlich von den motorischen Nerven besorgt wird, sondern eine willkürliche Zusammennehmung der Kräfte verlangt, und alle anderen Einflüsse, die diese Summe von Lebensgefühlen schneller als eine gewöhnliche Ermüdung erwecken, werden, wo nicht ein sehr lebendiges Streben ihnen das Gleichgewicht hält, dieselbe Neigung zur Ruhe erwecken. Selbst einzelne Theile dieser ganzen Stimmung, die längere Blendung der Augen durch trübes, weisses Wolkenlicht, sind schon im Stande, gewissermassen associirend diese Disposition der Seele zu erzeugen. Diese Betrachtungen sind der gewöhnlichsten Erfahrung entsprechend. Nur eine wissenschaftliche Hypothese kann darauf führen, dass die Gewalt, die uns dem Schlafe in die Arme führt, in einer Unfähigkeit der Hirnorgane bestehe, länger Bewusstsein zu produciren; wer sich selbst beobachtet, wird immer zugestehen müssen, dass eine Fortführung unserer Gedankenreihen uns nur durch eine tiefe Abneigung schwer gemacht wird, und dass wir vielmehr auf die wachsenden Müdigkeitsgefühle hinhorchen und auf sie einen grösseren Werth legen, als auf die Vorstellungen, die uns in solchen Fällen gewöhnlich beschäftigen.

43. Es ist nun freilich die Frage, wie weit sich diese Annahmen auch auf die Fälle von plötzlichem Schwinden des Bewusstseins ausdehnen lassen, die aus verschiedenen Ursachen vorkommen. Wenn Jemand vor Schmerz oder Angst ohnmächtig wird, so ist es wohl ebenso glaublich, dass durch dies Gefühl, als psychisches Ereigniss, eine Erschütterung der Seele, wenn wir uns dieses Bildes bedienen dürfen, hervorgebracht wird, welche die Ausübung ihrer Thätigkeit hemmt, als dass eine Erschütterung der Centralorgane dieser Thätigkeit ihre sie bedingenden Substrate entzogen habe. Und in der That überredet uns davon noch mehr die Art, wie allmählich ein steigender Schmerz alle unsere Vorstellungen unterdrückt und sie fast in die einzige Schmerzempfindung verwandelt, noch lange, ehe jene vorgebliche Unfähigkeit der Centralorgane eintritt, und sie wird weiter bestätigt durch die ähnlichen Folgen rein psychischer Affecte des Schreckens, der Ueber-

raschung, bei denen es wenigstens nur einer eigensinnigen Theorie gefallen kann, zur Erklärung der nachfolgenden Bewusstlosigkeit den Umweg durch eine Adynamie der körperlichen Centralorgane zu nehmen, die offenbar im Gegentheile erst durch dieses Nachlassen der geistigen Herrschaft entsteht. Anders scheint es sich zu verhalten, wenn Jemand bei plötzlicher mechanischer Erschütterung des Gehirnes bewusstlos hinstürzt, und in diesem Vorgange liegt ohne Zweifel das Ueberredendste, was der Materialismus als gewöhnliches Experiment für seine Ansicht vorführen kann. Indessen können wir doch nicht umhin, auch dieses Beispiel mehr überraschend, als beweisend zu finden. Ein beträchtlicher Stoss auf die epigastrische Gegend, ein heftiger Schlag auf die Testikeln reicht zu plötzlicher Bewusstlosigkeit auch hin; und doch scheint es ziemlich ungereimt, anzunehmen, dass hierdurch eine bedeutende Störung sämmtlicher dem intellectuellen Leben dienender Centralorgane hervorgerufen werde. Wer sich erinnert, welche namenlose Angst häufig die Leiden von Organen erregen, die dem sympathischen Systeme unterworfen sind, und welches Gefühl der Vernichtung sich an plötzliche mechanische Beeinträchtigungen derselben knüpft, der wird nicht anstehen, auch bei der Erschütterung des Gehirnes eine sehr schnell bis [zu] hohem Grade ansteigende Schmerzempfindung für möglich zu halten, die den Ablauf des Bewusstseins unterbrechen kann. Aber die Bewusstlosigkeit wird hier länger als in vielen anderen Fällen dauern, da allerdings durch die Verletzung theils eine fortwährende Quelle hemmender Eindrücke geöffnet ist, theils die Zuleitung aller neuen Eindrücke durch sensible Nerven auf das Mannigfachste gestört sein kann. Wir wollen indess nicht leugnen, dass vielleicht die Erklärung noch andere Punkte zu berücksichtigen hat. Wir haben bisher nur angenommen, dass wirklich im Bewusstsein schon aufgestiegene Empfindungen oder vielmehr Gefühle des Schmerzes, die bewusste Thätigkeit der Seele gelähmt haben; aber allerdings können wir diese Lähmung uns auch entstehend denken von Veränderungen in dem inneren Zustande der Seele, die keineswegs selbst zum Bewusstsein gelangen. Wo das eine, wo das andere stattfindet, ist schwerlich zu entscheiden, obwohl die chronischen Bewusstlosigkeiten und die Erscheinungen des

Blödsinnes auf die letzteren Ursachen zu deuten scheinen. Nur dazu finden wir keinen hinlänglichen Grund, anzunehmen, dass überall ein Mangel der Mitwirkung körperlicher Organe das Bewusstsein, gleich als hänge es nur von ihnen ab, verschwinden lasse; wir fanden vielmehr die Möglichkeit körperlicher Störungen und Hemmungen, die dem an sich nicht an die Centralorgane gebundenen Bewusstsein entgegentreten. Wie solche Einflüsse hier hemmend, so wirken sie auch oft beschleunigend und geben dem Gedankenlaufe verschiedene Richtungen. Manche Stoffe bringen nach dem Genusse einen lebhaften Ideenflug hervor, in welchen zuletzt alles individuelle Streben der Seele verloren geht und sich der Anschauung dieser Phantasmagorien hingibt; allein keines dieser Mittel thut dies, ohne zugleich die ganze Summe der Lebensgefühle zu ändern, die Empfänglichkeit der Sinnesorgane für die Aussenwelt bald zu erhöhen, bald abzustumpfen, ohne ferner eine Menge neuer, ungewohnter Gefühle, subjectiver Empfindungen anzuregen, und so die Seele in eine anamorphotisch verzogene Umgebung zu versetzen, in welcher sie sich ebenso wenig unzerstreut erhalten wird, als beim Schwindel unter einer beweglichen Fluth einstürmender Gesichtseindrücke. Mit der Mannigfaltigkeit der Abwechselungen, welche diese körperliche Aufregung hat, wird auch die Schnelligkeit dieses Gedankenfluges übereinstimmen, und man wird zuweilen in dem Inhalte dieser Delirien selbst noch erkennen können, welche Organe durch ihre Aufreizung den überwiegendsten Antheil zu diesem Gefühlskreise gegeben haben; denn er wird in Gedankenverbindungen wiedererscheinen, die ihm eine irgend welcher früheren Erfahrung entlehnte Umgebung und Deutung zugesellen. In ähnlicher Weise haben wir uns die Entstehung der Träume und der fixen Ideen Wahnsinniger vorzustellen. Nicht Alles ist in den Träumen nur eine sich fortspinnende Erinnerung der früheren Beschäftigungen oder Vorstellungen; Vieles mag nur von den fortwährenden Eindrücken, die von inneren Organen der Seele zugeführt werden, zum Theile selbst von noch möglichen Wahrnehmungen des Aeusseren herrühren, zu welchen Empfindungen die Seele, unbewusst der eben stattfindenden wahren Verhältnisse, aus ihrer Erinnerung eine passende Scenerie hinzudichtet. So mag das Fliegen, das

Herabsteigen in Abgründe, das Gefesseltsein an eine Stelle, Traumbilder, die so häufig vorkommen, von Unordnungen in den motorischen Centralorganen, Hyperästhesien und Anästhesien des Muskelgefühles herrühren, während Schmerzen und unangenehme Empfindungen zu erlittenen Grausamkeiten umgewandelt werden. Von diesen flüchtigen Traumbildern geht durch eine Reihe subjectiver Empfindungen, durch die Sinnestäuschungen des Flockenlesens, Mückensehens, durch die wandersüchtige Unruhe der Sterbenden diese Gewalt der körperlichen Eindrücke zur Beherrschung des Gedankenlaufes bis zu den Vorstellungen über, die in verschiedenen Graden das Bewusstsein beherrschen, und von dem einfachen Irrthume an, durch die zähe festgehaltenen Vorurtheile sich bis zu den fixen Ideen des Wahnsinnes steigern. Irgend ein krankhafter Zustand des Körpers kann mit peinigender Consequenz ein bestimmtes Gefühl im Bewusstsein unterhalten, an welches bald sich die ganze hypochondrische Aufmerksamkeit gefangen gibt, um entweder bei einer Wahnvorstellung stehen zu bleiben, die irgend eine zufällige Erinnerung dem Uebel unterschob, oder fortwährend von einer abenteuerlichen Deutung zur anderen überzuspringen. Allein so viele Beispiele sich auch für diese Entstehung finden sollten, so müssen wir doch nicht vergessen, dass solche Leiden auch aus dem Innern des geistigen Lebens selbst entspringen können, und selbst jene körperlichen Grundlagen würden sie nicht hervorzubringen im Stande sein, wenn nicht das geistige Leben in sich selbst schon die Möglichkeit trüge, durch einige seiner Ereignisse in eine innere krankhafte Spannung zu gerathen.

44. Der Kürze halber hinweggehend über manche Ausführungen, die sich hier noch darbieten würden, haben wir noch einen zu unserem Plane gehörigen Gegenstand zu erörtern. Zu der Gesammtheit der sinnlichen Weltanschauung, die wir abgetrennt von allen höheren geistigen Thätigkeiten, als Object einer Physiologie der Seele hier behandeln wollen, gehört noch der Unterschied, den das Bewusstsein zwischen uns selbst und der Aussenwelt stiftet. Eine Betrachtung der verschiedenen Formen des Bewusstseins und Selbstbewusstseins muss daher dem Vorigen zur Ergänzung dienen und wird einige noch zurückgebliebene Dunkelheiten zu zerstreuen

suchen. Wir werden in dieser Beziehung hauptsächlich darauf zu sehen haben, in wie weit die bisher namhaft gemachten Umstände wirklich das vorhandene Seelenleben erklären, und ob es nicht Erscheinungen in ihm gibt, die aus diesen nur deswegen hervorzugehen scheinen, weil wir, die ausgebildeten Seelen, die in der That dazu noch fehlenden Bedingungen stillschweigend sogleich suppliren. Mit dem Namen des Bewusstseins nun bezeichnen wir zuerst jenes einfache transitive Wissen, welches alle Vorstellungen, Gefühle, Strebungen dergestalt durchdringt, dass von ihnen allen ohne dieses Gewusstwerden überhaupt nicht die Rede sein könnte. So wenig von den Farben alles Licht, so wenig lässt sich von diesen Erscheinungen allen dies Bewusstsein abstrahiren, sie haben ihr Dasein nur für das Subject, das überhaupt wissen kann. In diesem Sinne haben wir bisher vom Bewusstsein gesprochen und seinem Inhalte die Reihe jener uns unbekannten, unbewussten Seelenzustände gegenübergestellt, die der Seele nur ebenso wie jeder anderen Substanz, die des Wissens unfähig ist, widerfahren können. Ein solches Bewusstsein nun erklärt keineswegs schon die Gesammtheit der inneren Erscheinungen; es absorbirt sich vielmehr in dem jedesmaligen Inhalte, auf den es trifft, und so oft diesem ein anderer substituirt wird, würde es auf diesen übergehen, ohne den vorigen festhalten zu können. Denken wir uns jede Vorstellung nämlich der Seele durch einen äusseren Eindruck abgewonnen, so würde zunächst dem Wechsel dieser Eindrücke nur ein Wechsel des Wissens, nicht aber ein Wissen von diesem Wechsel nachfolgen können, und anstatt der Einheit des Bewusstseins, welches das Mannigfaltige zusammenfasst, würde ein ebenso vielfaches Wissen vorhanden sein, als gleichzeitig oder successiv Eindrücke auf uns eingewirkt haben. Hier ist der erste Fall, wo wir mit einem sehr häufigen Irrthume in dem gegebenen Thatbestande alle nothwendigen Bedingungen zu einer Folge schon vorhanden glauben, weil wir das Eintreten der Folge zu sehr gewohnt sind. Indem wir überlegen, was wohl geschehen werde, wenn eine Reihe von Eindrücken auf die Seele wirkt, fassen wir sie eben in unserer Ueberlegung schon in eine Reihe zusammen und glauben dann, dies müsse die zu untersuchende Seele sogleich auch thun; wir bedenken aber

nicht, dass wir jene Zusammenfassung durch eine Thätigkeit vollziehen, von der sich in der Seele, so weit sie bis dahin Gegenstand der Untersuchung gewesen ist, noch gar nichts vorgefunden hat. Man muss daher anerkennen, dass wenn überhaupt auch ein Wissen von dem Uebergange und Wechsel des Wissens stattfinden soll, dann auch die gegenseitigen Verhältnisse gleichzeitiger Eindrücke oder ihre successiven Zusammenhangsformen ebenso als neue Eindrücke zweiter Ordnung betrachtet werden müssen, die nur, wenn es auch für sie eine Empfänglichkeit des Wissens gibt, Gegenstände des Bewusstseins werden können. In diesem Umstande liegt der Grund zu der Annahme eines inneren Sinnes, die man früher zu machen pflegte, und die keineswegs durch die andere ersetzt werden kann, nach der um der Einheit der Seele willen alle einzelnen Zustände derselben ohnehin in Zusammenhang stehen müssten. Denn der Einheit der Seele wegen würde ihren Zuständen nur eben dieser Zusammenhang zukommen, den die Einheit einer Substanz ihren Zuständen gewähren kann, nämlich ein an sich nicht gewusster; dass aber jene Verknüpfung in einem alles Mannigfaltige durchdringenden Wissen von dieser Mannigfaltigkeit bestehe, dass also die daseiende Verbindung zugleich eine Vorstellung von dieser Verbindung sei, folgt nur durch eine Subreption aus jener Einheit der Seele. Denn offenbar, so gut es in dieser unbewusste Vorstellungen gibt, so gut konnte auch jener Zusammenhang ein eben nur vorhandener, vom Bewusstsein aber keineswegs wahrgenommener sein. Es ist daher ausdrücklich als die zweite Form des Bewusstseins zu erwähnen, dass es auch ein Wissen vom Wechsel und den Verhältnissen des Gewussten gibt. Dagegen kann man die Nothwendigkeit bezweifeln, nun noch ein drittes unmittelbares Wissen der Seele von sich selbst anzunehmen. In der That scheint die Seele, wenn sie von sich wissen soll, zur Bildung ihrer Kenntniss von sich selbst nur auf demselben Wege gelangen zu können, wie zur Bildung jedes andern Begriffes, indem sie nämlich in dem Inhalte ihrer Vorstellungswelt sich selbst findet, oder doch Spuren ihrer eigenen Thätigkeit, die auf sie selbst zurückleiten. Dennoch fragt es sich, ob diese Abweisung jener Meinung ganz richtig ist. Der Name Ich hat die Unbequem-

lichkeit, dreierlei bezeichnen zu sollen, was man doch nicht verwechseln darf. Zuerst nämlich bezeichnet er die Seele als das Subject der Untersuchung, welches diese Frage nach seiner eigenen Natur aufwirft; zweitens die Seele als das Object, um dessen nähere Kenntniss es sich eben handelt; drittens aber bezeichnet er auch noch das Bild, die Vorstellung, die sich das erste von dem zweiten macht. Soll daher das Wesentliche des Ich in der Identität des Subjectes und Objectes bestehen, so ist dies nur insofern richtig, als jedenfalls das Wesen der Seele das Object ist, das sie als untersuchendes Subject erreichen und erfassen will; aber unrichtig, wenn die gewöhnliche Vorstellung vom Ich, wie sie sich im Bewusstsein als ein Phänomen neben anderen ausbildet, als eine gelungene Auflösung dieser Aufgabe betrachtet wird. Die Natur der Seele, wie alles Uebrige, kann dieser selbst nur nach den Auffassungsformen modificirt erscheinen, welche sie für alle Objecte besitzt; dass aber die Producte dieser Auffassung gerade hier dem Wesen des Aufzufassenden vollkommen entsprechen sollten, ist eine sehr unwahrscheinliche Voraussetzung, und viel wahrscheinlicher, dass ohne ausdrückliche Vorbereitung des Gedankens für dieses Problem das Bild, das die Seele von sich fasst, ziemlich weit von einer getreuen Darstellung ihrer Natur entfernt sein werde. Wenn wir nun einige Bemerkungen über die Art hinzufügen, wie die Vorstellung vom Ich sich ausbildet, so betrachten wir diese ausdrücklich nur als ein solches innerliches Phänomen und verfolgen ihre Entwicklung so weit, bis das Bedürfniss sichtbar wird, sich dieser bloss mechanisch-psychologischen Ausbildung unserer Kenntniss vom Ich zu entschlagen und die weitere Aufklärung in einer wissenschaftlichen Theorie über die Natur der Seele zu suchen.

45. Allein auch nach dieser Theilung der Aufgaben enthält die Frage, wie sich eine Vorstellung vom Ich ausbilde, zwei verschiedene, nur zu grossem Schaden aller Untersuchung vermischte Fragepunkte; einmal nämlich müssen wir wissen, welcher Inhalt überhaupt auf jeder Stufe der Entwicklung den Begriff des Ich erfüllt; zweitens aber, wie wir dazu kommen, irgend einen Inhalt als nicht der übrigen Mannigfaltigkeit der Vorstellungen coordinirt, sondern ihnen allen entgegengesetzt, mit dieser Innigkeit einer Zurückbeziehung auf uns

selbst mit uns zu identificiren. Dem Späteren überlassend, den Sinn der zweiten Frage noch besser hervorzuheben, beginnen wir mit der ersten. Der einfachste Inhalt, den die Vorstellung vom Ich haben kann, ist die Wahrnehmung des eigenen Körpers. Nicht allein, dass sie sich im Wechsel aller übrigen Wahrnehmungen gleich bleibt, auch unsere Empfindungen sehen wir vielmehr an Veränderungen dieses abgeschlossenen Gebietes sinnlicher Anschauungen gebunden, und gerade die Sinneswahrnehmungen, die uns durch Widerstand am meisten den Begriff fremder Realität aufdringen, entstehen erst bei wahrnehmbarer Berührung mit diesen sinnlichen Grenzen, in denen unser geistiges Leben eingeschlossen ist. Dennoch, wäre es nur dies, dass die Erscheinung unseres Körpers sich zwischen alle anderen Eindrücke eindrängt, so würde dies noch nicht dazu führen, diesen Gegensatz zwischen Innerem und Aeusserem hervorzubringen, der der Vorstellung vom Ich zu Grunde liegt. Aber dass die Grenzen des Körpers zugleich die Grenzen sind, innerhalb deren Gefühle der Lust und Unlust die Veränderungen begleiten, Regungen des Willens unbedingten Gehorsam finden, dies erst legt auf seine Vorstellung ein so entscheidendes Gewicht, dass er, als das eigene Selbst uns ganz unvergleichbar mit allem andern, diesem gegenübertritt. Sässe eine bloss vorstellende, nie Schmerz und Lust fühlende, nie begehrende Seele in einem Körper, der ihren Anregungen nicht gehorchte, so hätte sie nie Veranlassung, dies Substrat ihres Daseins von der äusseren Welt zu unterscheiden. Hier ist mithin der Körper der Inhalt der Ichvorstellung, das sinnliche Gefühl der entscheidende Charakter, der ihn vom Aeusseren abtrennt, und darnach muss man das beurtheilen, was dieses Selbstbewusstsein für das übrige Seelenleben leistet. Denn dies scheint allerdings nicht sehr viel, und man kann anstehen, ob man dieses erste Bewusstwerden eines Unterschiedes zwischen Innerem und Aeusserem schon mit dem Namen eines Selbstbewustseins belegen soll. In der That ist hier eigentlich bloss ein Unterschied gefühlt, ohne dass dieses Selbst irgend einem deutlichen höheren Begriffe untergeordnet wäre, der seinen Inhalt und die Rechtsgründe seiner Entgegensetzung gegen das Aeussere angäbe. Allein dieser Mangel einer Reflexion über die Be-

deutung der entgegengesetzten Glieder hebt die Energie des Gegensatzes nicht auf, mit dem in dem geringsten sinnlichen Schmerze die Seele sich als ein Selbst dem Aeusseren gegenüber fühlt. Es scheint mir daher eine fruchtlose Weisheit, den Thieren, bei denen alle diese Umstände vorkommen, ein Selbstbewusstsein absprechen zu wollen; nur dies wird man behaupten dürfen, dass der Inhalt, den ihr Vorstellungskreis diesem gefühlten Selbst unterschieben kann, sich nicht über einige, dem wahren Wesen der Seele unangemessene Bilder erheben wird, obwohl denn auch die Vorstellung, die der Mensch von seinem Ich hat, auf so absolute Wahrheit keinen Anspruch machen kann. Dreierlei wollen wir daher hier bemerken: erstens, dass der Grund einer Entgegensetzung überhaupt schon in dem einfachsten sinnlichen Gefühle gegeben ist, das auch das armseligste Thier behüten wird, sich mit der Aussenwelt zu verwechseln; und auf diesem oder anderen Gefühlen wird auch bei jeder spätern Ausbildung die eigenthümliche Innigkeit der Zurückbeziehung beruhen, die dem Begriffe des Ich gehört; zweitens, dass der Reichthum des Selbstbewusstseins nur verschieden sein wird nach der Bedeutung, die dem Ich gegeben wird, nicht nach der Energie des Gegensatzes; drittens, dass schon diese einfachen Umstände jene Beziehungen zu einer Aussenwelt erklären, die bei allen unsern sinnlichen Wahrnehmungen vorkommen. Wir haben früher die Frage berührt, wie unsere Sinnesempfindungen dazu gelangen, auf ein Aeusseres bezogen oder nach Aussen versetzt zu werden; wir sehen jetzt, wie grundlos die veralteten Annahmen eines eigenthümlichen Nachaussenwirkens unserer Sinnesorgane sind, denn sie würden voraussetzen, dass die Seele eine Vorstellung von diesem Draussen schon habe, während sie doch erst im Verlaufe der Sinneswahrnehmungen entstehen kann. Und zwar ist dieses Aussen, das wir hier im Gegensatze zum Selbst auftauchen sehen, zunächst noch kein räumliches, sondern ein ideelles; nur der Gedanke dessen, was nicht Ich ist; erst weitere Erfahrung, die der sich gleichbleibende Körper durch seine Bewegung in der Welt mannigfacher Objecte macht, welche alle den Charakter dieses nicht-Ich tragen, lehrt uns die äussere Welt als eine räumliche Aeusserlichkeit fassen, und auf sie alle die

Empfindungen beziehen, die für sich selbst betrachtet, durchaus keine solche Hindeutung enthalten. Lassen wir lange von einer einzigen Farbe unser ganzes Sehfeld ohne Unterschiede der Helligkeit und Gestalt beleuchten, so können wir uns noch, trotz des Widerstrebens unserer an die Aussenwelt gewöhnten Erinnerung, in diesen Zustand blosser auf nichts Aeusseres bezogener Empfindung zurückversetzen; Farben und Töne erscheinen dann wie das Wärmegefühl, als unsere eigenen Affectionen. Aber Gesichts- und Gehöreindrücke mit ihrer mathematisch-regelmässigen Mannigfaltigkeit begünstigen, da wir in uns keinen Grund dafür finden, allerdings sogleich die erfolgende Beziehung auf ein Aeusseres [1]. So wie aber das Gefühl der Selbstheit diese Auslegung der äussern Welt bedingt, so bereichert sich umgekehrt aus dem Fortschritt derselben die Vorstellung jenes Selbst. Nicht der Körper allein wird sein Bild darstellen, sondern die Erfahrung wird leicht den Unterschied des Beseelten und des Unbeseelten auch dem blödesten Sinne begreiflich machen, und so wird selbst das Thier sich unter dieses Bild des beseelten Körpers, wenn gleich nicht unter den Begriff der Seele subsumiren. Es wird ferner mit jenem Bewusstsein, welches verschiedene Vorstellungen gleichzeitig und successive in ein höheres Wissen vereinigt, aus den zahllosen Bildern, die es von sich in jedem Zustande seiner Thätigkeit und seines Leidens erhielt, sich eine Lebensgeschichte zusammensetzen, deren einzelnen Theilen wieder das mittlere Bild, das aus allen Erinnerungen sich ergibt, als beständiges Subject gegenübertritt. Vermittelst jenes Bewusstseins wird es nicht eine blosse Höhle sein, in der Vorstellungen nach mechanischen Gesetzen der Association und Reproduction nur auf- und niedertanzen, es wird nicht die reproducirte Vorstellung als eine ganz neue ansehn, sondern wissen, dass sie im Ganzen seines Lebens schon ihren Platz hatte, und so wird denn diese Gestalt des Selbstbewusstseins alles das leisten, was wir nothwendig auch den Thieren zuschreiben müssen. Ob nun, und wie weit die Intelligenz der Thiere sich über diesen Standpunkt erhebt, mögen die entscheiden, die dies wagen; genug für uns, wenn ohne unwahr-

[1] Vergl. meine allgemeine Pathologie. S. 150ff.

scheinliche Voraussetzungen das erklärbar ist, was wir durch die deutlichsten Erfahrungen ihnen zuzuschreiben gezwungen sind. Diese Gestaltung nun eines empirischen Ich erlaubt uns zuerst, davon zu sprechen, dass wir nicht bloss ein Wahrgenommenes wissen, sondern uns seiner bewusst sind, indem wir über jenes bloss transitive Wissen hinaus, das in jeder einzelnen Sinnesempfindung stattfindet, noch jene empirische Vorstellung unserer selbst mitbringen, und dem Wahrgenommenen seine Beziehungen zu ihm geben. Diese Einreihung eines neuen Eindruckes in das empirische Ich kann mit grösserer oder geringerer Ausdehnung erfolgen; wir meinen uns unserer nicht bloss dann nicht bewusst gewesen zu sein, wenn wir schlaftrunken auffahrend, von jeder früheren Erinnerung entblösst, den Sinneseindrücken wie ein ganz neues Wesen entgegentreten, das erst ein Ich werden soll; auch im Zorne glauben wir uns zu vergessen, wo wir zwar ein Ereigniss mit der äusserlichen Lebensgeschichte unseres Ich zusammenreihen, aber nicht mit den Gesinnungen und Vorsätzen, die einen beständigen Zug dieses Ich bilden sollten. Je nach dem Reichthum des Inhalts mithin, den in jedem Augenblicke das Bewusstsein des empirischen Ich hat, werden wir uns einer Sache, die wir mit ihm zusammenfassen wollen, mehr oder weniger bewusst sein[1]. Und hier ist denn auch der Wohnsitz jener Schwäche oder Undeutlichkeit der Vorstellungen, die wir nicht als eine primitive Eigenschaft derselben ansehen konnten. Jene Vorstellungen erscheinen uns unklar, denen das empirische Ich nicht mit einem solchen Reichthume verwandter Vorstellungen entgegenkam, dass sie durch mannigfaltige Verflechtung mit ihnen eine bestimmte Stelle im Bewusstsein hätten erhalten können. Ausser andern geht dies gewiss auch manchen Traumvorstellungen so, die entweder ganz vergessen werden, weil sie sich während des Traumes mit keiner bestimmten Lebenserinnerung verbinden konnten, und für die es daher dem Bewusstsein an Handhaben der Reproduction fehlt, oder die, durch irgend eine einseitige Association wieder erweckt, fremd und seltsam durch unser Ge-

---

[1]) Vgl. No. VII. Instinct. Bd. I. S. 234. (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Bd. II. S. 199).

müth schweben, ohne irgend wohin eingereiht werden zu können, und die doch oft mit unerklärlichen Nachklängen des Gefühls, mit eigenthümlichen Stimmungen uns überraschen und unser Bewusstsein überschatten.

46. Jede neue höhere Thätigkeit, die sich in der Seele entwickelt, wird auch dem Bilde des Selbst eine neue und gesteigerte Bedeutung geben, obwohl sie die Kraft des Gegensatzes zwischen ihm und dem Aeussern nicht steigern kann, wie diese schon in der einfachen sinnlichen Lustempfindung lag. Ueber diese unserm eigentlichen Gegenstande fremde Reihe von Phänomenen erlauben wir uns nur einen kurzen Ueberblick. Ohne Zweifel bilden sich auch bei dem Thiere im Laufe der Vorstellungen aus dem mannigfaltigen Einzelnen durch Verstärkung des Analogen und Abschleifung des Verschiedenen allgemeine Bilder aus, die in der Anwendung ihm die allgemeinen Begriffe unseres Denkens ersetzen; auch bei ihm wird eine oftmals wiederholte Reihe von Wahrnehmungen, denen ein anderes Ereigniss folgte, bei jedem neuen Eintreten der Anfangsglieder auch die Erwartung des neuen Eintrittes jenes Schlussgliedes erwecken, und so wird sich bei ihm dieselbe Routine der Erkenntniss ausbilden können, die bei uns sich auf die Schlüsse des Denkens gründet. Während wir aber im gewöhnlichen Leben uns allerdings häufig ebenfalls diesem Mechanismus des Gedankenlaufes hingeben, so dass der Fortgang unserer Gedanken an einem solchen Faden der Reproduction und Association verläuft, so unterscheidet sich doch davon anderseits das Denken dadurch, dass es eine Kritik ist, welche die durch die Wahrnehmung dargebotenen Verknüpfungen von Vorstellungen zu rechtfertigen sucht, indem sie dieselben auf Begriffe zurückführt, die eine in dem Inhalte der Vorstellungen vorhandene objective Nothwendigkeit solcher Verknüpfung bedeuten. Das Urtheil verbindet zwei Begriffe nicht deswegen, weil der Lauf der Erinnerungen sie zusammen, wie zwei Töne der Musik, emporführt, sondern sie als Subject und Prädicat gegenüberstellend, rechtfertigt es ihre Verknüpfung, indem es den einen als die Substanz ansieht, die dem andern eine Stätte der Anheftung gewährt. Baculus stat in angulo, ergo pluet, ist ein thierischer Schluss, in welchem die Erinnerung einer Wahrnehmung die Erwar-

tung einer früher damit verbundenen erregt; der Schluss des Denkens dagegen rechtfertigt solche sinnliche Verknüpfungen des Vorstellungsverlaufes, indem er ein Ereigniss durch Unterordnung eines speciellen Falles unter ein allgemeineres Gesetz beweist. Diese eigenthümliche Thätigkeit des Denkens nun, wie sie dem ganzen übrigen Kreise unserer Erfahrungen grössere Klarheit und Sicherheit verleiht, wendet sich auch auf den Inhalt des Ich zurück und sucht ihn nach allen jenen Begriffen abstracter Art zu bestimmen, welche sie auch in die übrigen Wahrnehmungen hineinarbeitet. Einfache Erfahrungen, wie die von der Entbehrlichkeit mancher Körpertheile für die Existenz des Ich, die Anschauung des Todten, unterstützen sie; bald wird das Bild des belebten Körpers unzureichend zum Ausdruck des Ich, und der Begriff einer beständigen, den Wechsel überdauernden, unsinnlichen, denkenden Substanz tritt hier an seine Stelle ebenso, wie an die der gewöhnlichen Sinneserscheinungen der Begriff des Dinges oder der unbeseelten Substanz an sich. Und wie in dieser der Sitz der Kräfte, welche die äussere Natur bewegen, so wird in der Seele die letzte Ursache gesucht, die der inneren Erfahrung zum Grunde liegt. So aber hat das Denken nur den Allgemeinbegriff der Seele geschaffen, nicht Jedem *sein* Ich erläutert. Das Wesentliche der Individualität liegt mithin nicht in dem Wesen der Seele als denkender unveränderlicher Substanz, sondern in dem empirischen Ich allein, das jetzt nur bezogen auf einen inneren Punkt erscheint, in welchen das Specifische des Individuellen nicht reicht.

47. Aber gerade dies scheint unerträglich. Denn die Summe unserer Lebenserfahrungen, die das empirische Ich bilden, ist von uns unabhängig; wir würden mithin andere geworden sein, wenn es uns anders ergangen wäre. Von diesem Gedanken sucht sich das Bewusstsein zu befreien, indem es einen ästhetischen Inhalt seines Ich an die Stelle des theoretisch allgemeinen oder des empirisch individuellen setzt. Denn im Allgemeinen wird es stets die Tendenz des noch unwissenschaftlichen Vorstellens sein, das Ich, welches sich spröde gegen das Denken zeigt, desto inniger im Gefühl zu erfassen. Das Denken ist das Mittel, Allgemeines zu erkennen, das Individuelle entgeht ihm und steht nur einer unmit-

telbaren Anschauung offen. Und wie die sinnlichen Gefühle zuerst unser noch mit dem Körper belastetes Ich von dem fremden äusserlichen Universum abschieden, so meint man jetzt in reinerer Weise sich in intellectuellen Gefühlen selbst anzuschauen. Schon die eigenthümliche Stimmung des Geistes, das Temperament, halten wir für einen nähern Wohnsitz dieses gesuchten Ich; unbeschreiblich und unausdenkbar, wie es ist, fühlen wir doch, dass wir es mit Niemand vollkommen ähnlich theilen. Nicht sowohl durch die Masse seiner Kenntnisse und den Inhalt seines Erlebten charakterisirt sich jetzt der Mensch vor sich selbst, sondern ausdrücklich diese ganze Objectivität nur für einen zufälligen Uebungsplatz seines eigenen Wesens haltend, findet er sich vielmehr in der ihm bewussten Grazie, Manier und Gewohnheit seines Verhaltens, seines Gebahrens mit seiner eigenen Gedankenwelt wieder. Während die Formen des Denkens allen Individuen gemeinsam, die Gegenstände ihrer Anwendung aber allen zufällig sind, ist hier allerdings die Selbstbetrachtung auf eine Grundlage gerathen, die unendliche Mannigfaltigkeit zulässt, und jedem Individuum seine specifische Verschiedenheit von anderen ermöglicht. Allein man kann sich nicht verhehlen, dass auch auf diesen ästhetischen Charakter die zufälligen Verkettungen des Lebens vom grössten Einfluss sind, und dass es selbst einem ahnenden Gefühle auch nur in seiner Weise schwer fallen müsste, durch die grossen Umwandlungen der Sinnesart hindurch, die wir so oft eintreten sehen, ein und dasselbe Bild des Ich zu verfolgen. Ein anderer Hang kommt hinzu. Wäre auch der ästhetische Charakter der feste Kern des Ich, aus dem jede seiner Aeusserungen sich später entwickelt, so wäre er doch als eine Naturbestimmtheit der Seele, an die wir durch Geschlecht, Constitution u. s. f. gebunden sind, zwar etwas im Ich, aber nicht das Ich selbst; wir haben uns nicht gemacht zu dem, was wir sind. Diese extreme Forderung, nichts dem blossen Sein, sondern alles sich selbst zu verdanken, führt zu dem neuen Begriff der Seele, sich als reine Thätigkeit, sich selbst gestaltendes Handeln aufzufassen; jene natürliche Bestimmtheit aber, so weit sie vorhanden ist, als eine der eigentlichen Natur der Seele fremde Seite der Endlichkeit und Aeusserlichkeit zu betrachten. Man glaubt

sich jetzt nur noch in seinen Strebungen, seinen ästhetischen oder moralischen Productionen zu besitzen. Zwar auch hier sieht sich das Ich durch eine nicht aus seinem bewussten Selbst hervorgehende, sondern ihm nothwendige Gesetzgebung der Werthbestimmungen begrenzt, aber doch nicht in seinem Streben durch sie beherrscht. Vielmehr scheint ihm seine eigenste Substanz in einer That der Freiheit zu liegen, durch die es sich seinen Charakter und dessen Consequenzen selbst bestimmt hat. So ist die letzte Stufe erreicht, wo aus dem Begriff des Ich jeder substantielle Inhalt aufgezehrt ist, und der Kern der Individualität aus einer durchaus grundlosen That, für die es schwer halten würde, ein Subject zu finden, hervorgehn soll. Dies sind einzelne hervorstechende Züge aus einer Phänomenologie des Selbstbewusstseins. Man sieht in ihnen, wie drei Fragen sich kreuzen und ihre Beantwortung gegenseitig stören; zuerst die nach der allgemeinen Natur der Seele, des Substrates aller beobachteten innern Erfahrungen, dann die zweite nach der specifischen Natur, durch welche die eigene Seele unterschieden ist von jeder anderen, die dritte endlich, nach der Art, wie sie sich auf sich zurückbezieht, und in dem Begriffe, oder vielmehr in dem Bewusstsein der Ichheit diesen Unterschied noch einmal selbst vollzieht. Die Rathlosigkeit dieser Gedanken ist der Ursprung der wissenschaftlichen Untersuchung, die zwar an sich nicht weniger ein psychologisches Phänomen, in anderer Rücksicht doch als Gegensatz zu diesen gefasst werden muss. Ueber die verschiedenen Wege, welche sie einschlägt, versuchen wir später einen Ueberblick, und schliessen hier, indem wir auf die frühere Bemerkung hinweisen, wie gross der Unterschied zwischen dem Selbstbewusstsein, als einer Zurückbeziehung auf sich selbst und zwischen der Erkenntniss des Substrates ist, das diese Zurückbeziehung unternimmt. Was auch die Natur der Seele sein mag, und welches Motiv in dieser auch für die Existenz eines Selbstbewusstseins liegen mag, dies Bewusstsein selbst wird, wie schon früher durch das sinnliche Gefühl, so überhaupt nur durch Gefühl vermittelt, und nur jene Interpretation der Natur des sich auf sich Beziehenden, so weit sie stattfindet, hat die Eigenthümlichkeit des Erkennens. Die Erkenntniss kann leicht zu irgend einem Begriff von der Seele

kommen, kann selbst diese durch das wesentliche Merkmal solcher Zurückbeziehung auf sich selbst bestimmen, aber daraus folgt noch nicht, dass wir dies so gefundene Substrat unserer selbst mit jener Innigkeit als mit uns eben zusammenfallend denken, wie dies überall geschieht, wenn wir den Namen Ich aussprechen. Gesetzt wir wüssten, Seele sei das Subject, das sich selbst auch Object ist, so fragt sich, welche unter allen Substanzen, die diesen Vorzug theilen, nun unser Ich sei? Freilich diejenige, die eben Subject und Object unserer inneren Erfahrung ist, aber welche ist diese unsere? Man sieht leicht, dass wer Ich zu sich sagt, nicht ein blosses theoretisches Bewusstsein vom Zusammenfallen des Subjectes und Objectes habe, sondern er fühlt, dass dieses Schicksal ihm jetzt eben selbst zustösst, während er den allgemeinen Fall denkt. So wenig als Jemand erkennen könnte, dass ihn selbst ein Glied schmerze, wenn er nicht eben im Gefühl evident dies theoretisch ganz unausdrückbare Zusammenfallen des Ereignisses mit seinem Selbst empfände, so wenig würden wir ohne dies Gefühl der Einheit mit uns aus blosser Erkenntniss den Begriff des Ich jemals mit jener energischen Innerlichkeit bilden, die ihm zugehört. Wir würden vom Ich sprechen, so wie vom Schmerze überhaupt, wie von einem Gegenstande, dessen Natur wir kennen, der uns aber weiter nichts angeht. Diese Bemerkungen, deren voller Zusammenhang etwas zu schwierig für diese kurze Darstellung ist, haben hier nur den Zweck, die früher gethanen Aeusserungen über das Selbstbewusstsein auch der niedersten Thiere zu rechtfertigen. Sie besitzen es unstreitig; aber es wird arm sein, nicht zwar nothwendig an Energie, aber gewiss an ausgebildeten Vorstellungen über die Natur des Subjectes, dem es zukommt. Diese Selbsterkenntniss mag allerdings durch sehr verwickelte und vielfach verschlungene Gedankenreihen allmählich entwickelt werden; aber das Gefühl der Selbstheit gewinnt dadurch kaum an Lebhaftigkeit, noch weniger darf es als ein Product aus allerhand Verkettungen von Vorstellungen betrachtet werden. Ueber die Gegenstände dieses Abschnittes vergleiche noch VII (unten S. 168 ff.).

VI. Die Seele und die Centralorgane.

48. Gewiss nur auf dem Wege der Beobachtung und des Versuchs werden sich unsere Kenntnisse über die Grenzen und die Art und Weise der Wechselwirkung zwischen Seele und Centralorganen, und so zwischen ihr und dem Körper überhaupt erweitern; aber wie überall, so werden wir auch hier von den Erfahrungen erst dann einen Vortheil ziehen, wenn wir uns über die Grundsätze verständigt haben, nach welchen ihre Aussagen zu deuten sind. Auch diese Grundsätze zwar mögen sich zum Theil mit dem Fortschritt der Erfahrungen selbst durch deren evidente Hindeutung auf gewisse Wege der Erklärung feststellen, zum Theil aber sind sie von der Art, dass sie sogleich auch für die Unternehmung der einfachsten Versuche eine vorgängige Sicherung bedürfen. Diese Betrachtungen sind bisher sehr wenig gemacht worden; ich habe früher einen Versuch dazu gemacht, dessen Hauptpunkte hier einer erneuerten Prüfung unterworfen werden sollen[1]). Nicht auf eine Vermehrung der unendlich vielen Phantasien über die Wirkungen dieses oder jenes Centraltheiles kommt es daher hier hauptsächlich an, sondern auf die Beantwortung der Frage, welche allgemeine Ansicht über die Art des Zusammenhanges zwischen Körper und Seele an sich sowohl vertheidigt werden könne * * *, als für die Erklärung des Seelenlebens die meisten Vortheile darbietend. Dass hierüber die Meinungen unbestimmbar schwanken, ist bekannt, und man kann aus ihrer Menge hauptsächlich vier hervorheben, die sich noch gegenseitig bekämpfen. Die erste ist jene materialistische Ansicht, welche alle geistigen Thätigkeiten ebenso als sonst freilich nicht weiter erklärliche Prädicate des Stoffes betrachtet, wie etwa auch die chemischen Verwandtschaftskräfte uns als solche gelten. In so weit stimmt diese Ansicht nicht bloss mit jener anderen überein, welche die Realität des Stoffes überall von der Idealität des Gedankens durchdrungen sein lässt, sondern sie eröffnet auch der Phantasie einen bestechenden Ausblick in eine Welt des unendlich Kleinen, in welcher kein Stoff ohne inner-

---

1) Vergl. meine allgem. Pathologie. § 9. 10. 11.

lich beseelende Lebendigkeit gedacht wird. Wenn mithin diese Theorie sich einestheils durch die Leichtigkeit ihrer Grundannahme, andererntheils durch diese scheinbare Befriedigung einer Sehnsucht des Geistes empfiehlt, die nirgends einen unversöhnbaren Zwiespalt zwischen Stoff und Seele ertragen möchte, so hat sie ebenso einen theoretischen Punkt und ein unbefriedigtes Bedürfniss gegen sich. Wir haben schon früher angeführt, dass die Einheit der Seele, oder vielmehr die Einheit des Bewusstseins, selbst wenn dieses nur zwei Empfindungen gleichzeitig in sich vereinigte, dieser Ansicht entgegensteht. Der höher organisirte lebendige Leib würde nur als eine Kolonie kleiner Seelen erscheinen können, deren inneres Leben zu keiner Einheit eines Totallebens zusammenfliessen könnte. Wie sehr man daher auch geneigt sein möchte, einzelne geistige Verrichtungen an die Thätigkeiten einzelner Hirnfasern oder noch kleinerer Hirnelemente zu knüpfen, immer würde man über dieser körperlichen Organisation noch einen höheren Schlusspunkt suchen müssen, den man nur in der Annahme eines untheilbaren, bevorzugten Elementes finden könnte. Damit aber treibt diese Ansicht über sich selbst hinaus, denn sie wird nun noch ein Mal zu erklären haben, wie die ganze Mannigfaltigkeit der Körpertheile, die man immerhin als in sich selbst beseelt zu denken fortfahren mag, sich in eine Welt der Reize und der Organe für dieses individuelle Princip umgestalten kann, und auf welche Weise eine gegenseitige Wechselwirkung zwischen ihnen zu Stande kommt. Verfolgt man diesen Weg, so wird sich dann bald zeigen, dass nicht der Begriff der Seele, sondern der des Stoffes der eigentlich völlig unausdenkbare und ganz für unsere Erkenntniss undurchsichtige Begriff ist, so dass man vom Materialismus zu spiritualistischen Ansichten übergehend, eher den Leib aus geistigen Monaden erbauen wird, als dass man die Phänomene des Seelenlebens nur an der Combination von Massen haften liesse. Andererseits empfehlen sich jene materialistischen Ansichten für einen unbefangenen Sinn wenig dadurch, dass sie zwar an aller Materie die Fähigkeit des Vorstellens haften lassen, jedes ausgebildete Seelenleben aber, da es immer auf eine Verknüpfung wesentlich selbstständig bleibender Massentheilchen gegründet sein würde, nur als ein precäres Phäno-

men betrachten können, das nach der Auflösung jener Combination in das allgemeine dumpfe Weben der sinnenden Materie zurücksinkt. Man muss gestehen, dass Ansichten dieser Art, mehr oder weniger fein ausgebildet, in neuester Zeit immer mehr Anhänger finden; man kann ihnen jedoch nichts weiter entgegenhalten, als die Frage, wie sie die erwähnten Aufgaben der Erfahrung lösen wollen. So lange dazu keine Anstalt gemacht wird, ist es ganz fruchtlos, sie bekämpfen zu wollen, da sie auf einer Willkürlichkeit beruhen, die weder Beweis noch Gegenbeweis kennt. Leicht wären freilich alle Schwierigkeiten erledigt, wenn man sagen könnte, das Gehirn denke, fühle und strebe; allein wenn es auch gesagt wird, so richtet sich doch die Wirklichkeit nicht nach diesen capriciösen Paradoxien. Am wenigsten darf man glauben, dass solche Ansichten auf der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer anderen Auskunft beruhen; wir haben hinlänglich bereits gezeigt, wie wenig der Begriff der Seele unter dieselbe Kategorie der Täuschungen gehört, in welche z. B. der der Lebenskraft zu verweisen sein würde; aber einer Tendenz, die angesteckt von einer an sich richtigen Ansicht, zu der Monomanie ausartet, mit einem und demselben Gedanken ohne Berücksichtigung wesentlich verschiedener Nebenumstände alles beherrschen zu wollen, wird dies wenig wahrscheinlich vorkommen. Irre ich mich nicht, so treibt zu diesen Ansichten nicht immer eine allerdings weit verbreitete Rohheit der Begriffe, sondern häufig auch ein falscher, bestechender Heroismus, der den Gipfel der Wissenschaft dann zu erreichen meint, wenn er destruirend wirkt gegen Alles, was der unbefangenen Betrachtung gewohnt und werthvoll ist; aber es wird auch gewiss eine Zeit wiederkommen, in der man erkennen wird, dass die Entfernung von dem, was die Uebereinstimmung unzähliger, durch theoretische Bedenken unbeirrter Gemüther geheiligt hat, am häufigsten auch eine Entfernung von der Wahrheit ist.

49. Man kann dem Materialismus völliges Unvermögen zur Erklärung eines Hauptpunktes vorwerfen; dies abgerechnet, ist er eine klare und einfache Ansicht. Nicht dasselbe können wir von der zweiten Betrachtungsweise sagen, welche das Gehirn nur als Organ der als selbstständig gedachten Seele



gelten lassen will. In diesem Ausdruck, Organ, Werkzeug, verbergen sich unzählige Unklarheiten, und man kann der gewöhnlichen Ansicht höchstens das Lob lassen, eine Protestation eingelegt zu haben gegen eine vollständige Vermischung der Seele mit dem Körper, ohne dass sie doch beide auseinander zu halten und zu verknüpfen gewusst habe. Hört man von einem Organ des Denkens sprechen, so drängt sich sogleich die Frage auf, in wiefern wohl diese Thätigkeit überhaupt eines Organes bedürfe, oder welche bestimmten Dienste diese gegebene Masse des Gehirnes sammt den in ihr voraussetzbaren Kräften diesem Zwecke zu leisten im Stande sei? Hierauf vermisse ich in den gewöhnlich umlaufenden Ansichten eine Antwort, denn die ganz kopflosen Einfälle, die irgend eine Bewegung oder Veränderung im Gehirn sogleich Denken nennen, können wir natürlich nicht für eine solche gelten lassen. Aber noch weiter, nicht bloss die bestimmte Art der Hülfsleistung der Organe ist ganz im Dunkeln gelassen, sondern auch die Beweise für die Existenz derselben überhaupt stehen auf sehr schwachen Füssen. Dass irgend eine Zerstörung des Gehirnes eine Geistesthätigkeit für unsere Beobachtung verschwinden lässt, kann im Allgemeinen nur für die oberflächlichste Betrachtung ein Beweis dafür zu sein scheinen, dass jene Thätigkeit direct von dem zerstörten Organe abhing. So gross ist jedenfalls und so mannigfaltig die Verkettung der einzelnen Körpertheile und der geistigen Verrichtungen, dass eine der letzteren aufhören kann, wenn ursprünglich nur ein sehr unbedeutendes Rad in dem ganzen Getriebe schadhaft wurde, dessen Effect aber durch den Zusammenhang mit andern wichtig wird. Ebenso möglich ist es, dass eine geistige Thätigkeit verschwindet, nicht weil ihr das Mittel ihrer Existenz, jenes Organ, entzogen ist, sondern weil ihrer Ausübung bei aller Integrität der ihr zunächst zugeordneten Organe doch von anderen ein Widerstand entgegengesetzt wird. Wie das Aufhören, so ist auch jede Steigerung einer Geistesthätigkeit in demselben Sinne mehrdeutig, und nur der feinsten und umfassendsten Beobachtung wird es hier gelingen, die Abwesenheit bewirkender Mittel von der Gegenwart hemmender, die Störung eines nächsten Organes von der eines nur indirect einwirkenden zu unterscheiden. Wir haben die ganze

Gewalt dieser ungünstigen Umstände bei der Ausdeutung der Gehirnfunctionen eintreten sehen. Es schien als Grundsatz zu gelten, dass jedes Organ, durch dessen Reiz man Veränderungen in irgend einem Theile hervorbringen konnte, die Functionen dieses Theiles regulire; da gab es denn bald fast keinen Gehirntheil mehr, der nicht in der Blase und den Gedärmen Bewegungen hervorrief; ist deshalb nun das Gehirn nur ein Regulationsapparat für diese? Offenbar hatte man hier nur einen, und zwar vielleicht einen nicht sehr nahen Angriffspunkt dieser Theile neben anderen aufgefunden, und ebenso wird man sich hüten müssen, Seelenfunctionen ohne weiteres als bewirkt von den Theilen zu betrachten, deren Veränderungen auf sie zurückwirken. Allein über die Führung der Untersuchungen in dieser Hinsicht lässt sich keine allgemeine Regel geben; wir kehren daher zu unserer obigen Frage zurück, deren Beantwortung einigermassen diesen Mangel ersetzen wird. Und hier glaube ich, wird sich leicht zeigen lassen, dass diese gewöhnliche Lehre von den Seelenorganen ein völlig fruchtloser Mittelweg ist, welcher die augenscheinliche Nothwendigkeit des Gehirns für das Seelenleben und die Unabhängigkeit des letzteren nicht zu vereinigen weiss. Zu der nothwendigen Voraussetzung eines Werkzeuges können wir nur getrieben werden, wenn sich nachweisen lässt, dass dasjenige, welches sich seiner bedienen soll, zu dem beabsichtigten Effect allein mit seinen eigenen Kräften nicht hinreicht; dass ferner das Mittel, das doch nur mit seiner immanenten Natur weiter wirken kann, jenen Effect hervorzubringen im Stande ist; dass endlich die Seele in diesem Falle selbst wieder die nöthigen Fähigkeiten besitze, um die Natur des Mittels so zu handhaben, dass aus dieser Form der Anwendung dieser, aus einer andern ein anderer Erfolg entstehe. Ich weiss wenigstens nicht, durch welchen dunklen Begriff man sich diesen drei Anforderungen entziehen will, die wir überall stellen müssen, wo von Werkzeugen die Rede ist, und die wir auch in der That alle befriedigt finden, wenn wir das Verhältniss der äussern Körperorgane, z. B. der Extremitäten zu den Intentionen der Seele ins Auge fassen. Macht man aber Ernst damit, ihnen auch in diesem Falle zu genügen, so wird sich Vieles ganz anders stellen, als man gemeinhin an-

nimmt. Auf die erste Frage, ob die Seele überhaupt, um vorzustellen, um zu denken, zu urtheilen, zu schliessen, der körperlichen Organe bedürfe, wird die in Rede stehende Ansicht nur so antworten können, dass zwar nicht die allgemeine Natur dieser geistigen Vorgänge aus einer Mitwirkung jener erklärt werden solle, dass aber jedes Vorstellen und Denken, sofern sein Inhalt aus der äussern Wahrnehmung aufgenommen wird, allerdings jener Mitwirkung bedürfe. Nur dazu nöthigen die Erfahrungen und nur dies gestatten sie. Dass wir eine Melodie in der Reihenfolge ihrer Töne hören, ist nicht durch eine blosse Thätigkeit unseres Vorstellens, sondern durch eine Anregung desselben möglich; damit wir überall zu einer Vorstellungswelt kommen, die sich der äussern Welt anschliesst, müssen wir voraussetzen, dass mit gewissen Zuständen der körperlichen Massen, durch welche hindurch jene äussere Welt allein wirkt, bestimmte Thätigkeiten der Seele ein für allemal verbunden sind, und nie wird daher auch nur eine wahrhafte subjective Empfindung entstehen, der nicht dieselbe aus irgend einer Ursache entstandene Veränderung der Nervenmassen vorangegangen wäre. Die Nerven erscheinen aber hier nicht eigentlich als Organe, durch welche empfunden wird, sondern ihre Zustände sind nur die Bedingungen, die dem an sich unkörperlichen Empfinden einen Inhalt und zwar diesen bestimmten, geben. Dieser eine Punkt mithin ist gewiss. Mit ihm hängt zunächst ein zweiter ungewisser zusammen, dessen Inhalt aber doch nicht unmöglich ist. Die gewöhnlichen Beobachtungen nämlich zwingen uns ebenso wenig als irgend eine an sich begründete Theorie zu der Annahme, dass auch den Vorstellungen, sofern sie nicht mehr Wahrnehmungen, sondern Erinnerungen sind, eine Thätigkeit körperlicher Organe zum Grunde liege. Unsere Erfahrung lässt uns gar nichts davon sehen, keine anatomische oder physiologische Beobachtung unterstützt diese Meinung; an sich nothwendig ist sie ebenso wenig, denn es handelt sich hier nicht mehr darum, dass die Seele die Gestalt einer ausser ihr befindlichen Reihe oder Combination von Objecten kennen lernen soll, was sie freilich nur durch Vermittelung körperlicher Eindrücke gekonnt hätte; sie soll vielmehr nur reproduciren, was sie wirklich in sich besitzt, und diese Mannigfaltigkeit der Vorstellungen hat ohne

Zweifel in ihr eben so wohl Platz, als wenn sie sich etwa wie tausendfach sich durchkreuzende Schallfiguren den einzelnen Elementen des Gehirnes eingeprägt hätte. Es bleiben mithin, um diese Annahmen zu stützen, nur einige aussergewöhnliche Fälle übrig, in denen der Zerstörung eines Gehirntheiles Mangel der Erinnerung überhaupt oder der an einzelne Kreise von Gedanken nachfolgt. Auf diese Fälle kommen wir später zurück, da wir ohnehin ja schon hier zuzugestehen bereit waren, dass diese so wenig begründete Ansicht dennoch nichts Unmögliches enthält. Man kann sich, wenn man will, die Seele allerdings dermassen träge denken, dass sie nie aus ihrem unbewussten Dasein sich zum Bewusstsein emporarbeitet, ausser wenn Bebungen des Körpers auch ihre Substanz erschüttern, und so möchte der Lauf der Associationen und Reproductionen der Vorstellungen jederzeit an der Hand einer abrollenden Kette körperlicher Veränderungen sich selbst entwickeln. Allein selbst wenn wir dies bereitwillig zugestehen wollten, so würde dennoch das Centralorgan auch in diesem Falle durch seine inneren Processe nur eine Reihe von Veranlassungen darbieten, welche dem an sich nicht durch sie erklärten Bewusstsein der Seele seine Richtung auf bestimmten Inhalt zuweisen; und auch hier würde das Gehirn nicht sowohl als Organ erscheinen, durch welches die Seele denkt, sondern einem Steuerruder vergleichbar sein, das dem Schiffe, ohne es fortbewegen zu können, seinen Lauf bestimmt. Anderseits aber liegt in dieser Ansicht, wenn man sie consequent durchführen wollte, und dies vermöchte, dasselbe Zugeständniss, welches der vollkommenste Materialismus verlangt, selbst wenn man will, ein Schlimmeres. Wer Geist und Materie amalgamiren möchte, hat dann wenigstens Grund zu behaupten, dass jener nicht ohne diese bestehen und leben kann, wer aber beide trennt, und dennoch jenen von dieser in solcher Weise gängeln lässt, construirt dadurch nur eine Maschine, und betrügt sich selbst durch die Hoffnung, durch ein Wunder des Glaubens diese Missgeburt des Wissens wieder zu beseelen.

50. Die zweite Frage ist in Bezug auf unsern jetzigen Gegenstand durch das Vorige eigentlich schon mitbeantwortet. Wie viele ungeahnte Kräfte in der Nervensubstanz noch verborgen liegen mögen, wissen wir freilich nicht; aber schwerlich

werden sie diese besitzen, das Unmögliche möglich zu machen. Zu dem Unmöglichen gehört aber dies, dass irgend eine Veränderung eines Nervenelementes, bestehe sie, worin sie wolle, selbst in einer Vorstellung, die dieses Element in seinem Bewusstsein etwa hätte, der Seele die Fähigkeit des Wissens erst mittheile, wenn sie diese nicht von selbst schon besässe. Wie irgend eine Masse, wie selbst irgend eine von mir unterschiedene Seele mir als Werkzeug dienen könnte, vermittelst dessen ich des Vorstellens überhaupt erst fähig würde, lässt sich gar nicht begreifen; ob zwar sich sehr wohl begreifen lässt, wie diese vorhandene allgemeine Fähigkeit durch solche äusserliche Einflüsse ihre bestimmten Anwendungspunkte erhalten kann. Nur dann, wenn die Einheit der Seele uns gestattete, die Nervenelemente sogleich als die denkenden Theile selbst zu betrachten, könnten wir ihnen eine solche nähere Beziehung zu dem Charakteristischen dieser Function zutrauen; aber dann würden sie eben nicht Organe, sondern gleich Subjecte des Denkens sein. Um in einer an sich nicht schwierigen, aber oft missverstandenen Sache möglichst deutlich zu sein, erwähnen wir noch folgendes. Die meisten werden zwar zugeben, dass die eiweissartige Nervensubstanz noch Kräfte enthalten kann, die uns unbekannt sind, aber sie werden von diesen Kräften nichts Ausserordentliches erwarten; es ist eine schlechte Ausflucht theoretischer Untersuchungen, den geringsten dunklen Fleck, den die Wissenschaft noch hat lassen müssen, zu occupiren und in ihn hinein die unwahrscheinlichsten Hoffnungen ganz ungeahnter Geheimnisse zu verlegen, in dem Gefühl der Sicherheit, dass man aus diesem Dunkel für den Augenblick wenigstens nicht vertrieben werden könne. Welches nun auch jene innere Beschaffenheit der Nervenelemente sein mag, die Wirkungen jedes einzelnen auf ein anderes werden gewiss für die Erwartung jedes Verständigen in den Kreis von Wirkungsformen mit eingeschlossen sein, der den Kräften der Natur überhaupt zukommt, und es wird sich daher nie begreifen lassen, wie diese physikalischen Massen für die Seele als Organe der idealen Vorgänge dienen sollen, aus denen ihr inneres Leben besteht. So wenig als aus dem Stocke zu begreifen ist, warum die damit berührte Saite tönt, während ein Wollsack stumm bleibt, so wenig ist

aus den Veränderungen, die dem Centralorgane zustossen können, zu begreifen, warum sie Vorstellungen erzeugen. Nur unter der Voraussetzung der Gegenwart eines Subjectes, in dessen Natur es liegt, auf äussere Anregungen Vorstellungen zu entwickeln, kann man einsehen, wie die Mannigfaltigkeit und Abwechselung dieser Hirnprocesse eine ähnliche Form in dem Ablauf der Gedanken zu Wege bringen kann. Die Summe also von dem allen ist dies: nothwendig ist die Annahme, dass jede erste Wahrnehmung eines Gegenstandes, jedes erste Vorstellen eines Inhaltes allerdings der Seele durch eine vorhergegangene Veränderung der Centralorgane abgenöthigt werde; weder nothwendig noch wahrscheinlich, aber nicht unmöglich die zweite, dass alles Bewusstsein und Bewusstwerden überhaupt ein erzwungener Seelenzustand sei, erzwungen durch die fortwährende Aufstachelung von Seiten der veränderlichen Nervenprocesse, ohne welche die Seele in einen unbewussten Zustand wieder übergehen würde; unmöglich die dritte, das Gehirn als ein Organ zu betrachten, dessen die Seele sich bediene, um sich zum Vorstellen überhaupt fähig zu machen; nur durch die Herbeischaffung des Materials, über welches das Denken stattfinden soll, kann überhaupt das Centralorgan den Zwecken des Denkens Vorschub leisten, aber die Nothwendigkeit des Zusammenhanges in einem logischen Schlusse, die einer ästhetischen oder moralischen Beurtheilung kann, wenn einmal die Kenntniss des Gegenstandes vorausgesetzt ist, durch irgend eine körperliche Mitwirkung nie gefördert werden. Hieraus ergibt sich zugleich die Antwort auf unsere dritte obige Frage; es ist überhaupt hier gar kein Organ vorhanden, dessen die Seele sich bediente, sondern nur Bedingungen, von denen die Richtung ihrer Thätigkeit abhängt. Aus diesen Gründen habe ich bereits früher die Meinung ausgesprochen, dass es für alle höheren geistigen Thätigkeiten kein körperliches Organ gebe, dass vielmehr die Seele nur in denjenigen ihrer Verrichtungen und gerade so weit an leibliche Mitwirkung gebunden sei, als sie Aeusseres in sich aufzunehmen, Inneres aus sich äusserlich zu gestalten hat. Die Missbilligung, die diese Ansicht von vielen Seiten erfahren hat, veranlasste mich, diese Betrachtungen noch einmal aufzuführen, denn der Grund meiner Annahme war keines-

wegs nur der, dass ohne sie der Würde der Seele zu nahe getreten würde, sondern bestand hauptsächlich in der Ueberzeugung, dass, wenn es auch tausend zuvorkommende Seelenorgane gäbe, sie doch sämmtlich ganz ungeschickt sein würden, jene höheren Thätigkeiten der Seele zu begründen; sie könnten weder urtheilen noch schliessen helfen, sie würden weder das Schöne noch das Gute schätzen lehren. Dennoch darf auch ich behaupten, dass der Einfluss derjenigen Organe, die ich allerdings annehmen zu müssen glaube, sehr bedeutend ist, und dass die Masse des Gehirnes nicht zu gross ist, um ihm allein gewidmet zu sein. Ich habe früher ein Sensorium und ein Motorium commune angenommen; eine dritte Organenklasse können wir vielleicht noch hinzufügen.

51. Sinneseindrücke und ihre Verbindungen sind das Material, über welches die Seele das Netz ihrer Vorstellungen hinzieht. Schon bei der ersten Wahrnehmung verlangt jeder einzelne Theil der geringsten Empfindung unvermischt mit andern bis zu den Centralorganen fortgeleitet zu werden, um überhaupt zum Bewusstsein zu kommen, eine Vorbedingung des bewussten Seelenlebens, über deren Bedeutung später zu sprechen sein wird. Aber jeder Theil verlangt zugleich in seinen bestimmten Verhältnissen zu den übrigen wahrgenommen zu werden; damit die Seele das, was an einem Körper rechts ist, auch in gleicher Lage und Nachbarschaft, das linke nach entgegengesetzter Richtung fortgehend vorstelle, damit sie den Widerstand, den der Körper dem Getast entgegenstellt, in denselben Raum versetze, welchen das Object der Gesichtsempfindung füllt, damit wir eine Localkenntniss unseres eigenen Körpers gewinnen, zu dem allen bedarf es, wie früher auseinandergesetzt wurde, mannigfaltiger Apparate, durch welche jedes einzelne Empfindungselement nach Massgabe seiner Eintrittsstelle mit bestimmten Nebenumständen verkettet wird, aus denen später erst die Auslegung der allerdings vielfach mit helfenden Vorstellungsassociationen möglich wird. Man schätzt die Wichtigkeit dieser Aufgabe der Centralorgane zu gering; wenn sie auch klein ausfällt bei Gehör, Geruch und Geschmack, die keine Ortsbestimmung kennen, so ist sie desto verwickelter bei Gesicht- und Hautgefühl; noch übler aber thut man gewiss, wenn man bei diesen Processen die unbedingt

nothwendige Mitwirkung körperlicher Organe durch nicht zureichende Associationen der Vorstellungen zu ersetzen sucht, um dafür den höheren geistigen Thätigkeiten den Ballast eines ihnen unnützen Organes anzuhängen. Denken wir uns nun die Aufgabe des Sensorium während der Wahrnehmung beendigt, wenn es der Seele diese geordnete Reihe von Anstössen überliefert hat, um sie in eine räumliche Welt wieder auseinanderzubreiten, so mag es eine nicht weniger wichtige im Verlaufe der Erinnerungen zu erfüllen haben. Der Lauf der Gedanken besteht nicht bloss in dem Auf- und Absteigen der Vorstellungen, sondern in einer mannigfaltigen Unterordnung ihres Inhaltes unter metaphysische Begriffe, unter ästhetische und ethische Werthbestimmungen. Diese Gewohnheiten des Geistes betrachten wir als etwas, bei welchem direct keine körperliche Thätigkeit das Mindeste leisten könnte; jene Ideen bilden vielmehr das eigenthümlichste Besitzthum des Geistes, dessen Leben nur in der Bestrebung besteht, ihren Gesetzen das Material der Vorstellungswelt zu unterwerfen. Allein es ist ein grosser Unterschied zwischen dem einfachen Besitze jener ursprünglichen Ideen und der Fähigkeit, ihnen das Passende unterzuordnen, und gerade hierin, in der Zubereitung des Materials, über welches geurtheilt werden soll, werden auch die körperlichen Processe eine wesentliche Verrichtung zu erfüllen haben. Zwar glauben wir nicht, dass um ein logisches, ästhetisches oder moralisches Urtheil zu Stande zu bringen, eine Mitwirkung der Centralorgane um deswillen nöthig sei, um überhaupt den zu beurtheilenden Inhalt zum Bewusstsein zu bringen, wohl aber deswegen, weil ohne sie der Kreis von Gefühlen verschwinden würde, der fast in allem unsern selbst abstracten Denken eine wesentliche Mitbedingung für die Unterordnung eines Gegebenen unter höhere Gesichtspunkte ist. Ueberall, wo eine ästhetische oder moralische Werthbestimmung über einen Inhalt festgestellt werden soll, da soll nicht bloss ein abstractes Bewusstsein die gleichgültige Kenntniss dieses Werthes in sich entwickeln, eine Aufgabe, die näher betrachtet in sich selbst widersprechend sein würde, sondern ein theilnehmendes Gefühl soll diese Bestimmung zugleich als in das eigene Ich eingreifende und für dieses bedeutungsvolle erfassen. In der That beurtheilen wir moralisch

jede Handlung doppelt, einmal theoretisch sie unsern allgemeinen Grundsätzen unterordnend, auf denen absoluter Werth für sich schon ruht, anderntheils aber auf die Gefühle lauschend, welche die Vorstellung der als geschehend gedachten Handlung in uns hervorruft, und die nicht selten ihren Ursprung aus körperlichen Quellen verrathen. Der Mangel der Bildung lässt dieser sinnlichen Beurtheilung die Oberhand, und während sie durch Lust und Abscheu die an sich nicht durch sie bedingten moralischen Ueberzeugungen unterstützt, verfälscht sie ebenso oft den Thatbestand dessen, was zu beurtheilen war, und lehrt wilde, ihres sinnlichen Kraftgefühls frohe Völker die Martern ausüben und glorreich finden, deren Abscheulichkeit andere aus dem gleich schlechten Grunde der Feigheit eher entdeckt haben würden. Aesthetische Gefühle sind noch weniger, vielleicht nie von diesem leisen Nebenherspielen sinnlicher Gefühle zu trennen, und schwerlich lässt sich ein Kunstgenuss denken, der nur in einer rein geistigen Beurtheilung bestände, und nicht wie alle intellectuellen Gefühle und Stimmungen den grössten Theil seines innerlichen Glückes der vollkommenen Euphorie verdankte, in welche der Anblick des Kunstwerkes theils unmittelbar, theils durch Erweckung zahlreicher Erinnerungen und sie begleitender Gefühle versetzte. Wenn nun schon diese nicht zunächst auf das individuelle Leben sich beziehenden Acte der Geistesthätigkeit, zwar nicht ihre volle Begründung, wohl aber ihre lebendige Eindringlichkeit solchen Gefühlen mit verdanken, so ist dies in höherem Masse bei allen Gedanken der Fall, die wirkliche Lebenserinnerungen enthalten, und die niemals von intellectuellen Gefühlen aller Arten und Grade entblösst sind. Zwar kann man die Gefühle der Freude und der Trauer sich auch aus einem Gewebe von Vorstellungen entstanden denken, die zunächst nicht durch körperliche Functionen gestützt werden; allein die Veranlassungen dieser Gefühle ruhen doch zuletzt in Erfahrungen des Lebens, die nicht ihrem blossen theoretischen Inhalte nach, sondern durch ihr Verhältniss zu einer bestimmten Lage gerade dieses empfindenden Individuums als Quellen von Gefühlen überhaupt gelten können. Es scheint daher nicht hinzureichen, dass die Vorstellung dieser Veranlassungen allein producirt werde, sondern um ein Gefühl

zu erwecken, müssen sie in der Art auch in die körperlichen Thätigkeiten mit eingreifen, dass auch jene körperlichen Rückwirkungen wieder, obwohl in niederem Grade, erregt werden, die früher im Augenblicke des wirklichen Leidens oder Genusses stattfanden. Eine solche Begleitung der Vorstellungen durch Gefühle findet übrigens auch bei dem abstractesten Denken statt. Eine beliebige Menge einzelner Elemente, die in irgend einer Art zusammengefasst werden sollen, werden wir uns immer zunächst in einen Raum einordnen, um ihre gegenseitigen Verhältnisse mit eben der Ruhe überblicken zu können, mit welcher der Gesichtssinn seine Objecte betrachtet. Jede Operation einer Verknüpfung dieses Inhaltes selbst werden wir uns immer symbolisch durch eine räumliche Bewegung vergegenwärtigen, und selbst wenn wir die ärmlichste Rechnung vollziehen, können wir uns das hier befolgte Zusammenfassen des Einzelnen unter die Regel einer Verbindung nicht zum Bewusstsein bringen, ohne dass das Zusammenziehen der in einem eingebildeten Raume zerstreuten Elemente uns eine Reihe von Bewegungsgefühlen, Gefühlen der Kraft und des Widerstandes zubrächte. Irgend eine wissenschaftliche Gedankenkette geht nicht abstract durch unsern Kopf, ohne eine Erinnerung an uns selbst zu erregen, oder mit dem Bilde unseres eigenen Ich vollkommen zu verschmelzen; wer sich selbst beobachtet, wird leicht finden, dass auch hier die einzelnen Glieder der Kette eine gewisse gegenständliche Anschaulichkeit für uns erhalten, und dass wir unter ihnen hin und her gehen, nicht ohne ein Gefühl der Leichtigkeit oder der Hemmung, der Freiheit oder Ungelenkigkeit unserer Bewegungen. Und so begleitet überhaupt, was hier zu zeigen unmöglich ist, auch unsere abstractesten Begriffe und Gedankenzüge eine fortwährende Symbolisirung, in welcher wir die Bedeutung derselben durch sinnliche Gefühle uns so zu eigen machen, dass ihre Ausführung nicht mehr als eine That des reinen Denkens in uns, sondern als eine des vollen, individuellen und concreten Ich erscheint. Beobachtungen dieser Art sind leichter zu machen, als zu beschreiben; wir beschränken uns daher hierauf, und erwähnen nur, dass wir gerade in dieser Umwandlung rein geistiger Thätigkeiten in solche, welche nicht bloss den abstracten Geist, sondern die

concrete Gesammtheit des Individuums erregen, einen Wahrscheinlichkeitsgrund für die Annahme finden, dass auch während der Erinnerung die Vorstellungen fortwährend von einem schwächeren Nervenprocess begleitet werden, dem ähnlich, den sie bei ihrer ersten äusserlichen Wahrnehmung erzeugt haben würden. Aber wir müssen hinzufügen, dass diese Wahrscheinlichkeit weit entfernt von der Gewissheit ist, und dass selbst die letztere angenommen, doch nicht die Vorstellung durch die Nervenprocesse, sondern umgekehrt diese von jener zuerst ihre Anregung erhalten. Auch meinen wir, wie gesagt, gar nicht sowohl, dass etwa die Vorstellung des Rothen den Zustand des Opticus oder des optischen Centralorganes reproducire, durch den die Empfindung des Rothen entstehen würde (obwohl auch dies nicht unmöglich ist); vielmehr erweckt die Vorstellung die Nervenwirkungen, die auch sonst ihre Consequenzen waren. Und gerade in diesem Sinne würde sich das Sensorium als ein Organ der höheren geistigen Thätigkeiten beweisen, als ein Werkzeug nämlich, dessen jene sich bedienen, um ihren Vorstellungen einen höhern Grad der Klarheit und des Interesses zu geben. Wir sehen daher auch, wie sehr die Leichtigkeit der Auffassung und des Nachdenkens durch körperliche Leiden gemindert werden kann; überall wo es, wie z. B. bei mathematischen Untersuchungen, auf eine Combination verschiedenartiger Elemente und Festhaltung verwickelter Relationen ankommt, da kann eine leichte katarrhalische Affection die Thätigkeit der Nervenmassen so umändern, dass jene nachbildende, schematisirende Einbildungskraft ihre Dienste versagt, und die Ausführung einer Rechnung beschwerlich wird, obwohl keine der Regeln, nach denen sie geschehen muss, dem Verstande entfallen ist. Wir haben hier nur eine Trägheit in den Verrichtungen derjenigen Organe anzuklagen, die dem Flusse der Vorstellungen anschauliche Bilder räumlicher Gestalten oder Bewegungen unterlegen sollten, um die aus dem Innern des Geistes heraus sich gestaltende Production gewissermassen äusserlich zu fixiren, und so dem Denken von Zeit zu Zeit feststehende Ruhepunkte, von denen aus es weiter schreiten kann, zu gestatten. In der That finden wir, dass die einfachen logischen Grundsätze, die ästhetischen und moralischen Beurtheilungsgründe nie Jemandem abhanden

kommen, sondern dass nur die Anwendung, die ihnen das Mannigfaltige der Vorstellungswelt unterwirft, bis zu den äussersten Graden des Wahnsinnes verdorben werden kann. Geschieht nun selbst im abstracten Denken jene Bezwingung des Inhaltes nur vermittelst jener Symbolik durch Anschauungen des Raumes und der Bewegung, geschieht ferner ästhetische und moralische Beurtheilung nicht leicht ohne den mitbestimmenden Einfluss sinnlicher Gefühle, so ist hier dem Einflusse der körperlichen Organe ein weites Feld geöffnet, und man bedarf der Annahme nicht, dass ausser der wirklichen Anwendung auch noch die ganze Möglichkeit der höheren Geistesfunctionen auf ihnen beruhe.

52. Dass der Zusammenstimmung der körperlichen Bewegungen ein grosser Theil der Gehirnmasse gewidmet sei, lässt sich nicht nur vorhersehen, sondern ist einer der Punkte, die auch empirische Beobachtungen sehr wahrscheinlich machen. Wir haben hierüber nur wenige Bemerkungen hinzuzufügen. Zuerst wird aus allem Vorigen hervorgegangen sein und kann augenblicklich durch Beobachtungen an vielen neugebornen Thieren bestätigt werden, dass der gewöhnliche Gebrauch der Glieder, der überall in gruppenweis combinirten Bewegungen der Muskeln besteht, kein Product der allmählich wachsenden Erfahrung und der Vorstellungsassociationen ist, sondern durch diese nur einer Verfeinerung fähig, ursprünglich auf einem vielfältig verschlungenen Mechanismus beruht. Wollen wir das verbrauchte Gleichniss von der Claviatur eines Instrumentes anwenden, so liegen der Seele nicht die Enden isolirter Nervenfasern als Tasten vor, auf denen sie zu spielen hätte, sondern wir können mit Grund vermuthen, dass viele Primitivfasern nicht bloss in eine, sondern wechselnd selbst in mehrere untergeordnete Gruppen verflochten sind, zu deren jeder nur ein Verbindungsweg weiter nothwendig sein würde. Bewegungen aber sollen auf verschiedene Weise angeregt werden; einmal als Rückwirkungen von Zuständen, deren Eintreten ins Bewusstsein nicht nothwendig, sondern nur zufällig ist, und in diese Klasse der Reflexbewegungen im weitesten Sinne gehören alle diejenigen, welche zum Schutze des Körpers gegen schädliche Einflüsse verwendbar sind; sie bilden die einfachste Klasse; aber auch ihre Mittelpunkte, d. h. die

Punkte, an denen der aufregende Reiz den Anstoss zur Rückwirkung auslöst, werden grossentheils in den Centralorganen zu suchen sein. Eine andere Klasse umfasst die Bewegungen, als deren ausgebildetstes Beispiel die mimischen gelten können, d. h. diejenigen, die von einem intellectuellen Zustande erregt werden, ohne dass eine Vorstellung von ihnen, als von einem beabsichtigten Erfolge, vorhergegangen wäre. Analysiren wir z. B. das Lachen bei der Wahrnehmung eines komischen Vorfalles. Es mögen hier die Centralorgane der sinnlichen Auffassung in ihren einzelnen Theilen noch so mannigfaltige verschiedene Nervenprocesse erleiden, so kann doch offenbar nicht in ihnen und ihren gegenseitigen Verhältnissen der Grund des Lächerlichen liegen, so wie etwa der Grund des Missbehagens an einer Dissonanz in den sich störenden Processen im Acusticus liegt. Denn das Komische beruht nicht auf constanten wahrnehmbaren Formen und Verhältnissen, sondern auf der verstandenen Bedeutung des Wahrgenommenen. Insofern wird mithin das ästhetische Urtheil, welches der wahrnehmende Geist fällt, ihm durchaus allein angehören und nicht durch die Processe in den körperlichen Organen motivirt sein können. Man kann nun hier annehmen, dass mit diesem bestimmten wie auch immer erregten Gemüthszustande die unwillkürliche Bewegung des Lachens direct verbunden sei; man kann aber auch im Gegentheil voraussetzen, dass diese Rückwirkung erst dadurch entstehe, dass von dem Gemüthszustande aus sich eine Affection des Sensorium ausbilde, die nun erst nach Art der Reflexbewegungen die Erschütterung des Lachens nach sich zieht. Hier, wie fast überall, bleibt mithin zwar die beständige Mitwirkung der Centralorgane eine sehr wohl mögliche, aber durchaus unerweisbare Hypothese. Denn selbst wenn sich z. B. nachweisen liesse, dass das sogenannte krampfhafte Lachen in manchen Krankheiten mehr als eine Verzerrung der zum Lachen dienenden Gesichtsmuskeln wäre, würde sich doch diese Anregung desselben ohne Vorausgehen jenes Gemüthszustandes nur den Beispielen von Functionsäusserungen anschliessen, die so oft in Nerven von unregelmässig intercurrirenden Reizen entstehen; aber es wäre nicht nöthig, dem ganzen Processe selbst in jener vorausgesetzten Affection des körperlichen Sensorium eine grössere

Breite der Angriffspunkte zu geben. Die dritte Klasse der Bewegungen enthält die, denen die Vorstellung ihres Effectes vorangeht. Unter ihnen erwähnen wir besonders das Sprechen. Es zeigt sich bei ihm sehr deutlich jene früher erwähnte Neigung, allen Inhalt des reinen Gedankens in Vorstellungen von sinnlicher Art sich zu objectiviren; die Schnelligkeit, mit der wir unsere Gedanken vollkommen klar zu entwickeln im Stande sind, ist nicht grösser als die, mit der wir in der Erinnerung den Klang der ihnen entsprechenden Wortreihe successiv zu reproduciren vermögen, und die Geschwindigkeit dieses inneren Hörens ist selbst nicht grösser als die, mit welcher unser Sprachorgan dieselben Laute wirklich produciren könnte. Dieses Verhältniss scheint auf eine Mitwirkung körperlicher Organe hinzudeuten. Die Verknüpfung einer Vorstellung mit dem bezeichnenden Worte ist, da es viele Sprachen gibt, natürlich Gewinn der Erfahrung und Association; über das Aussprechen des Wortes aber lassen sich verschiedene Ansichten fassen. Man kann zuerst jeden einzelnen Laut als blosse Vorstellung betrachten, die ohne weitere Vermittelung eine bestimmte Lage der Stimmorgane hervorbringt; so dass die Abwechselungen dieser Lagen sich parallel mit dem durch Associationen geregelten Ablauf der Lautvorstellungen entwickelten. Man kann zweitens meinen, dass die Vorstellung des Gegenstandes zunächst das Centralorgan des Gehörsinnes zu der Production eines Lautbildes anrege, von dem aus erst später der Mechanismus der Stimmmuskeln in Bewegung gesetzt wird. Man kann endlich drittens bemerken, dass wir zwar Vorstellungen von Farben, zu deren wirklicher Erzeugung unser Nervensystem kein Mittel hat, in der Erinnerung produciren, ohne uns dabei eigener Thätigkeit bewusst zu sein, dass wir aber nicht ebenso passiv eine Vorstellung von einem Laute in uns finden, wir stellen vielmehr jederzeit uns zugleich die Thätigkeit unseres Stimmorganes vor, und reproduciren die Tonvorstellungen gewissermassen durch eine Reihe intendirter, nicht zum Vollzug kommender Bewegungen desselben. Deswegen gelingt es uns zwar gut, die feinsten Nüancen des Lautes, nicht aber Vorstellungen eines Schalles mit gleicher Deutlichkeit zu bilden, der über die Leistungsfähigkeit unseres Stimmorganes hinausgeht; so wie es uns

auch immer unmöglich fällt, in Gedanken eine Musik in einem Tempo vorzustellen, in welchem unsere Stimme sie nicht ausführen könnte, während das Gehör doch der durch die Instrumente wirklich executirten Musik recht wohl folgen kann. Ich glaube, dass man die Richtigkeit dieser Bemerkungen nicht leugnen kann, obwohl schwer zu sagen ist, was daraus zu folgern sein wird. Eben indem wir uns bemühen, lebhaft uns an einen Schall zu erinnern, den unser Stimmorgan nicht produciren kann, müssen wir, wie es scheint, eine Vorstellung desselben schon besitzen; aber sie, sowie alle übrigen, wird nur in dem Grade klar und deutlich, als eine Affection in dem Centralorgane des Gehörsinnes reproducirt wird; diese nun scheint nicht leicht für sich selbst erweckbar zu sein, sondern erst zum Vorschein zu kommen, indem die Gefühle intendirter Bewegungen des Stimmorganes sie verstärken. Bei dem wirklichen Sprechen wird der producirte Laut selbst diese Rolle übernehmen; bei der stummen Erinnerung an Laute dagegen wird erst durch diesen Kreislauf gegenseitiger Anregungen die vollkommene Deutlichkeit der Lautvorstellungen erreicht werden. Würde dieser Zusammenhang der Processe krankhaft verändert, so dass, wie in einem neulich aus England erzählten Beispiele, das Vermögen, die Sprachorgane zum Aussprechen eines bestimmten Lautes zu disponiren, verloren ginge, so würden wir auch die Klarheit der Vorstellung von diesem Laute bestreiten müssen. Die Krankheitsfälle dieser Art sind so wenig bekannt, dass wir aus ihnen noch keine Schlüsse ziehen können. Wahrscheinlich aber kommt es uns vor, dass für diese gegenseitige Accommodation der Vorstellung und der Bewegung die fortwährende Mitwirkung eines sensiblen Centralorganes eine wesentliche Bedingung enthalte. — Zu dieser dritten Klasse der Bewegungen gehört nun noch die grosse Menge derer, denen nicht immer eine ebenso detaillirte Vorstellung ihrer nächsten Effecte, sondern nur ein Bewusstsein ihres letzten Zieles vorhergeht, und bei denen wir deshalb um so mehr ein fein organisirtes Centralorgan voraussetzen müssen, auf welches die kleinsten Modificationen des Bewusstseins in entsprechender Weise einwirken. Diesen Betrachtungen über die motorischen Fähigkeiten mag nun noch eine problematische Annahme hinzugefügt werden. Dass geistige

Stimmungen, die keineswegs aus sinnlichen Ursachen hervorgegangen sind, indirect einen grossen Einfluss auf die vegetativen Verrichtungen äussern, ist bekannt. Theils indem sie Bewegungen veranlassen, theils indem sie Trieb und Interesse für solche schmälern, verändern sie jene, bald durch die Bewegung und Ruhe selbst, bald durch die sympathischen Effecte, welche diese in den dem Willen nicht unterthänigen Nervengebieten hervorbringen. Man könnte jedoch noch an einen directeren Einfluss des Geistes denken und einen Theil des Centralorganes, der ihm diente. Die Gestalt des Körpers ist nicht allein bestimmt, als Mittel zu zufälligen Zwecken des Individuums zu dienen, sondern wie sie in ihrer allgemeinen Bildung die ästhetische Bedeutung des menschlichen Lebens ausdrückt, so könnte der specifische Charakter und die herrschende Stimmung jedes individuellen Geistes auch Wege finden, direct auf die Gestaltung des Körpers einzuwirken, und das, was die mimischen Bewegungen für einen vergänglichen Zustand leisten, durch eine langsamere, nachhaltigere Formveränderung für einen beständigeren versuchen. Die Annahme einer Seele als Baumeisterin des Körpers ist zwar eine ebenso unmögliche als fruchtlose, nicht ebenso verhält es sich aber mit der anderen, dass unter all den Substanzen, aus deren festgesetzten Gegenwirkungen die Gestalt des lebendigen Körpers entsteht und unterhalten wird, auch die Seele mitzähle. Aus einer willkürlich und zweckmässig schaltenden Macht würde sie dann freilich zu einer mechanisch bedingten und bedingenden Substanz geworden sein, eine Rolle, welche sie ohnehin dem sensiblen und dem motorischen Nervensysteme gegenüber spielt. In wie weit nun bei den Menschen diese Gewalt der Seele über die Vegetation anzunehmen möglich sei, lassen wir dahingestellt, und wollen am wenigsten unsere Meinung durch Berufung auf die scheinbaren Thatsachen etwa des Versehens der Schwangern u. s. f. stützen, obwohl nur ein thörichtes Zutrauen zu durchaus nicht unfehlbaren Theorien die Unmöglichkeit dieser Erscheinung aussprechen konnte, deren Unwirklichkeit höchstens wir empirisch kennen lernen können. In dem Thierreich, wo überhaupt die Gestalt des Nervensystemes so sehr von der des menschlichen abweicht, sind dagegen solche Verhältnisse viel bedeutender zu erwarten.

Den höheren Geschöpfen, in denen die Thätigkeit der Seele zu besserer Ausbildung gelangt ist, wird die Kenntniss der vegetativen Vorgänge, auf denen ihre Existenz beruht, durch die Verschwiegenheit des Sympathicus entzogen und eben dadurch dem Seelenleben die Möglichkeit verschafft, seine Kraft auf die Wahrnehmung der Aussenwelt und höhere Interessen zu richten; bei vielen der niederen Thiere dagegen füllen Umwandlungen der Gestalt, grosse Veränderungen des Stoffwechsels, Handlungen, die nicht ohne Kenntniss der materiellen Veränderungen des Aeusseren unternommen werden können, die ganze Aufgabe des Lebens aus, und eine Menge ihrer Instincthandlungen wird sich nur unter der Voraussetzung denken lassen, dass für sie ein grosser Theil der vegetativen Verrichtungen Gegenstand des Bewusstseins wird, so wie dass die Zustände der Seele in ausgedehnterer Weise als bei uns auf die Gestaltbildung und den Stoffwechsel zurückwirken.

53. Ausser diesen angeführten Aufgaben, und solchen, die sich ihnen unmittelbar anschliessen, sehen wir nichts, was durch die Centralorgane für die Seele geleistet werden könnte, und so wird sich hieraus auch leicht ergeben, wie wir über die Bemühungen der Phrenologie zu urtheilen haben. Es war ein wesentlicher Vorzug der ursprünglichen Gallischen Lehre, dass sie den höhern Geistesthätigkeiten kein besonderes Organ zuschrieb, sondern nur diejenigen Thätigkeiten, in denen die Seele Aeusserliches verinnerlicht oder Inneres zur Aeusserung bringt, an bestimmte Centralorgane zu fesseln suchte. Man begeht in diesen phrenologischen Erklärungen gewöhnlich mehrere Fehler. Man betrachtet zuerst fast jede Thätigkeitsäusserung der Seele isolirt für sich und weist ihr irgend ein Organ zu; verwechselt mithin leicht solche Functionen, die in der That ganz direct von Nervenprocessen abhängen, mit andern, die nur sehr indirect durch dergleichen Processe begünstigt oder gehemmt werden, in der That aber nur in ihrer Anwendung, in dem Reichthum der Gelegenheiten zur Ausübung von ihnen abhängen. Die Klassificationen der Seelenvermögen wie sie noch immer von der Phrenologie vorgebracht werden, bilden zu häufig ein chaotisches Aggregat, in dem alles coordinirt erscheint, was auf die mannigfaltigste Weise subordinirt, selbst entgegengesetzt ist. Anstatt so specielle Vermögen an-

zunehmen, und die ganze Ausbildung eines Charakters, so wie sie in einem Augenblicke vorliegt, als fixirt in einer Bildung der Centralorgane anzusehen, würde man in dieser nur wenige einfachere Prädispositionen der Art voraussetzen dürfen, wie wir sie geschildert, und aus der Combination dieser mit den einwirkenden Umständen des Bildungsganges dieses Ergebniss eines entwickelten Charakters zu erklären suchen. Auch wir können annehmen, dass jene Talente, die nur in der Verknüpfung von Sinneselementen sich äussern, an angeborenen Dispositionen der Centralorgane haften. Dass der Sinn für Musik, Malerei, selbst für die Uebersicht und Anordnung mathematischer Grössen und Formeln, die Leichtigkeit des Ortsgedächtnisses ebenso, wie anderseits die Stimmungen des Geistes überhaupt, die Grösse einzelner sinnlicher Triebe, die Lebhaftigkeit und Zartheit der Empfindungen und die Gelenkigkeit, selbst der Trieb zu einzelnen Bewegungen an körperlichen Dispositionen hafte, wird Niemand bezweifeln, und gerade dies ist der Kreis von Thätigkeiten, den nicht nur unsere Annahme von ihnen abhängig macht, sondern in welchem uns auch die Erfahrung die häufigsten und deutlichsten Beispiele erblicher Fortpflanzung der Geistesrichtungen zeigt. Einzelne Volksstämme, die sich lange unvermischt erhalten, pflegen in diesem Kreise auch einen nationalen Typus zu bewahren, und es ist die Frage, ob nicht ohne die fortwährende Kreuzung der Racen, die in den Mischlingsvölkern gewöhnlich die kräftigsten Fermente neuer Bildung erzeugt, das menschliche Geschlecht in eine Reihe von Varietäten zerfallen würde, deren jede wie die einzelnen Thierklassen, wenn auch begreiflich nicht in dem Masse, sich durch angeborene Instincte auszuzeichnen scheinen würde. Die weiteren Nachwirkungen, welche solche Anlagen für das ganze geistige Leben hervorbringen müssen, sind nicht gering; denn obwohl wir dieselben allgemeinen höhern Geistesthätigkeiten überall voraussetzen müssen, so geht doch aus jenen eine so bestimmte Steigerung und Schmälerung des Interesses für einzelne Gebiete der Handlungen hervor, dass dadurch allein schon bei der Beobachtung so umgebildeter Gemüther es schwer wird, dieselben höheren Functionen überall wiederzufinden. Bei anderen Richtungen der geistigen Thätigkeit täuscht man sich offenbar,

wenn man eine besondere Anlage für sie nöthig meint. Der Sinn für Sprachen, für Philosophie, für Geschichte wird jedenfalls auf einem Zusammenfluss mehrerer geistiger Bedingungen beruhen, theils einer vorwiegenden Fähigkeit zur sinnlichen Vorstellung und Gestaltung nach einer besondern Richtung hin, theils einer eigenthümlichen allgemeinen Stimmung des Geistes, die ohne neue Fähigkeiten zu geben, die überall vorkommenden vielmehr zusammenhält und einem bestimmten Ziele zulenkt. Nächst diesen Irrungen nun über den Zusammenhang der Geistesfunctionen selbst, überlässt man sich noch in der Phrenologie und Kranioskopie einer zweiten Klasse ganz unmotivirter Gedanken. Man stellt gewöhnlich eine viel zu geringe Anzahl möglicher Hypothesen auf und beschränkt die Erfahrung gewaltsam auf eine einzige Richtung, als könne nur in ihr die Wahrheit liegen. Gewiss ist unter allen Theilen des Körpers das Gehirn dasjenige, in dessen Functionen die geistigen Thätigkeiten den nächsten Anhalt haben; aber viele Zustände des Gemüthes, namentlich jene allgemeinen Stimmungen, deren Einfluss grösser ist, als zugestanden, können ebensowohl auf der Eigenthümlichkeit des Einflusses beruhen, den die chemische Natur des Blutes z. B. auf die Centralorgane fortwährend ausübt, oder auf den Anregungen sensibler Nerven, die von irgend einem vorzugsweise reizbaren Theile ausgehen. Beschränkt man sich aber auf das Gehirn, so ist es hier wieder eine ganz ungegründete Annahme, dass die verschiedenen sogenannten Vermögen der Seele jedes in einer besondern Gegend desselben seinen Sitz haben solle, eine Hypothese, welche die unendlich mannigfaltige Verbindung der verschiedenen Vermögen, die fast in jedem Acte des Seelenlebens vorkommt, ganz bei Seite lässt. Hier hätte auch die zweite Annahme eine Berücksichtigung verdient, dass die verschiedenen Thätigkeiten der Seele an verschiedenen Faserbündeln oder Primitivfasern haften, die durch höchst mannigfache Verschlingungen an vielen Punkten verbunden, durch Verschiedenheit ihrer Lagerungsverhältnisse zu den verschiedenen letzten Gestalten der Seelenthätigkeit beitragen. Ausser der Analogie dieser Annahme mit den sensiblen und motorischen Nerven böte sie noch den Vortheil, dass durch diese Anordnung die Vorstellung, das Gefühl, der Wille überall geregelte

Uebergänge in einander finden können. Allein auch diese Ansicht ist willkürlich; ebenso wie die verschiedenen Farben ihren Grund in verschiedenen Bewegungen desselben Aethers haben, so könnten sich auch die Seelenthätigkeiten nicht nach dem Organe, sondern nach den Processen unterscheiden, die in den gleichgebauten Nervenfasern überall vorgehen können, eine Ansicht, deren Princip höchst einfach und doch der mannigfaltigsten Ausbildung fähig sein würde. Die theoretischen Grundlagen der Kranioskopie, abgesehen noch ganz von den bekannten Einwürfen wegen der Structur der äusseren Bedeckungen, sind mithin sehr schwankend; welche von diesen Hypothesen mehr Wahrscheinlichkeit habe, müssten wir von den Erfahrungen erwarten. Da aber wäre es zu wünschen, dass man einstweilen sich auf Constatirung der augenfälligsten und unverkennbarsten Facta beschränkte, anstatt sich mit einer neugebornen Wissenschaft auf Feinheiten einzulassen, die in diesem Gebiete am wenigsten controlirt werden können.

54. Wir haben bisher die Bedürfnisse körperlicher Mitwirkung kennen gelernt, welche die Seele überhaupt haben kann; es fragt sich noch, auf welchem Wege sie befriedigt werden, und zwar in der doppelten Rücksicht, dass wir zuerst die muthmassliche Einrichtung und Structur der Centralorgane überlegen, dann aber die allgemeine Möglichkeit der Einwirkung zwischen Seele und Gehirn. Was das erste betrifft, so müssen wir gestehen, dass wir darüber nicht nur ausserordentlich wenig wissen, sondern dass man sich auch selten darüber klar ist, welche Erwartungen man sich eigentlich bilden soll. Die Erfahrungen stellen die Thatsache fest, dass wenigstens bei höheren Thieren jede bewusste Empfindung, jede willkürliche Bewegung, überhaupt jede Aeusserung des Seelenlebens an die Integrität des Centralorganes geknüpft ist, so dass äussere Reize erst dann, wenn sie mit ihren Nachwirkungen dieses erreichen, eine Empfindung hervorrufen, Bewegungen der Willkür aber ihren Impuls von demselben erhalten. Diese Thatsachen haben zunächst dazu geführt, der Seele einen bestimmten Wohnsitz in dem Gehirne anzuweisen, und die Erfahrungen, dass nach stückweiser Ablösung anderer Glieder das Seelenleben keine Abnahme erleidet, bestätigen die Meinung, dass die Seele in dem Gehirne in eminenterem Sinne

wohne, als im übrigen Körper. An und für sich nun hat diese Ansicht auf diesem Standpunkte wenigstens keine theoretischen Schwierigkeiten gegen sich, denn wie sehr wir auch jedes Prädicat räumlicher Ausdehnung von der Seele leugnen mögen, einen bestimmten Ort können wir auch dem anweisen, das keinen Raum erfüllt; einen punctuellen Ort allerdings, der nur die Stelle im Raume bezeichnet, bis zu welchem Einwirkungen dringen müssen, um es zu erreichen, und von welchem aus die Rückwirkungen desselben in die räumliche Welt ausstrahlen. Man würde dann Recht haben, den Ort, an welchem die sensiblen und motorischen Centralfasern sich zusammenfinden, in diesem Sinne für das Centrum aller Wirkungen anzusehen, und die Existenz eines Centralorganes wäre aus dem doppelten Grunde nothwendig, weil einerseits vielleicht nur in räumlicher Berührung die Wechselwirkung zwischen Seele und Körper stattfinden könnte, und weil ausserdem nicht das Rohproduct der einzelnen zerstreuten Nervenprocesse, sondern geordnete Combinationen derselben der Seele als leibliche Anregung überliefert werden sollen. So würde mithin eine solche Ansicht ein sehr leicht anschauliches Bild ergeben, und wir könnten es den vervollkommneten Beobachtungen überlassen, den Ort zu bestimmen, der in diesem Sinne Sitz der Seele sein könnte, und der ebenso wohl fest, als in gewissen Grenzen veränderlich sein könnte. Es lässt sich nun zwar über die feinere Structur der Centralorgane nichts Gewisses sagen, aber so weit wir sie jetzt kennen, ist es gar nicht sehr wahrscheinlich, dass eine solche Zusammenkunft aller erregenden und erregbaren Nervenwurzeln an derselben Stelle stattfinde. Auch die gewöhnliche Nervenphysiologie sucht hier zwei widersprechende Wünsche zu vereinigen; einmal soll jede Nervenfaser ihren Eindruck isolirt zum Gehirne fortpflanzen und dort sich in einer Art Claviatur einreihen, die der Seele vorliegt; anderseits soll doch das Centralorgan eben centralisiren, mithin müsste es eine Verschmelzung der Eindrücke unter einander geben. Ist die Seele genöthigt, sich im Gehirn von einem Nervenende zum andern auch nur um den tausendsten Theil einer Linie zu bewegen, so war diese Versammlung gesonderter Fasern sehr unnöthig, so wie das ganze Nervensystem; nach demselben

Princip mit etwas grösserer Anstrengung lernte die Seele auch an jeden gereizten Ort hineilen und dort empfinden; denn wollte man hier sagen, dass ohne zuleitendes System sie nicht wissen könne, wohin sie eilen solle, so weiss sie eben so wenig, zu welchem centralen Faserende sie sich wenden soll, wenn es nicht noch ein zweites zuleitendes System zwischen diesen Enden und ihr gibt, das sich zuletzt in einen untheilbaren Punkt vereinigte. Wäre dies aber der Fall, dass zuletzt alle Anstösse sich in einem einzigen Nervenelemente versammelten, so würden sie sich hier entweder stören oder nicht; im letzteren Falle begriffe man die Nothwendigkeit der feinen Organisation des Nervensystemes nicht; eine einfache continuirliche Flüssigkeit wäre für solche Impulse, wie für die Schall- oder Lichtwellen, ein ebenso guter Leiter gewesen, und man sieht nicht, warum jeder Eindruck durch einen besondern isolirten Kanal bis zur allgemeinen Sammlungsstelle hätte geleitet werden müssen. Endlich ist die Annahme, dass nur bei räumlicher Berührung die Nervenelemente auf die Seele, diese auf jene wirken könne, keine, deren Nothwendigkeit sich von selbst versteht, und wir können den philosophischen Ansichten nicht beistimmen, welche jede Causalität nur in räumlichem Contact für möglich halten. Dies vorausgesetzt, wird die Bedeutung der Centralorgane etwas anders aufgefasst werden müssen. Dass alle Reize erst nach Erreichung des Gehirnes Empfindung erwecken, ist für uns nur eine vorgefundene Thatsache; dagegen ist nicht an sich begreiflich, warum die Seele dann besser soll percipiren können als vorher; wir müssen vielmehr anerkennen, dass wir hier eine factische Bedingung vor uns sehen, von der wir nicht sagen können, auf welchem Wege sie ihr Bedingtes bedingt. Dagegen können wir leichter die Zweckmässigkeit und Vernünftigkeit dieses causal nicht weiter zu erklärenden Verhältnisses begreifen. Wir haben hinlänglich gesehen, dass die Seele allein nicht zu Stande kommen würde, wenn sie eine Menge zerstreuter einzelner Empfindungen zu dem anschaulichen Gesammtbilde einer äussern Welt vereinigen sollte, der ganze Kreis ihrer Gefühle, sofern sie irgend eine empirische Anregung voraussetzen, ist nur möglich, wenn die verschiedenen sich störenden oder begünstigenden Processe noch auf physikalischem Grund und Boden sich

an einander messen können; die Leichtigkeit aller Bewegungen wird nur dadurch erzielt, dass schlagfertige Mechanismen vorhanden sind, denen ein einziger Anstoss zur Entwicklung einer zweckmässigen Gruppe von Bewegungen genügt. So wird mithin das Centralorgan nicht dazu dienen, der Seele sonst unerreichbare Processe räumlich anzunähern, sondern überhaupt die ganze Welt der Anregungen erst zu bilden, deren Einfluss die Seele empfinden soll. Hierzu wird es nicht nöthig sein, dass das Nervensystem sich in irgend einen Centralknoten oder Punkt vereinige; dies unserm Auge vorliegende mannigfache Geflecht von Fasern und Kügelchen wird Wege genug darbieten, auf denen die verschiedenen Processe einander inducirend verändern oder bestimmen können; das Resultat aber wird nicht noch einmal räumlich bis zu den Pforten der Seele geleitet zu werden brauchen, sondern sein Dasein wird genügen, um in ihr eine bestimmte Welt der Anschauungen und Zustände zu erwecken. Allerdings wird daher die Seele in Bezug auf diese Thatsachen eine Art unmittelbaren Wissens zu besitzen scheinen, weil der Vermittlungsgang, durch den diese Zustände des Centralorganes jene der Seele hervorrufen, wenigstens kein Gegenstand sinnlicher Erfahrung oder auch nur Vorstellung ist, und insofern ist es unmöglich, diejenigen durch theoretische Gründe zu überzeugen, die von diesem unmittelbaren Wissen, wie sogleich zu erwähnen sein wird, über die Grenzen hinaus Gebrauch machen, in denen die Erfahrung es vorauszusetzen befiehlt. Die Beiträge übrigens, die die einzelnen Nervenorgane zu dem ganzen Seelenleben liefern, sind an Werth verschieden; daher wird auch für unsere Ansicht dieses Leben vorzugsweise an bestimmten Gehirntheilen zu haften scheinen, während ihm die Zerstörung anderer nur eine Fähigkeit gewisser Aeusserungen entzöge.

55. Eine Frage, die wir noch zu berühren haben, ist diese, wie überhaupt in allen bisher erwähnten Fällen einer Wechselwirkung zwischen Seele und Körper der Hergang derselben zu denken sei. Ich bin es müde, hierüber Ansichten zu wiederholen, die ich nicht ändern kann, und begnüge mich, auf früheres verweisend, mit einigen Worten noch rückständige Missverständnisse zu berühren. Es ist ohne Zweifel ein künst-

licher und nicht der vollkommen natürliche Standpunkt für die Betrachtung dieser Dinge, von welchem aus wir eine scharfe Trennung von Körper und Seele voraussetzend, nach deren gegenseitigem Einfluss fragen. Allein dieser Umstand hat kein Gewicht bei der Auflösung dieser Frage. Die ganze Schwierigkeit derselben rührt vielmehr davon her, dass diejenigen, die so viel von der Einführung physikalischer und mechanischer Erklärungsweisen in die Physiologie sprechen, und sich doch wenig die Mühe genommen haben, die Grundlagen dieser physischen Mechanik zu überdenken, den Fall von der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper für einen exceptionellen gehalten haben, d. h. für ein Beispiel der Causalität, dessen innern Zusammenhang sie ausnahmsweise ein Mal nicht verständen; während ihnen der Nerv der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen zwei Naturprocessen sonst ganz offen vorliege. Deswegen möchten sie lieber einen so ganz abnormen Fall für unwirklich erklären, und alle Thätigkeiten der Seele in Nervenprocesse verwandeln, mit denen sie dann besser fertig zu werden denken. Es ist jedoch gar nicht so, obwohl man dem gewöhnlichen unwissenschaftlichen Bewusstsein es nicht verdenken kann, wenn es diesen Fall bedeutungsvoll verschieden von andern findet. Die alltägliche Anschauung ist gewohnt, zusammengesetzte Processe in ihre einfacheren Bedingungen aufzulösen, das Triebwerk eines Mechanismus zu betrachten, und hier überall nur von Gleichartigem zu Gleichartigem überzugehen; kommt es auch ein Mal zu der Ahnung, dass den Leistungen dieser mechanischen Theile bedingende Gesetze und Kräfte zum Grunde liegen müssen, so macht es sich doch kein Kopfbrechen darüber, gibt ihnen Namen und hält sie für bekannt. Darin ist grossentheils auch die mechanische Physik nachgefolgt, ohne damit übrigens, da sie die Gewissheit ihrer Lehren allerdings zu zeigen weiss, einen Fehler zu begehen. Aber gerade das achten die Bewunderer dieser Wissenschaft zu gering, dass eben ihre Principien, jene Begriffe der Trägheit, der Mittheilung der Bewegung, der Grundkräfte sämmtlich in demselben Sinne unerklärt sind, wie unser Problem. Es ist noch nicht vergessen, welcher Streit über den Stoss geführt worden ist, über dieselbe crass mechanische Wirkungsweise, mit deren Zugrundlegung man früher

alle verborgenen Qualitäten zu eliminiren und der Wissenschaft zur Exactheit zu helfen suchte. Die Sache ist jetzt beschwichtigt, aber nicht erledigt. Auf die Frage, wie ein Körper es anfange, um einem andern im Stosse eine Geschwindigkeit mitzutheilen, wird man schwerlich eine detaillirtere Antwort wissen, als auf die nach der Art der Causalität zwischen Körper und Seele. Man hat sich viel zu sehr gewöhnt, den reinen Begriff der Wechselwirkung unter dem Bilde irgend einer zusammengesetzten physikalischen Kraftäusserung zu denken, weiss ihn deshalb nicht mehr auf zwei Substanzen als solche anzuwenden, und vergisst ganz, dass in jeder solchen physikalischen Erscheinung dasselbe Räthsel auch verborgen liegt, wenn man nur sie weit genug analysirt, um es sehen zu können. Was man also bei unserm Problem nicht weiss, weiss man nirgends. Es ist uns immer möglich, zusammengesetzte Effecte aus ihren einfachen Componenten zu construiren, dann setzen wir diese letztern als klare Grössen voraus; bei näherer Betrachtung ist aber die Art ihres Zustandekommens wieder nur unter Voraussetzung noch einfacherer zusammensetzender Processe erklärbar. So gelangen wir zuletzt immer dahin, als äusserste Grundfäden dieses ganzen Gewebes gewisse thatsächlich vorhandene Verkettungen zwischen mehreren Ereignissen in den Händen zu halten, in denen keine Analyse mehr die Nothwendigkeit des Zusammenhanges verstehen kann. Dies Verhältniss ist es, wofür ich den Namen einer occasionalistischen Theorie gewählt habe. Nur eine sehr unbesinnliche Gewöhnung an den Gebrauch mechanischer Grundsätze ohne ein Bewusstsein über ihre Rechtfertigung, kann misskennen, dass aller Mechanismus zuletzt auf solchen Proportionen beruhen muss, deren Glieder nicht selbst wieder durch mechanische Verkettung zusammenhalten. Bei solchen Grundphänomenen angelangt, müssen wir unsere causalen Untersuchungen einstellen, denn sie haben kein Object mehr; es ist nicht bloss Schwäche unseres Erkenntnissvermögens, dass wir hier den Mechanismus der Bewirkung nicht durchdringen sondern es ist keiner da und keiner nöthig; gäbe es nicht einen Punkt, wo aus der blossen Gegenwart zweier Substanzen, die nach irgend einem Gesetze gegenseitig einander bestimmen sollen, diese Wirkung auch wirklich einträte, ohne dass es

eines besonderen Impulses bedürfte, so wäre jede auch weiter zusammengesetzte mechanische Action sammt all den scheinbaren Kräften unmöglich, durch die sie zu Stande kommt. Diesem an sich so klaren Gegenstande ist nur noch eine Verwahrung hinzuzufügen. Die Naturwissenschaft hat, wenn sie vollständig sein soll, zweierlei zu berücksichtigen; sie soll zuerst niemals die höchsten primären Ursachen hervorkehren, um die secundären nächsten übergehen zu können; sie soll aber ebenso wenig unwissend darüber sein, dass es solche letzte Ursachen gibt, die nicht selbst wieder nach der Weise der untergeordneten gemessen werden können, dass überhaupt alles mechanisch in der Natur ist, mit Ausnahme der Principien des Mechanismus. Ich hoffe beiden Anforderungen genügt zu haben. Der Wille Gottes ist kein Erklärungsprincip der Naturwissenschaft; die Erklärung beginnt erst, wo aus den Principien, die man immerhin auf jenen Willen zurückführen mag, durch mannigfaltige Combination die näheren untergeordneten Ursachen entwickelt werden, die der Erscheinung ihre bestimmte Stelle anweisen; dieser Gedanke ist das wesentliche Regulativ meiner frühern Polemik gegen die Lebenskraft, die eine ähnliche höchste Ursache für alle Erscheinungen des Lebens in Bausch und Bogen an die Stelle der besondern bewirkenden Ursachen jeder einzelnen Erscheinung setzte. In der Aufsuchung der letzteren und in der Abmessung ihrer Wirkungen nach allgemeinen Gesetzen besteht überall die mechanische Naturwissenschaft. Meint daher ein sonst einsichtsvoller Beurtheiler, dass man mit demselben Rechte, mit dem man eine unmittelbare Verknüpfung geistiger Zustände mit körperlichen annimmt, auch etwa die elliptische Planetenbewegung von einem Immediatbefehl Gottes ableiten könne, der zu dem Planeten gesagt habe: nun laufe du um die Sonne, so ist dies eine sehr unzureichende Widerlegung eines Princips dadurch, dass man ihm eine absurde Anwendung gibt. Dass die Centralbewegung eine zusammengesetzte sei, ist eine sehr einfache Kenntniss; aber die Grundsätze, auf denen sie beruht, das Gesetz der Trägheit und hier das Gesetz der Gravitation entgehen allerdings jeder weitern causalen Erklärung, das letzte wenigstens für diesen Augenblick; eine dialektische Interpretation freilich, die die Vernünftigkeit ihrer

Existenz nachwiese, ist ein möglicher Versuch. Ich muss daher bei der Meinung beharren, dass in der Wechselwirkung zwischen Körper und Seele durchaus kein grösseres Räthsel liegt, als in irgend einem andern Beispiele der Causalität, und dass nur die Einbildung, bei diesen andern mehr zu wissen, die Verwunderung erzeugt hat, dass man hier nichts weiss. So wenig wir wissen, wie ein Ding es anfängt, um zu sein, so wenig kann man es sagen, wie es zu wirken im Stande ist. — Es hängen mit dieser gesammten Ansicht noch zwei Punkte zusammen. Erstens können einmal vorhandene Zustände der Centralorgane nicht von selbst aufhören, sondern müssen ausgeglichen werden; dies aber kann sehr leicht durch die fortwährende Ernährung geschehen; zweitens werden neue Processe in denselben durch Einwirkung der Seele entstehen, und diese werden sich, da ihnen keine andere Veränderung der Massen als Ursache voranging, wie Effecte einer an sich oder spontan veränderlichen Kraft ausnehmen. Mit diesem Ausdruck sollte nichts Neues gelehrt, sondern nur darauf hingewiesen werden, dass die von der Seele neu erregten Körperzustände am leichtesten sich als Grössenveränderungen einer wirkenden Kraft fassen lassen, die dann vermöge der Verbindungsweise der Massen und Kräfte unter sich zu sehr verschiedenen qualitativen Effecten führen können. Dieser Ansicht steht die andere gegenüber, dass keine einmal im Nervensysteme entstandene Wirkung absorbirt werde, dass vielmehr die Nervenprocesse in der Empfindung beginnend, als Gedächtniss fortwogend, sich verschmelzend, modificirend, zuletzt in motorische Anregungen ausbrechen, mithin die Grösse der Bewegungen in diesem Gebiete der Massen gleich bleibe, und keine physikalische Veränderung anders als durch Mittheilung der Bewegung aus einer früheren entstehe. Wir haben früher uns vorbehalten, der Freiheit des Willens das Wort zu reden. Ihren positiven Begriff zu bestimmen, gehört nicht in eine physiologische Psychologie; aber abwehren müssen wir Annahmen, die sie unmöglich machen würden, worin sie auch bestehen möchte. Nach jener Ansicht wäre der Mensch nur der bewusste Zuschauer seines eignen körperlichen Mechanismus; neugierig würde ich wenigstens sein, wie man auch mit dieser materialistischen Theorie jene moralischen Anfor-

derungen vereinigen würde, die man im Leben doch anerkennt, wenn man sie freilich auch mit doppelter Rechnung in der Wissenschaft als Phantasien behandelt.

56. So viel von jener Ansicht, welche das Centralorgan für ein Werkzeug ansieht, dem die Seele an sich selbstständig gegenübersteht, und mit dem sie nach allgemeinen Bestimmungen zu einem Mechanismus der Wechselwirkung verbunden ist. An diese Theorie, die unter allen für den weitern Gebrauch die einfachste und anschaulichste ist, weil sie sich ganz in dem Begriffskreise bewegt, dessen leichte Anwendbarkeit auch in der Physik so schöne Früchte erzeugt hat, schliessen sich die beiden letzten der früher erwähnten vier Ansichten an. Die eine, schwer charakterisirbar, benutzt die Unmöglichkeit, den Causalzusammenhang zwischen Körper und Seele anschaulich zu machen, und ihn a priori auf eine gewisse Anzahl von Gegenwirkungen zu beschränken, dazu, theils ein physikalisch unvermitteltes Wissen, theils eine ebenso unvermittelte Herrschaft des Geistes über das Aeussere anzunehmen. Es ist die Reihe jener bunten Theorien, die man den Erscheinungen des thierischen Magnetismus zu Liebe ersonnen hat. Sie sind theils von der Art, dass sie noch einen Schein des Zusammenhanges mit der physikalischen Naturwissenschaft bewahren, indem sie alle wirklich gegebenen Thatsachen benutzen, um sie nach allerdings nicht unmöglichen, aber höchst unwahrscheinlichen Analogien so auszuspinnen, dass sie bis an das Land dieser Wunder hinanreichen. Mit der Annahme uns sonst unbekannter Sinnesempfindungen, durch unbegreiflich feine Medien geleitet, mit der Voraussetzung von Nervenatmosphären, die die Intentionen des Willens ohne sichtbare Brücke doch auf die Objecte übertragen, lässt sich viel bestreiten, ohne dass man aus den Grenzen des logisch-, ja selbst des mechanisch-Möglichen erweisbar heraustritt. Diese Theorien benutzen mithin unsere natürliche Unfähigkeit, die Existenz dessen zu widerlegen, was an sich möglich, seinem Wesen nach aber unserer jetzigen Beobachtungskunst unerreichbar sein würde. Ein anderer Theil dieser Ansichten, Ahnungen, vorhersagende Träume, gegenseitigen Rapport der Geister annehmend, sieht von aller physikalischen Vermittelung ab und glaubt in einem substantielleren Bande,

welches das Geisterreich als solches verknüpft, die Quelle der Erklärung mancher Erscheinungen zu finden, die wir nur deshalb mit Misstrauen betrachten, weil wir uns ganz mit Unrecht gewöhnt haben, das Factum der gewöhnlichen physischen Vermittelung unsers Wissens und Handelns für sich von selbst verstehend und für nothwendig zu halten. Und hierin haben diese Ansichten Recht; die Physiologie täuscht sich, wenn sie meint, diejenigen Erscheinungen des Wissens, deren Dasein sie anerkennt, erklären zu können; in jeder Empfindung liegt wirklich jenes unvermittelte Wissen vor; nur das Object, worauf es sich bezieht, ist durch mancherlei Vermittelungen zu einer resultirenden Gestalt gebracht, in der es erst Object sein soll. So ist mithin das unmittelbare Wissen vorhanden, aber in der Regel eingeschränkt auf einen bestimmten Kreis von Gegenständen, deren Wirkungen das Nervensystem berühren. Wer behaupten will, es könne sich über diese gewöhnlichen Grenzen erweitern, sagt nichts von der Physiologie Widerlegbares, sondern etwas Unbeurtheilbares. Alle solche magnetische Erscheinungen muss man erst selbst sehen und dann seinen Augen nicht trauen; ihre Wahrscheinlichkeit wird immer von den Gedanken abhängen, die wir uns über die Stellung der Seele in der Welt, ihre Bedeutung und Bestimmung machen; diese Gedanken aber sind schwer einer andern allgemeinen, als einer ästhetischen, etwas unbestimmten Beurtheilung zu unterwerfen. Die letzte, vierte Ansicht entdeckt uns die Schwächen jener Organenlehre. So lange wir bloss das gegenwärtige Spiel der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper betrachten, wie es allgemeinen Gesetzen folgt, genügt jene mechanische Aneinanderkettung beider; fragen wir, wie diese entstanden sei, wie sich in jeden Keim eines lebenden Geschöpfes eine Seele hineinfinde, wie die Seelen verschiedener Thierklassen ihre bestimmten, respectiven Wohnstätten finden, was aus den Seelen vergangener Körper, verkommener Keime wird, wo die Seele, wenn unvergänglich, vorher war, nachher sein wird, oder wenn sie nicht ewig ist, wie ihr Entstehen zu denken sei, so gelangen wir zu Theorien, welche den künstlichen, in gewissen Grenzen brauchbaren Standpunkt jener Organenlehre verlassen müssen, um diese einzelnen widerstrebenden Erscheinungen und mit

ihnen alle übrigen aus einer umfassenderen Ueberzeugung über den Zusammenhang der Welt zu betrachten.

VII. Aphorismen über psychologische Theorien.

Die Punkte zu beleuchten, in denen Physiologie und Psychologie sich berühren, war die bereits in der Einleitung ausgesprochene Aufgabe dieser Betrachtungen. So lange nur der Zusammenhang körperlicher und geistiger Ereignisse, wie er sich allenthalben als Gegenstand der Erfahrung zeigt, der Untersuchung vorliegt, reichen die früheren Auseinandersetzungen hin, um unsere Begriffe hierüber zu klären und festzustellen; in dem eben Erwähnten haben wir indessen die Fragen hervorgehoben, die über diese Ansichten hinauszugehen gebieten, und die von einer umfassenderen Theorie über die Natur der Seele ihre Beantwortung verlangen. Nur in Beziehung auf dieses Verhältniss des Seelenlebens zu dem körperlichen wollen wir hier einige aphoristische Bemerkungen über die verschiedenen psychologischen Theorien hinzufügen; was diese ausserhalb des Gebietes jener Fragen in der Erklärung der reinen psychischen Processe leisten, kann wenig berührt werden; ein Theil eines physiologischen Werkes kann von der Psychologie nur verlangen, dass sie Rede stehe über ihr eigenes Verhältniss zu physiologischen Thatsachen. Auch diese beschränkte Aufgabe ist indessen schwierig genug, denn die erwähnten Probleme gehören gerade zu denjenigen, auf welche nur von dem Standpunkte einer in sich concentrirten Weltansicht ein befriedigendes Licht fallen kann, und so sind wir genöthigt, Ergebnisse kurz einzuleiten, deren Vorbedingungen durch sehr langwierige Untersuchungen allein vollständig dargestellt werden können.

57. Will man den gesammten Reichthum der inneren Erfahrungen einer Erklärung näher bringen, so ist es ein sehr natürlicher Gedanke, zunächst zu einer Theorie von Seelenvermögen zu greifen. Der Auslegung bestimmterer Probleme geht voran die Vergleichung der Thatsachen, die Sammlung des Gleichartigen und seine Beziehung auf gemeinschaftliche, die Trennung des Ungleichartigen und seine Zurückführung

auf verschiedene Erklärungsquellen. Und da man bald sieht, dass von den so gewonnenen Klassen der Seelenerscheinungen keine einzige eine unwandelbare Eigenschaft oder ein nie fehlendes Product innerer Thätigkeit ist, so konnte man der Seele nicht ohne weiteres Thätigkeiten oder Kräfte, sondern nur erregbare Vermögen zuschreiben, so dass das Auftreten der inneren Ereignisse zwar von fremdher gegebenen Anstössen ausging, die bestimmte Gestalt der Reaction aber von diesen Reizen doch nur grade in diesem dazu fähigen Substrat, in der Natur der Seele erregt werden konnte. So gefasst sind diese Vermögen, so viele man ihrer auch annehmen möchte, der Einheit der Seele nicht widerstreitend, denn sie kommen genau genommen der Seele nicht allein oder schlechthin zu, sondern gehören ihr nur unter der Bedingung, auf gewisse Weise gereizt zu sein, und so wie diese Bedingungen wechseln, wird auch das der constanten Seele und jenen variablen Elementen zugleich angehörige Product verschiedene Formen zeigen. Allerdings ist von den Seelenvermögen sehr häufig so gesprochen worden, als wären sie in der Seele schon fertig vorhandene, auf einen Gegenstand, den sie ergreifen könnten, lauernde Mächte, deren Thätigkeit, wie etwa die der physikalischen Kräfte, der Schwere, in stetigem Ablauf zu denken wäre, und nur aus Mangel an Gelegenheit, sich in Producten zu äussern, bisweilen latent schiene. Man behandelte überhaupt diese Vermögen oft als Werkzeuge, die wir den Objecten entgegenstrecken, um diese durch sie aufzufassen und zu gestalten; in der That aber beruhen sie nur auf dem Gedanken, dass jeder wirkliche Effect seine Möglichkeit voraussetzt, ganz unentschieden noch, ob die Gestaltbarkeit der Seele zu einem Erfolge auch noch von einer ausdrücklich für ihn berechneten Zusammenstellung ihrer Kräfte zu einem Werkzeuge unterstützt werde. Die ganze Ansicht, von früheren Philosophien festgehalten, ist bekanntlich jetzt in Ungunst gefallen, aus guten Gründen zum Theil, aber zum Theil auch mit Vernachlässigung eines richtigen Gedankens, den sie enthält. Das Richtige dieser Ansicht nämlich besteht ohne Zweifel darin, dass sie das eigenthümliche, von ihr freilich selbst als unbekannt vorausgesetzte Wesen der Seele für den einzigen Real- und Erklärungsgrund der allgemeinen Phä-

nomene des Seelenlebens ansieht. Als Erklärungsgrund freilich kann sie dasselbe, da sie seinen Inhalt nicht kennt, auch nicht benutzen, die Anerkennung desselben aber als Realgrund gibt ihr die Weisung, hier zunächst nur empirisch zu verfahren, und abzuwarten, welche bestimmten Reactionen sich an bestimmte Anregungen knüpfen werden. Findet sie auf diese Weise mit einer Bedingung eine bestimmte Erscheinung des Seelenlebens verbunden, so schreibt sie zu der letzteren der Seele ein Vermögen zu, d. h. sie enthält sich durchaus, aus einem gegebenen Zustande der Seele und einer neu hinzugekommenen Anregung den zu erwartenden Erfolg nach irgend welchen allgemeinen logischen oder metaphysischen Regeln zu construiren, sondern ist überzeugt, dass auch diese Summe von Bedingungen nur durch nochmalige Anregung der eigenthümlichen Natur der Seele ihre Wirkung zugemessen erhält. Da diese Natur uns nicht offen vorliegt, können wir mithin den Bedingungsnexus so wenig als bei vielen anderen Beispielen der Reizbarkeit übersehen, und wir betrachten daher die einzelnen Grunderscheinungen des Seelenlebens als Ausflüsse von Vermögen, welche in der einen Natur der Seele begründet sind, und von deren einem zum andern wir nur durch diesen Mittelpunkt hindurchgelangen können, während uns ohne Zuziehung dieses Punktes eine unmittelbare Berechnung ihres wechselseitigen Einflusses ebenso wenig möglich ist, als ein solcher auf diese unmittelbare Weise stattfindet. Dieser Zug ist nicht ohne Werth, und andere Ansichten haben eben darin geirrt, dass sie glaubten, nur einer einzigen Grunderscheinung des Seelenlebens zu bedürfen, um aus ihren Modificationen, Schicksalen und Gegenwirkungen ihrer verschiedenen Beispiele unter einander das Ganze zu construiren, ein Unternehmen, das nicht viel sicherer ist, als wenn man die Gesetze des Stosses für Körper berechnen wollte, die bis zu dem Grade unbekannt sind, dass man nicht einmal weiss, ob sie undurchdringlich sind oder nicht. Wenn wir z. B. mehrere Vorstellungen im Geiste betrachten, so reichen durchaus alle allgemeinen Grundsätze nicht hin, um voraus zu bestimmen, dass aus irgend einer Art ihrer Verflechtung ein Gefühl entstehen werde; dies ist nur unter der Voraussetzung begreiflich, dass ein gewisser Zustand der Seele,

eben nur so fern er Zustand dieser Substanz ist, andere, und zwar grade diese anderen Zustände nach sich zieht; und so ist im Grunde alles, was im Seelenleben begegnet, Anregung der psychischen Natur durch ihre früheren Zustände, nicht aber ist der eine Zustand Folge des andern, diesen für sich betrachtet und abgesehen von dem Subjecte, dem er zugestossen ist. Mit diesem Guten hängen aber auch die Mängel der Ansicht zusammen, von denen wir zwei hervorheben. Ein bleibender Gewinn zwar ist ihre Aufstellung der drei Grundvermögen des Vorstellens, Fühlens und Strebens, die allerdings nie für unsere Erkenntniss eine analytische Herleitung aus einander gestatten werden; aber in der weiteren Classification ist nicht genug zwischen Vermögen, deren stabil gewordenen Producten und den Bewegungen der Seele unterschieden, und so für jede geringe secundäre Erscheinung, deren Ableitung aus höheren Quellen allerdings noch möglich wäre, ein besonderes Vermögen angenommen worden. Es ist nicht genug daran gedacht, dass nicht bloss die qualitative Eigenthümlichkeit der einzelnen Vorgänge als Product eines Seelenvermögens zu fassen ist, sondern dass auch gewisse allgemeine Formen der Schicksale, die jenen Vorgängen zustossen, von der Natur der Seele bestimmt werden; die Hervorhebung dieser concreten Gesetze würde die Annahme mancher eigenthümlichen Vermögen unnöthig gemacht und der wissenschaftlichen Erklärung nicht so sehr den ihr gebührenden Spielraum geschmälert haben. Dies führt zu dem zweiten Mangel. Dem Begriffe der Seelenvermögen fehlt alles das, was dem physikalischen Begriffe der wirkenden Kraft so grosse Fruchtbarkeit gibt. Der letztere ist immer zugleich der Begriff eines Gesetzes, nach welchem eine qualitativ constante Wirkung mathematischen Modificationen unterliegt. Die Seelenvermögen dagegen sind nur hypothetische Quellen in der Natur der Seele, aus denen die Qualität der ihnen zugeordneten Erscheinungen fliesst, während sie nichts über die Richtung und die übrigen Gesetze ihres Verlaufes bestimmen. Ein Vorstellungsvermögen sagt bloss, dass alle seine Effecte Vorstellungen sein werden; aber so wenig wir wissen, wie sich die Thätigkeit dieses Vermögens während der einen Vorstellung von der während der andern unterscheidet, so wenig wissen

wir auch, was daraus wird, wenn mehrere Anregungen desselben sich folgen oder kreuzen. So ergiebig daher der Begriff der Kraft, so unergiebig der dieser Vermögen. Allein der Werth der ganzen Ansicht scheint mir auch hauptsächlich auf jener oben erwähnten Enthaltsamkeit von jeder Construction zu beruhen; sie ist eine Vorarbeit, die nach zwei Seiten hin weiter ausgeführt werden kann. Entweder nämlich man unternimmt es, jene Vermögen, die scheinbaren Werkzeuge, in der That aber die Producte der Seele, selbst zu erklären, und sie aus jenem hier noch unaufgeschlossenen Grunde der psychischen Substanz abzuleiten, oder man begnügt sich, den inneren Zusammenhang ihrer Bedeutung aufzuweisen und den vernünftigen Sinn in der Existenz desjenigen nachzuweisen, dessen Entstehungsweise man den Hilfsmitteln der Erkenntniss vielleicht überlegen findet. In diese beiden Aufgaben hat sich die Psychologie unserer Zeit getheilt; wir werden die erste die mechanische, die zweite die dialektische nennen und die Grundlagen beider kurz durchgehen. In Bezug auf die Zusammenhänge des Körpers mit der Seele ist nur hinzuzufügen, dass die Lehre von den Seelenvermögen hierüber keinen Aufschluss gibt; das Wesen der Seele als unbekannt und sie selbst der Körperwelt gegenüberstellend, könnte sie am wenigsten jene Fragen beantworten, wie beide zusammengekommen sind und im Laufe der Generationen sich zusammenfinden.

58. Die beiden erwähnten Versuche zu psychologischen Theorien beruhen auf allgemeineren Ueberzeugungen, die auch unseren übrigen philosophischen Untersuchungen zu Grund liegen und in der neuesten Zeit entschiedener als in früheren Perioden einen Kreis realistischer Ansichten einem anderen idealistischen gegenüberstellen. Beide freilich werden die mannigfaltige und widerspruchreiche Welt der Erfahrung als Erscheinung oder Consequenz an den feststehenden Hintergrund einer wahrhaft und absolut seienden Welt zu knüpfen suchen; aber sie weichen ab in der Bestimmung desjenigen, dem sie diese unveränderliche und nicht wieder zurücknehmbare Existenz zuschreiben. Der gewöhnliche Verstand, wenn er sich Rechenschaft zu geben sucht über die Grundlage, welche diese Welt der Erscheinungen fixirt, ist immer ge-

neigt, sich dieselbe sogleich als Ding oder als ein Reich der Dinge vorzustellen. Genau genommen aber hatte die Erkenntniss eigentlich nur das Bedürfniss, irgend einen Grund aufzusuchen, dessen Natur eine Frage nach weiteren Bedingungen auch für ihn, einestheils unnöthig, anderntheils unmöglich macht; ob aber dieser Grund sich nur in Gestalt eines Dinges werde darstellen können, und ob er nicht vielmehr unter eine andere allgemeinere Kategorie für uns zu subsumiren sein würde, diese noch obschwebende Frage wird gewöhnlich übergangen und stillschweigend für die alleinige absolute Existenz der Sachen, der Dinge entschieden. Und hierzu wird leicht ein Denken getrieben, das von der Erfahrung und von der Gewöhnung an die Betrachtung einer sinnlichen Welt beherrscht wird. In dieser nämlich ist der Gang unserer Erkenntniss der, dass wir als relativ Unveränderliches und zu Grund Liegendes überall Dinge finden, deren Begriff, wenn wir ihn von allen wechselnden Eigenschaften befreien, für unsere Anschauung, die eben nur diese Eigenschaften durchdringt, die Eigenthümlichkeit eines völlig undurchsichtigen Kernes annimmt. Wollen wir dann die Gesammtheit der Erfahrung von einem übersinnlichen Gründe abhängig machen, so bietet sich solcher Gewöhnung dieser Begriff der absoluten Dinge am leichtesten dar, und realistische Ansichten liegen daher der gewöhnlichen Auffassung am nächsten. Verfolgen wir aber diesen Begriff weiter, so zeigt sich doch bald, dass wir nie etwas erreichen, dessen Inhalt blosse Realität wäre, wie dies die gewöhnlichen Gedanken, die von dem dunklen Begriffe des handgreiflichen Stoffes herkommen, gern möchten, um an einen solchen unzersprengbaren Kern, der allem die Festigkeit der Existenz gäbe, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sicher anzuknüpfen. Alle Realität ist nur eine Form des Daseins, die einem an sich nur durch Gedanken charakterisirbaren Inhalte zukommt. So wenig, als Materie für sich da ist, sondern nur irgend ein concret bestimmter Inhalt, der um seiner Natur willen jene Summe der Eigenschaften entfaltet, welche wir Materialität nennen und der um deswillen hinterher Materie genannt werden mag, ebenso ist nicht etwas absolut Reelles vorhanden, welches durch sein Eingehen in eine Mannigfaltigkeit der Attribute dieser Com-

bination reelles Dasein mittheilt, wie ein ätherisches Oel der Wolle den Geruch, sondern ein Inhalt, der an sich wesentlich ideell ist, heisst für uns ein Ding, sofern er diese bestimmte Form der Realität erlangt. Auch der bestimmteste Realismus kann sich dieser Consequenz nicht entziehen, und wenn er über sich selbst aufgeklärt ist, kann er es auch nicht wollen. Er kann das absolute Sein stets nur an einen Inhalt knüpfen, der nicht selbst schon real ist, und es ist von Wichtigkeit, diese erste Dunkelheit des gewöhnlichen Meinens überwunden zu haben, das an dem Begriffe des absoluten Dinges, wie an einem für sich verständlichen, haftet. Jetzt erst lässt sich der Unterschied zwischen realistischer und idealistischer Ansicht deutlicher herausstellen. Die erste behauptet, man habe der Erklärung der Erscheinungen nur die Anerkennung der factischen Existenz einer Welt realer Dinge vorauszuschicken, deren Inhalte, obwohl dieser zuletzt nur durch ideelle Bestimmungen charakterisirt werden kann, doch jenes absolute, unveränderliche und daher beziehungslose Dasein ein für allemal und unzurücknehmbar zugehöre; sie findet einen Widerspruch darin, dass dasjenige, was einmal wahrhaft sei, einer Veränderung oder Vernichtung unterliege; und da die Welt der Erscheinungen zur Annahme nicht eines, sondern unbestimmt vieler realer Wesen dränge, so liege mithin ein Reich unter sich ihrem Begriffe nach isolirter, auf sich nicht nothwendig bezogener, unveränderlicher und einfacher Wesen der Welt der Erfahrung zu Grunde. Alles, was geschieht und erscheint, wird daher nur aus der Natur desjenigen erfolgen, was ist, dasjenige aber, was ist, ist absolut, und durchaus underivirbar aus irgend einem Anderen. Soll nun unsere Erkenntniss beurtheilen, was eigentlich aus den zufälligen Beziehungen erfolgen wird, die zwischen jenen Wesen eintreten können, und auf denen alle wahrnehmbare Erscheinung beruht, so kann sie dies nicht anders, als dass sie die einfachsten Gesetze des Denkens auf jenen Begriff der Realität anwendet, in welchem allein das den verschiedenen supponirten Wesen Gemeinschaftliche besteht. Und hier unternimmt mithin der Realismus, nicht aus dem wahrhaft qualitativen und concreten Inhalte der Wesen, sondern aus der Form ihrer Existenz allgemeine Gesetze zu entwickeln, denen alles Reale

unterworfen sein soll, ein allgemeines Recht der Substanzen als solcher. Nach einem Geburtsrechte gewissermassen trotzt jede Substanz auf ihre Ewigkeit, die nicht besonders verdient zu werden braucht, nach demselben Rechte, gleichviel, welches der Charakter des Würdenträgers ist, regelt sich das Verhalten gegen andere, und die ganze Welt wird ein Beispiel dessen, was als Consequenz in dem Begriffe der Realität liegt. Wie nominalistisch diese Wendung ist, ist nicht schwer zu sehen. Dem gegenüber macht der Idealismus den Grundsatz geltend, dass zwar das, was geschieht, zunächst aus dem zu erklären sei, was ist; dasjenige aber, was ist, stehe nicht auf eigenen Füssen, sondern erhalte Form und Werth seines Daseins allein von dem, was gleichzeitig ist und um seines inneren Werthes willen sein soll, oder mit anderen Worten von demjenigen, dessen Dasein anzunehmen wir nicht nur durch irgend eine Forderung der Erfahrung, sondern zugleich durch die Würde seines eigenen Inhaltes aufgefordert werden. Es ist unmöglich, hier, wo es auf kurze Darstellung ankommt, die Einwürfe weitläuftig zu erwägen, die man gegen diese vermeintlich widerrechtliche Vermengung der Werthbegriffe mit denen des Daseins zu machen pflegt; wir können nur andeuten, dass sie uns nicht unbekannt sind, indem wir aussprechen, dass diese idealistische Ansicht allerdings auf einem ästhetischen oder ethischen Bedürfniss beruht, das für den unbefangenen Verstand eine breite Basis von hinlänglicher Tragkraft darbietet, während es allerdings den Bedenken der Schule gegenüber besonders gerechtfertigt werden müsste. Dass in der Welt überhaupt Vernunft herrsche, dass nicht das Gleichgiltige sei, sondern nur das durch einen Werth bestimmte, dass überhaupt das Substrat, oder Subject, dem eine Position des Daseins zukomme, nie durch theoretische Begriffe einer Qualität oder dergleichen, sondern nur durch die Ahnung eines in sich werthvollen Inhalts, durch ästhetische Ideen gefasst werden könne, dies ist jene Grundvoraussetzung, die sich in einer idealistischen Ansicht ausprägt. Sie befriedigt sich nicht damit, der Welt unbestimmt viele Anfänge zu geben, deren jeder ist, was er ist, deren jeder so viel zum Geschehen beiträgt, als er seiner zufälligen Natur nach muss, so dass alle Wirklichkeit unserer Wahrnehmung nur ein para-

sitisches Gewächs an dem versteinerten Stamme absoluter Dinge wäre, die gleichgiltig gegen Alles das sind, was sie durch zufälliges Gerathen in Beziehungen zu einander hervorbringen. Zwar auch sie wird für unsere Erkenntniss die Welt der Erscheinungen auf eine solche Welt der Dinge zurückführen und sich so alle jene Anschaulichkeit sichern können, die der realistischen Ansicht, dieser verklärten Sinnlichkeit, zukommt; aber sie wird diese ganze Welt der Dinge nur in einer relativen Position fassen, die allerdings zurücknehmbar ist, und abhängt von der einzigen absoluten Position, die dem ertheilt wird, was ist und um seines Wesens willen sein muss. Nicht die Dinge werden durch eigene Machtvollkommenheit ewig, unveränderlich sein, sondern selbst wenn wir zu der Erkenntniss kämen, dass ihre Position im Laufe der Welt nie wieder zurückgenommen wird, und dass körperliche Massen, wie Geister, unendlicher Dauer sich erfreuen, so ist doch auch diese factische Ewigkeit nur eine von der beherrschenden Idee der Welt gewährte, nicht ein den Substanzen unvordenklich zuständiges Recht, sondern eine der Gnade, von der sie getragen werden, verdankte Gunst. Mit solchen Voraussetzungen löst sich jenes allgemeine Recht der Dinge auf, nicht mehr werden wir aus der Natur der Realität allein die höchsten Gesetze ableiten können, welche das Verhalten der Dinge zu einander regeln, sondern was im Falle irgend eines Zusammenstosses der Bedingungen geschehen wird, lässt sich nur aus dem Inhalte jener Idee begreifen, die daran das Bedingte geknüpft hat. Die Aufgabe, die eine solche Ansicht sich stellen müsste, würde allerdings darin bestehen, von dem Mittelpunkte dieses Inhaltes aus jene nothwendigen Gesetze zu construiren; sie wird kaum je gelingen; denn obgleich wir nicht so rathlos über die Natur jenes Inhaltes sind, als es vielleicht scheinen kann, so ist doch seine theoretische Fassung zu schwer, um darauf zweifellose Deductionen zu gründen. Aber formell werden wir davon den Nutzen haben, manche Gesetze der Natur, die jetzt als a priori gewisse Wahrheiten der Erkenntniss gelten, für absolute Thatsachen zu erkennen, deren Richtigkeit zwar feststeht, deren Gründe aber anderswoher zu suchen sind. Nur dies ist das Wesentliche, was wir festhalten müssen, dass der Begriff eines Realen, so wenig er über-

haupt unsere Sehnsucht nach einem letzten unwandelbaren Grunde befriedigt, auch ebenso wenig irgend eine innere Kraft besitzt, durch die er zu den nothwendigen Formen des Geschehens etwas beitragen, oder den Geboten der Idee Widerstand zu leisten vermöchte; das Reale wirkt überall so viel, als es Auftrag hat. Die Welt der Natur ist abhängiger Widerschein einer Welt der Gnade. Diesen Auftrag aber verstehen wir freilich nicht so, als könnte er in diesem Augenblicke dieser, in dem nächsten ein anderer sein; wir können vielmehr uns die höchste Idee gar nicht anders als so denken, dass sie sogleich selbst allgemeine nie veränderte Gesetze des Daseins und Werdens, ein Reich absoluter Wahrheit fordert, ohne welche sie nicht das wäre, was sie ist, und auf welcher später der gesammte Weltlauf mit seiner nothwendigen und mechanischen Verkettung ebenso fest ruhen kann, als wenn er durch die eigensinnige Natur ewiger realer Dinge gestützt würde. Diese Bemerkungen haben nun bisher jenen höchsten Grund der Dinge nur von Seiten seines Inhaltes berührt; daneben steht eine andere Untersuchung, die hier auch nur andeutungsweise zu führen unmöglich ist, über die Verträglichkeit der Idee und der absoluten Position, die ihr von uns zuertheilt ist. Es muss genügen, an das Dasein einer solchen Frage erinnert zu haben. Andererseits aber geht aus dem Vorigen hervor, wie idealistische Ansichten natürlich zu einer dialektischen Auffassung der Psychologie getrieben werden, in der sie die einzelnen Erscheinungen des Seelenlebens in einem Systeme abgestufter Werthverhältnisse und gegenseitiger Abhängigkeit darzustellen suchen, so dass die Bedeutung der Vorgänge klar wird, nach deren Verwirklichungsweise zu fragen öfters unnöthig, oft unmöglich ist, da nur das Zusammengesetzte eine Construction aus bewirkenden Ursachen erlaubt, die einfachsten Erfolge aber der nie nachlassenden Herrschaft der Idee ohne Zwischenmechanismus folgen. Die realistische Ansicht dagegen wird ebenso natürlich zu einer mechanischen Auffassung getrieben; und da alles, was geschieht, in ihr von der Natur des Seienden abhängig ist, so musste sie, die Bedeutung der psychischen Vorgänge bei Seite lassend, diese aus einer Mannigfaltigkeit sich durchkreuzender Bedingungen abzuleiten suchen.

59. Die realistische Ansicht hat zuletzt in Herbart's System culminirt, mit aller der überredenden Kraft ausgerüstet, die ihr ein reicher und ernster Geist geben konnte. Ich theile seine Ueberzeugungen in keinem ihrer wesentlicheren Punkte; da jedoch dieser Ort einer Polemik gegen sie nicht angemessen ist, begnüge ich mich, der Relation derjenigen Gedanken, die für unsern Zweck von Interesse sind, die Fragen beizufügen, die Jeder in Betreff derselben sich selbst beantworten mag. Wir kennen die Natur der realen Wesen nur so weit, um behaupten zu können, dass sie schlechthin einfach, von gänzlich positiver Qualität, unabhängig von allem Anderen, untheilbar, daher unräumlich und unveränderlich sind. An sich völlig beziehungslos gegen einander, können sie doch in Beziehungen gerathen, in denen der eventuelle Gegensatz ihrer Qualitäten sie nicht mehr gleichgiltig neben einander bestehen lässt, sondern zur Wechselwirkung drängt. Unveränderlich aber ihrer Natur nach können sie nichts leiden oder thun, als gegen jede drohende Störung sich selbst erhalten. Wie aber die Weise des Angriffs wechselt, so die Selbsterhaltung. Diese metaphysischen Grundlagen lassen noch zweifelhaft, wie hieraus ein Geschehen entstehen könne. Geschieht die Störung wirklich, wo bleibt die Unveränderlichkeit der realen Wesen? Existiren sie unbeirrt von aller Störung ihrer Natur nach fort, woher dann das Motiv zur Selbsterhaltung bei mangelnder Gefahr? Und wollte man zugeben, dass in der That zwischen den realen Wesen keine Wirkungen ausgetauscht werden, dass jedes ungestört fortexistirt, und die Gegensätze der Qualitäten sich nicht wirklich aufheben, dass vielmehr nur für unsere Ansicht sich aus ihnen ein drittes Resultirendes zu bilden s c h e i n e, so fragt sich doch, wie nun in uns dieser Schein entstehe, der doch wirklich da ist, und nicht für einen dritten Beobachter dazusein scheint? So dass, wenn auch die betrachteten Dinge mitten im Geschehen unverändert bleiben, doch der betrachtende Geist nothwendig Schauplatz eines wirklichen Vorganges wird, der sich mit der Unveränderlichkeit nicht verträgt, welche auch ihm als einfachen Wesen zukommen soll. Die Anwendung nun dieser metaphysischen Vorbegriffe auf die Psychologie geschieht durch eine Hypothese. Wir wissen nicht,

welche Gestalt die Selbsterhaltungen in irgend einem andern realen Wesen annehmen mögen; die der Seele aber bestehen in Vorstellungen, die entweder direct von einem Zusammensein der Seele mit anderen realen Wesen hervorgerufen werden, oder einem Gesetze der Trägheit nach, einmal entstanden, ins Unendliche in ihr fortdauern, aber durch andere mannigfach verdrängt, bedrückt oder begünstigt, in einem wechselvollen Spiele der Latenz und Reproduction begriffen sind. Alle übrigen Phänomene des geistigen Lebens sollen nun aus einer Verkettung von Vorstellungen allein, ohne noch einmal auf das Wesen der Seele zurückzukommen, durch bloss mechanische Gründe hervorgerufen werden. Jene Hypothese aber, dass alle Selbsterhaltungen der Seele Vorstellungen sind, ist nicht nothwendig, und der Erfolg hat gezeigt, dass dieser Ansicht gegenüber die Theorie der Seelenvermögen Recht behielt; weder Gefühl noch Strebungen hat Herbart in der That aus seinen Principien deduciren können. Wenn eine Vorstellung steht im Bewusstsein, so ist ein Unterschied, ob sie selbst mit den hemmenden Kräften im Gleichgewicht ruht, oder ob sich an ihr eine hemmende und eine emportreibende Kraft das Gleichgewicht halten. Keiner von beiden Fällen ändert den Inhalt des Vorstellens, dennoch muss sich die Verschiedenheit beider durch ein Phänomen im Bewusstsein darstellen. Wie anders werden wir den zweiten, gepressten Zustand der Vorstellungen bezeichnen, als durch den Namen eines mit der Vorstellung verbundenen Gefühles?[1]) Wenn eine Vorstellung im Bewusstsein steigt, so ist ein Unterschied, ob sie sich selbst überlassen steige, oder gegen den Widerstand anderer ankämpfend. Mit welchem Namen sollen wir nun die fortlaufenden Uebergänge aus einer Gemüthslage in die andere bezeichnen, deren hervorstechendes Merkmal eine sich gegen Hindernisse aufarbeitende Vorstellung ist? Man wird keinen anderen Namen finden, als den des Begehrens[2]). — Wir werden uns doch nach einem andern Namen umsehen müssen, denn weder das erste ist Gefühl, noch das zweite Begehren. Beide Darstellungen erwecken zunächst nur den Gedanken,

[1]) Herbart, Psychologie als Wissenschaft § 104. Bd. II. S. 71 (s. Joh. Fr. Herbart's sämmtliche Werke herausgeg. von G. Hartenstein. Leipzig 1850—52. Bd. VI. S. 75). [2]) Daselbst.

dass jene Klemme, in der sich eine Vorstellung befindet, ihr selbst, wenn wir sie personificiren und ihr ein Vermögen des Gefühls schon beilegen, unangenehm sein mag; warum aber die individuelle Seele sich dies zu Herzen nimmt und ein Gefühl davon hat, wird dadurch nicht klarer; wir sehen vielmehr recht deutlich, dass man in dem Wesen der Seele eine von ihrer Vorstellungsfähigkeit noch sehr unterschiedene Empfänglichkeit voraussetzen muss, um zu begreifen, warum sie von einer Klemme ihrer Vorstellungen eben ein Gefühl erlange. Höchstens könnte mithin diese Darstellung als Angabe der factischen Bedingungen angesehen werden, die jedem Gefühle vorangehen, und bei der man noch dahin gestellt liesse, wie diese Bedingungen ihr Bedingtes, das Gefühl vermitteln. Allein auch dies ist unthunlich; ich wüsste wenigstens nicht, wie das einfachste Schmerzgefühl eines Nadelstiches von einer Klemme der Vorstellungen abhängen sollte. Die Beschreibung passt nur auf die Bedingungen intellectueller Gefühle, hebt also eine Veranlassung von Gefühlen, die neben anderen steht, generalisirend hervor. Arbeitet sich ferner die Ueberzeugung, dass der Mond die Ursache einer am Horizonte aufgehenden Helle sei, allmählich gegen die frühere Befürchtung einer Feuersbrunst empor, so sehe ich doch nicht, wie dies ein Streben des Ich werden solle; der aufsteigenden Vorstellung höchstens könnte man Bewegung und Impuls zuschreiben. Diese Deductionen verfehlen nicht bloss ihren Zweck, sondern sie bringen die üble Angewöhnung hervor, unseren Fragen andere Subjecte unterzuschieben und dann doch die Beantwortung als eine Antwort auf unsere Fragen zu geben. Dies zeigt sich auch in der Betrachtung der verschiedenen Entwicklungsstufen des Vorstellungslebens. Jede Vorstellung ist eine Selbsterhaltung der Seele, die Einheit der Seele (worin sie bestehe, bleibt nominalistisch unbestimmt) verlangt aber, dass alle ihre inneren Zustände in eine intensive Einheit zusammenschmelzen. Die Vorstellungen würden dies thun, wenn nicht ihre Gegensätze wären. Diese Gegensätze hindern mithin, dass eine Bedingung erfüllt werde, unter der die Seele allein ihrem Wesen gemäss existiren könnte; sie existirt jedoch nichts desto weniger, und dies erweckt ein gewisses Misstrauen gegen die Kraft jener Einheit, diese ver-

schiedenen Zustände so zusammenzuschliessen, dass sie nothwendig auf einander wirken müssen. Die Wechselwirkung solcher Gegensätze besteht nun sonst nach allgemeinen metaphysischen Voraussetzungen Herbart's in der Tendenz gegenseitiger Aufhebung des Entgegengesetzten; hier aber nöthigt die Erfahrung, dass unsere Vorstellungen keine qualitativen Resultanten geben, zu der Annahme, dass die Qualität der entgegengesetzten Vorstellungen erhalten werde, ihre Stärke dagegen einen Verlust durch wechselseitige Hemmung erleide. Da jedoch die Einheit der Seele nur an dem Qualitätsgegensatze der Vorstellungen einen Grund hatte, sie zu gegenseitiger Einwirkung zusammenzudrängen, so begreift sich nicht, wie sie nun besser dabei fährt, wenn sie ohne den Gegensatz in ein Mittleres aufzulösen, nur die Intensität seiner beiden Glieder mindert. Ueber die sehr zweifelhafte Berechtigung der Begriffe von einem an sich bestimmten Grade der Stärke und des Gegensatzes der Vorstellungen haben wir schon früher gesprochen; aber auch die Annahme, dass Vorstellungen aus einem Continuum, z. B. verschiedene Farben unter sich, sich hemmen, dagegen solche aus verschiedenen Continuis, z. B. Farben mit Tönen sich ungehemmt verbinden sollen, scheint uns vielmehr der Erfahrung zuwider, als ihr gemäss. Durch jene Einheit der Seele also, welche den verschiedenen Zuständen in ihr nicht gleichgiltig neben einander zu sein verstattet, werden die Vorstellungen zu hemmenden und sich drückenden Kräften, und aus diesem Spiele entstehen die Verdunkelungen, welche die Vorstellungen aus dem Bewusstsein treiben und sie in unbewusste Zustände verwandeln, so wie die Wiederaufsteigungen des früher Gehemmten im Gedächtnisse; durch die mannigfaltigste Verschmelzung dieser Processe entstehen ferner jene allgemeinen Begriffe, die immer als Ferment wieder von der Erinnerung in die Haufen neuer Wahrnehmungen geworfen, diesen jene Ordnung mittheilen, die man früher von eingeborenen Thätigkeiten des Verstandes ableitete. Es thut uns leid, von diesen Untersuchungen, in welchen Herbart allerdings eine grosse Fülle schöner und immer fruchtbar bleibender Bemerkungen über die Entstehung mancher scheinbaren Vermögen des Geistes entfaltet hat, keine kurze Darstellung geben zu können; wir können vielmehr nur

eines hinzufügen, was uns als ihr allgemeiner Mangel erscheint. Die Einheit der Seele als Substanz begründet noch lange keine Einheit des Bewusstseins. Wäre sie allein dasjenige, was die verschiedenen Vorstellungen zusammenhält, so würde nur für einen zweiten besser organisirten Beobachter in der Mannigfaltigkeit ihrer inneren Zustände eine Beziehung und Einheit zu entdecken sein, sie selbst würde davon so wenig wissen, als irgend eine Substanz von dem Zusammenklange ihrer Eigenschaften; wir würden, mit Kant zu reden, noch immer ein so vielfarbiges Subject sein, als wir einzelne Vorstellungen haben, und nichts würde es uns nützen, dass diese Vorstellungen in der Einheit unserer psychischen Substanz sich vertragen. Zwei Vorstellungen, wenn sie der Hemmung um ihres Gegensatzes willen genug gethan, würden gleichzeitig dasein, aber so durchaus eins man sich auch die Seele denken mag, so folgt doch daraus noch nicht, dass nach der Erfüllung der Bedingungen, welche ihre Einheit als Substanz vorschrieb, sich noch umsonst ein Bewusstsein von dem gegenseitigen Verhältnisse ihrer Zustände einstellte und jene beiden Vorstellungen mithin in Einem Bewusstsein stattfänden. Eine Reihe von Vorstellungen mag successiv auftreten, so werden die mechanischen Gesetze des Vorstellungsverlaufes ihre Ordnung bestimmen; aber wer sieht die Ordnung dieses Wechsels? Nur ein Wechsel des Bewusstseins, kein Bewusstsein des Wechsels wird unmittelbar gegeben sein. Und auf dieselbe Art sind alle jene Apperceptionen einer Vorstellungsmasse durch die andere, die Beobachtung einer Vorstellung durch eine zweite, paradoxe und schädliche Ausdrücke für Umstände, die gewissen Erscheinungen des Bewusstseins vorangehen oder sie begleiten; wie sie aber ihr Bedingtes hervorbringen, ist nicht zu begreifen, wenn man nicht die richtige Ansicht, die in der Lehre von den Seelenvermögen liegt, hier adoptiren will. Jeder einzelne Schritt in dem psychischen Mechanismus ist eine neue Gestaltung der Reize, die auf das Eine Wesen der Seele einwirken und in ihm die Thätigkeit bald dieses, bald jenes erregbaren Vermögens erwecken, ohne dessen Begründetsein in dem allerdings einfachen Sinne der Seele jenen mechanischen Bedingungen nie diese Folgen zustehen würden. Bestände der Charakter der Seele wirklich darin, sich nur

durch einfache Vorstellungen primitiv zu erhalten, und könnten die Producte des Vorstellungslaufes zurückkehrend zu ihr nicht noch andere Saiten ihres Wesens anschlagen, so würde sie nie zu Gefühl und Strebungen, sie würde nicht einmal zu wirklichem Bewusstsein kommen; sie wäre kein Subject, sondern nur eine Substanz, an der für einen dritten Beobachter eine durch die Natur der Substanz an sich gebotene Regelmässigkeit in dem Ablaufe von Zuständen bemerklich würde. Wollten wir Herbart's Ausdrucksweise beibehalten, so würde die Qualität der Seele, obwohl unbekannt, doch immer von Neuem in Rechnung zu bringen sein. Primitive Selbsterhaltungen entständen aus den Vorgängen während der Empfindung; die mancherlei Verhältnisse zwischen den daraus entstandenen Vorstellungen bildeten für die Seele selbst einen zweiten Kreis von Störungen höherer Ordnung, gegen die sie sich vielleicht nicht durch Vorstellungen, sondern durch Gefühle erhält, und wie Strebungen fast immer aus deutlichen Gefühlen entspringen, so könnten diese zweiten Selbsterhaltungen, als Zustände, die das reine Gleichgewicht der Seele stören, selbst wieder die dritte Weise der Selbsterhaltung durch Strebungen bedingen. Dies ist im Wesentlichen das, was die Vermögenstheorie durch ihren Begriff eines nur erregbaren Vermögens ausdrücken wollte. Was endlich die mathematische Ausbildung der psychischen Mechanik betrifft, so müsste sie nach dem Bisherigen ohnehin ganz anders ausfallen; sie scheint mir indessen überhaupt ein undankbares Unternehmen. Zwar dies ist kein Einwurf, dass wir keine Masse für die einzelnen psychischen Vorgänge haben; denn auf Berechnung einzelner Revolutionen eines individuellen Gemüthes ist die Absicht der Lehre nicht gerichtet; sie will nur allgemeine Gesichtspunkte und Gesetze durch Hilfe der Rechnung finden. Aber jeder Theorie muss eine bis zu gewissem Grade ausgebildete Erfahrung zur Seite gehen, damit man durch Vergleichung wenigstens wisse, ob die gefundenen Gesetze, weil sie allein die Erfahrungen decken, auch vorwiegende Wahrscheinlichkeit haben. Dies ist hier jedoch nicht der Fall; unsere innere Beobachtung zeigt uns nur so grobe Umrisse des Vorsichgehenden, dass diese Data freilich im Ganzen von dieser Theorie bestritten werden können; daneben aber kann man

sich beliebig viele von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehende Hypothesen denken, die ungefähr das Nämliche leisten. Kommt dagegen die Theorie auf ganz specielle interessante Gesetze, die entscheidend beweisen könnten, so sind sie der Art, dass man sie nie durch Erfahrung controliren kann; man weiss daher immer noch nicht, ob nicht Princip wie Consequenz gleich irrthümlich ist.

60. Sehen wir nun noch, in welchem Verhältnisse nach dieser Theorie die Seele zum Körper steht, so sind beide zuerst nicht durch eine absolute Verschiedenheit ihres Wesens getrennt; auch der Körper ist nur ein System realer Wesen, die den Schein der Materialität durch ihre Verhältnisse um sich erzeugen, deren innere Zustände uns zwar unbekannt sind, aber nicht durchaus unähnlich den Vorstellungen der Seele zu sein brauchen. Nichts desto weniger ist doch die Seele ewig ein Anderes, als der Körper; denn nie werden reale Wesen unter einander sich irgendwie zu einem Neuen vermischen. Sie steht als eine herrschende Monade an dem glücklichsten Orte der körperlichen Organisation, in ewiger Wechselwirkung mit allen sie berührenden Theilen. Doch ist ihr Sitz im Gehirne nicht nothwendig fest; in der Gegend der Brücke des Varolius wandelt sie, wohl nicht an dem anatomisch passendsten Orte. In der Wechselwirkung zwischen ihr und dem Körper ist keine Schwierigkeit; es ist Wirkung von Substanz zu Substanz; und wie die Theile des Körpers sich berühren, geht eine Reihe von Veränderungen von aussen nach innen, von innen nach aussen. Wie aber die Seele vorstellt, fühlt, strebt, das wird ihr nicht von aussen gegeben; alle äusseren Einflüsse sind vielmehr nur Reize, auf welche sie durch Selbsterhaltungen antwortet, die nur in *ihrer* Natur möglich sind. So läuft die innere Wahrnehmung zwar proportional mit den Anstössen, ist ihnen aber nicht ähnlich. Diese Wechselwirkung ist nicht auf Empfindung und Bewegung beschränkt, auch die Gestaltbildung des Körpers kann von der Seele mitbedingt werden; denn die äusseren Zustände der realen Wesen richten sich nach den inneren; in hohem Masse also auch nach denen der Seele, die am meisten vorgebildete Zusammenhänge mit allen Theilen des Körpers durch die regelmässige Verbreitung des Nervensystemes besitzt. Trotz

dem Allen bleibt doch die Seele ihrem Wesen nach unabhängig vom Körper; durch ihre Unveränderlichkeit als Substanz ist ihr Unsterblichkeit, durch das Gesetz der Trägheit ewiger Besitz früherer Erinnerungen gesichert. Dies sind die Vortheile der Ansicht; sie hängen, genau genommen, wenig mit den metaphysischen Grundlagen zusammen, deren einige, wie die behauptete Unveränderlichkeit, sogar mit ihnen unverträglich sind. Im Allgemeinen wird aber eine ähnliche Ansicht der Physiologie bis zu einer gewissen Grenze immer nutzen, denn sie gibt anschauliche Vorstellungen und brauchbare Abbreviaturen für den wahren Zusammenhang der Dinge. Jene Grenze aber ist nicht weniger sichtbar, sie wird gezogen durch den metaphysischen Grundsatz der gegenseitigen Beziehungslosigkeit der realen Wesen und durch den Mangel einer andern metaphysischen Grundlage für die Erklärung der Beziehungen, in die sie doch, obwohl gleichgiltig dagegen, gerathen. Man möchte zuerst fragen, ob denn kein Unterschied zwischen Seele und Seele sei; woher die nominalistische Annahme rührt, dass es eine Gattung von Substanzen gebe, deren Wesen nur in dem Vorstellen bestehe? Das grosse Gewicht, das Herbart auf die Mitwirkung des Körpers und der Erfahrung bei der Ausbildung der Seelen legt, scheint eine ähnliche Fassung zu verrathen; auch sehen wir nie in der Rechnung einen specifischen Coëfficienten, der das Concrete repräsentirte, von dem das Vorstellen ausgeht. Aber diese Meinung würde unerträglich sein. Würde denn wirklich ein Mensch zum Menschen, der Mann zum Manne, das Weib zum Weibe, weil ein reales Wesen den Weg in diese oder jene Complexion anderer realer Wesen gefunden hat, die sich als Keim in den Ovarien eines weiblichen Wesens finden? Wird ein anderes, übrigens gleiches zum Affen, weil der Zufall es in einen Affenkeim führte? Dies ist Herbart schwerlich zuzutrauen; aber er lässt uns im Dunkeln über seine sonstige Ansicht. Denn läge es sonst in der Natur eines realen Wesens, nur in einer bestimmten Organisation sich seinem Begriffe gemäss entwickeln zu können, so ist ihm doch auch diese Rücksicht eigentlich gleichgiltig; es hat genug an seinem Sein, sucht keine Beziehung, keine Entwicklung, kann höchstens in sie hineingerissen werden. Es fehlt aber an einem solchen

günstigen Schicksale, das alle realen Wesen grade so führte, wie es ihnen gut wäre. Fragt man also, wie kommt die Seele in den Körper, da es ihr doch ganz gleichgiltig ist, wo sie ist, so ist dies schwer zu beantworten, man müsste denn annehmen, dass ein sich bildender organischer Keim eine irgendwo zufällig befindliche Seele anzöge, indem er Punkt für Punkt in allem Zwischenliegenden innere Zustände erweckt, die allmählich die äusseren ändern, bis es zu einer Bewegung der Seele nach jenem Keime kommt. Genug davon; die Räthsel der Generation sind unlösbar, wenn Seele und Körper so selbstständig gegenüber stehen und die Metaphysik sich sogar jede nothwendige Beziehung der realen Wesen versagt, die ganze Frage nach einer Weltordnung lediglich einem Glauben anheimstellend, dem sie in allen Punkten im Voraus widerspricht. Auch die Unsterblichkeit der Seele nützt nicht viel, wenn sie auf diesen Principien beruht; wir wissen nicht, wie die Seele sich aus dem Gehirne wieder herausarbeitet, innerhalb dessen sie, Substanz gegen Substanz in Wechselwirkung mit dem Körper stand, und was nützte es ihr, herauszugehen, da sie in eine Welt wieder geriethe, in der ihr keine Bahn zu etwas Besserem vorgeschrieben ist, in der vielmehr ein ihr sehr gleichgiltiges Zusammen mit anderen sie vielleicht bald zwingen könnte, mit allen ihren Erinnerungen sich in eine ihr ganz unadäquate Form des Organismus wieder zu versenken? Freilich kann man sagen, dass jede Seele, die einmal menschliches Leben genossen hat, durch ihre Erinnerungen etwas so Anderes geworden sei, dass sie weder in einer niederen, noch in einer zweiten gleichen Organisation mehr festgehalten werden könnte; allein man setzte damit den Charakter der Entwicklung an die Stelle der Unveränderlichkeit. Wir brechen hiermit ab; denn es würde eine gewisse Ungerechtigkeit darin liegen, mehrere dieser Consequenzen zu ziehen. Sie sind von Herbart nicht gezogen worden und fallen ihm nur insofern zur Last, als man in seiner Metaphysik keinen hinlänglichen Schutz vor ihnen und doch auch keine andere Beantwortung der Frage findet. Allerdings betrifft diese Frage keine Objecte der Erfahrung, wohl aber solche, auf welche die Erfahrung beim ersten Schritte führt, und insofern bedurften wir Aufklärung unserer Begriffe. Herbart's Philo-

sophie, die so fest am Gegebenen haften will, sieht nur einen Theil des Gegebenen. Die Erfahrung zeigt nicht bloss Aggregate realer Wesen, sondern Organismen mit bestimmter Form, nicht bloss diese, sondern eine aufsteigende Stufenreihe derselben; nicht bloss Seelen hier und da, sondern ein Reich der Seelen, sich den verschiedenen Entwicklungsstufen der Organisation anschliessend; nicht bloss Seelen dann und wann, sondern für die Beobachtung entstehend und vergehend im Wechsel der Generationen. Um dies Material zu beherrschen, reicht es nicht hin, die Atome anzugeben, aus denen das Alles gemacht werden kann, die realen Wesen, sondern auch die nothwendigen Beziehungen in ein Princip der Weltordnung zu vereinigen; denn dadurch allein wird die wirkliche, d. h. die von concreten Formen des Daseins durchdrungene Erfahrung gefunden, während realistische Theorien zu oft nur die allgemeine Möglichkeit der Erscheinungen auf die unwahrscheinlichste Weise construiren.

61. Man kann nicht sagen, dass die idealistische Richtung ebenso deutlich von Hegel, wie die realistische von Herbart, repräsentirt werde; sein System ruht jedoch auf ihr, obwohl es ihre Grundlage etwas verzerrt. Auch für Hegel ist die Idee das Einzige, dem das Prädicat absoluter Realität zukommt, und bei ihm so wenig, als in irgend einer gesunden Philosophie, hat die Form der Realität, für sich zum Reellen als solchen hypostasirt, weitere Bedeutung. Aber der andere Gedanke, dass ihr gegenüber auch Idealität nur die Form eines Inhaltes ist, der durch sie allein nicht gegeben ist, wurde von ihm zuerst wohl übersehen, dann beharrlich geleugnet. Jener Process der Reinigung des Gedankens, welcher zuerst den absurden Gedanken der unumstösslichen primitiven Sache oder Sachlichkeit vernichtete, und zeigte, dass nicht Dinge an sich, sondern dass nur Ideen Dinge sein können, wurde so weit fortgesetzt, dass auch aus der Idee jeder concrete Inhalt verschwand, und »die« Idee überhaupt allein übrig blieb; oder er wurde nicht so weit fortgesetzt, um zu bemerken, dass so wenig Sache an sich, so wenig Idee an sich gedacht werden könne. Dieser Mangel wird nicht ersetzt, sondern vergrössert dadurch, dass auf sehr natürliche Weise sich nun an die leere Hülse der Idee der Begriff einer ge-

wissen Realität verstohlen wieder anknüpfte; um die Macht begreifen zu können, die eine inhaltlose Idee über die Welt ausübt, neigt sich der Gedanke wieder dazu, jener Inhaltslosigkeit durch Mitgabe einer wirkenden Kraft zu Hilfe zu kommen, die eigentlich aus der Natur der concreten Idee hätte fliessen sollen. Will man nun nicht völlig ungerecht sein gegen das, was Hegel für die Psychologie geleistet hat, so muss man wohl erwägen, dass causale Untersuchungen nie in der Richtung seines Philosophirens lagen, und dass die Absurditäten, die so zahlreich entstehen, wenn man seine Constructionen der Erscheinungen für Angaben ihrer Verwirklichungsweisen ansieht, nur aus einem Missverstande seiner Ansicht hervorgehen, dessen er sich freilich einige Male selbst schuldig gemacht hat. Ausgegangen von dem festen Grunde, dass die Welt ein Ganzes sei, dessen alle Theile sich als zusammenstimmende Glieder erweisen, und in dem guten Glauben', in seinem Begriffe der Idee jenes an sich Werthvolle, keines weiteren Beweises Bedürfende, sondern schlechthin Existirende gefunden zu haben, konnte es ihm nur darauf ankommen, alle Thatsachen im Absoluten anzuschauen, d. h. die Bedeutung zu suchen, die sie für die Realisirung jener Idee besitzen, und um welcher willen allein ihr Dasein von derselben gefordert werden oder begründet worden sein kann In diesem Werthe lag ihm das Wesen der Sache; er entwickelte gewissermassen das Einzelne nach seinen Folgen, d. h. nach dem Beitrage, den es zur ideellen Bedeutung der Welt gibt, nicht nach der Art, wie es entsteht oder entstanden ist. Ueber das Verhältniss der causalen Entstehung zur dialektischen Construction ins Klare zu kommen, verhinderten ihn zwei Umstände. Erstens die Undeutlichkeit, die wegen der innerlichen Leerheit der absoluten Idee über dem Uebergange von ihr zur wirklichen Natur schwebt; dann der Nachklang jener Ansichten, die dem Ideellen eine gewisse reelle, wuchernde Schöpferkraft zuschrieben, was ihn nicht zu der Ueberzeugung gelangen liess, dass aus der Idee, ehe von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die Rede sein kann, erst die allgemeinen abstracten Gesetze zu entwickeln sind, auf denen sie ruhen soll; dass die Idee erst Wahrheit sein muss, ehe sie schöpferisch wird. Seine Logik nimmt zwar den An-

lauf zu solchen Gesetzen, aber sie wird sehr bald zur Phantasmagorie von Phänomenen. So erkannte er nicht, dass, wenn es zur Naturphilosophie kommen soll, aus seiner Idee vor Allem wieder die Totalität der mechanischen Gesetze fliessen muss, als eine um der eigenen Natur der Idee willen ihr nothwendige, unverbrüchliche Grundlage ihres Schaffens. Abgeneigt aller regressiven empirischen Untersuchung, desorientirt über die Epoche der Naturwissenschaften seit Newton, ging er darauf aus, sogleich einzelne Formen der Naturerscheinungen zu expliciren; versuchte nicht, die Grundregeln des gesammten mechanischen Calcüls auf einmal der Idee abzugewinnen, sondern stückte lieber aus der Idee einige Erklärungen einzelner abgerissener Phänomene ohne Hilfe der Mechanik zusammen. Daraus entstanden die grausenvollen Folgen, die jetzt in seiner Naturphilosophie vorliegen. Diese Dinge tragen nun die Schuld, dass Hegel zuweilen dialektische Entwicklung mit causaler, Postuliren eines Phänomens mit der Construction seines Substrats verwechselte; er würde dem nicht unterlegen haben, wenn er sich deutlicher bewusst gewesen wäre, dass in einer Welt, die auf allgemeinen Gesetzen ruht, die Verwirklichungsweise zweier Erscheinungen oft so verschiedene Mittel erfordert, dass sie weit in dieser Hinsicht differiren, während sie nach ihrem Sinne nächste Glieder in der Entwicklung der Idee sind. Hätte sich freilich die absolute Idee jenes Recht, dass sie gebeut und es da steht, ohne dass Zwischenmittel nöthig sind, für alle Fälle vorbehalten, ohne sich an irgend einem allgemeinen Gesetze ein Hinderniss dieser Allgewalt zu schaffen, wäre sie mit einem Worte nicht eine wirkende, sondern eine hexende Idee, so würde dann natürlich causale Entstehung und dialektische Dependenz überall Hand in Hand gehen. In der Psychologie nun kommt ausserdem, wie schon angedeutet wurde, noch dies Zweite in Betracht, dass eigentlich nur Phänomene gefordert werden, aber die Natur ihres Trägers nicht näher bestimmt; Hegel's Aufgabe ist, zu zeigen, welchen Werth und welche Bedeutung die Formen des geistigen Lebens für die Realisirung der Idee haben; wer oder was es ist, an dem diese Lebenserscheinungen stattfinden, die Natur der Seele, ist für ihn kein Gegenstand ernstlicher Nachfrage; es ist natürlich

keine Substanz, die unabhängig von der Idee bestände, da aber die Idee selbst keinen Inhalt hat, so lässt sich auch der Seele kein besonderer zuschreiben; ihr Begriff ist ausgefüllt, wenn man sie als Subject zu diesen Erscheinungen fasst. Wie dies zu thun möglich sei, braucht nicht gezeigt zu werden, denn es ist ewig vergeblich, den Zusammenhang der Momente in der Idee durch Verstandesbegriffe oder Anschauungen zu verdeutlichen. Unter diesen Voraussetzungen lässt sich nun behaupten, dass allerdings Hegel's Psychologie über den beschränkten Kreis von Aufgaben, die sie sich stellt, eine grosse Menge nicht bloss anregender, sondern genialer Conceptionen zu Tage gefördert hat, und da dieses Gebiet der Frage immer das grösste Interesse erregen wird, so wird auch trotz aller sehr fühlbaren Mängel der wissenschaftlichen Ausführung dieser Plan immer mit grösstem Gewichte auf unsere Bildung einwirken. Wir können hiervon nur den äussersten Umriss andeuten. Welches auch Natur und Inhalt der absoluten Idee sein mag, nie wird sie diesem ihrem eigenen Begriffe gemäss existiren, wenn nur eine seiende Welt vorhanden wäre, ohne den Genuss des Seins. Ueber alles Sein und Erscheinen strebt daher die Idee in ihrer Entwicklung zum Fürsichsein, und inwiefern dieses Sichselbstbesitzen den Grundzug aller geistigen Organisation ausmacht, der in alle einzelnen Erscheinungen des geistigen Lebens eindringt und sie zu dem macht, was sie sind, insofern ist das Dasein geistigen Lebens überhaupt eine absolute Forderung, welche die Idee stellt, oder die Entwicklung ihres eigenen Begriffes wird uns nothwendig auf diese höchste Form des Daseins führen. Die Psychologie erscheint daher hier nicht als eine vom Zweifel über eine gegebene Thatsache der Erfahrung zu deren Erklärung fortschreitende, empirisch angeregte Wissenschaft, die es auch möglich fände, dass ihr ganzer Gegenstand gar nicht existirte, sondern als Theil einer umfassenderen Weltansicht, welche den Begriff eines Lebenskreises erzeugt, der in der Erfahrung nur seine Bestätigung findet. Wie die Idee vom Sein zum Genuss des Seins, so schreitet auch innerhalb der Psychologie die dialektische Entwicklung der einzelnen Ausbildungsstufen des Geistes vom unmittelbaren Dasein der früheren zu deren Genuss und Verwendung zu höheren, vom Befangensein in ihnen zum

Bewusstsein über sie fort, so dass die treibende Aufgabe des Geistes ist, Nichts bloss zu sein, oder für andere zu sein, sondern jede Form seines Daseins zum Gegenstande eines sich in sich zurücknehmenden Genusses des Wissens zu machen. Hierdurch dehnt sich die Betrachtung, nicht von der Seele als Substrat, sondern als Phänomenologie von den nothwendigen Formen des Seelenlebens sprechend, über die Grenzen der persönlichen Psychologie aus; was in dem einzelnen subjectiven Geiste nicht realisirt werden kann, wird ausgeprägt und verwirklicht in der Gestalt des allgemeinen objectiven Geistes, der die Gesellschaft verbindet, und die Zerstreutheit dieser Lebendigkeit soll wenigstens, wenn es auch misslingt, in dem absoluten Geiste eine Vereinigung finden, die wohl nur zu erreichen ist, wenn der phänomenologische Gang der Betrachtung zur Untersuchung des die Erscheinungen tragenden Subjectes überlenkt. Dass nun solche Ansichten, so geistreich sie ausgefallen sind, nicht alle Aufgaben lösen, ist schon bemerkt; das Seelenleben besteht nicht in einer Reihenfolge von Erscheinungen, deren jede immediat von einem Momente der Idee abhinge; nur in diesem Falle aber könnte neben der Interpretation des Sinnes die Aufgabe einer mechanischen Psychologie ganz verschwinden. Nur die Principien des Wirkens können hier als unmittelbare Ausflüsse der Idee betrachtet werden, und so bliebe für H e g e l das Problem übrig, zu zeigen, wie aus der Idee des Geistes sich mit Nothwendigkeit als abstracte Grundlage seiner inneren Ereignisse die Gesetze des psychischen Mechanismus niederschlagen. Er hat es so wenig gelöst, als das analoge in der Naturphilosophie, und so bietet seine Psychologie die unerquickliche Seite, nur das ästhetische, aber kein praktisches Bedürfniss der Erklärung zu befriedigen; sie führt uns die Reihe der Wunder, die das Seelenleben bilden, in grossen Verhältnissen vor, aber lässt Physiologie, Pädagogik, Psychologie rathlos, die alle wissen wollen, wodurch die psychischen Phänomene bedingt und bewirkt werden, damit man auf dem Grund dieser Kenntniss auf sie einwirken könne. Was endlich nun jene Fragen unseres sechsten Abschnittes betrifft, wie der allgemeine Zusammenhang des geistigen Lebens mit der concreten Naturordnung zu denken sei, so ist auch über sie eine deutliche und

befriedigende Auskunft bei Hegel nicht zu finden. So wie andere Systeme durch den Ausspruch, dass alles Räumlichzeitliche eben nur Erscheinung des wahren Wesens der Dinge sei, ein Aversionalquantum entrichtet zu haben glauben, welches der Stellung jeder bestimmteren Frage über die Art dieses Zusammenhanges vorbeugt, so machen auch bei Hegel zwei durch Alles sich hindurchziehende ähnliche Gedanken die Antwort unmöglich. Zuerst die Verurtheilung der Natur als blosser Aeusserlichkeit der Idee, ein Ausdruck, der jede Bestimmtheit in der Fassung des Verhältnisses zwischen beiden ausschliesst, und leider nicht blosser flüchtiger Ausdruck geblieben ist, daneben aber jene absolute Autokratie der Idee, die in jedem Augenblicke das unmittelbar Schaffende, Erhaltende, Leitende ist; eine Gewöhnung der Gedanken, die, indem sie überall die letzte und höchste Ursache an die Stelle der nächsten abgeleiteten Bedingungen setzt, die nützliche Beantwortung jeder mechanischen Frage hintertreibt. Und dieser Tadel fällt nicht allein auf Hegel, sondern auf eine sehr ausgebreitete Schule, die von der allerdings vollkommen richtigen Erkenntniss, dass die Welt nicht in letzter Instanz auf absolutem Mechanismus beruhen könne, ausgehend, sich zum Schaden aller Wissenschaft kopfüber in jene Träume stürzte, denen in jedem geringfügigen Ereigniss die persönliche nicht bloss formbestimmende, sondern auch formerzeugende Gegenwart der absoluten Idee erscheint. Vergleichen wir, was die gewöhnliche Ansicht in jenen Problemen Räthselhaftes findet, und was die speculative Auffassung als Lösung darbietet. Man hat zuerst Gründe gefunden, Körper und Seele zu trennen und sie einander scharf gegenüberzustellen; schon hier gibt indessen die gewöhnliche Ansicht zu, dass dieser Gegensatz nicht so unüberwindlich ist, um beide als zwei Sorten von Substanzen behandeln zu können, die höchstens in der gleichzeitigen Erschaffung durch einen höheren Geist etwas Gemeinsames hätten. Sie gibt dies zu, weil sich ihr der Begriff der Materie unter den Händen auflöst, und sie ihn entweder atomistisch als den Begriff eines Systemes realer Wesen fassen muss, zu dessen äusserer Erscheinungsweise für uns räumliche Ausdehnung gehört, während die inneren Zustände der realen Wesen denen der Seele sehr ähnlich, wenigstens nicht noth-

wendig mit ihnen disparat sind. Oder sie kann auch, wenn sie weiss, wie dies zu rechtfertigen ist, Materie als stetig theilbare Erscheinung eines an sich einigen Wesens zu fassen suchen. Aber dabei bleibt sie stehen, dass die Seele jederzeit ein Individuelles, mit jener materiellen Erscheinung nie in ein Wesen Verschmelzendes sei, ihre einzige Sehnsucht ist, dass es in einer Weltansicht irgend eine Wurzel gebe, aus der beide zu begreifen sind, und zugleich ihr gegenseitiges Verhältniss. Dies Verhältniss wird sie sich als nach allgemeinen Gesetzen geregelt denken und den lebendigen Organismus als ein Ganzes betrachten, das entstanden aus Theilen der mechanischen Natur, auch seine Theile wieder in sie zurückgehen lässt, und welches mit der Seele selbst nur nach irgend welchen mechanischen Gesichtspunkten in Wechselwirkung treten kann. Auf der Grundlage solcher Voraussetzungen wirft nun diese Ansicht jene vielfach berührten Fragen auf, wie die von den hier getadelten Systemen richtig erkannte Bedeutsamkeit des geistigen Lebens sich mit dem Naturgange vereinigen lasse. Und darauf antworten jene speculativen Träume, indem sie eben die eigenthümliche Berechtigung dieses Naturganges leugnen. Körper und Seele sind ihnen Eins; ein ideal-reales Absolute bringt im Laufe seiner Verwirklichung nicht bloss die endlichen Geister hervor, sondern wie es immer zugleich Reelles ist, entwickelt es sich zugleich in einer materiellen Form, die nicht ein Zweites, sondern dasselbe ist, wie der Geist, nur dasjenige materiell, was jener ideell ist. Das geistige Wesen und die körperliche Erscheinung stehen einander nicht gegenüber wie zwei verschiedene Dinge, deren eines nur das Instrument für das andere wäre, sondern in dem Leiblichen ist das Geistige völlig immanent, ohne den Körper würde der Geist ein unwirklicher Schatten sein. Solche Aussprüche, welche Organismus und Seelenleben ganz und gar zusammenfallen lassen, würden Jemanden, der empirisch noch gar nichts vom Leben wüsste, auf den Gedanken bringen, dass jedes lebendige Geschöpf in heiterer Luft sich plötzlich aus Nichts krystallisirte, und wenn es verginge, spurlos wieder in das Nichts verschwände; dann allein liesse sich mit dieser schaffenden Idee eine Vorstellung verbinden, denn es liegt offenbar in dieser Ansicht, dass das

organische Individuum zu seiner Existenz keine Voraussetzungen natürlicher Art, sondern bloss das Gebot der Idee brauche. Wie aber, wenn der lebendige Leib einzelne seiner Glieder einbüsst und nicht nur selbst zu leben fortfährt, sondern wenn auch die Bestandtheile der verwesenden Gebilde mit ihren Wirkungen sich durch die ganze äussere Natur verbreiten? Wie, wenn diese Grundlage des Körpers, die mit der Seele so identisch ist, durch die Nahrung auf allen Feldern der schon bestehenden Natur zusammengesucht wird und selbst während des Lebens in ewigem Wechsel begriffen ist; wie, wenn überhaupt nur in Processen der Generation die Entstehung der Seele für unsere Beobachtung stattfindet? Dann, wenn dies Alles ist, antworten wir, kommen diese Theorien nichts weniger als in Verlegenheit. Denn erstens zeigen sie sogleich, wie es eben für die Idee, die Bestimmung des geistigen Lebens nothwendig ist, dass diese Abhängigkeit des endlichen Geistes vom Processe der Gattung u. s. w., stattfinde; und da es grade das eigenthümliche, von uns gern zugestandene Verdienst dieser Ansichten ist, lebhaften Sinn zu haben für die gewaltige ästhetische und speculative Bedeutsamkeit dieser Verhältnisse, so eröffnet sich ihnen hierbei allemal die beste Gelegenheit, durch sehr schätzenswerthe, geistreiche, oft in der That erhebende Gedanken uns eine Frage zu beantworten, die wir gar nicht gestellt hatten. Dann aber führen sie, um doch etwas auf unsere Zweifel einzugehen, an, es folge aus dem Begriffe und der immanenten Entwicklungsweise der Idee, dass, wo der Naturlauf eine organisirte Schöpfung hervorbringe, sich damit, als mit der reellen Seite eines ihrer Momente, auch die ideelle, nie von ihr trennbar, verknüpfe, dass sie ebenso mit ihrer Zertrümmerung verschwinde, dass überall ferner mit diesem bestimmten Naturgeschöpfe auch nur diese bestimmte Seele verbunden sein könne, die seine ideale Bedeutung ausmache; d. h. mit anderen Worten: es liegt nun einmal im Laufe der Dinge, dass Körper und Seele zusammen in passender Verbindung vorkommen und sich entwickeln. Und diese Auskunft ist denn ganz natürlich in einer Ansicht, welche alle solche Thatsachen durch die Vorerklärung eines in jedem einzelnen Falle passenden Zusammenstimmens des Idealen und Realen vorweg-

nimmt, und das Verhältniss zwischen beiden, dessen Feststellung eines der philosophischen Probleme ist, durch den flachen Gedanken einer ursprünglichen, absoluten Identität beider erschöpfend auszudrücken meint. Und hierbei ist das Widrigste dies, dass in dieser Verkehrtheit keineswegs baarer Unsinn steckt, sondern dass sie jederzeit auf die Güte eines Instrumentes pochen kann, ohne einzusehen, dass sie es nicht zu führen versteht; ein solches ist diese Zusammenstimmung des Ideellen und Reellen allerdings, wo sie am Platze ist. Ich will mich hiermit nicht länger herumschlagen. Alle diese Ansichten schweben wie leichte Wölkchen, glänzend allerdings von tiefen Ahnungen beleuchtet, in einer sicheren Höhe über allen den dornigen Verwicklungen, welche die Probleme unten darbieten; kommt man hier nicht fort, so mag man sich an ihrem Anblicke trösten und erheben; aber den Weg durch das Gestrüpp hindurch weisen sie nicht, sondern nur einen der Resignation darüber hinaus.

62. Vorhandene Ansichten, deren Kenntniss man voraussetzen kann, sind kürzer kritisch zu überblicken, als eigne noch unbekannte anzudeuten. Ich muss mich daher begnügen, einige vielleicht für sich verständliche Punkte anzuführen, die Ziel und Weg der psychologischen Untersuchungen bezeichnen sollen, im Geiste der Ansicht, die ich im Allgemeinen die idealistische nannte. Nicht die Idee überhaupt, sondern die concrete Idee, deren Inhalt der höchste und absolute Werth ist, bildet für uns das Letzte und nicht weiter Abzuleitende; selbst der arme und unentwickelte Gedanke des Empedokles, der Liebe und Hass als Principien des Geschehens fasste, scheint uns insofern Vorahnung einer besseren Wahrheit, als er im Gegensatze zu nihilistischem Idealismus eine concrete inhaltvolle Idee an die Spitze stellte. Unnöthig ist es für unseren Zweck, sowohl den Inhalt der Idee zu bestimmen, den man Seligkeit, Liebe, Heiligkeit nennen mag, als auch die Gestalt der Existenz, in der derselbe vorausgesetzt werden muss, ob in einem höchsten persönlichen Subject concentrirt, ob, wie die angeführten Systeme lieber wollen würden, als diffuse, unpersönliche Idee das All durchdringend. Die Beantwortung dieser schwierigen Fragen ist hier deswegen völlig gleichgiltig, weil wir zunächst nur phä-

nomenologisch aus dem Inhalte dieser Idee nothwendige Formen des Daseins und Geschehens entwickeln wollen, die Frage aber, wie diesen Postulaten die Wirklichkeit zukommt, allenthalben, wo es sich um das Einfachste handelt, thöricht ist; denn nur das bedingte Sein des Einzelnen hat eine Entstehungsgeschichte; die Existenz des zu Grunde liegenden Reiches der Wesen und Gesetze folgt ohne Zwischenmechanismus aus den Geboten der Idee selbst und theilt ihre ursprüngliche Realität und Wirklichkeit. Nicht das mithin ist die Frage, wie Sein und Wirklichkeit gemacht wird, denn es wird nicht gemacht; nur darum handelt es sich, welcherlei Wesen und Gesetzen diese unerklärliche Wirklichkeit wegen des Inhaltes der sie begründenden Idee zukommen muss. Hier würde nun die Philosophie zuerst zu zeigen haben, dass eben das innerlichste Wesen jener Idee nie seinem eigenen Begriffe gemäss gedacht werden würde, wenn wir in ihm nicht sogleich den Trieb voraussetzten, allen seinen weiteren Entwicklungen ein Reich absoluter, nie erschütterter, nie übertretener Gesetze zu Grunde zu legen, sich überhaupt zuerst einen Boden der Wahrheit zu schaffen, welcher der innerlichen Freiheit seines Schaffens Schranken setzt. Man ist gewohnt, in der Metaphysik solche absolute, nicht hinweg, und nicht anders zu denkende Gesetze aufzustellen, denen der Lauf der Dinge folgen muss, man betrachtet sie aber häufig als eine blinde für sich bestehende Nothwendigkeit, einen fremden durch ein unbedingtes Schicksal gegebenen Bedingungskreis, in dessen unabwendbare Gewalt sich der höchste concrete Inhalt der schaffenden Idee fügen muss. Wir substituiren dieser Ansicht die andere, dass es nicht zuerst nothwendige conditiones sine quibus non gibt, und dass dann erst das Seiende auf sie von einer inhaltvollen Idee erbaut werde; dass vielmehr diese Idee, um das zu sein, was sie ist, selbst diese abstractesten Gesetze aus ihrem eigenen Wesen sich niederschlagen lässt, als die in allen ihren späteren Productionen erkennbare, unverbrüchliche Basis, auf der allein sie ihren eigenen Begriff bewähren kann. Dass aber überhaupt die Idee nicht ruhendes Sein, sondern Entwicklung ist, ein Zug, der die Unerlässlichkeit jener Welt der Gesetze hervorbringt, beruht nicht minder in dem Inhalte ihres Wesens, der nicht in

Ruhe, sondern nur in Entwicklung und lebendigem Werden das sein kann, was er ist, obwohl er nicht, wie man es missverstanden hat, durch sie ist, was er ist. Alles Werthvolle, Gutes und Schönes hat sein Dasein nur in Beziehungen, in Handlungen, in Entwicklung, aber freilich sind die letzteren nur die nothwendigen Formen für diesen Gehalt, nicht er selbst. Unter jenen Formen des Zusammenhanges nun, welche den Dingen, sofern sie Verwirklichungen der Idee sein sollen, grade durch den Inhalt dieser Idee selbst vorgezeichnet werden, ist eine die hauptsächliche, alle anderen als Momente in sich aufhebende oder als weitere Entwicklungen begründende, nämlich die des teleologischen Nexus. Die Idee, behauptet sie, eben weil sie nicht der Gedanke eines ruhenden, absoluten Seins, wie etwa bei den Eleaten, sondern weil sie concrete, werthvolle Idee ist, kann auch nicht mit ihrem ewigen unvermittelten Dasein sich begnügen, sondern muss sich selbst zum wiederzugewinnenden Ziele einer Entwicklung machen, eine innere Unruhe des absoluten Grundes, die unmotivirt, wie bei Hegel, angenommen, höchstens wie eine Krankheit des Absoluten erscheint, aus der freilich die Perle der Welt hervorgeht. Sie muss aber ferner auch, um das zu sein, was sie ist, sich selbst in den allgemeinen, abstracten, für jeden bestimmten einzelnen Erfolg gleichgiltigen Gesetzen der Welt Widerstände schaffen, die sie nur überwindet, indem sie zugleich eine concrete Welt des relativ Realen setzt, das auf den Grund dieser Gesetze hin combinirt und zusammenwirkend, die der Idee entsprechenden Gestalten als letzte Resultate hervorgehen lässt. Diese Nothwendigkeit des teleologischen Zusammenhanges, in welchem causale Wirkungsweise nach allgemeinen Gesetzen, also die Idee des Mechanismus in weitester Bedeutung das grösste Gewicht erhält, ist bei Hegel fast völlig durch eine luxuriirende Lebenskraft des Absoluten verdrängt, die keiner Gesetzlichkeit mehr offen steht; und doch hätte Hegel in seiner Sinnesart Grund genug gefunden, die wesentliche Bedeutung dieses retardirenden Motivs hier ebensowohl wie in dem Geiste der Kunst zu verstehen. Der Mechanismus ist daher das Verhängniss der Welt, aber kein fremdes, sondern eine Last, ein Kreuz, welches die Idee ihrer eigenen Natur gemäss auf sich nehmen muss, und

das ausser ihrer Natur weder ein ewiges Dasein an sich, noch irgend eine andere Begründung hat.

63. Fügen wir nun einen andern Punkt hinzu. Ein wissenschaftliches Lehrgebäude, wie das System der mathematischen Wahrheiten, enthält eine Menge einzelner Sätze, die in den mannigfaltigsten Abstufungen näherer oder entfernterer Abhängigkeit sich um ein Princip gruppiren und untereinander eine noch vielfältigere Menge von Verwandtschaften der Coordination und der mannigfachsten Grade der Verschiedenheit zeigen. Eine eben so reiche und vielgegliederte Organisation müssen wir jener Welt zuschreiben, die durch den Inhalt der Idee als ihr vollständiger Ausdruck gefordert wird; auch in ihr werden nicht nur zahllose Abstufungen der Abhängigkeit, sondern auch des Werthes vorkommen; dennoch können wir diese ganze Welt, sowie jenes Lehrgebäude, in ihrem innersten Wesen, d. h. in ihrem ästhetischen Werthe auffassen, ohne noch die Formen des Raumes und der Zeit mit einzumengen, sowie wir auch die Verwandtschaft und die innere Bedingtheit der Melodien unter einander als die simultane Organisation eines Kunstwerkes später uns vorstellen können, obwohl seine wirkliche Wahrnehmung nur in einer successiven Entwicklung stattfindet. Der wahre wesentliche Gehalt der Welt ist abtrennbar von dieser Form der natürlichen Aeusserlichkeit, wenigstens, wenn wir uns für die Deutlichkeit dieser kurzen Andeutungen darauf beschränken wollen, von der des Raumes. Es ist zwar nicht völlig richtig, indessen aus demselben Grunde für unsern Zweck dienlich, wenn wir analog der Kantischen Ansicht, Räumlichkeit als eine Auffassungsform jeder erkennenden Subjectivität fassen, nur dass aus obigem Vergleiche die Art ersichtlich ist, wie die mannigfaltigen Beziehungen, die zwischen den Wesen obwalten, ihnen ihre bestimmten Oerter auch in dieser Anschauung anweisen. Die Seele nun betrachten wir als eine jener Realitäten, die von der absoluten Idee als wesentliche Glieder ihrer eigenen Entwicklung gefordert werden; erschöpfbar ihrem Inhalte nach nur durch eine in theoretischen Begriffen unausdrückbare ästhetische Idee, wird jede Seele nur den Grad der Realität besitzen, der ihr um ihrer Bedeutung im Ganzen der Welt willen zukommt, und weit entfernt, dass

sie als absolut reales Wesen nach einem Rechte der Natur Unsterblichkeit verlangen könnte, hat sie die Bestimmung ihrer Schicksale nur von einer ethischen Weltordnung zu erwarten. Obwohl aber die höchste der realen Gestalten, welche die ewige Idee verlangt, findet doch die Seele den nach allgemeinen Gesetzen geordneten Naturgang schon vor, auf dessen unverbrüchlicher Basis allein jene die Entwicklung ihrer weiteren Entfaltungen begründet hat; was ihr mithin zu empfangen, zu leiden und zu thun vergönnt ist, kann ihr nur noch gewährt werden, so weit sie mit natürlichen Mitteln im Gange natürlicher Wirkungen sich geltend zu machen weiss; sie wird nicht als Seele allein, sondern als beseelter Organismus leben. Zweierlei bemerken wir hierüber. Nicht das, was dem inneren Wesen der Seele allein angehört, jene allgemeinen Weisen ihres Lebens und ihrer Reaction gegen äussere Einflüsse, soll materialistisch ihr durch die Organisation gegeben werden, sondern nur die Fähigkeit, dies innere Wesen in Uebereinstimmung mit dem ihr fremden Gange natürlicher Ereignisse wirken zu lassen, das Aeussere zu gewahren, nach ihm hinaus zu handeln. Die Organisation ist insofern nicht ein neue Fähigkeiten erzeugendes, sondern ein einschränkendes Princip. In einer Welt, deren beherrschende Idee sich nicht dem Verhängnisse ihrer eigenen Verwirklichung durch den Mechanismus eines Naturganges hingegeben hätte, wäre unmittelbares, Alles durchdringendes Wissen und allmächtiges mittelloses Gebieten denkbar, so wie wir es dem ewigen Wesen Gottes zuschreiben; von solcher Natur ist an sich die Seele, und die Organisation verschafft ihr nicht ein Wissen und eine Kraft des Wirkens, sondern schränkt beides auf den Leib, als den Mikrokosmus ein, in welchem gebietend, die Seele allem Aeusseren nur nach Gesetzen des Zusammenhanges der Dinge verwandt ist. Wir haben früher gesehen, wie Ansichten, denen die abstracte Möglichkeit allein etwas, die Begrenzung der Möglichkeiten durch eine durchdringende Weltordnung nichts galt, dieses überall sich hervordrängende unmittelbare Wissen und Wirken zur Annahme phantastischer Verknüpfungen der Wesen unter einander benutzten, welche zwar zwischen ihnen als Erzeugnissen der Idee denkbar sind, aber durch den Geist der Naturordnung ewig verneint wer-

den. Wir betrachten mithin den Körper zwar als Organ der Seele, zugleich aber als retardirendes Gewicht, das sie im Gebiete der Endlichkeit reifen und die Frucht der Entwicklung nicht voreilig pflücken lässt. Das Zweite ist, dass Seele und Körper uns auch hier geschieden bleiben, und dass das, was sie sind, in keine Identität zusammengeht, ausser der gemeinschaftlichen Wurzel, die sie in dem höchsten Weltinhalte haben. Das Verhältniss des Idealen zum Realen ist in der Natur nie ein Identitätsverhältniss, sondern stets ein teleologisches. Die gesammte Natur hat nicht Bilder des Uebersinnlichen zu liefern, sondern Mittel seiner Realisirung; auch der organische Körper ist wesentlich nur solches Mittel. Hiermit ist nicht geleugnet, dass nicht eine ästhetische Bedeutsamkeit auch ihm zukäme, noch abgesehen von der mechanischen Kraft oder den empfindsamen Organen, die er der Bestimmung des Geistes zu Gebote stellt; vielmehr ist die Aeusserung des innerlichen Geistes auch hier die Bedeutung der Erscheinung. Allein man fasst den Gedanken der Erscheinung im Allgemeinen viel zu oberflächlich, wenn man nichts in ihr sieht, als ein idem per aliud, ein Spiegelbild, das die abstracten Formen des Zusammenhanges im Inneren durch eben solche Formen des Aeusseren darstellen sollte; sie ist vielmehr jederzeit zugleich ein unvermeidliches Mittel der Realisirung des Zweckes, und hierin allein besteht ihre Bedeutung für das Wesen, dem sie nothwendig ist. Kein Maler wird je auf den Einfall kommen, Geist oder Dummheit eines Charakters durch einen Zug ausdrücken zu wollen, der an sich, überall, wo er in der Natur vorkäme, Geist oder Dummheit bedeutete; Jeder weiss, dass ein Zug nur bedeutsam wird, sofern er als Mittel zur Ausführung einer That durch seine Ausbildung die Intensität und Richtung der geistigen Kräfte zeigt, aller physiognomische Ausdruck, alle Schönheit ist nur unter der Voraussetzung des Verständnisses einer organischen Gestalt möglich; dieses allein lehrt uns die Theile als Mittel zu Zwecken kennen. Die Erscheinung eines Idealen in dem Realen ist die Sammlung und gelenkige Concentration aller der Gestalten und Kräfte, die ihm in der bestehenden Naturordnung Macht geben, sich völlig seinem Begriffe gemäss zu entwickeln; in dieser ausserordentlichen Harmonie liegt der Grund, warum

wir Seele und Körper gern zu einem ästhetischen Ganzen verschmelzen möchten. Betrachtungen dagegen, die mit nüchternem Parallelismus den Körper den Affen des Geistes sein lassen und ihm einen Stoffwechsel geben, weil die Gedanken wechseln, ein Arterien-, Venen- und Lymphgefässsystem, weil auch aus centrifugalen Handlungen, centripetalen Empfindungen und einer hin- und herwogenden Verdauung der Gedanken der Kreislauf der geistigen Ereignisse immer neu erwächst, oder die mit drei Nervengattungen die drei Hauptsphären der Seelenthätigkeit umsäumen, mögen sich der einen schaffenden Kraft immerhin erfreuen, die mit einem Schlage so seltsame Harmonien des Idealen und Realen erklingen lässt. — Die Entwicklung der organischen Körper aus einander hat auch das Leben der Seelen an den Process der Gattung geknüpft. Wir übergehen die ideale Bedeutung dieser Thatsache, die mit ihrem ungeheuren Gewichte alle Schicksale und Verhältnisse des Lebens durchdringt und mit deren Hinwegnahme uns das menschliche Geschlecht mit all dem Dichten und Trachten seiner Geschichte unverständlich sein würde, wie ein Traum. Wir haben hier nur jene physiologischen Schwierigkeiten der Generation zu betrachten, zu deren Hinwegräumung Systeme der Einschachtelung, der Epigenese, des Traducianismus ohne Noth erfunden worden sind. Was unräumlich ist, ist jedem Punkte des Raumes eben so nahe, wie jedem andern, so lange es beziehungslos ist; es hat ein Motiv an einem Orte zu sein, wenn Beziehungen ihm denselben anweisen. Nicht, als wäre es an diesem Orte des Raumes, der selbst nicht ist, aber in dem Systeme der Erscheinungen, das auf der Form der Räumlichkeit ruht, hat es nicht minder eine bestimmte Stelle, als alles andere Reale, das an sich eben so unräumlich, durch seine inneren Beziehungen unter einander bewegt und entwickelt, das Schauspiel der veränderlichen Raumwelt entfaltet. Hat das dem scheinbaren Naturlaufe dieser Welt zu Grunde liegende wahre Geschehen die Bedingungen vollständig entwickelt, die die Erscheinung eines organischen Körpers darstellen, so hat es zugleich auch die zwingende Bedingung gesetzt, die die Seele nöthigt, innerhalb dieser Organisation zu wirken und zu erscheinen; beides wird nie getrennt sein, sobald der Naturlauf seine Schuldigkeit that und nicht in ver-

fehlte Producte sich verlief. Es ist nun schwer, sich hier eines sehr nahe liegenden Irrthumes zu entschlagen; man wundert sich nämlich sogleich noch einmal, wie nur, wenn es auch so sein soll, doch die Seele wirklich in den Körper gelange, d. h. man setzt voraus, dass ein unräumliches Wesen einen gewissen Weg mit allerhand Mühseligkeiten überstehen müsse, um aus dem Gebiete des Unräumlichen in den Raum zu gelangen, und dass noch seltsamer es sei, wie es in der Unendlichkeit desselben den kleinen Punkt finde, an dem der Mechanismus der Natur ihm den Keim seiner Organisation niedergelegt hat. Der erste Theil des Irrthums nun ist, nachdem er aufgedeckt ist, wohl so deutlich, dass er keine Widerlegung verlangt; und mit ihm fällt auch der zweite, weil kein Verstand sich eine Vorstellung von der Möglichkeit jenes Irrthums machen kann. Zu sagen nun, welches der Zustand der Seele vor diesem Punkte, welches der spätere nach dem Tode sein wird, ist nicht meine Aufgabe; die physiologische Psychologie hat nur die Probleme aufzuhellen, welche der Beantwortung dieser Fragen durch eine Wissenschaft von ethischem Charakter Hindernisse in den Weg zu legen drohen. Nur eine Erscheinung ist noch übrig; die auffällige Theilbarkeit niederer Thiere mit selbstständiger psychischer Entwicklung der Theilstücke. Sollen wir mit einigen Franzosen behaupten, dergleichen Thiere seien Maschinen mit Reflexbewegungen, die sich so oft vervielfältigen können, als die physiologische Regeneration die Stücke zu Ganzen ausbildet? Gewiss nicht; obwohl der Werth ihres Seelenlebens nicht bedeutend sein mag. Die Thatsache selbst kommt am meisten bei Thieren vor, deren normale Fortpflanzungsart die durch Theilung ist; sie fiele insofern unter die vorige Erklärung, und man würde wissen mögen, durch welcherlei Schnitte und wie oft überhaupt diese Theilung bewirkt werden kann. Andere pflanzen sich nicht normal durch Theilung fort; allein die Arten der Zeugung sind hier so vielfach in einander laufend, dass wir uns die Verhältnisse, ähnlich wie bei den Pflanzen, denken können, so dass sehr viele an Structur gleiche Theile dasselbe Recht haben, eine Seele mit sich zu verknüpfen, und man könnte die mechanische Theilung als eine künstlich beschleunigte Fortpflanzung ansehen. Dies läuft,

nur in idealistischer Weise der Auffassung, ziemlich auf die realistische Ansicht Herbart's hinaus, dass in jenen niederen Thieren überhaupt nicht bloss eine, sondern viele Seelen sind; eine Betrachtungsweise, die sich für diesen Fall durch die sehr nahe stehende Erscheinung der Korallencolonien wahrscheinlich macht. Soll ich endlich denen, die sich für eine pantheistisch die Welt durchwogende, gewissermassen continuirliche Idee oder Kraft interessiren, gefällig sein, so will ich noch andeuten, dass man sich allerdings wohl eine Vorstellung von einem Wesen machen kann, das eines ist, während seine Erscheinungen für unsere Betrachtung mannigfache Individualitäten scheinen. Theilen wir einen räumlichen Schein, so liegt das Wesen nicht wie eine entsprechende Glastafel dahinter, in welche die Theilstriche ritzten; es wird gar nicht getroffen. Die Zerstreuung seiner Theile an verschiedene Orte wird nur das Ganze seiner Beziehungen zu den übrigen Wesen ändern und dieser Vielfältigkeit seiner Verhältnisse wird die Vielköpfigkeit seiner Erscheinung entsprechen. Wer diese Vorstellung hier möglich findet, mag sie sich als ein substantielles Band, als eine Collectivpersönlichkeit denken, die in allen diesen theilbaren Organismen lebt und denselben Grad von Persönlichkeit oder vielmehr Unpersönlichkeit behält, mag man die Punkte ihrer Erscheinung vervielfältigen, wie man will. Das ganze Interesse dieser Abhandlung lag in der Betrachtung menschlicher Natur; dass wir in der Psychologie des Thierreiches, bei der Charakteristik von Entwicklungen, die unseren Zuständen so ganz unvergleichbar sind, auf scheinbar so widersprechende Begriffe, wie jene, kommen, will ich nicht leugnen; aber hierauf weiter einzugehen, hindert die Rücksicht auf die grosse Frist, um welche dieses Unternehmen das Ende meiner Arbeit hinausrücken würde.

Eine vollständige Psychologie müsste folgende Aufgaben sich stellen und lösen: 1) Eine dialektische Ableitung der Phänomene des Seelenlebens und eine Interpretation ihrer idealen Bedeutung für die Gesammtheit des Sinnes der Welt. 2) Eine zugleich empirische, zugleich speculativ auslegende Betrachtung über die Entwicklungsstufen des Seelenlebens in der

Thierwelt und dem menschlichen Geschlechte, zugleich mit Beantwortung der Frage nach den Grenzen des Reiches der Seele verbunden. Man würde zu untersuchen haben, ob überhaupt ein Reales denkbar sei, dessen innere Natur nicht wesentlich psychisch wäre, so dass vielleicht alle Natur nur die äusserliche mechanische Gestaltung eines Reiches der Seelen und die concreten Gesetze der Natur aus dem Wesen psychischer Wirkungen ableitbar würden. 3) Eine Darstellung der physikalischen und mechanischen Verhältnisse, an welche das Leben der Seele in unserer Beobachtung gebunden ist, Physiologie der Seele. 4) Eine Nachweisung, wie aus dem wesentlichen Inhalte der Idee jeder Seele die specifischen, für sie überall giltigen Gesetze ihrer Wirkungen folgen; die Grundlegung einer Mechanik des geistigen Lebens, von der wenigstens zweifelhaft ist, ob sie für alle Geschöpfe die nämliche und nicht wenigstens durch bedeutend einwirkende specifische Coëfficienten verschieden sein würde. 5) Eine Psychologie der Individualitäten, die bisher den Werken der Dichter überlassen blieb. 6) Eine nur mit Hilfe der höchsten Theile der Philosophie zu erreichende Begründung unserer Ahnungen über das Schicksal der Seelen im Ganzen der Welt. Von diesen Aufgaben ist nur die dritte der Gegenstand dieser Abhandlung gewesen; was ihr ausserdem beigefügt wurde, hat nur Entschuldigung zu hoffen, sofern es zur Aufklärung des Uebrigen beitrug, muss sich aber dem Tadel entziehen, nicht mehr gesagt zu haben, als an gegenwärtigem Orte seine Pflicht war[1].

---

[1]) Die hier noch angefügte Anmerkung Lotze's habe ich weggelassen, weil sie nicht den Gegenstand dieses Artikels, sondern seine Absichten hinsichtlich einer weiteren Arbeit für das Handwörterbuch betrifft. Die Anmerkung ist im Vorwort dieses Bandes mitgetheilt.

Anm. des Herausgebers.

XIX.

ÜBER BEDINGUNGEN DER KUNSTSCHÖNHEIT.

[1847. S. Göttinger Studien 1847, 2. Abtheilung S. 73—150. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. Die Abhandlung ist in demselben Verlag auch in Separatabdruck erschienen. Lotze's Selbstanzeige derselben folgt unten No. XXVIII].

I.

Die mannigfaltigsten Mittel, dem gesammten Gebiete der äussern Schöpfung entlehnt, finden wir in dem weiten Reiche der Kunst zu lebendigen Gebilden verbunden, deren Eindruck unser Gemüth dennoch zu sehr verwandten Erschütterungen aufzuregen weiss. Wie verschieden gestaltet daher auch der Stoff sein mag, in welchem die Künste ihre Urbilder der Schönheit ausprägen, und wie abweichend die Verfahrungsweisen, zu denen die Natur dieser Mittel sie nöthigt, dennoch müssen sich in ihnen gewisse gemeinschaftliche Grundzüge des Schaffens vorfinden, auf deren Vorhandensein die erregende Kraft ihrer Darstellungen beruht.

Aber indem wir den Entschluss fassen, sie aufzusuchen, werden wir durch die so oft wiederholte Behauptung verschüchtert, dass vor jeder Zergliederung der schönen Erscheinung ihr wahrer und innigster Werth sich verflüchtige, und dass der ungeschickten Hand nur die zerstreuten Bruchstücke eines Ganzen nachbleiben, die kein mühseliges Nachdenken wieder zu beleben vermöge. Wir könnten es vielleicht darauf hin wagen und erproben, ob die einfachen und unscheinbaren Grundsätze, deren Darstellung das Folgende gewidmet sein soll, wirklich so gänzlich jenen Genuss zerstören und ob nicht vielmehr auch auf ihnen ein schwacher Nachglanz wenigstens des Schönen werde haften bleiben. Allein es ist nicht nöthig, uns der Gefahr dieses Versuches auszusetzen, dessen unerwünschter Ausgang leicht die Bestrebungen verdächtigen könnte, deren Misslingen nur unserm Unvermögen zur Last gelegt werden dürfte.

Wir geben vielmehr sogleich zu, dass unsere Betrachtungen nicht das Schönste der Schönheit, wenn auch wesentliche

Gründe und Bedingungen derselben berühren werden. Die reizendste menschliche Gestalt trägt ihr Knochengerüst in sich; und ob wir gleich dem Versuche entsagen müssen, die feine Schönheit und Anmuth der äusseren Umrisse, diese ganze Zartheit der Incarnation anders, als in hingebender Bewunderung zu begreifen, so können wir doch in den grösseren und beständigeren Verhältnissen des Knochenbaues wenigstens die Anordnung der dienenden Mittel beobachten, die der unberechenbaren Lieblichkeit des Ganzen Festigkeit und haltbare Grundlagen gewähren. Wie oft sehen wir nicht, dass die artige Fülle und die reizende Färbung, mit denen die Gesundheit jugendliche Körper überkleidet, durch die Angriffe der Zeit bis zu trostloser Unbedeutendheit verschwindet, wo nicht ausdrucksvolle und edle Knochenformen die hinfällige Zierlichkeit der Jugend ersetzen. Und so können wir von jeder Erscheinung behaupten, dass sie zwar durch mannigfachen Schmuck reizend, aber schön erst dann sein werde, wenn hinter der Weichheit und dem farbigen Glanze ihrer Umrisse sich jenes an sich harte und starre Gerüst strenger Gesetzlichkeit entdecken lässt, das doch für den Anblick so sanft in diese Umrisse sich auflöst.

Ihm nun werden unsere Betrachtungen gelten; wenn aber die Bestrebung, sich auf die gleichartigen Züge zu besinnen, durch welche Kunstwerke der verschiedensten Gattung an derselben und Einen Schönheit Theil nehmen, an sich keine Entschuldigung bedarf, so hat sie noch ausserdem eine Seite nützlicher Anwendung. Man pflegt wohl jetzt mit einer gewissen Aengstlichkeit sich vor dem Verdachte zu verwahren, als hielte man eine wissenschaftliche Betrachtung des Schönen für fähig, der ausübenden Kunst Regeln zu geben. Wir theilen diese Furchtsamkeit nicht. Der eigentlich neue Gedanke zwar, der den Künstler zur Schöpfung eines Werkes treibt, wird nie der Gegenstand einer wissenschaftlichen Ausklügelung sein; aber viele Gedanken würden im Alterthum wie in unserer Zeit nicht gefasst, oder flüchtig gefasst schnell wieder aufgegeben worden sein, hätte man ihren Anspruch auf Schönheit nicht nach überlieferten Mustern von selbst schwankendem Werthe und einem sklavisch an ihnen gebildeten Geschmacke beurtheilt, sondern sich gefragt, welche Forde-

rungen an die Schönheit ein unbefangenes Gemüth stellen muss, das durch Rohheit eben so wenig verdüstert, als durch die irrende Geschichte der Kunst verbildet ist. Aber eben indem wir uns auf ein unbefangenes Gemüth berufen, scheinen wir da nicht zuzugestehen, dass in ihm für die Beurtheilung der Schönheit die eigentliche Quelle entspringe, deren Ergiebigkeit die Wissenschaft nichts hinzufügen könne? Wir fragen dagegen, ob denn die Wissenschaft ein fernes und fremdes Gewitter sei, das in unbekannten Gegenden des Himmels sich düster zusammenzieht, um wüst und gleichgiltig über die Keime daherzufahren, die das Gemüth in sich getrieben hat? Was ist sie vielmehr anders, als eine aufrichtige Verständigung unsers sinnenden Gefühls über sich selbst und über die Gedanken, die aus ihm und aus keinem andern Grunde erwuchsen; was soll sie anders thun, als diese Gefühle in Erkenntniss umwandeln, damit sie, nun nicht mehr beschränktes Eigenthum des einzelnen Gemüths, sondern über allen Wechsel der Stimmung erhobene Wahrheiten, sich besser gegen die Zudringlichkeit schützen mögen, mit der Gewohnheit, Ueberlieferung der Kunstgeschichte, Geschmack des Zeitalters und vielfarbige Gattungen der Heuchelei unser unbefangenes Urtheil zu befangen suchen?

So wollen wir denn hier nichts anders thun, als dieser Quelle unbefangenen Kunstsinns eine feste Fassung zu geben suchen, die ihre planlose Verschleuderung verhindert. — Dass nun Untersuchungen dieser Art wenig zeitgemäss sind, wer wüsste dies nicht? Frühere Tage beschäftigten sich wohl mit der Frage, welchen Regeln ein Kunstwerk genügen müsse, um schön zu sein, aber der trockene Ernst dieser damals etwas erfolglosen Ueberlegungen hat sich längst in die schalkhaften Verkröpfungen verloren, in denen die Dialektik neuerer Kunstphilosophie, statt alte Räthsel zu lösen, ganz neue Gegenstände der Verwunderung geschaffen hat. Manches ist indessen überhaupt nachzuholen, worüber der hastige Schritt der letzten Entwicklung unserer Wissenschaften zu schnell hinweggegangen ist, und so wollen wir uns denn auch diesen Rückschritt in einer Weise der Kunstbetrachtung gefallen lassen, welche nicht die Schönheit ihres Gegenstandes durch die Begeisterung des noch tiefsinnigeren Redens darüber zu über-

bieten, sondern ihren Genuss an einfache Grundsätze des Wissens zu fesseln sucht.

Man kann mehrere Kreise von Bedingungen unterscheiden, denen die Schönheit eines Kunstwerks genügen muss, denn verschieden sind die auffassenden Thätigkeiten, mit denen die Empfänglichkeit des Geistes ihm entgegenkommt, und jede derselben muss es sich hüten zu verletzen. Jeder schöne Gegenstand muss zunächst durch sinnliche Empfindungen sich in das Innere des Geistes einführen, und wenn einige Künste weniger von dem unmittelbaren sinnlichen Eindrucke abhängen als andere, so vereinigen sie mittelbar nur um so mannigfaltigere Sinnesvorstellungen zu einer reichen inneren Bilderwelt der Erinnerung. Die Forderungen indessen, die unsere körperlichen Sinne an die Schönheit eines Kunstwerks stellen möchten, pflegen in unserer Zeit eben so ungehört übergangen zu werden, als früher einseitige Ansichten mit Unrecht das Wesen der Schönheit in eine Fähigkeit der Gegenstände setzten, dem Spiel unserer Sinnesthätigkeiten angemessene Gelegenheit zu übendem Selbstgenuss zu geben. Während die letzte Ansicht sich selbst längst gerichtet hat, ist es vielleicht nicht undankbar, auf die wirklich berechtigten Ansprüche der Sinnlichkeit hinzuweisen, deren weitläuftigere Begründung übrigens nicht in der Absicht dieser Betrachtungen liegt. Denn es würde eine eigene und umfänglichere Untersuchung bedürfen, zu zeigen, wie alle jene Verhältnisse, alle jene dem Denken zugänglichen Beziehungen, in welchen man den höchsten Gehalt der Schönheit zu finden pflegt, ganz unverständlich für uns wären, wenn nicht die einzelnen Empfindungen der Sinnlichkeit uns die Beziehungspunkte und das wechselnde Spiel unserer körperlichen Thätigkeiten den Sinn der Beziehungen selbst, die zwischen diesen Statt finden, zu einem innerlich mitfühlenden Verständnisse brächten. Beschränken wir uns jetzt auf einige wenige Andeutungen, so können wir sogleich zweifelnd an den so oft vernommenen Satz anknüpfen, dass nie das Einzelne und Einfache schön sei, sondern nur das Zusammengesetzte die Schönheit durch ein festes Mass seiner innerlichen Beziehungen erwerbe. Dies ist vielleicht wahr, wenn man den Namen der Schönheit auf das unaussprechlich Höchste beschränken will, aber es ist grundlos zu

meinen, dass der Eindruck einfacher Sinnesempfindungen von der höchsten Schönheit anders als der Grösse des Gefühls nach verschieden sei. Wir springen überhaupt zu schlecht mit dem Inhalte unserer Empfindungen um, weil wir seinen einfachen Zauber zu oft durch die Verhältnisse gestört sehen, in die er zufällig geräth; und so wie wir hässlichen Schmutz sehen, wenn der unvollkommene Ueberblick eines zusammengewürfelten Haufens uns die regelmässig gestaltenden Kräfte entgehen lässt, die seine Theile beleben, so schätzen wir aus ähnlichen Gründen die Bedeutung aller unserer sinnlichen Empfindungen zu gering. Sehen wir doch, was aus der Welt werden würde, wenn wir uns ihrer entschlagen und nur mit dem reinen Gedanken die Ereignisse beobachten könnten. Eine Welt der Gestalten und der Bewegungen würde uns dann umfangen, aber weder Gestalt noch Bewegung würden unserer Erkenntniss das Innere der Dinge aufschliessen, oder uns jenen Naturgeist enthüllen, dessen Gegenwart wir sonst in jeder einzelnen Erscheinung, wie in der Gesammtheit der Ereignisse ahnend empfinden. Denn wenn vor dem Auge des reinen Gedankens einem allgemeinen Gesetze der Anziehung gehorsam, die Körper einer gemeinsamen Mitte selbstlos zustreben, oder wenn sie dem Zusammensinken in ein todtes Gleichgewicht durch den Drang einer ursprünglichen Geschwindigkeit entrissen, geschlossene Bahnen in rastlosen Bewegungen durchkreisen, was ist das Alles doch für den Gedanken? Für ihn, der jeder sinnlichen Empfindung ledig, nichts weiss, von dem Gefühle der Anstrengung, die unsere Muskeln schwellt, oder von der Wonne der Ermüdung, in der der lebendige sinnliche Geist die Grösse und den Muth seiner früheren Bewegung nachgeniesst? Sicher, nur das, was sich selbst mühend und anstrengend bewegt, weiss was Bewegung ist; hätte die Natur der Kraft unsers Willens unsere Glieder widerstandslos dienstbar gemacht, so dass kein leises Gefühl der Last ihre Bewegungen begleitete, dann würden uns diese trotz aller zweckmässigen Verknüpfung doch ein so unverständliches Zucken sein, wie für jenen reinen Gedanken alle Bewegungen der äussern Welt. Die inneren geheimnissvollen Kämpfe des Suchens und Fliehens, die die Dinge durchbeben, können in der Erscheinung nur für den aufleuchten,

der sie selbst vorher empfunden hat, und ohne dieses sinnliche Gefühl würden alle Bewegungen des Weltalls uns nur die Thatsache versinnlichen, dass jetzt etwas hier, nun aber dort sei; wie aber würde dies die Kunst zu ihren Zwecken zu benutzen vermögen? Nun aber ferner die Gestalten, in deren Umrissen unsere Anschauung unmittelbar das Innere verkörpert zu erfassen wähnt, was sind sie für uns anders, als Denkmale vergangener Geschichten? Jener Anziehungen und Abstossungen nämlich, durch deren Gegenwirkungen ein immer unbekannt bleibendes undurchsichtiges Inneres der Dinge gewisse äussere Grenzen der Ausdehnung feststellte, an denen unsere eindringende Kenntniss abgewiesen wird, schützende Schranken, über die hinein in das Wesen der Dinge unsere Neugier nicht brechen soll? Gestehen wir zu, dass auch von Gestalten der reine Gedanke wenig zu fassen weiss. Wir, die sinnlichen Wesen, denen tausende kleiner Empfindungen fortwährend den Umriss unsers Körpers und die beweglichen Formen unserer Glieder anschaulich erhalten, und denen sie ausdeuten, welche Fülle von Spannkraft, welche zarte Reizbarkeit oder geduldige Stärke, welche liebliche Hinfälligkeit oder straffe Festigkeit in jedem einzelnen Theile dieser Umrisse schlummert, wir wissen freilich durch diese Hülfe der Sinnlichkeit begünstigt, auch die fremde verschwiegene Gestalt zu verstehen. Und nicht allein in die eigenthümlichen Lebensgefühle dessen dringen wir ein, was an Art und Wesen uns nahe steht, in den fröhlichen Flug des singenden Vogels, oder die zierliche Beweglichkeit der Gazelle; wir ziehen nicht nur die Fühlfäden unsers Geistes auf das Kleinste zusammen, um das engbegrenzte Dasein eines Muschelthieres mitzuträumen und den seltsamen Genuss seiner einförmigen Oeffnungen und Schliessungen; wir dehnen uns nicht nur mitschwellend in die schlanken Formen des Baumes aus, dessen feine Zweige die Lust anmuthigen Beugens und Schwebens beseelt; vielmehr selbst auf das Unbelebte tragen wir diese ausdeutenden Gefühle über, und verwandeln durch sie die todten Lasten und Stoffe der Gebäude zu eben so vielen Gliedern eines lebendigen Leibes, dessen innere Bebungen in uns übergehen.

Kehren wir aber noch einmal zu jener unsinnlichen Welt zurück, vor deren verschlossenem Innern der reine Gedanke

verlassen und rathlos steht. Die Gewalt des Stosses, welche die nachgiebige Luft oder das spröde Metall erschütterte, ändert nicht allein die sichtbare Lagerung der Dinge, sondern regt in ihrer Spannung eine innere fortschreitende Bebung an, die verloren für die Gestalt der sichtbaren Welt sich mit mannigfachen Abwandlungen durch die Umgebungen fortpflanzt, und bald an ihrem ausgedehnten Widerstande sich bricht. Aber einen sinnlichen Geist treffend vergeht sie nicht ganz, und als der erste volle und lebendige Hauch, der das inhaltslose todte Gerüst der Raumwelt durchweht, bricht der Klang hervor, die ortlose gestaltlose Seele der Natur, die endlich in ihrer einfachen Innerlichkeit ausspricht, was Gestalten und Bewegungen auszudrücken umsonst sich bemühten. In dem Tone der Stimme glauben wir nicht allein das Gemüth des Sprechenden unverschleiert zu erkennen, sondern das Wesen jeglichen Dinges spricht aus dem Klange, den wir ihm entlocken. Nicht mehr an der Kraft, die er ausübt, nicht an der Grösse seines Widerstandes gegen äussere Gewalten schätzen wir jetzt die Härte, die Dichtigkeit, die Sprödigkeit und Federkraft des Körpers; vielmehr in der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Abgerundeten und Feuchten des Schalles glauben wir erst zu fühlen, wess Geistes Kinder alle jene Eigenschaften sind, und welche wahrhafte Härte und Sprödigkeit, welche wahre Weichheit des Wesens und Daseins in der Welt sich hinter jenen äusserlichen Gestalten räumlich wirkender Kräfte verhüllt. Wir werden nicht lange im Stande sein, jene klang- und lichtlose Welt der Atome und der Bewegungen, wie sie der Naturforscher allein ausser uns bestehen lässt, für das wahrhaft Seiende zu halten, dem die ganze Pracht unserer Sinnlichkeit nur als verhüllender Schatten, als beschränkte Auffassung nachfolgte. Vielmehr wie die lebhaften Geberden von Gestalten, deren Stimme die Entfernung verschlingt, so scheinen uns die Bewegungen der Natur ein fruchtloses Umherwerfen der Anstrengung, bis es ihr gelingt, in der Seele ihre Sehnsucht und ihr Streben in dem vollen und farbigen Glanze der Sinnlichkeit auszudrücken. Wie wir indessen hierüber auch denken wollen, die Betrachtung der Schönheit wenigstens und der Kunst muss zugestehen, dass in den sinnlichen

Empfindungen die erste und nicht geringe Offenbarung des schlummernden Geistes gegeben ist, in dessen Träume sich zu versenken sie so oft liebt. Und hiervon ist kein Sinn ausgenommen, obgleich nicht alle in gleicher Weise und mit gleicher Kraft dies Innere der Dinge verkündigen.

Während wir, Töne selbst erzeugend, auch in den vernommenen Mass und Grösse der Strebung wiedererkennen, die wir in sie gelegt, treten uns die farbigen Lichter anders zwar in dieser Beziehung entgegen, aber sie erwecken um so freundlicher in uns die Anerkennung einer fremden geheimnissvollen Realität, in deren Klarheit wir hineinsehen, ohne sie doch ergründen und nachschaffen zu können. Ungünstiger sind die andern Sinnesempfindungen gestellt, die für sich kein schönes Ganzes zu bilden vermögen, aber wir würden nicht so viel von dem Dufte, der Wärme und Weichheit der Farben und der Töne sprechen, wenn nicht auch in diesen Empfindungen der Geist der Natur eine eigene Offenbarung hätte.

In aller Sinnlichkeit finden wir also etwas mehr, als Gleichgültiges oder nur Angenehmes; wer einmal nur sich in die Anschauung eines reinen farbigen Lichtes vertieft hat, wird vielmehr zugeben, dass diese Empfindungen nur eine geringe fast verschwindende körperliche Lust erwecken und dass sie nur in unbedeutendem Masse angenehm heissen können, während grade der ahnungsvolle Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, uns so bedeutend in das Verständniss des natürlichen Daseins einführt. Auf solchen Grundlagen ruht nun eine reich ausgebildete Schönheit. Die Harmonien der Töne und der Farben, die schönen Abwandlungen der Tonfolgen und die Bedeutsamkeit aller sichtbaren Bewegungen und Gestalten stehen in einer sehr nahen Beziehung zu jenen leiblichen Thätigkeiten, durch welche ihre Anschauung oder ihre Nacherzeugung möglich wird. Und so würden sich ohne Zweifel physiologische Gesetze der Kunstschönheit entwickeln lassen, die uns zeigten, welcherlei Zusammenfassungen sinnlicher Elemente zu vollbringen dem Systeme unserer sinnlichen Thätigkeiten schwer fällt, welche andere ihrem Ablauf sich anschmiegen, welcherlei Uebergänge und Gegensätze zwischen verschiedenen Elementen sie zu ertragen und

auszuführen fähig sind, welche andere dagegen sie nur mit Zerrüttung ihrer Ordnung und Erschöpfung ihrer Kräfte zu verfolgen vermöchten. Reich und noch unerforscht, verdiente dieses Gebiet eine weitere Pflege, und seine bessere Aufhellung würde vielleicht einige Streiflichter auf jene Eigenthümlichkeiten des Kunstgeschmackes werfen, die wir bei Völkerschaften von sehr verschiedener Abstammung und abweichendem körperlichen Baue finden.

Uns aber liegt es ob, einen zweiten Kreis von Bedingungen hervorzuheben, den die Schönheit eines Kunstwerks zu schonen und zu befriedigen hat. Der äussere Eindruck trifft in uns nicht nur ein Gewebe körperlicher Thätigkeiten, das hier angeregt, an vielen entfernten Orten nachbebt, und die einzelnen Empfindungen haben ihre Verwandtschaften und Gegensätze nicht nur insofern, als die leiblichen Vorgänge, von denen sie erzeugt sind, einander begünstigen, stören oder ausschliessen. Alle diese Vorgänge vielmehr brechen sich noch einmal an dem Wesen der Seele, und neue Bedingungen ihrer Thätigkeit treten hinzu, um aus dem weiteren Kreise des sinnlich Angenehmen einen engern des Schönen auszuscheiden. Nur wenigen Vorstellungen gestattet die Enge des Bewusstseins, zugleich in voller Klarheit vor uns zu stehen, nicht von jeder zu jeder andern an Inhalt und Gestalt verschiedenen vermag unsere Aufmerksamkeit mit gleicher Leichtigkeit überzugehen, und nicht jede Anhäufung von Gedanken gewährt unserm Geiste dieselbe Befriedigung müheloser beherrschender Uebersicht. Manche Züge eines schönen Gegenstandes werden eine volle und deutliche Entfaltung ihres ganzen Inhalts von der Kunst verlangen müssen, um von der Seele all ihrem Werthe nach empfunden zu werden, manche andere werden um so eigenthümlicher und tiefer das Gemüth ergreifen, je einfachere Andeutungen der Einbildungskraft Spielraum lassen, das übrige Verschwiegene durch eigene Thätigkeit zu ergänzen, oder über das Mitgetheilte hinaus in einen noch unerschöpften Reichthum unberührter Geheimnisse zu blicken. Oft wird die Mannigfaltigkeit verbundener Einzelheiten unsere Seele zerstreuen, und die Vorstellungsreihen vergeblich jene Geschlossenheit und Abrundung suchen, die ihren Ueberblick möglich macht, oft gerade wird ein eigenthümlicher Genuss

aus jenen leisen vervielfältigten Erzitterungen quellen, mit denen dieselbe Mannigfaltigkeit tausend Fäden unsers Gemüths anregt, und schnell verschwindende halbverhüllte Gedanken die stetige und helle Entwicklung einer herrschenden Ideenreihe ahnungsvoll umkreisen lässt. Manches darf nur einmal und deutlich dem Gemüthe gezeigt werden, dessen Empfänglichkeit sein Anblick erschöpft, andere Gedanken bedürfen, wie der Tropfe den Stein höhlt, mannigfacher Wiederholungen, um allmählich ihren Erschütterungskreis auszubreiten und durch die Menge angeregter Erinnerungen ihr ganzes inneres Leben dem geistigen Auge zu entfalten. Alle diese Verhältnisse sind den Ansichten über die Schönheit der Kunstwerke schon längst bekannt gewesen und das Meiste, was wir an älteren Versuchen, die Kunstübung durch Gesetze zu bestimmen, besitzen, läuft darauf hinaus, den Gang der angeregten Vorstellungen mit den natürlichen Gesetzen und den Gewohnheiten der Seelenthätigkeiten zusammenzustimmen. Wenn die Schönheit des Kunstwerks darin bestehen soll, dass es die möglich grösste Anzahl der Gedanken in den kleinsten Zeitraum zusammendränge, oder darin, dass es Verhältnisse zeige, die der nachschaffenden Einbildungskraft den Genuss einer freien zwecklosen Zweckmässigkeit verschaffen, oder wenn im Einzelnen verlangt wird, durch allmähliche Steigerung der Gedanken und ihres Werths die sinkende Empfänglichkeit wach zu erhalten und zu heben, oder durch plötzliche Ueberraschungen sie zu neuem Schwunge aufzuregen, so stehen alle diese Anforderungen wesentlich auf diesem Boden, obgleich sie zum Theil Gesetze berühren, denen noch ausserdem eine höhere Bedeutung zuzuschreiben sein würde. Allein wie lange man auch schon an Betrachtungen dieser Art gewöhnt sein mag, so ist doch zu zweifeln, ob in ihnen die eigentlich wesentlichen Gesetze der Schönheit gefunden oder zu finden sind. Denn alle solche Bemerkungen pflegen uns meistens nur den ganzen Vorrath der innern Zustände und der Erschütterungsweisen des Gemüths vorzuführen, welche überhaupt in der Hand des Künstlers Mittel zu gewaltigen Wirkungen werden können. Aber sie sagen uns weder, wie man sie handhaben müsse, um ihren Erfolg zum Schönen zu lenken, da doch ihre Kraft sich nicht minder auch im Hässlichen äussern kann,

noch, wenn sie dies etwa versuchen, wissen sie Gründe anzugeben, warum die dann entstehende Lust über den Reiz des Angenehmen hinaus noch auf die Würde des Schönen Anspruch machen dürfe. Auch diese Ansichten bedürften daher einer neuen Durchforschung; es wäre nöthig, jene allgemeinen Gestalten des Vorstellungsverlaufes, jene einfachen Grundverhältnisse des Mannigfaltigen aufzusuchen, auf denen überhaupt in unserer Seele die schöne Lust begründet ist. Man würde daraus vielleicht bestimmtere Anweisungen über viele Kunstmittel schöpfen, deren Kraft wir jetzt nur an glücklichen Beispielen bewundern. Man würde lernen, wo eine halbe Verhüllung tieferen Eindruck gewährt, als offene Darstellung, was in der Erwartung ergreifender oder in der Erinnerung mächtiger und inniger bewegt, als in unmittelbar gegenwärtigem Anblicke, und von hier aus dürfte man ohne Zweifel auch für die grösseren zusammengesetzteren Werke eine Reihe psychologischer Bedingungen der Kunstschönheit aufstellen können. Aber man würde sich hüten müssen, diese Gesetze, wie es so oft geschehen ist, für die höchsten zu halten, in denen der eigentliche Sinn aller Schönheit völlig umschlossen liegt.

Ein Kunstwerk darf nicht nur für eine wunderbar ausgesonnene Veranstaltung gelten, unsern Sinnen oder dem bewegten Treiben und Fliessen unserer Vorstellungen wohlzuthun, nicht für ein Mittel, das man wegwirft, wenn sein Zweck erreicht ist, vielmehr grade in seinem Inhalt wollen wir einen unabhängigen Werth erkennen, der die Gefühle rechtfertigt, von denen in seiner Anschauung unser Gemüth bewegt wird. Und so dürfen wir wohl, nachdem unsere Betrachtung uns an den Gebieten des Leibes und der Seele vorübergeführt hat, auch noch des letzten Gliedes einer berühmten Dreiheit gedenken, und nach den Forderungen fragen, welche der Geist an das Kunstwerk und seine Schönheit stellen wird.

Noch inhaltlos und unbefangen drängt sich die natürliche Seele jedem Eindrucke entgegen, an allem sich erfreuend, alles zu lieben erbötig, was ihre Thätigkeit zu einem glücklichen lebendigen Spiele vereinigt; der Geist hat gewählt, was er lieben will, und durchdrungen von einer Ahnung des ewigen

Weltinhaltes fragt er weniger mehr nach der Befriedigung, in der die Seele schwelgt, sondern richtet an alles Schöne das Verlangen, Gestalten ihm zu zeigen, die ihre Heimat in diesem Höhenkreise der besten Wirklichkeit haben, und Ereignisse zu schildern, deren Anblick in die Gemeinschaft dieses ewig Wesentlichen zurückführt. Ueber jenes Leben, in welchem mancherlei äussere Eindrücke nur den zufälligen vereinzelten Regungen unsers endlichen Gemüths schmeichelnd sich anschliessen, soll uns ein Bild des Weltlaufes aufgehn, in dessen Betrachtung und Genusse die des allgemeinen Geistes würdige Lust und Seeligkeit jede andere vergängliche Stimmung überwächst. Diese Forderung ist ein Verlangen nach Wahrheit; denn eben dies meinen wir nicht, dass das Schöne der Kunst uns einen nirgends vorhandenen in dem leeren Spiele der Einbildungskraft allein kreisenden Himmel täuschend vorstellen solle, sondern dieselbe Welt, in der wir leben, soll unsern Blicken durchsichtig werden, und jeder Schritt im Reiche der Kunst soll uns gemahnen, zugleich ein Schritt in der wahrsten Wirklichkeit des Weltalls zu sein.

Diese Bedürfnisse des Geistes, nicht nur die der Seele zu befriedigen, ist den echten Erzeugnissen der Kunst zu keiner Zeit misslungen, aber die kühlere Wissenschaft, die ihrem Geheimnisse nachforschte, hat erst in unsern Tagen das Wesen des Schönen und der Kunst nach diesem Masse zu messen begonnen. Wie viel Grosses, wie viel Verfehltes diese Bemühungen einschliessen mögen, darf hier unentschieden gelassen werden, denn aus dem ganzen Reichthume des Inhalts, dem sie gewidmet worden sind, wollen wir nur einen kleinen Theil als den endlichen Gegenstand unserer ferneren Betrachtungen auslösen.

Kunstwerke kann es geben, die einer unmittelbaren Offenbarung gleichen und in einem kleinen Brennpunkt alle Strahlen der Wahrheit zu einem vollständigen Weltbilde sammeln. Aber wir lieben nicht nur die Lichtquelle selbst, sondern auch die Gegenstände unter ihrer Beleuchtung. Mag auch mit dem umfassenden grossartigen Inhalte, der jenen ganzen Lichtkreis vereinigt, der Werth eines Kunstwerks wachsen, so ist doch auch in dem eine Schönheit, das einzelne Bruchstücke der Welt in seine wärmende farbige Beleuchtung rückt. Würde

doch ohnehin jedes Werk, das den höchsten Inhalt uns darstellen wollte, seine eigene Bestimmung verfehlt haben, wenn es für mehr als Bruchstück gelten und das seiner Natur nach Unerschöpfliche erschöpfen wollte; der Genuss würde enden, wo er beginnen sollte, beim Verständniss. Von Seiten des Inhalts wird mithin jede Kunst nur ein Streiflicht des höchsten Glanzes darstellen, um so wahrscheinlicher ist es, dass ihre Gewalt über die Seelen in der Form und Eigenthümlichkeit ihres Darstellens bestehn werde. Und wenn wir gleich das Vorurtheil bedauern müssen, welches den wahren Werth des Schönen allein in seiner Form finden will, so mögen wir doch zugeben, dass die Kunst nicht überall das Ganze des werthvollen Inhalts wird darstellen müssen, aber mit der Kraft des Ganzen muss sie das Einzelne beleuchten. Seine ewige Gegenwart braucht an den kleinen Dingen der Welt nur durch wenige Züge sich zu verrathen, die uns entschieden und mühelos in eine reinere Luft emporheben und unserer Ahnung die übrigen Fernen der Welt eröffnen. Der wissenschaftlichen Betrachtung nun geziemt es, diese Wege der Erhebung zu beschreiben, der Kunst, sie sogleich zurückzulegen und uns mit sich emporzuführen. Unser Entschluss kann daher nur sein, das erste zu unternehmen, und auch dies wäre unmöglich ohne das Glück, mit welchem das andere der Kunst so oft gelungen ist.

Vermöchten wir ein Ereigniss so zu beobachten, wie es in den Gang des Weltplans mitwirkend eintritt, so würde diese Anschauung seiner Bedeutung einer Erhöhung durch die Mittel der Kunst weder bedürftig noch fähig sein, und in der That gewährt uns die Betrachtung grosser geschichtlicher Entwicklungen diesen Genuss einer ursprünglichen bedeutungsvollen Schönheit. Aber in dem Gebiete der gewöhnlichen Ereignisse sehen wir selten oder nie den Plan der Weltordnung, dessen Ganzheit nur unserer Ahnung offen steht, sondern wir gewahren nur den Rhythmus seines Ganges an den wenigen Schritten, die in die beschränkte Ausdehnung unserer Beobachtung fallen. An ihn muss die Kunst sich halten, um ihren Gebilden Wahrheit zu geben, sie muss den Inhalt, der nur als eine ewige Geschichte selbst ursprünglich gedacht wird, in die Form eines Geschehens zusammendrängen, an der das

Kleinste Theil haben und durch sie dem Ganzen sich anschliessen kann. Und auch hierin wird die Kunst die Züge des Weltbaues nur nachahmen. Denn auch in ihm sehen wir, dass der grösste und höchste Inhalt nicht allein als eine einmal sich vollziehende Geschichte abrollt, sondern dass er sich ein Reich von Formen des Geschehens, von allgemeinen Gesetzen geschaffen hat, die so wie sie sind, nur um des willen sind, weil sie den Werth der höchsten Ideen in die zersplitterte, zerstreute Welt der einzelnen Erscheinungen überzuführen bestimmt sind.

Soll die Kunst nun allgemeine Verfahrungsweisen besitzen, die unabhängig von dem Stoffe, in dem sie ihre Gebilde verwirklicht, und gleich unabhängig von dem Inhalte sind, den sie darstellen will, so können diese nur Wiederholungen jener allgemeinen Gesetze sein, die auch den Weltbau im Grossen beherrschen, und die ebenso wenig einer einzelnen Erscheinung eigenthümlich sind, als sie anderseits jenen höchsten Inhalt selbst aussprechen. Sie bedeuten vielmehr auch in der wirklichen Welt nur die formellen Weisen des Benehmens der Dinge, das sie einhalten müssen, wenn sie in eine vernünftige und schöne Welt passen wollen. Und hierin grade liegt ihre Allgemeingiltigkeit. Ueber das letzte Ziel des Weltplans und den Lauf seiner Entwicklung lassen sich unzählige abweichende Meinungen ausbilden, aber die Züge der Schönheit treffen jedes Gemüth und fragen nicht nach dem bestimmtesten Inhalt seines Glaubens. Sie können es, indem sie nicht den verhüllten Plan der Welt selbst darstellen, sondern nur die ewigen Formen der Weltordnung, die uns wirklich umgeben, und deren Bedeutsamkeit sich auch das Gemüth nicht entziehen kann, das hinter ihnen jenen noch höheren Inhalt zu sehen nicht vermögend oder nicht willig ist.

Dass nun diese *metaphysischen Bedingungen der Kunstschönheit* die einzigen sind, deren Befriedigung der Geist noch über Seele und Sinnlichkeit hinaus verlangt, dürfen wir nicht behaupten. Auch der Gegenstand, dessen Fassung sie bilden sollen, darf ihnen nicht roh überliefert werden, sondern nur ein Gemüth, das ihn bereits in eine inhaltvolle Welt der Kunstgedanken verschmolzen hat, wird ihn flüssig genug finden, um in diese äusseren Formen der Dar-

stellung zwanglos sich zu fügen. Aber diesem künstlerischen Inhalte wollen wir eine eigene Betrachtung zu anderer Gelegenheit widmen, und jetzt nachzuweisen versuchen, welche Ausführung im Einzelnen unsere allgemeine Ansicht verstattet.

II.

Drei Mächte sieht unsere sinnende Beobachtung der Welt sich in einander zum Laufe der Dinge verschlingen: allgemeine Gesetze des Werdens und Geschehens, theilnahmlos für jede einzelne Gestalt des Erfolges, bilden das ewige Schicksal der Erscheinungen; ihnen unterthan ist eine Fülle der lebendigen Wirklichkeit, die mit wunderbaren eingebornen Trieben der Gestaltung und innerlicher Regsamkeit diese starren Schranken überwebt, und in dieser endlich glauben wir zuweilen deutlicher die Spur eines ordnenden Gedankens zu gewahren, der den zusammenhangslosen Lärm der Erscheinungen einem gemeinsamen Ziele dennoch unwandelbar zuführt. Nicht diese letzte dem Ziele zugewendete Bewegung allein bildet den Sinn des Weltlaufs, sondern darin grade liegt seine Bedeutung, dass dieser allmähliche Fortschritt jene widerspenstigen Mächte, die nie fortschreitenden Gesetze und die eigenwillige Regsamkeit der Dinge, in sich einschliesst. Soll die Kunst uns in ihren Werken ein Abbild dieses gesammten Weltlaufes geben, so darf keiner dieser Züge ihr fehlen, und die Weisen ihres Verfahrens müssen jedem Raum lassen, sich in seiner Bedeutung zu entwickeln. Stehn nun diese einzelnen Züge vor dem Auge der Lebenserfahrung nur als Räthsel da, deren Vereinigung durch eine gemeinschaftliche Lösung die ganze Kraft eines menschlichen Herzens beschäftigen kann, so hat auch die Kunst nicht von einer bekannten und gewissen Lösung aller der Fragen auszugehn, die sich hier zudrängen, sondern sie ist diese Lösung selbst. Sie verkündigt nicht eine sonst gewusste Wahrheit, sondern erzeugt sie in ihren Schöpfungen. Denn die Räthsel der Welt zu lösen, wird dem reinen bedürftigen und entblössten Gedanken nie gelingen; da wo die Wissenschaft verzagen musste, den tiefen Gehalt des Lebens zu deutlicher Erkenntniss zu bringen, hat die Dichtung zu allen Zeiten eingegriffen, und auf

dem wärmeren Boden des fühlenden Gemüths das zu lebendigen Blüthen emporgetrieben, was im Lande der Erkenntniss immer ein trockener gestaltloser Keim geblieben wäre. Jedes echte Kunstwerk ist eine Eroberung einer neuen Erfahrungswelt; es spricht für die Erkenntniss keine Lehre aus, die diese selbst zu finden unfähig wäre, aber die breite zerstreute Welt menschlicher Erfahrung sammelt es zu einem verdichteten Bilde, an dem die Erkenntniss als an einem neuen, aber alle Elemente seiner Lösung in sich tragenden Räthsel wiederum sich versuchen mag.

Lassen wir indessen diese Gegenstände, die erst in Frage kommen würden, wenn es sich um den Inhalt handelte, den die Kunst gestalten soll; für uns ist es jetzt genügend, wenn sie durch Erinnerung an dieselben Kräfte, welche die Welt bewegen, uns dem Räthsel nur wieder gegenüberstellt, dessen Dasein und Werth die Kleinlichkeiten des Lebens häufig unserm Gemüthe verdecken. Und so wollen wir an alle Kunstgebilde zunächst die allgemeine Anforderung stellen, dass sie uns überall die Erinnerung an allgemeine Gesetze, an ihre Verkettung mit einem unergründlich gegebnen Wirklichen, und endlich die diesem Laufe inwohnende Herrschaft eines einzigen höhern Zieles erwecken. Aber wenn hierin die formellen Bedingungen der Kunstschönheit beruhen sollen, so werden wir ihre Erfüllung selbst wieder in dreifacher Art verlangen müssen: denn zuerst wird der noch ungestaltete Stoff, mit dem die Kunst wirkt, Anlagen zeigen müssen, jene bestimmten bedeutungsvollen Formen aufzunehmen; dann aber werden die allgemeinen Verfahrungsweisen der Kunst in der Verbindung des mannigfaltigen Einzelnen sich eben so nach ihnen zu richten haben, und endlich muss selbst der individuelle Plan eines Kunstwerks die vollständige Erinnerung an diesen Weltbau durch die Gestalt seiner Entwicklung und Zusammenfügung erwecken können. Nicht alle Künste vermögen jede dieser Forderungen in gleicher Ausdehnung und in gleicher Weise zu erfüllen, und hieran hauptsächlich liegt die nothwendige Beschränkung, die sich jede derselben in der Wahl der Gegenstände auferlegen muss, um der Beschränktheit ihrer Mittel ebenso sehr sich anzubequemen, als zuweilen sie zu ergänzen. Unsere gegenwärtige Betrachtung daher, ab-

sehend von der Gewalt des Inhalts, den schöne Erfindung und der Hintergrund einer inhaltvollen Weltansicht zum Gegenstand unserer Bewunderung machen können, wird sich hauptsächlich nur mit den Künsten beschäftigen, die irgend einen äusserlichen Stoff zu schöner Gestaltung auszuprägen suchen und dadurch formeller Vollendung mehr Raum geben, als die Poesie, die im Reiche der Gedanken lebt.

Richten wir zuerst unsern Blick auf die allgemeinen Gesetze, so müssen wir von ihnen ausdrücklich verlangen, dass sie gegen den dargestellten Gegenstand gleichgiltig sind. Dies freilich nicht, als müsste ihr Befehl unvergleichbar mit ihm sein, wohl aber müssen wir fordern, dass jedes Kunstwerk uns den beschränkten Gegenstand seiner Wahl als unterworfen einer Gesetzlichkeit zeige, die neben ihm unendliches Andere in gleicher Weise beherrscht. Eben durch diese Erinnerung sühnt die Kunst diese Schuld der Endlichkeit, ein einzelnes Bruchstück der Welt unserer Anschauung darzubieten und erweitert unsern Blick über seine Grenzen hinaus, ohne durch einen bestimmten fremdartig angefügten Inhalt ihn zu verwirren. Wie nun die Kunstwerke es vermögen, neben der Entfaltung ihres Gedankens jene Erinnerung festzuhalten, zeigt uns sogleich am deutlichsten das Beispiel der Musik. Die Natur der Töne, deren Auffassung für uns stets einen Zeitraum füllt, lässt jene Gesetze sogleich als die beherrschenden Mächte der Zeit erscheinen, in deren gleichgiltiger Ausdehnung die einzelnen Klänge, um ihr ausdrucksvolles Spiel zu entfalten, kommen und gehen. Neben dem Entwicklungsgange der Melodie bilden die Schläge des Taktes die stets begleitende Erinnerung an das allgemeine Schicksal, dessen abgemessene Kreisungen alle Wirklichkeit hervorrufen und hinwegraffen, ohne für die eine mehr Vorliebe zu zeigen als für die andere. Und eben deswegen bedarf der Takt häufig einer Verschleierung; sein starkes Hervortreten, so dass er sich zum Rhythmus des Ganzen aufdrängte, würde übel zu dem Sinne eines Chorales stehen, in dessen Tönen ja keine hinfällige, unter andere Gesetze gebundene Wirklichkeit, sondern die Fülle des höchsten einigen Seins selbst sich entwickeln soll. Desto entschiedener, obwohl nur in ernstem und langsamem Gange darf er den starken und festen Grund

eines kriegerischen Marsches bilden, in dem der Muth menschlicher Begeisterung sich gern auf die unwandelbaren Geschicke der Welt stützt. Und so mag er denn ungebunden herrschen in jenen Tänzen, in denen jede Selbstständigkeit und melodiöse Kraft des einzelnen Gemüths sich der nivellirenden Gemeinheit des alltäglichen Taumels der Dinge überlässt. In reicherer Ausbildung als der gewöhnliche Takt der Musik zeigt uns das Metrum der Dichtkunst eine ähnliche Bedeutung. Man hat seinen Werth und seine Nothwendigkeit oft künstlich zu erweisen gesucht, am meisten von dem Standpunkte psychologischer Ansichten, die in ihm irgend welche angenehme Berührung der Vorstellungsthätigkeiten fanden. Mehr indessen scheint es doch zu sein. Wo die Poesie irgend einen kleinen beschränkten einzelnen Inhalt mit der Fülle ihrer übrigen Kunstmittel uns vor Augen stellt, würde sie ungerecht sein, wenn sie ihn als die einzige augenblickliche Anfüllung der Welt hinstellen wollte. Sagen kann sie freilich nicht, ohne überhaupt aus einander zu gehn, wie Vieles und Grosses noch ausser ihm ist, aber in der metrischen Gebundenheit ihrer Rede lässt sie uns zugleich die Schwingungen eines allgemeinen Schicksals ahnen, das ihn weit überragt, und rückt so den Inhalt gerade durch eine ihm gleichgiltige Form in die Stellung, die in einer poetischen Weltauffassung ihm zukommt.

In der Musik nun kann der Takt im Allgemeinen nicht entbehrt werden, denn ihre Töne gestatten nicht durch ihren Inhalt, sondern nur durch die Weise ihrer Verbindung eine Erinnerung an die Gesetzlichkeit festzuhalten, von der die Welt getragen wird; die Dichtkunst dagegen kann die gebundene Rede entbehren. Denn sie vermag nicht bloss durch die äussere Form, sondern auch durch den Sinn der Gedanken das allgemeine Schicksal lebendig darzustellen; ja sie wird zu dem letzten genöthigt sein, wo sie irgend umfassende, verwickelte Verhältnisse des Lebens behandelt, die nicht einem eintönig fortklingenden inhaltlosen Gesetze unterworfen gedacht werden können, sondern in deren Einzelheiten die Nothwendigkeit des Weltlaufs vielgestaltig eingeht. Die Erzählung, der Roman verlegen daher ihren Rhythmus in die Entwicklung ihres Inhalts selbst; das Epos bedarf eines einfachen, in

vielen Einzelheiten veränderlichen Versbaues, und nur das lyrische Gedicht darf sich in verwickelten, sich wiederholenden Rhythmen bewegen, in denen es doch dann mehr einen eigenthümlichen inwohnenden Gestaltungstrieb, als ein allgemeines Schicksal zum Ausdrucke bringt. Die Mannigfaltigkeit gleichzeitig erklingender Töne gestattet der Musik, eine Tonreihe ausdrücklich zum Träger dieser Erinnerung zu machen, und es liegt in einer bekannten physiologischen Symbolik, dafür die tiefen Töne zu wählen, über deren fester Grundlage sich die Lebendigkeit der höhern bewegt. Allein nichts in der Welt ist ein reines blosses Schicksal, sondern Alles hat seine eigene Lebendigkeit in sich, und so wird es stets der frostigste Anfang der musikalischen Kunst sein, durch die Klänge des begleitenden Basses nur eben die Taktschläge des Schicksals anzudeuten, den ganzen Lauf der Entwicklung aber einer abgesonderten Tonreihe zu überlassen. Ebenso wenig dürfen wir fortwährend ohne allen Kampf das Einzelne und seine Lebendigkeit dem allgemeinen Gesetze zum Opfer fallen lassen; nicht immer dürfen die organischen Abschnitte der Melodie mit den todten des Taktes zusammenfallen, sondern viel lebendiger wird der sich sträubende zarte Körper der Melodie bald von dem starren Gange des Taktes nach sich geschleppt, bald eilt seine fröhliche Lebendigkeit erwarteten Zeitabschnitten ebenso reizend vor. Nach solcher Brechung der allgemeinen Nothwendigkeit werden einzelne Schritte vollkommener Anpassung der Entwicklung an sie desto mehr erquicken, und namentlich der Ausgang eines Ganzen wird diese Beruhigung stillen und befriedigten Enthaltenseins des einzelnen Lebens in dem allgemeinen Weltlaufe verrathen müssen. Den Reichthum dieser Verhältnisse vermag die Poesie zwar nur in geringerer Mannigfaltigkeit, aber fühlbar genug durch den Widerstreit auszudrücken, den sie zuweilen zwischen dem Accente des Metrum und der eigenthümlichen Betonung der Worte eintreten lässt.

Versuchen wir diese Forderung steter Erinnerung an allgemeine Gesetze, die gleichgiltig über aller einzelnen Entwicklung schweben, auch an die Werke der Baukunst zu stellen. In dem Flusse der Töne liess sich leicht die periodische Wiederkehr der Zeitabschnitte als etwas von aller bestimmten

Gestalt der Melodie unabhängiges herausfühlen, aber die räumlich gestalteten Massen der Baukunst scheinen das allgemeine Gesetz der Schwere zwar in sich zu tragen, aber nie unabhängig von ihrer bestimmten Gestalt im Einzelnen darzustellen. Nun ist es auch ohne Zweifel richtig, dass ein Bauwerk sich zu einer Musik wie ein einzelner organischer Bildungstrieb, der seine völlige Entwicklung erlangt hat, zu einem umfassenden Weltlaufe verhält. Wir dürfen an ihm eine so deutliche Ausprägung der allgemeinen Gesetze so wenig erwarten, als an irgend einer einzelnen Thier- oder Menschengestalt, durch deren Darstellung die Sculptur noch weiter sich von unserer Aufgabe entfernt. Wir können in der Architektur eine Andeutung des allgemeinen gleichgiltigen Schicksals nur in irgend einer Erscheinung erwarten, in welcher das Unzureichende des organischen Bildungstriebes hervortritt und der Kampf sichtbar wird, den er um seiner Vollendung willen mit der Natur der schweren Masse führt. Steht man einem gothischen Dome gegenüber, so fühlt man bald, worin diese Andeutung liegt. So wie der Schaft mancher Pflanzen nicht durch einen einmaligen Aufschuss seine völlige Höhe erhält, sondern in Knoten die erschöpfte Kraft sammelt, um dann mit einem neuen Wurfe eine höhere Stufe der Entfaltung zu erreichen, so sehen wir auch hier viele strebende Keime ganz hinter dem Gipfel des Gebäudes zurückbleiben und ihre Triebe frühzeitig in kleinere Blüthen aushauchen; andere sehen wir nur in einzelnen Absätzen, immer von neuem sich sammelnd, immer an Ausdehnung verlierend, emporstreben, und nur wo die ganze Kraft des Gebäudes massenhaft sich zusammennimmt, erreicht sie es in der Höhe einen Abschluss zu finden, der ihrem strebenden Triebe entspricht. Diese einzelnen Absätze betrachten wir als die Theilstriche, die dem Takte ähnlich die allgemeine Macht der Schwere an der lebendigen Entwicklungslust des organischen Aufstrebens zieht. Wer würde nun nicht sogleich einwerfen, dass diese Betrachtung nur der Baukunst gelten könne, die diesen vielfach getheilten Aufbau kennt, und dass namentlich die griechische Architektur nur in wenigen und nicht in den vorzüglichsten ihrer Werke dieser Forderung genügen würde? So ist es nun auch; in der That ist ein griechischer Tempel ein einziger Takt, ein einziges

Internodium einer schönen Pflanze, zu den edelsten Verhältnissen ausgebildet. Diese wird man immer bewundernd geniessen müssen, wenn man auch bekennt, daran kein Genüge zu finden. Es würde uns nichts helfen, wenn wir unsere Ketzerei in diesen Dingen bemänteln wollten. Wir wollen lieber die Betrachtungen aussprechen, die nicht allein aus diesen Ueberlegungen, sondern auch aus dem unmittelbaren Eindruck der Dinge entstanden sind. Was in andern Völkern mit einem glühenden Gefühl, mit unendlichem sich überstürzenden Reichthum der Gedanken und Bilder in der Kunst lebt und webt, dieses Alles haben die Griechen stets in das Enge gezogen, vielleicht, weil sie es für Vermessenheit hielten, daran zu denken, dass ein so wildes Chaos der Ueberfülle je sich reiner Schönheit nähern könne, vielleicht auch, weil eine zuweilen doch wohl bemerkbare angeborne Frostigkeit der Anschauung ihrem sonst so schönen Masshalten einigermassen förderlich entgegenkam. Allein innerhalb dieser Grenzen sind sie in der That gross und edel gewesen und weit verständiger als ihre späten Vergötterer, deren Abneigung gegen allen Reichthum der neuern Kunst in dem folgerechten Beschlusse allein enden müsste, künftig in der Kunst so durchaus masshaltend und einfach zu sein, dass vor Einfachheit eigentlich gar nichts mehr zu sehen wäre. Der Geist der neueren Völker ist hierin durchaus von dem der Alten verschieden, und es wird stets unmöglich sein, es allgemein glaubhaft zu machen, dass eine schöne Armuth besser sei als eine schöne Fülle. Diese Gleichheit der Schönheit freilich, wie würde die Schule sie je zugeben können? Wenden wir uns daher nicht an sie, sondern an die unbefangne Auffassung jedes Gemüths, das nicht gewaltsam sich aus seiner Zeit heraus versetzen will. Die Kunst der Griechen, mit Ausnahme ihrer frühesten Epopöe vielleicht, ist eine statuarische; ihre architektonischen wie ihre dramatischen Werke sind herrliche, in den schönsten Formen vollendete Krystallisationen eines scharf bestimmten und begrenzten Gedankens; aber die höchsten Forderungen, die gerade an diese Kunstformen zu stellen sind, erfüllen sie nicht. Der griechische Tempel ist ein Individuum, der gothische Dom ist eine Welt und doch nicht weniger Eins; jener ist ein abgeschlossenes Ideal, auf keine

äussere Welt hindeutend, und wenige Erinnerungen an die wirklichen Kräfte der Welt erweckend, ein reines Kunsterzeugniss, dieser ist der Ausdruck der gewaltsam ringenden Macht der Erde selbst; die grössere Naturwahrheit und Wirklichkeit bestimmt ihn für die Welt, in der wir leben, während dem mühelosen Olymp der erste gehört. Mit dem Säulenbaue der griechischen Kunst ist nun diese Weise des Baues, dieses allmähliche Verklingen stufenweis höher strebender Kräfte, nicht wohl zu vereinigen. Denn einmal, wenn die Säule aus dem ungestalteten Erdboden steigt, kann man sich wohl vorstellen, dass in seinen Tiefen eine Kraft schlummere, die sie lebendig emportreibt; aber aus der kahlen, gleichgiltigen Masse eines Zwischengesimses kann unmöglich eine zweite darüber gestellte Säulenreihe ihr Leben gesogen haben, und sie wird daher immer wie ein beliebig Angebrachtes, nicht wie ein nothwendiges Erzeugniss aus der eignen Lebenskraft des Gebäudes erscheinen.

In einer menschlichen Gestalt scheint keine Andeutung anderer Gesetze liegen zu können, als derjenigen, die eben ihre Bildung allein beherrschen. Aber die Sculptur, obwohl an Vollkommenheit ihren Schwestern gleich, steht doch an Vollständigkeit den übrigen Künsten weit nach. Nur die Art, wie wir ihre Werke als Festtagsgenüsse in Museen bewundern, lässt uns oft die Frage vergessen, wo denn die Welt eigentlich sei, auf welche sich Ausdruck und Geberde der Statuen beziehen, und an welche selbst die Eigenthümlichkeit der Gestaltbildung sich bedeutsam anschliessen müsste. Weder das vegetabilische Leben einer Gegend, noch viel weniger aber die beseelte menschliche Gesellschaft kann in ihrer allzu saftreichen Realität einen Beziehungspunkt für diese stillen Grössen der Kunst bilden; wir müssen vielmehr ihre wahre Stelle in der künstlerischen Welt der Architektur suchen. Es zeigt sich nun, wie unsere Forderung erfüllt werden kann. Wir verlangten allgemeine Gesetze, gleichgiltig gegen das Einzelne ihnen unterworfene; die menschliche Gestalt konnte keine andern Gesetze ausdrücken, als die ihrer eigenen Bildung; so muss denn an dieser selbst ein Widerschein eines äussern Schicksals haften, und die einzelne Gestalt muss sich einem Typus unterworfen zeigen, der seinen völlig zureichenden

Grund nicht in dem Sinne der Gestalt selbst, sondern in dem allgemeinen Charakter der umgebenden Welt hat. Der Stil der architektonischen Umgebung muss sich widerspiegeln in dem allgemeinen Typus aller Gestalten, die sie umfasst, und gerade hierin besteht die Aufgabe der Kunst, diesen Typus nicht in Widerspruch mit dem Sinne der Gestalt treten zu lassen, so wie etwa verschiedene farbige Beleuchtungen, die einer Statue so wunderbar verschiedenen Ausdruck geben, doch den feinen Zusammenhang ihrer Formenschönheit nicht ändern. Zu der offenen Heiterkeit griechischer Bauweise gesellen sich mit innerlicher Nothwendigkeit jene nackten oder verhüllten Göttergestalten, in denen überall die freie Entwicklung der schönen Form aus sich selbst herausdrängt, ohne von einem Punkte ausserhalb zur überwiegenden Entfaltung nach einer Seite angezogen zu werden. Im Mittelalter hatte andächtiger schwermuthvoll grübelnder Sinn des Glaubens nicht nur die Welt als eine Verhüllung des Ewigen angesehn, sondern auch die Menschen waren zu göttlichen Crustaceen geworden, die aus mannigfachen äussern und innern Versteinerungen des Gemüths und der Sitte ihr Streben nach oben richteten. Dies ist schwerlich so günstig für die Sculptur, als für die Baukunst; aber der Charakter mittelalterlicher Tracht und Rüstung und der Bildwerke, so weit ihre unvollständige Kenntniss reicht, harmonirt allerdings auf eine bedeutungsvolle Weise mit dem Sinne der architektonischen Schönheit, die ihr zur Umgebung diente. Ueberhaupt hat sich dieser gegenseitige Einfluss immer merkbar gemacht. Soll es einmal eine architektonische Welt im Geschmack von Versailles geben, welche andere Statuen, als jene dickleibig verkröpften, durften ein Bauwerk bevölkern, in dem, wie in den knotigen Stengeln der Balsamine, die phlegmatische Massenkraft überall träge Saftgeschwülste treibt?

Wie aber wird die Malerei allgemeine Gesetze darstellen, die dem eigentlichen Gegenstande ihrer Dichtung fremd sind? Werden wir nicht auch hier zu Annahmen genöthigt, die zu weit hergeholt scheinen, als dass sie sehr für die Richtigkeit unserer Forderung sprächen? Und doch vermag die Malerei jene Erinnerung an die allgemeinen Mächte der Welt auf die bezauberndste Weise zu bewirken. Wenn wir so oft in Genre-

bildern eine an sich unbedeutende Gestalt, die irgend ein eigenthümlicher Reflex des Lichtes hervorhebt, mit Interesse betrachten, was ist es da, was unsere Theilnahme eigentlich erregt? Freuen wir uns wirklich nur über die physiologische Wirkung der Farben, die vom Licht gehoben werden, oder über den Gegensatz, den seine Fülle mit dem dichten Schatten daneben bildet, oder über die sanften Uebergänge des Helldunkels? Oder wird unsere vorstellende Thätigkeit, beschäftigt, diese Umrisse nachzuerzeugen, zu einer Reihe von Handlungen genöthigt, die mit den natürlichen Gesetzen ihres Wirkens zusammenstimmen? Das Alles ist es wohl nicht, die lebhafte und allgemeine Theilnahme, die wir den Lichteffecten schenken, beruht vielmehr auf einer Forderung, die der Geist an die Schönheit stellt, und in ihnen erfüllt sieht. So wie in der Musik von den einzelnen bestimmten Tönen sich der Takt als Erinnerung an allgemeine Gesetze des Weltlaufs loslösen konnte, so hat hier neben allen bestimmten Farben des allgemeinen Elementes Macht ihr besonderes Dasein; aber dieses Allgemeine erscheint in einem Gebiete, das kein Werden kennt, sondern ruhende Gestalt, nicht als ein verzehrendes, sondern als ein begünstigendes Schicksal; als die Welle, die uns alle umschlingt, und alles getrennte Seiende zu einer gemeinsamen Wirklichkeit verbindet. Ohne Zweifel missbrauchen viele Gemälde diesen Werth des Lichtspiels und schaffen durch seine einseitige Hervorhebung Spielereien; aber da, wo der Ernst grösserer Gedanken weniger nothwendig einheimisch ist, als in der Darstellung geschichtlicher Ereignisse, in aller Genre- und Landschafts-Malerei tritt seine Wirkung berechtigter hervor. Hier sehen wir entweder den stummen noch träumenden Naturgeist in Gestaltungen ringen, zwischen denen kein Gedanke, sondern nur ein äusserliches Mittel gegenseitiges Verständniss bewirken kann, oder wir sehen ein Leben schlecht und recht, das für die Geschichte der Welt verloren wäre, aber dafür desto freundlicher von dem allgemeinen natürlichen Elemente umfangen wird. Hierauf können wir wohl den Eindruck dieser malerischen Gebilde zurückführen; das Licht ist die allgegenwärtige freundliche Naturgewalt, die nicht verschmäht, das Geringfügigste in ihren wärmenden Glanz gütig aufzunehmen, und aus ihm die blühenden schlummern-

den Farben hervorzulocken; es ist ein befreiendes lösendes Element, das die Vereinzelung einer verlorenen Gestalt aufhebt, und ein stiller Gesellschafter derer, denen die übrige Welt verschlossen ist. Wir finden daher nicht nur ganz natürlich, dass die höhere Weise der historischen Malerei weniger Gewicht auf diese elementarische Verknüpfung der Gestalten unter einander legt, denn sie kennt die bedeutungsvollere der Handlung, durch die sie ihre Gebilde unverlierbar dem Weltlauf einflicht; und eben so natürlich ist es, dass die Kunst nicht den einfachen vollen Glanz des Lichtes sucht und liebt, sondern seinen bald stillen, bald siegreich blendenden Gang durch die Hindernisse der Körperwelt aufsucht. Denn in all diesem Durchblicken des Leuchtens durch die engen Oeffnungen, die Pflanzenwuchs oder Architektur gestatten, liegt um so deutlicher jenes liebevolle Herabbeugen des befreienden und tröstenden Elements in alle die Krümmungen und Beschränkungen der Endlichkeit.

Haben wir nun in diesen Betrachtungen den Werth dieses malerischen Spieles überschätzt? Wir glauben nicht, denn wir erinnern uns, wie dieselben Eindrücke nicht bloss aus den Werken der Kunst quellen, sondern unser ganzes Leben füllen. Worin liegt die Weihe, die auf den harten Zügen eines pflügenden Landmanns plötzlich ruht, wenn der volle Schein des Abendroths ihn umfliesst, wenn nicht in der Anschauung, dass ein freundlicher allwaltender Naturgeist den Verlassenen jetzt in seine Lebendigkeit mit einschliesst, und die Fülle seiner Güte selbst auf die todten Werkzeuge seines menschlichen Verkehres veredelnd ausgiesst?

Wir haben den Kreis der Künste jetzt durchlaufen. Denn die Poesie, deren wir noch wenig gedacht haben, bedarf nicht nothwendig jene äusserliche Form des Rhythmus, über deren Bedeutung oben gesprochen ist. Sie kann in viel grösserem Umfange, als dies andern Künsten vergönnt ist, den Weltlauf seinem Inhalte nach darstellen, und so werden die Erinnerungen an sein allgemeines Gesetz, die im Metrum, oder in der gleichmässigen Färbung des Vortrags liegen könnten, immer bedeutend hinter der Kraft jener andern zurückstehn, welche die Dichtkunst durch tiefe und allseitige Auffassung ihres Inhalts und seine geordnete Darstellung zu bewirken vermag.

III.

Wenn wir nun jener Ahnung allgemeiner Gesetze, deren Darstellungsweisen wir kennen gelernt haben, eine reiche Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Wirklichkeit untergeordnet zu sehen verlangen, so wollen wir hier noch nicht von dem bestimmten Plane sprechen, der die Individualität eines Kunstwerkes bildet. Vielmehr wie eine allgemeine Geweblehre des thierischen Körpers die allgemeinen Bildungstriebe der verschiedenen Massen kennen lehrt, die sich bald zu dieser bald zu jener umschliessenden Endgestalt eines lebendigen Geschöpfs zusammenthun, so liegt uns hier nur an den überall benutzbaren Verbindungsweisen, durch welche ein gegebenes Mannigfaltiges sich zur Darstellung irgend eines Planes vereinigen lässt. Der Aufbau einer bedeutungsvollen Welt auf dem Grunde allgemeiner Gesetze verlangt aber nicht nur die Gegenwart eines unberechenbaren Wirklichen, das den festen Grund aller Erscheinungen darbietet; nicht nur ferner, dass jedem so Gegebenen ein eigenthümlicher Bildungstrieb inwohne, den der Lauf der Ereignisse zwar zu immer grösserer Entfaltung aufregen, aber nie aus dem geschlossenen Kreise seiner Entwicklung herausdrängen kann, sondern er erfordert wesentlich auch ein gegenseitiges Verständniss der vereinzelten Mannigfaltigkeit, eine Unterordnung derselben unter allgemeinere Gattungen, eine innere Wahlverwandtschaft, die durch die äusserlichen Unterschiede hindurch leuchtend, für alles Vorhandene entgegenkommende, liebende Gegenbilder schafft. So erst entsteht die Möglichkeit von Ereignissen, die nicht nur bunten Wechsel des Unvergleichbaren, sondern bedeutsames Zusammenwirken des innerlich auf sich Bezogenen verrathen. Jene erste Grundlage nun, das unberechenbare Wirkliche wird jeder Kunst in ihrem Stoffe ohnehin gegeben, und wir haben früher angedeutet, welcher Reiz in dieser Anerkennung einer sinnlichen Realität liegt, deren Ursprung wir nicht weiter verfolgen können; die innerlichen Lebenstriebe werden nicht minder in diesem Stoffe selbst gefunden und nur darin hat die Kunst sich zu mühen, dass sie vollständig ihren Reichthum zur Anwendung bringt, und anderseits keine andern Weisen der Entwicklung dem Stoffe aufdrängt, als ihm,

mit dem zu wirken sie sich einmal entschlossen hat, natürlich sind. Auch jene Wahlverwandtschaften endlich, auf denen im Leben wie in der Kunst so vieler Reiz des Daseins beruht, wird sie in ihm selbst aufzusuchen, und ihre Entwicklung so zu gestalten haben, dass sie den allgemeinen Anforderungen des Geistes an Wahrheit der Schönheit genügt. Auf so bereitetem Boden mag sie dann unternehmen, den ganzen Reichthum der vorhandenen Mittel zu einem lebendigen individuellen Ganzen zu verbinden, für dessen Beseelung sie dem Geiste der Schönheit verantwortlich ist. Auch in Bezug auf alle diese Anforderungen nun erfreut sich die Musik des günstigsten Schicksals und keine Kunst ist so sehr wie sie geeignet, in dem blossen Spiele der Formen alle wesentlichen Seiten der Schönheit auszudrücken. Sie besitzt in den Tönen nicht nur eine Mannigfaltigkeit überhaupt, sondern eine solche, deren einzelne Glieder in den reizendsten Verwandtschaften stehen. Wenn die Sprache von höhern und tiefern Tönen redet, so drückt sie damit das ganz deutliche Gefühl aus, dass eine Grössenverschiedenheit diesem Unterschiede zu Grunde liege; aber es ist nicht eine unmittelbar äussere Stärke oder Dauer der Wahrnehmung, sondern eine Steigerung der innern Kräftigkeit des Wesens selbst, die den höhern Ton über den niedern stellt, und doch die höchsten, gleichsam die Grenzen ihrer Anstrengung überfliegend, wieder der stilleren Gewalt der tieferen unterordnet. Der leere Gedanke der intensiven Grösse wird uns selbst gewissermassen durch diese Natur der Klänge versinnlicht, und wenn jeder in ihrer Reihe seine bestimmte Stelle findet, so sehen wir doch nicht einen einfachen Fortschritt der Steigerung, sondern die höhern Töne scheinen nur weiter in ein Land des Lebens hineinzusehn, aber diese Fernsicht durch Aufopferung schwindender Lebenskräfte zu erkaufen. Und nun treten zwischen diesen einfachen Fortschritt die bestimmten Verwandtschaften der einzelnen Tonstufen hinein; nicht gleichgiltig strebt der niedere Ton zum höhern auf, sondern an jedem Punkte seiner Laufbahn rückt ihm das gewonnene Lebensgefühl andere Erinnerungen des Früheren nahe, oder macht ihm auf einen Augenblick die Stimmungen unverständlich, in die er früher aufging. Wenige Töne der Scala schon sind ein solches Abbild des Lebens,

und wir dürfen nicht fürchten, in dieser Ausdeutung eine spielende Vergleichung zu sehen, die Fremdartiges in den Gegenstand unserer Betrachtung einführt. Denn dieses Zusammenfassen früherer Erlebnisse in eine wiedererzeugende Erinnerung, diese Wahlverwandtschaft, mit der sich das Herz an irgend einer Stelle seiner Entwicklung zu einzelnen Augenblicken seines frühern Lebens hingezogen fühlt und ihre verschwundenen Stimmungen leise wieder anklingt, dies alles sind Formen der Entfaltung, auf denen das Leben aller Geister viel wesentlicher ruht, als der freilich zugeben wird, der sie für unvorbedachte Zufälle im Laufe einer nothwendigen Gedankenbewegung ansieht. Woher auch immer die Harmonien der Töne kommen mögen, und auf welche Weise Thätigkeiten des Körpers und der Seele an das eine Verhältniss die Lust des Einklangs, an das andere den augenblicklichen Schmerz unaufgelösten Widerstreits knüpfen mögen, sobald sie einmal vorhanden sind, empfindet der Geist in ihnen nicht mehr diese Weise ihrer Entstehung, sondern freut sich nur dieser klaren Erinnerung an die bewegendsten Formen seines Lebens, die sie ihm vorführen. Und eben deswegen haben wir von den Harmonien gleich so geredet, wie sie in der aufsteigenden Reihe der Töne sich einstellen; denn nicht darauf, dass überhaupt Consonanzen und Dissonanzen vorhanden sind, beruht das Wesentliche der Töne, noch würde die Musik damit allein ihre Aufgaben zu lösen wissen. Sondern dies ist der Zauber, dass der Klang keine neue höhere Stufe erreichen kann, ohne dass [ihm] sogleich eine plötzliche und doch von einem verschwiegenen Gesetze beherrschte Verschiebung der ganzen Welt von Tongestalten widerführe, zu der er in stiller Wahlverwandtschaft sich hingezogen fühlt. Aber auch diese Verwandlung geht nicht ins ungemessene Weite; der Musik ist gegeben, was der Malerei versagt ist, das Leben ihrer Töne wieder in seinen Anfang zurückkehren zu sehen, und doch liegt dieser Anfang jetzt in einer höheren Welt. So vollenden die Octaven, aus der gewaltigen Nacht und Ferne der tiefen Töne beginnend, mehrmals vor unserm Geiste den Kreislauf dieses Lebens, dessen Ende in seliger Schwäche verklingt, und die Tonwelt steht uns gegenüber als das vollendetste Bild einer Gesetzlichkeit, die in Fleisch und Blut der Wirklichkeit über-

gegangen, alle Züge des Weltlaufs der schaffenden Kunst zur Verwendung anbietet.

Denn in der That bilden in dem Weltbau der Musik alle diese Verhältnisse doch nur die stillen Leitern, an denen die Engel der Melodie auf und niedersteigen. Eingeschlossen in die allgemeine Gesetzlichkeit des Zeitmasses, aber in seine Abschnitte bald grössere bald geringere Schritte der Entwicklung eindrängend, bald ihnen zuvoreilend, bald mit Widerstreben nachfolgend, zuweilen mit Hingebung sich auf ihren Wellen wiegend, erscheint nun erst die Melodie, die angeborne innere Lust der Entwicklung in reiches geschichtliches Leben auszuströmen. Wir versuchen nicht, was unmöglich wäre, die Erfindung der Melodie an berechenbare Gesetze zu knüpfen, aber wir suchen einige Beziehungen hervor, an denen in der einmal vorhandenen die Theilnahme des Geistes haftet. Von aller Entwicklung verlangt er zuerst eine innere Nothwendigkeit ihres Ganges, und er findet sie hier im Laufe der Melodie; denn der einzelne zuerst anklingende Ton zwar ist noch ein unentschiedener Keim, dem die Entfaltung nach allen Richtungen des Tonreichs noch offen steht; aber wenig willkürliche Schritte genügen, um jene Gesetzlichkeit harmonischer Töne neben ihm anzuklingen, in deren Schranken das Leben der Melodie allein weiter sich entwickeln kann. Wie der Geist bei dem ungebundensten Schweifen seiner Gedanken doch immer nur in wenigen angestammten Zügen einen Ruhepunkt findet, so kann auch die Melodie nicht ins Masslose und in willkürliche Verknüpfung von Tönen übergehn, sondern muss um einige feste Grundlagen kreisen, aus denen sie neue Kraft schöpft, und die meisten ihrer Töne werden nur Windungen eines Weges sein, zu Stellen führend, von denen die Aussicht auf diese beharrlichen Züge der Harmonie sich mannigfach wechselnd eröffnet. In dieser Natur der Melodie, eine Auflösung harmonischer Tonverhältnisse zu sein, sehen wir jedoch nur die eine Forderung befriedigt, dass die Entwicklung aus einem festen Kerne angeborner Natur nach allgemeinen Gesetzen erfolge. Aber keine Entfaltung ist nur diese Ausbreitung dessen, was im Keime vorhanden lag; vielmehr wirken äussere Einflüsse ein, um ihr eine bestimmte Richtung zu geben, und die einmal getriebene Blüthe hindert

das Sprossen anderer, um nach verschiedenen Seiten hin desto mehr zu treiben. Und das Gesetz der Entwicklung selbst finden wir nirgend nackt und bloss ausgesprochen, sondern alles Leben überkleidet es mit einer reichen Fülle unberechenbarer Wirklichkeit und fügt sich seinen Geboten nur, indem es zugleich einen leisen Hang ursprünglicher Eigenthümlichkeit gewähren lässt. So muss denn auch die Melodie ihren Reiz in der besonderen Art ihrer Bewegungen finden, mit denen sie die feststehenden Punkte der Harmonie vereinigt, und je reicher sie hierin die allgemeinen Formen des Lebens ausdrückt, desto ergreifender wird ihre Wirkung sein. Wir dürfen nur flüchtig an jene bekannten Figuren erinnern, welche die gewöhnlichen Bestandtheile aller Melodien sind, und deren Deutung sich leicht genug von selbst ergibt. Bald hören wir alle Töne der Stufenleiter in geordneter Reihe sich vor uns entfalten, wie sie einer zu erringenden Höhe mit gemessener Kraft, stetige Entwicklung versinnlichend zustreben, oder absteigend sich mit eben so gefasster Entsagung in den Grund der Harmonie begraben, aus dem ihr Spiel entstand; bald hören wir dieselbe Reihe flüchtig auf und absteigend uns an die Unermesslichkeit des Tonreichs erinnern, das die sich entwickelnden einzelnen Gedanken umgibt, ähnlich wie zwischen die Stetigkeit unserer beschränkten Entschlüsse zuweilen die Ahnung der ringsum schlummernden Unendlichkeit tritt. Dann überspringt plötzlich die Melodie die schwach ansteigenden Mittelstufen und erklimmt in wenigen Sprüngen, von Gipfel zu Gipfel schreitend, die festen Punkte der Harmonie, auf denen sie sicher sich wiegt, um doch bald einen neuen Lauf durch die Mannigfaltigkeit der Töne zu beginnen. Auch nicht überall strebt sie auf dem kürzesten Wege ihrem Ziele zu; reizender als diese Sicherheit der todten Nothwendigkeit sind die Fehler der lebendigen Entwicklung, deren Kräfte bald in überschwellender Schwingung über das Ziel hinausschweifen, und dann erschöpft in immer schwächerem Aufschwunge von ihm zu lassen genöthigt sind, bis sie tiefer einen Ruhepunkt finden, den ihnen die Höhe nicht gewährte, bald auch entwickeln sie nach vergeblichen Versuchen erst die sichere Bewegung, die von Stufe zu Stufe sie an das ersehnte Ziel führt. So kreisen die Töne, wie alles geistige

Leben, um einen Mittelpunkt, dessen Macht über ihre Bewegungen deutlicher ist in der Reihe wiederholter Annäherungen, als sie je durch eine schnelle sichere Erreichung sein würde. Allen diesen Formen der Bewegung nun weiss überdies die Musik noch den Ausdruck ihrer innern Kraft oder der Gesinnung mitzugeben, von der sie beseelt werden, indem sie durch die verschiedene Geschwindigkeit der Tonfolge, oder durch die Mannigfaltigkeit der Verbindungen, bald durch ein Ineinanderhauchen, bald durch ein zögerndes, abgeschnittenes Schreiten der Töne den seelenvollen Ausdruck des lebendigen Ganges nachahmt.

Solche feststehende Figuren nun soll endlich, und dies ist die dritte Forderung, die wir an sie zu richten haben, die Melodie zu einem beseelten Ganzen verbinden, das in aller seiner Mannigfaltigkeit doch eine Gesetzmässigkeit innerer Entwicklung zeigt. Wie wenig es hier auch möglich sein wird, das Schöne durch Ueberlegungen zu erzeugen, so gewahren wir doch auch hier noch allgemeine Formen, in denen es enthalten ist. Kaum wird es irgendwo eine Entwicklung geben, die geradlinig durch immer unähnliche Veränderungen ins Unendliche fortliefe. Mit derselben Neigung ihres gestaltenden Triebes, dem die einfachen Formen der Blätter entsprangen, nur auf einem überhaupt höher gelegenen Boden ihres Wirkens entfaltet die Pflanze die geistigeren Gestalten der Blüthe und selbst die zusammengeschlossenen Umrisse der Frucht; so wird auch jede Entwicklung überhaupt als eine allmähliche Bereicherung und Vertiefung eines ursprünglichen Gedankens in sich selbst betrachtet werden müssen. Die neue Umgebung, in welche der erste sprossende Theil emporwuchs, die neuen Kräfte, die auf ihn jetzt wirken, lassen ihn nicht Früheres einfach wiederholen, sondern nur eigenthümlich fortbilden; die Veränderung, die der Keim durch seine eigne Entwicklung erlitten hat, gibt seinem spätern Wachsthum andere Richtungen oder bildet selbst gegen die frühere aus Erschöpfung der Empfänglichkeit einen Rückstoss, der erst nach einer abweichenden Reihe von Gestaltungen in die alte Bahn wieder einlenkt und zum endlichen Abschlusse führt. Die Aufgabe der Kunst ist es nun, durch diese vervielfältigte Entwicklung den schlummernden Reichthum eines Melodienkeimes

zu erschöpfen. Das Metrum der Poesie vertritt durch den Wechsel betonter und unbetonter Silben oder langer und kurzer Laute die Melodie der Musik, und hier sehen wir leicht, wie eine bestimmte Gliederung der Hebungen und Senkungen regelmässige Ansätze zu Melodien hervorbringt. Betrachten wir, ohne übrigens der ganz verschiedenen Anschauungsweise der philologischen Metrik vorzugreifen, eine iambische Dipodie als den einfachen Kern einer alkaischen Strophe, so sehen wir in ihren ersten beiden Zeilen zweimal vergeblich diesen Aufschwung nach einem höhern Gebiete sich erheben, und in einem logaödischen Ausgange die aufgewandte Kraft sich wieder senken; erst in der dritten gelangt die nochmals aufgebotene Anstrengung dahin, eine Zeit lang unverwandt den ersehnten Gang einhalten zu können, bis dem gesteigerten Versuche wieder der besänftigende und mit trochäischem Ausgang länger nachhallende Schluss folgt. Wie nun hier lebendige Entwicklung dadurch entsteht, dass eine Hebung die rückkehrende Senkung vorbereitet, so sehen wir auch in der Musik Melodien sich dadurch ausbreiten, dass ihr erster Anlauf eine antithetische Umkehrung ihrer Bewegung hervorlockt, ein Mittel, das die Kunst auch auf andern Gebieten wie in der entsprechenden Bildung räumlich entgegengesetzter Richtungen benutzt. Während aber das Metrum nur durch farblose Zeichnung dies aussprach, und die Senkung genau auf den Pfad der Hebung zurückleitete, darf die Musik jene Ausweichungen in die verwandten Tonarten benutzen, durch welche die rückkehrende Thätigkeit eine Spur ihrer Verwandlung an sich trägt, und um so kräftiger und eigenthümlicher den bessern Erfolg begründet, den die neu sich zusammenfassende Kraft später erringt. Es würde nicht schwer sein, auf diese Doppelheit von Gegensätzen, deren zweiter durch den ersten begünstigt, auf höherem Gebiete weilt, jene einfachen den erwähnten metrischen Strophen ähnlichen Musiksätze zurückzuführen, die in dem gewöhnlichen Masse der acht Takte sich vollenden. Diese einfachste Fortpflanzungsweise einer Melodie aus sich selbst kann durch andere eben so natürliche Mittel bereichert werden. Unter passender Benutzung des veränderlichen Zeitmasses, das den Fortschritt der Töne bald eilen, bald zögern lässt, kann die Melodie zuerst flüchtig einzelne

ihrer Schritte mit leichtem vergänglichen Schmucke bekleiden; und durch eine innere Ausdehnung vermögen diese Nebenkeime allmählich zu bedeutungsvollen Gegensätzen zu erwachsen, die sich mit dem ursprünglichen Gedanken verschlingen und ihn für Augenblicke vielleicht in andere Harmonien auszuweichen nöthigen. Endlich, wie die Kraft jeder Entwicklung zunächst an der Bewältigung zufälliger Hindernisse geprüft wird, so kann dem Strome der Melodie ein fremdartiges Element zuerst überraschend eingemischt, sie selbst aber dadurch gezwungen werden, zu seiner Verschmelzung mit ihrem ursprünglichen Bildungstriebe alle Kraft ihrer Beweglichkeit aufzubieten.

Die Baukunst entbehrt viele der Hilfsmittel, welche der Musik zu Gebot stehn, und selbst diejenigen, die sie besitzt, kann sie nicht nach allen Seiten hin erschöpfend benutzen. Zwar man sollte meinen, dass eine Kunst, die in drei Ausdehnungen des Raums alle möglichen Grössenverhältnisse darstellen kann, an ihnen überreiche Mittel besitzen müsste, um die Mannigfaltigkeit der Musik nachzuahmen. Allein Grössen, so wichtig sie auch hier sind, bedeuten in der Architektur doch nichts an sich selbst. Sie kommen nur in Betracht als Masse der strebenden Kräfte, die im Bauwerk walten, und was als Zahlenverhältniss an sich vielleicht einfach, harmonisch, oder von regelmässiger Mannigfaltigkeit ist, kann trotz dem als architektonisches Verhältniss nüchtern, leblos und unbedeutend sein. Legen wir in der Vorstellung ein Bauwerk auf seine Spitze oder seine Seite um, so machen seine Linien, die ihre Symmetrie hier nicht verlieren, keinen Eindruck mehr, sie sind sinnlos für wagerechte Lagerungen, während sie schön waren für die Richtung der Schwere. Wer daher nach psychologischen Ansichten musikalische und architektonische Verhältnisse vergleichen und etwa Dicke des Säulenfusses, Höhe und Verjüngung nach einfachen Zahlen abmessen wollte, würde sich sehr über die Natur seines Gegenstandes täuschen, dessen Massverhältnisse verwickelter sind. Und wenn die Baumeister des Mittelalters den Massen ihrer Dome verwickelte Kreistheilungen und Aehnliches zu Grunde legten, so ist dies zwar für den berechnenden und versuchenden Verstand das nächste Hilfsmittel, einen erkennbaren Geist in das

künftige Ganze zu bringen, aber die Schönheit des Vollendeten wird selten ohne unwillkürliche Abweichung von diesem vorgezeichneten Gerüst entstanden sein. Man darf den Stoff in der Architektur nie als blosses Substrat der Ausdehnung, man muss ihn vielmehr als Masse betrachten, und nur die in dieser schlummernden Kräfte sind die Mittel, mit welchen die Baukunst schöne Wirkungen erzielt. Der Musik nun sind ihre Stoffe, die Töne in ihrer ganzen Gesetzmässigkeit gegeben, die Architektur hat die ihrigen aus der Natur mit Wahl und Umsicht zu entlehnen, und sie wird zu künstlerischer Benutzung nicht alles aufnehmen dürfen, was sonst für die mechanische Ausführung ihrer Werke passend sein würde. Baukunst beginnt erst da, wo der Gegensatz zwischen Trägern und Lasten in irgend einer Weise deutlich die belebende Seele des Ganzen ausmacht, und für diesen Ausdruck müssen die Stoffe gewählt werden. Unsere Häuser, welche nur durchlöcherte Ausdehnungen sind, und jede Erinnerung an die Kraft des verwendeten Materials durch möglichst gleichförmige Tünche verdecken, können nur für Erzeugnisse des dringenden Bedürfnisses gelten. Verlangen wir nun aber, dass die innere wirklich zusammenhaltende Kraft des Bauwerks sich auch im Aeussern zeige, so kommen wir schon bei der ersten Forderung, der Wahl des Stoffes, auf Folgerungen, die in manchem Betracht Anstoss geben mögen. Zwar, dass Holz kein Stoff für höhere Baukunst sei, gibt man leicht zu; in der That ist die Erinnerung an den Vegetationsprocess, durch den es entstand, und der so gänzlich seiner Verwendung im Bauwerk fremd ist, in Jedem zu lebhaft, und wird unterhalten durch die Faserung, die nur selten mit der Richtung übereinstimmt, in welcher die Kunst den Ausdruck lebhaft strebender Kräfte des Zusammenhanges verlangt. Gleichförmige Stein- und Metallmassen, die der Kunst erlauben, an ihnen jede Spur der Entwicklung willkürlich auszudrücken, werden ihr allein geeignet sein, und hier hat sie darauf Rücksicht zu nehmen, die Formen der Gestaltung der Natur derselben anzupassen. Gewiss wird so etwa das Eisen schlankere Formen durch seine beträchtliche Cohäsion gestatten, als der körnige Stein, der immer bis zu gewissem Grade den Mangel seines Zusammenhangs durch Breite der aufgewandten Massen er-

setzen muss. Aber auch die übrigen Eigenschaften des Stoffes dürfen nicht so selbstständig hervortreten, dass sie seine Bestimmung, zu tragen und getragen zu werden, verdecken. Die weissen, lichtzurückstrahlenden Flächen des Marmors mögen eine Last wohl bezeichnen, die breit in der Wirklichkeit Platz nimmt, aber die tragenden Säulen bedürfen in diesem Falle jener Canellirungen, die durch ein leichtes Spiel des Schattens ihre Breite weniger massenhaft und ihre emporstrebende Länge desto vielfältiger hervortreten lassen. Für gothische Baukunst aber, in welcher Last und Träger sich zu dem gemeinschaftlichen Ausdrucke quellenden Wachsthums verschmelzen, werden wir überall einförmig dunkle Stoffe vorziehen müssen. Bunte Farben nun ohnehin haben keinen Sinn für die wesentlichen Theile eines Bauwerks. Vielleicht haben wir, die im Lande des Schattens und des Schnees leben, nicht genug Empfänglichkeit für den Farbenreichthum, mit dem die südlichen Griechen ihre Gebäude bedeckten, vielleicht aber haben wir auch Recht, wenn wir diese Bemalung verschmähen. Denn einmal verlangen wir, dass die festen zusammenhaltenden Skelettheile des Gebäudes sich aller Fremdartigkeiten enthalten, die zu ihrer Bestimmung nichts helfen, und ihre Färbung macht uns denselben verwirrenden Eindruck, den etwa ein Pfauenskelet machen würde, wenn es in allen Farben schillerte, mit denen die Augenpunkte des Schwanzes glänzen. Treten nun die Malereien, nicht nur an den freien Ebenen der Wand und Giebelfelder, sondern an Theilen, die selbst in die Construction wesentlich mit eingehn, als Schmuckwerk auf, so ist uns auch dies zuwider, denn wir müssen verlangen, dass auch die Ornamente in ihrer Gestalt die letzten Ausblühungen der Construction selbst sind. Endlich widersteht uns im Allgemeinen diese Lüge, mit der die Kunst von aussen auf das Material eine Farbenpracht aufträgt, die weder in der für den architektonischen Zweck benutzten strebenden Kraft der Masse, noch sonst in irgend einer andern ihrer Eigenschaften einen Grund hat. Für die äussere Gestalt des Bauwerks verlangen wir daher Einfachheit und Gleichartigkeit der Mittel, und vor allem Wahrheit derselben. Wollte Jemand Steinmassen mit Metallen verbinden, so wären dies wenigstens verwandte Stoffe, und die im Glanze fast untergehenden Farben

der Metalle würden sich bei passender Auswahl leichter als Verklärungen des gröberen Materials fassen lassen, und so könnte vielleicht eine Steigerung von undurchsichtigem Material in den Fundamenten bis zu glänzenderen durchscheinenden Mitteln in den ausklingenden Gipfeln nicht unschön sein. Dieselben Forderungen, die wir hier an die Architektur stellen, richten wir natürlich auch an die Sculptur. Man hat früher mit ganz richtigem Sinne die Bemalung der Statuen für eine Barbarei gehalten; jetzt, nachdem sich herausgestellt, dass diese Färbungen eine bei den Griechen sehr verbreitete Sitte waren, hat man bereits angefangen, seine Ueberzeugungen nach dem Geschmacke der Alten umzuändern. Auch die Sculptur muss sich nach ihrem Material bequemen. In der klaren, einförmigen Masse des Steins aber liegen an sich höchstens Kräfte der Gestaltbildung und der Krystallisation; diesen Keim kann allerdings die Kunst ohne zu grosse Unwahrscheinlichkeit so entwickeln, dass statt in die geometrische Regelmässigkeit des Krystalls, sich die Masse vielmehr in die unberechenbare Gesetzmässigkeit einer lebendigen Gestalt einfügt. Aber ein inneres Leben fortwährender Ernährung und beständiger Regsamkeit kann man unmöglich in die Masse hineindichten. Und doch kommt es darauf wesentlich an; denn der Mensch ist kein angestrichenes Geschöpf, vielmehr ist seine Färbung nur der veränderliche Ausdruck des flüchtig wechselnden innern Lebens selbst.

Der Architektur steht mithin in ihren Materialien keine so grosse Mannigfaltigkeit der Elemente zu Gebot, wie der Musik in ihren Tönen. Auch die harmonischen Grundverhältnisse, die sie zur Ausführung ihrer Gedanken benutzt, sind beschränkter. Wir müssen sie in jenen ursprünglichen Lebenstrieben der Massen suchen, durch welche sie auf bestimmte eigenthümliche Weise, und zwar auf eine überall in dem Ganzen eines Werkes festgehaltene, ihre Bestimmung erfüllen, also in den Stilelementen, die sich in der Verknüpfungsweise zwischen Träger und Last zeigen. Deutlich unterschieden treten diese beiden Theile zuerst im griechischen Säulenbau hervor, dessen horizontale Lasten die senkrecht aufstrebende Kraft der Stützen durchschneiden, zwischen beiden keine andere Vermittlung, als die, die sich in der Rückwirkung des Druckes

auf die Schwellung der Säule, in der Ausdehnung ihres Knaufes und der Gestaltung der ausladenden Theile zeigt. Denn die vielen horizontalen Schichtungen, welche das Dachgebälk zeichnen, dienen weniger zu einer Vermittlung mit der Säule, als zur vervielfältigten und eindringlicheren Darstellung der ganz andern Richtung, in welcher hier der Zusammenhalt wirkt. Dieser entschiedene Gegensatz, dessen bekannte weitere Einzelheiten wir übergehen, erhält zuerst eine Weiterbildung in den Rundbögen, welche die senkrechte Kraft der Säulen mit der Last vermitteln sollen. Viele Versuche dieser Art sind ohne Zweifel sehr misslungen. Einfache Säulen, besonders wo sie so dicht stehen, als dies meist im Alterthum der Fall war, sind kraftvoll genug, um ohne weitere Vermittlung die Lasten zu tragen. Ihre Verbindung durch Arkaden aber nöthigt zu grösserer Weite der Zwischenräume, wenn die Bögen nicht kleinlich erscheinen sollen; dann aber ist es oft unbegreiflich, wie aus dem schlanken Körper der Säule diese ziemlich massenhafte Kraft des Bogens selbst ausgehn könne, um ihrerseits die Last des Architravs zu tragen. Viele dieser Anwendungen von Arkaden, namentlich wie sie in Basiliken vorzukommen pflegen, machen so einen verwirrenden Eindruck; es ist klar, dass der eigentliche Säulenkörper zu schwache Füsse hat, um mit so starken Armen die ungeheuere Last des Architravs halten zu können. Und dies wird durch die spätere Erfindung des Kämpfers nicht wesentlich gebessert, denn wenn er auch eine gewisse Formvermittlung zwischen Säule und Arkade enthalten mag, so erklärt er doch den Ursprung der Kraft der letztern nicht. Man hat daher schon früh die tragenden Säulen verdoppelt, und auf jede nur einen Arm des Rundbogens gestützt; aber eine wesentliche Formenharmonie scheint nur da einzutreten, wo man der Kraft der Säule einen Rückhalt an ungestalteter Masse gab; d. h. wo man einen Theil des unorganischen Mauerwerks, das sonst hinter der Säulenreihe lag, in sie hineinzog, und so einen hinlänglichen Körper schuf, von welchem aus rechts und links die weiterstrebenden Bögen ausgehen: dann erscheinen die Arkaden als der Ausdruck einer aufgesparten und gesammelten Kraft, die in der Masse verborgen lag, und allmählich in andeutenden Ornamenten mehr und mehr hervor-

tritt, um in den einzelnen Säulen, auf denen die innere Bogenwölbung ruht, nur ihren entschiedensten glücklichsten Ausdruck zu finden. Dies ist der Charakter, den allerdings nach vortrefflichen antiken Vorgängen, der romanische Rundbogenstil in seinen schönsten Monumenten zeigt, und mit dem seine Ornamentistik vollkommen übereinstimmt. Denn von dem architektonischen Schmuckwerke verlangen wir, dass es uns entweder den Charakter der strebenden Kraft in ihrem höchsten Affecte durch einen Reichthum innerlich gegliederter Wiederholungen ausdrücke, gleich den Schaumwirbeln, die der endliche Zusammenstoss der Fluthen erregt, oder dass es in der Ausdehnung der indifferenten Mauermassen uns allmählich aufwachende Triebe der Gestaltung zeige, die immer deutlicher und entschiedener ihrem letzten Ausdruck zustreben, gleich den weit ausgedehnten Furchungen, mit denen die Fläche des Meers den Ort des höchsten Kampfs der Elemente umzieht; gibt es endlich zwischen diesen streitenden Strömen kleinere Inseln ruhigeren Wassers), so sollen doch auch die leichten Kräuselungen, die ihre Oberfläche bewegen, nur als die letzten feinen Durchschnitte der Richtungen erscheinen, in deren Verlängerung man auf die wahrhaft wirkenden Kräfte stossen würde. So erfüllen die schlanken Säulen, nur in ihren Knäufen zu plötzlichem kräftigen Leben erwachend, den ersten Wunsch, während die Vervielfältigung der concentrischen Rundbögen, die zuerst in der Mauermasse nur angedeutet, dann immer bestimmter hervorgehoben, immer dichter liegend, immer reicher in lebendigen Schmuck ausbrechend, endlich die innere Wölbung scharf begrenzen, dem zweiten ein Genüge thun; und jene Kreisbogenfriese und Lissenen, all jenes Schmuckwerk aus getheilten, verschlungenen und in sich vervielfältigten Rundbögen deutet den Nachhall derselben bildenden Kraft in den scheinbar ruhigen Theilen des Baues an. Noch sehr weit von dieser Schönheit entfernt sind freilich die sehr häufig vorkommenden Anwendungen des Rundbogens in der früheren Zeit dieses Stils. Der Bogen ist hier oft nicht eine hervorspringende reich ornamentirte Form eines constructiven strebenden Bautheils, sondern nur der Contour des Loches, das im Mauerwerk sich befindet. Dadurch werden die Säulen, die die innere Wölbung des

Bogens auskleiden, zwecklos, und wirken eben so unangenehm als die andern, welche die Scheidewand paarweis gekuppelter Fenster bilden und über ihrem Kapitäl auch nichts anderes als eine formlose Mauermasse tragen, in die sich ihre aufstrebende Kraft nirgends fortsetzt.

Der gleichförmig steigende und sinkende Kreisbogen bildet ein Stilelement, das durch seine ruhige und gemessene Kraft am nächsten mit der Heiterkeit und Sicherheit griechischer Bauweise zusammenstimmt. Man könnte fragen, ob nicht andere belebtere Formen der Bögen noch höhere Eindrücke bewirken würden. Aber man findet bald, wie beschränkt doch die Auswahl unter geometrischen Formen ist, die nicht bloss als solche, sondern zugleich als Formen eines architektonischen Gestaltungstriebes gelten sollen. Der sarazenische Hufeisenbogen, mit seinen zunächst auseinanderweichenden Armen, ist ohne Zweifel ein belebtes elastisches Gebilde, und gewiss darf seine Federkraft die nach aussen verschlossene Steinmasse maurischer Gebäude gewaltsam zu einem Portal auseinanderdrängen, ohne unschön zu werden. Wie anders dagegen nimmt sich seine Anwendung in der Moschee von Cordova aus, wo die Elasticität der vielen gleich Sprungfedern aneinander gedrückten Bögen nicht nur nach oben tragend wirkt, sondern auch so augenscheinlich spannend nach den Seiten hin, dass man eine plötzliche Explosion durch ihr Zurückschnellen aus ihrer gezwungenen Lage erwarten sollte. Dieser Bogen ist keine bildende, sondern eine zerstörende Kraft in der Masse, und er bedarf jene breite rechtwinklige Einfassung, mit der die Mauren seiner allzu grossen Lebendigkeit Schranken zu setzen suchten. Auch andere elliptische, parabolische und ähnliche Bögen haben keinen bestimmten architektonischen Sinn, so wenig als jene nach oben concaven Ausschweifungen, wie wir sie bei Chinesen finden, und wie sie wohl nur bei Völkern heimisch sein werden, deren Baukunst aus dem Hängewerk von Zelten, nicht aus einem Festbau hervorging.

Von ganz anderer Herrlichkeit ist der Spitzbogenstil der gothischen Architektur, dessen allgemeinster Charakter in der Verdrängung der todten Lasten und in der Verschmelzung der Träger und des Getragenen zu lebendigem Wachsthum

16*

besteht. Nur wenige Züge dieser bekannten Schönheit hat unser gegenwärtiger Zusammenhang zu berühren. Der Spitzbogen eignet sich bei weitem weniger als der Rundbogen zu dem ästhetischen Ausdrucke einer tragenden Spannung, wie gross auch seine mechanische Tauglichkeit sein mag; es würde schwer sein, mit ihm die horizontalen Linien einer Last auf eine lebendige Weise zu vermitteln, und man kann in der That wohl die Frage aufwerfen, ob es der gothischen Architektur gelungen ist, die Schwierigkeiten ganz zu überwältigen, die hierin liegen. Im Innern freilich haben die Gewölbformen, in den Thürmen die steilen Seiten der Endpyramiden eine schöne Auskunft geboten; aber die grossen völlig unorganisirten Dachflächen des Aeussern versinnlichen zu deutlich eine Last, für die es doch keine eigentlichen Träger gibt, und die nur für nahe Standpunkte hinter der lebendigen Zierlichkeit der Fensterspitzgiebel und Nebenthürmchen verschwindet. Und dennoch glauben wir nicht, dass man diese Dachflächen ganz verdecken dürfte: eine einfachere und homogenere Construction muss allerdings wohl dem Auge hier einen Ruhepunkt gewähren, aber es ist nicht nöthig, dass dies in der Einförmigkeit geschehe, wie häufig bei kleineren Kirchen der Fall ist. Mit diesem lastlos aufstrebenden Charakter der Spitzbögen hängt folgerichtig die Gestaltung der übrigen Bautheile und des Schmuckwerks zusammen. Die Decken, für welche schon der romanische Stil der horizontalen Ueberlagerung einfache Gewölbe oder kreisförmige Kuppeln substituiren konnte, bedürfen einer innern Gewölbgliederung, durch die sie sich noch deutlicher nicht als ruhende Last, sondern als letzte Ausbreitung und Entwicklung der Fundamente darstellen, und so werden anstatt der Consolen in massiven Mauertheilen, oder statt der Rundsäulen, von denen die Arkaden des romanischen Stils noch ausgehen konnten, vielfach gegliederte Pfeiler auftreten. Ihnen gebührt nicht mehr eine kreisrunde Basis, sondern als eine Ansammlung aller der Keime, die sich im Rippenwerke der Gewölbe entfalten, müssen sie vielfach eingeschnittene und unterhöhlte Profile zeigen, deren Vorsprünge durch ihre Grösse die Kraft und Richtung der aus ihnen entspringenden Zweige und so den ganzen Bau des Gewölbes voraus andeuten. Und mit dieser allgemeinen Tendenz,

die trägen Massen zum Verschwinden zu bringen, hängt auf bekannte Weise die Bildung der Strebepfeiler und Strebebögen, so wie anderseits jene Ornamentistik auf das Engste zusammen, die überall die gestaltenden Kräfte des Steins in eine Art krystallinischer Vegetation ausblühen lässt. Je trefflicher indessen alle Züge dieser Bauweise zusammenhängen, desto mehr muss man auch an einem ausgeführten Werke einen gewissen Reichthum ihrer Entwicklung verlangen. Freilich öffnet sich uns schon das Herz, wenn wir in einer einförmigen Mauermasse auch nur ein verlornes gothisches Ornament finden; allein als Ganzes sind diejenigen gothischen Bauwerke doch ziemlich unschön, die diesen Stil nackt und ohne seinen wunderbaren Reichthum zeigen. Wie ungeschickt und unbehilflich werden z. B. die Strebepfeiler und ihre Verbindungsbögen mit dem Kerne des Baues, wenn sie in todter Massenhaftigkeit nur ihren technischen Zweck zur Schau tragen! Den Sinn für die schöne Gestaltung des Ganzen sehen wir überhaupt in der gothischen Baukunst nicht ebenso früh und ebenso lebhaft ausgebildet, als den für die strenge architektonische Schönheit des Einzelnen, während umgekehrt der Stil der Renaissance bei aller Verwilderung des Details doch häufig glückliche malerische Massenwirkungen hervorbringt.

Ausser diesen Stilelementen kennen wir keine, die eine durchgreifende Eigenthümlichkeit der übrigen Construction der Bauwerke bedingten. Jener traurigen Werke zu erwähnen, in denen zu massenhaft nichtssagenden Aufhäufungen von Material eine sinnlose Zeit geschmacklose Zierrathen von Consolen, Muschelnischen, Wappen fügte, thut kaum mehr Noth; neue Formen der Baukunst kann man höchstens, auf gewisse Zwecke beschränkt, von solchen technischen Erfindungen, wie von Hängebrücken erwarten, in denen die Last nach unten getragen wird, oder von der Schiffsbaukunst, die sich dem architektonischen Charakter der Zeitalter immer in bemerkenswerther Weise angeschlossen hat.

Fragen wir nun noch, um unserer dritten Forderung zu genügen, nach den Gesetzen der Verbindung dieser Stilelemente zu einem Ganzen, so sind diese weit weniger von dem Plane des Ganzen unabhängig als die Entwicklungsweisen der Melodien, und wir können über sie kurz sein. Wie die Ueber-

gänge aus einem harmonischen System in das andere, so verlangen auch die von einer Form zur andern vermittelnde Zwischenstufen, und auf vielfältige, oft sehr sinnvolle Weise hat die Kunst aus der quadratischen Grundfläche des Fusses die Rundung der Säule, oder durch das Mittelglied polygoner Entwicklung kuppelförmige Schlüsse der Gebäude entstehen lassen. Neben dieser Motivirung gewinnt aber die Architektur noch durch Zusammenstellungen und Wiederholungen des Gleichartigen eine Ausdehnung ihrer Melodie, die der Musik versagt ist. Hierin scheinen jedoch Klippen zu vermeiden. Jede Vielfachheit gleichartiger Elemente setzt den Werth des einzelnen herab; verlangt man daher übersichtliche Zierlichkeit im Unbedeutenden und Kleinen, so ist sie an ihrem Platze, aber bedeutendere Theile des Bauwerks dürfen nicht in zu grosser Anzahl wiederholt werden, wenn nicht eine belebte Perspective durch diese Reihe, oder ein andrer Gewinn den Verlust ersetzt, der aus der Entwerthung des einzelnen Elements folgt. Die Säulen der griechischen Tempel, an sich von sehr bedeutenden Massen, werden auf der Schauseite noch besonders durch die verschiedene Beziehung gehoben, die sie zu dem allmählich aufsteigenden Giebelfelde annehmen, die Langseite eines mit 13 oder mehr Säulen geschmückten Tempels dagegen macht durch diese Anzahl den Eindruck gewiss nicht überwältigender. Säulenwälder wie in der Moschee von Cordova sind offenbar keine Architektur mehr, deren Ganzes man übersehn könnte, sondern eine in Stein ausgeführte Landschaftsmalerei, deren Durchblicke und Fernsichten auf ihre Weise ergötzen. Besonders unannehmlich wird aber diese Wiederholung des Gleichartigen, wo durch äussere Mittel noch ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht wird, dass man die Exemplare mindestens nach halben Dutzenden zusammenfassen und zählen muss, wie in den durch kleine Rundbögen verkoppelten Säulenreihen, die häufig noch zu 3 bis 4 in grösseren Rundbögen, wie in besondern Säckchen eingeschlossen, in romanischen Bauwerken oft ein kleinliches Balustradenwerk an die Stelle viel ernsterer Bautheile setzen. Dieser missliche Eindruck wird dadurch erhöht, dass bei so leichten Werken, wie die hier gemeinten Gallerien sind, Säulen mit ihrer ernsthaften Gliederung in Fuss, Schaft, Kapitäl

überhaupt allzugrossartige Anstalten zu kleinen Zwecken sind, und um so mehr scheint die edle Form der Säule in diesen kleinen Dimensionen gemissbraucht. Ueber viele solche unästhetische Eindrücke lassen uns traditionelle Verehrung, unvermeidlicher Zweck der Bauwerke und manche ausgleichende äussere Gunst der Umgebungen hinwegsehn. Ein antikes offenes Amphitheater mag theils durch die landschaftliche Schönheit der Umgegend, in die es sich als bedeutender Theil einfügt, theils durch die Kühnheit seiner Umrisse im Grossen erhaben wirken; architektonisch aber ist die wenig belebte Formation der Sitzreihen, oder die Bienenzellenbildung der Fenster und Thüren, wie im Aeusseren des Coliseo, kein tiefer Gedanke. Jede Vereinigung dagegen, die dieses gleichgiltige Aufreihen der Exemplare an einem Faden vermeidet, und ein dramatisches Zusammenwirken einzelner Gruppen dafür einsetzt, was aber freilich nur selten möglich sein wird, kann eine so organisirte Vielheit in der grössten Ausdehnung benutzen.

Das Ungenügende des Gleichartigen finden wir auch in dem einförmig Stetigen; abgesehen von einzelnen Zwecken der Bedachung oder Befestigung, scheinen Kreisrundungen mit ihrem augenblicklich zu übersehenden langweiligen Geiste von Gesetzlichkeit überall eine viel unlebendigere Form, als die Polygone, in denen individuell hervortretende Seiten von demselben Gesetze viel dramatischer gezügelt werden. Durch diese regelmässigen Polygone wiederholt besonders der romanische Stil in den horizontalen Grundrissen jenen Trieb der Kreisrundung, den er offen nur vertical in der Form der Portale und Fenster ausdrückt, während die Bedachung wechselnd bald durch kegelförmige, bald durch pyramidale Schlüsse den prismatischen Unterbau vollendet.

Der Fortschritt endlich in der Entwicklung der Melodie müsste im Bauwerk in seiner Höhenrichtung gesucht werden, in der jeder höhere Theil sein entwickelndes Motiv in dem untergelagerten finden soll. Wo das Bauwerk sich dem formlosen Erdboden entwindet, fassen wir es ein mit einer geebneten Fläche, deren Umfang den Hauptumrissen des Gebäudes parallel geht und das erste noch einfache Erwachen der gestaltenden Kräfte theils hierdurch, theils durch mehrere ter-

rassenförmige Wiederholungen andeutet. Die untern Theile des Gebäudes selbst sind nur der passende Ort für die Ablagerung der grossen und schmucklosen Massen, aus denen sich die Mannigfaltigkeit der strebenden Bautheile mit um so grösserem Reichthume des Schmuckwerks erhebt, je mehr die Zerfällung in vielfältige Theile ihnen diese Lust individueller Entwicklung gestattet. Man kann ähnlich wie von der musikalischen Melodie, behaupten, dass Menge und Gestalt der Ornamente in den untern Theilen überall nur den Zweck fester und sicherer Zeichnung der Hauptentwicklungstriebe haben darf, und dass jede Anwendung fehlerhaft ist, die hier schon eine Feinheit und Mannigfaltigkeit des Schmuckes sich erlaubt, die weder durch die nackten Fundamente des Baues begründet, noch durch die weitere Entwicklung nach oben überboten werden kann. Aber auf den Plan, nach welchem das Ganze sich oben abschliessen soll, wird es ankommen, ob dieser Reichthum der Entwicklung nicht auch nach der Höhe eine Grenze hat und sich in strengen dramatischen Schluss der Construction verlieren muss. Dieselbe Nothwendigkeit das Höhere durch das Tiefere zu motiviren, erlaubt uns nicht jede beliebige Uebereinandersetzung der Bauelemente. Ueber Rundbögen von kleinerem Durchmesser sollen nicht andere von grösserem stehn; denn die letzteren haben ästhetisch die Bedeutung grösserer aber weniger bewegter, die ersten die einer kleineren aber angestrengteren Kraft. Ebenso wird man die Dreiecke, welche als Giebel die Spitzbögen der gothischen Architektur umgeben, nicht in den tiefern Theilen spitzere, in den obern stumpfere Winkel bilden lassen; denn die aufstrebende Elasticität wird sich freier und lebendiger entfalten müssen, je höher sie schon wurzelt und je weniger Last sie von oben drückt. Die Pyramiden der Thürme müssen daher spitzer zusammenlaufen, als die Giebel der Portale oder die der Façaden und Mittelkuppeln. So zeigt beispielsweise die Gallerie des Rathhauses von Braunschweig im Kleinen eine schöne Gradation. Ueber sehr flachen Spitzbögen, die jedoch überhaupt mit den höhern Theilen organisch nicht zusammenhängen, wölbt sich über der horizontalen Fensterschwelle zuerst ein Rundbogen, auf den zwei von kleinerem Durchmesser aufgesetzt sind. Diese Theile umschliesst nach oben ein Spitz-

bogen, selbst von dem noch spitzeren Giebeldreieck bekrönt. Dagegen mag es erlaubt sein zu zweifeln, ob die Strebebögen des gothischen Stils, die mit der Verticale einen weit grösseren Winkel zu bilden pflegen, als die Seiten der Giebeldreiecke oder der Spitzbögen, die übrige Formenschönheit dadurch nicht beeinträchtigen. Aehnlichen Ueberlegungen folgend haben schon die Alten, wo sie Säulen über Säulen stellten, die untern im ernsten dorischen, die höhern im weicheren ionischen oder korinthischen Stile gebildet.

Wir haben länger bei Musik und Baukunst verweilt, weil Sculptur, Malerei und Poesie uns wenigere Veranlassung zu ähnlichen Bemerkungen bieten. Denn sie alle, wie verschieden auch sonst, bringen nicht ein ungestaltes Material in eine ganz der Kunst eigenthümliche Form, sondern entlehnen ihre Gestalten der wirklichen Welt der Ereignisse: die ersten, indem sie ein einzelnes Bruchstück festhalten, in welchem nicht die Darstellung selbst, sondern nur die durch sie angeregte Phantasie des Beobachters die Erinnerung an diese formellen Gesetze erregen kann; die letzte kann zwar vollständig alles schildern, aber ihr fehlt der Stoff jener beiden, und so bleibt die Erfüllung unserer Forderungen in ihnen allen dem Plane und Gedanken des Ganzen überlassen. Hiervon könnte nur die Malerei mit ihrer Farbenwelt auszunehmen scheinen; allein wie schon in der Baukunst die geometrische Bedeutung der Formen nur in Betracht kam, so fern sie Ausdrücke einer strebenden Kraft waren, so sind die Harmonien der Farben noch vielmehr dem Sinne des Dargestellten untergeordnet, und auf ihn kommt es an, ob Monotonie oder glanzreiche Abwechselung wirksamer sein werden. Nur die Landschaftsmalerei stimmt mehr mit den früher betrachteten Künsten überein, denn obgleich ihre Wirkung von der Zusammenfassung der Elemente zu einem abgeschlossenen Bilde abhängt, so ist in ihr doch kein eigentlicher Plan zu finden, der abgelöst von den allgemeinen Formen der Zusammenfassung deutlich ausdrückbar wäre. Sie hat dagegen in anderer Hinsicht eine andere Stellung als die übrigen Künste. Versenken wir uns mit ihr in die unbewussten träumenden Regungen des Naturgeistes, der in stillem Wirken seinen Erzeugnissen wunderbare, bald streitende, bald zusammenstimmende Formen

gibt, so haben wir meist an der Wahrheit genug, mit welcher die Darstellung uns sein geheimnissvolles Walten verräth, und wir verlangen nicht, dass das Dargestellte zugleich schön sei. In dieser Wahrheit nun sehen wir allerdings einige unserer Forderungen als die Mittel der Wirkung, aber die Kunst stellt diese Hindeutungen nicht in eigenthümlichen künstlerischen Formen dar, sondern durch sinnvolle Benutzung der Elemente, in denen die Natur selbst sie ausdrückt. Sehen wir also, wie hier die allgemeinen Gesetze, die eigensinnig individuelle Wirklichkeit und der zusammenfassende Plan des Naturlaufes zum Ausdruck kommen.

Gemälde haben den Vortheil, die Unvollständigkeit des Bruchstücks der Welt, das sie hervorheben, einfach durch ihre eigene Begrenzung anzudeuten. Ueber den Rahmen hinaus, der sie umschliesst, setzt sich die unermessliche Welt fort. Aber zur bestimmteren Erinnerung daran muss auch die Vertheilung des Dargestellten einige Rücksichten nehmen. Hierin liegt zuerst der Grund, warum nicht die Mitte eines Landschaftbildes durch die Gegenstände eingenommen werden soll, die mit der meisten Kraft unsere Aufmerksamkeit anziehn; sie verlangen vielmehr eine excentrische Stellung, denn es ist eine unwahrscheinliche Absichtlichkeit für den Beobachter, dass er sich genau in dem Visirpunkte der Welt befinde, von dem aus sie in symmetrische Hälften zerfiele, und eben so unwahr für den Gegenstand, dass um ihn als Mittelpunkt sich die übrige gleichgiltige Welt anlege. Man wird leicht bei unbefangener Betrachtung finden, dass jeder Durchblick durch ein Gebüsch wirkungsreicher ist, wenn er ausser dem Mittelpunkt der Landschaft in einer sonst vernachlässigten Richtung eine neue Welt unerwartet öffnet, als wenn er gerade auslaufend, was sich von selbst verstand, nur die dritte Dimension der Ausdehnung veranschaulicht. Eine Baumgruppe wird ziemlich eitel und herausfordernd in der Mitte stehn, während sie ausserhalb ihrer eine anmuthige Unberechenbarkeit in das Ganze bringt. Aus gleichen Gründen ist die Anfüllung der Seitentheile besonders zu berücksichtigen. Da wo der dargestellte Gegenstand an der Begrenzung des Rahmens aufhört, ist es um so nöthiger, seine nicht darstellbare weitere Fortsetzung durch neue Anfänge bestimmt zu versinnlichen; ent-

weder durch bedeutende Bildungen des Bodens und Gesteins oder neue Fernsichten und Wege in ein verschlossenes Waldgebiet, in dessen Dunkel die Phantasie weiter schweifen kann. Und dies gilt auch für andere Malerei. Man soll uns keine Schlachtgemälde liefern, die nur im Mittelpunkt einen wohlgeordneten Knäuel von Gestalten in einer sonst leeren Gegend zeigen; um nicht eine Balgerei zu sein, bedarf ihr Kampf der Andeutung, dass er Theil eines grossen und auch die nicht sichtbare Ausdehnung der Erde noch mit erfüllenden Streites ist.

Neben dieser Erinnerung an das umfassende Weltganze, in das die einzelne Landschaft sich einfügt, verlangen wir aber in ihr eigenthümliche Lebendigkeit der Bildungen, die sich dem schlummernden Naturgeist entringen, und hier muss es uns darauf ankommen, jede nackte Symmetrie zu vermeiden, welche das Einzelne nur als beiläufigen Beziehungspunkt für allgemeine Gesetze, und nicht als eine volle markige Wirklichkeit erscheinen liesse. Nichts ist langweiliger als jene kegelförmigen oder muldenförmigen Landschaften, die symmetrisch in der Mitte Gipfel oder Vertiefung, an den Seiten der Gegend das Entgegengesetzte zeigen; die Umrisse einer Bergkette werden um so nichtssagender, je mehr sie dieser Gesetzlichkeit der Stellung sich nähern. Allein daraus folgt nicht, dass völlige Asymmetrie das Bessere sein werde; einen wahreren Zug der Natur finden wir vielmehr darin, dass ihre durchdringenden Gesetze allerdings wohl künftigen Erscheinungen die ausgezeichneten Orte feststellen, an denen sie auftreten sollen; die Punkte des räumlichen Weltalls, in denen die Natur zu hervorragenden Gestalten ausbricht, mögen immerhin in einem symmetrischen Netze liegen und die geordneten Durchschnittspunkte wirkender Mächte bezeichnen; aber die eigne Lebendigkeit der Dinge schlägt dagegen zurück, und sucht sich von der Gewalt des Allgemeinen wenigstens durch die ganz eigenthümliche Form ihrer Gestaltung zu befreien, mit der sie jene leeren Plätze ausfüllt. Darin also würde die malerische Symmetrie bestehn, dass die Hauptmassen allerdings auf symmetrische Punkte fallen, dass sie aber in Gestalt und Sinn vielmehr different und contrastirend sind. Da wo die Faulheit unseres schematisirenden Verstandes beim Ueberblick der Gegend eine blosse Wiederholung des Frühe-

ren erwartet, soll sie vielmehr überrascht werden durch die unberechnete Neuheit, mit der an der berechneten Stelle die Gewalt des träumenden Naturgeistes unerschöpflich andern Ausdruck findet. Allerdings würde es schwer sein, die Schönheit der Anordnung einer Landschaft überall deutlich auf diese Grundlage zurückzuführen, und zwar dies deshalb, weil jene ausgezeichneten Punkte in der Landschaft und ihre gegenseitige Entfernung für die ästhetische Betrachtung nicht ganz nach demselben Masse gemessen werden können, welches eine geometrische Untersuchung anlegen würde. Dennoch wird man bei näherer Ueberlegung finden, dass der malerische Contrast nicht in der Gegenüberstellung einer ausgezeichneten Masse und des vergleichungsweise Leeren, nicht zum Beispiel im Gegensatz eines schroff abfallenden Berges und einer davor liegenden Fläche besteht; jede hervorspringende Gestalt ist vielmehr ein Ruf, der irgend woher eine Antwort, wenn gleich eine unerwartete, und nicht ein gleiches Echo, verlangt. Deswegen werden wir symmetrische Gegensätze von Bergen und Gebäuden, Ruinen und Baumgruppen sehr häufig als werthvolle Elemente der landschaftlichen Composition vorfinden, so wie umgekehrt die Leblosigkeit symmetrischer Gegensätze von Berghöhen schon dadurch gemildert wird, dass die antwortende nicht völlig in Höhe und Gestalt der zuerst betrachteten gleichkommt. In gleicher Weise bildet ein schlanker Thurm keinen Contrast mit der Fläche des Erdbodens, aber wohl mit der breiten Masse eines Gebäudes, die seinem aufwärts strebenden Triebe einen nicht minder energischen, aber völlig anders gearteten gegenüberstellt. Und hieraus lässt sich zugleich begreifen, wie der Contrast an sich nur ein malerisches, nicht ein architektonisches Princip ist, wie er aber dennoch, mit Vorsicht und aus dem stetigen Entwicklungsplane eines Gebäudes selbst herausgearbeitet, das Höchste und Reichste darstellt, was architektonische Lebendigkeit noch ertragen kann, ohne vor Ueberfülle innerer regsamer Kräfte in das einheitlose gährende Treiben landschaftlicher Natur zu verfallen. Jene Minarete, die über flachen Massen emporsteigen, sind bei aller graziösen malerischen Wirkung, die sie im Gegensatz zu vielgegliederten Kuppelsystemen machen, doch keine architektonisch mit dem Uebrigen verschmolzene

und berechtigte Theile des Bauwerks, während Thürme an der Façade einer Kirche mit einem System von Kuppeln oder Gewölben, welche in minderer Höhe die breite Masse des Baues krönen, einen äusserst malerischen und dabei doch streng architektonischen Contrast bilden können.

Das Vorige galt der Nebeneinanderstellung der Gegenstände auf einer Fläche; aber unendlich grössere Wirksamkeit erlangt die Landschaft durch das Hineinziehen der dritten Dimension, der Tiefe. Wir versetzen uns auf eine doppelte Weise in die Regungen des Naturgeistes, den wir hier bewundern. Denn zuerst verschmelzen wir uns mit jeder einzelnen Gestalt und ihren innerlichen Zuständen; wir fühlen die frische Kraft der Vegetation nach, wie sie in jedem charakteristischen Baumwuchse sich eigenthümlich dehnt und ausbreitet; wir empfinden die stumme in sich versunkene Ruhe mit, in der die massigen Schichten des Sandsteins lagern, oder die empörte Kraft, mit der gehobene Basalte in gewaltsamen Wendungen sich über einander verwerfen, die ruhelose Beweglichkeit endlich, mit der der eingeschlossene See gegen seine Ufer kämpft. Aber ein zweiter grösserer Genuss liegt in der Auffassung der Beziehungen und Verwandtschaften, in denen dies mannigfaltige Leben sich überall durchdringt; sie aber gelingt uns nur, indem wir die Standpunkte unserer Betrachtung wechseln, und von jedem sichtbaren Punkte der Landschaft aus die übrige Gegend überblicken. So schweift auf dem Bilde wie an der Natur selbst unsere Einbildungskraft beweglich über den Umrissen des Landes hin; in jede heimliche Einbuchtung des Berges, in jede trauliche Zurückgezogenheit belaubter Thäler dringen wir ein; und die mannigfachen Gefühle stetiger Fortbewegung, plötzlicher Sprünge oder anmuthiger freier Wendungen, lieblichen Umschlossenseins oder weiter Fernsicht, drängen wir zu einer Gesammtanschauung des Lebens zusammen, das in der ganzen Gegend sich ausspricht. Und in solchen Wanderungen sind wir fast allgegenwärtig; wir stehen auf dem Gipfel der Berge, die tiefe Ebene betrachtend, und finden uns zugleich in dieser wieder, den eigenthümlichen Eindruck geniessend, den jener Standpunkt auf diesem macht, und so geht uns der Reichthum der Landschaft dadurch auf, dass jeder Punkt ein Spiegel des

Uebrigen ist, und dass für jeden die unendlichen Verschiebungen der Umgebungen neue reizende Ansichten gewähren. Dadurch ist die Natur ein Bild des Gemüths, in dem unzählige Gedankenreihen sich durchkreisen, Gestalt, Färbung und Zusammenhang mannigfach wandelnd, wie die Wege verschieden laufen, auf denen die Erinnerung sie durchschreitet.

Hierauf hat die Landschaftsmalerei bei freien Compositionen oder bei Wahl des Aufnahmepunktes für wirkliche Gegenden zu achten. Der Beschauer muss den zufälligen Standpunkt, den ihm der Maler dem Gemälde gegenüber gegeben hat, mit immer neuen in der dargestellten Landschaft selbst befindlichen vertauschen können, ohne befürchten zu müssen, dass von ihnen aus der geistige Ausdruck der Gegend sich verflache, oder eintönig überall sich gleiche. Hierzu aber führt unter Anderen der Reiz des Halbverhüllten, aber doch klar Angedeuteten. Ganze Höhenreihen hinter einander aufzuschichten, bringt keinen Vortheil, denn sie zeigen der Phantasie nur die Aussicht, oftmals auf und eben so oft absteigen zu können; eine Durchsicht dagegen, die uns einen eigenthümlichen neuen Charakter eines halbverborgenen Thales eröffnet, gewährt ihr unerschöpfliche ahnungsvolle Beschäftigung. Eben so wenig taugen jene steilen Perspectiven, mit denen die Kindheit der Landschaftsmalerei eine grosse Fülle von Bergen, Ebenen, Städten und Ländern zum Hintergrunde irgend einer bedeutungsvollen Handlung machte; sie nähern sich dem mässigen Genusse, den eine Landkarte gewährt, in der alle Faltungen des Bodens entwickelt sind und die gegenseitigen Lagen der Orte allzu offen vorliegen, um unsere Einbildungskraft zu selbstständiger Weiterdichtung einer angefangenen Gegend aufzufordern.

Mit diesen allgemeinen Betrachtungen glauben wir freilich nur den geringsten Theil der landschaftlichen Schönheit angedeutet zu haben. Denn, um das wenigstens flüchtig zu berühren, was unserm gegenwärtigen Zusammenhange fremder ist, schon jedes natürliche Element, das in der Darstellung verwandt ist, hat seine eigenthümliche Bedeutung und Nothwendigkeit. Die starren und todten Formationen der Gebirge werden nicht nur einer Belebung durch Vegetation bedürfen, sondern noch darüber hinaus werden die befreienden und lösen-

den Elemente des Wassers und der Luft mit mannigfaltiger Beweglichkeit nöthig sein, um in dem Anblick einer Landschaft alle Bedürfnisse des Gemüths zu befriedigen, ja selbst das thierische Leben wird sich hinzudrängen müssen, um uns den Genuss lebhaft entgegen zu bringen, dessen diese Form der Erde fähig ist. Daneben stehn die Spiele der Beleuchtung und die gewählten Augenblicke aus dem allgemeinen kosmischen Leben der Natur, die der Kunst mancherlei besondere Pflichten der Zusammenstellung und Ausführung auferlegen, aber ihr auch Gelegenheit zur Enthüllung eines tiefsinnigen Naturlebens geben, das der Zeichnung unbewegter Umrisse immer fremd bleibt. Niemandem endlich entgeht es, wie die verschiedenen Anordnungsweisen der natürlichen Mannigfaltigkeit Grundlage eigenthümlicher poetischer Eindrücke sind, die wir zu den Zwecken landschaftlicher Darstellungen rechnen müssen. Die sandaufwirbelnde Ebene von Ilium, nur fern von mythischen Bergen eingefasst, und durch das gestaltlos vielgestaltige Meer nach der übrigen Welt hingewendet, erscheint uns als der passende Boden epischer Geschichten mit ihrer ruhigen unablässigen Wiederkehr gleicher Lebensläufe, für welche die Natur eigenthümliche Schauplätze zu schaffen keinen Grund hat; jene lieblich motivirten Gegenden, in denen ein sinniger Zug der Senkung oder Erhebung in vielförmigen Wellen ausklingt, gewähren der lyrischen Bewegung des Gemüths eine freundliche Stätte, während das harte Aneinanderrücken schroffer Gebirgsstöcke und die steil abfallenden Schluchten, Symbole tiefer Trennung des widerwillig Zusammengedrängten, uns nur die Heimath schnell reifender dramatischer Geschicke vor Augen stellen.

IV.

Aus den allgemeinen Elementen, deren wir bisher gedacht, hat die Kunst endlich das Schwerste zu vollbringen, einen Körper für die individuelle Seele ihres Werkes zu bilden. Wie wenig wir nun im Stande sein würden, zur Entwerfung seiner Umrisse ihr hier die Hand zu führen, so können wir doch die allgemeinen Typen bezeichnen, innerhalb deren ein sich zusammenschliessender Organismus möglich ist, wir können

wenigstens Zahl und Bedeutung der Glieder angeben, die er bedarf und deren sinnige Verflechtung wir von dem belebenden Hauche des künstlerischen Geistes erwarten. Schon früher haben wir bemerkt, dass wir auch in der Gestaltung des Planes, der den Sinn des Kunstwerks bezeichnet, eine Andeutung unserer drei Anforderungen verlangen, und die Erfüllung dieses Wunsches wollen wir jetzt im Einzelnen betrachten.

Auch in der Entwicklung ihres individuellen Gedankens lässt die Musik die allgemeinen Weisen des Weltlaufs deutlich für das Gefühl hervortreten, aber ihr Verfahren ist hier weniger geeignet in Worte gefasst zu werden, und wir gehen mit wenigen Andeutungen bei dieser reichen Quelle künstlerischer Schönheit vorbei. Die Erinnerung an allgemeine Gesetze, die neben der reizenden Entwicklung der einzelnen Melodie bald drohend bald begünstigend einen unermesslichen Weltlauf beherrschen, wird durch die harmonische Begleitung kraftvoll festgehalten, und erst seit ihrer Ausbildung hat die Musik einen universellen Charakter gewonnen. Schüchtern, wie die erste Schifffahrt den Küsten folgte, hat man zuerst in den einfachsten consonirenden Intervallen die Melodie begleitet, als ginge sie zu Grunde, wenn momentan der Kreislauf der ewigen Gesetze anderes oder mehr wollte, als ihre einsame ungestörte Entwicklung. Den Charakter des Lebens errang sie erst, als man ihr zumuthete, sich gegen die Dissonanzen selbst zu erhalten, mit denen der Lauf der Naturordnung ihre eigne Entfaltung zuweilen durchschnitt, und da wurde es auch offenbar, dass ihr Blühen nicht allein die Welt füllte, sondern dass neben ihr tausend zurückgedrängte andere Melodien in demselben Grunde der Harmonie schlummerten, von dem zuerst sie allein getragen und gehoben schien. Als diese Mannigfaltigkeit klingend durchbrach, war das zweite erreicht, eine Welt der Entwicklungen, in denen mancherlei Triebe der Sehnsucht und der Gestaltung sich eben so durchschlingen, wie tausend verschiedenartige Geschöpfe auf dem gleichen Erdboden ihr fröhliches Leben führen, mit wunderbaren Verwandtschaften, Neigungen und Abneigungen. Diese Fülle zu zügeln, ohne welche keine wahre und ergreifende Kunst sein kann, ist das dritte Bedürfniss, und auch hier sehen wir dieselben Meinungen walten, mit denen wir sonst den Lauf der Entwicklungen in

der Welt betrachten. Denn bald in strophischem Hinundwiederschwanken sehen wir einzelne Melodien sich antworten, ohne dass aus dem Rhythmus ihres Gesprächs ein Ergebniss quölle, so wie die Welt ewig sich dreht und in ihren Kreisen ein Genüge hat; bald sehen wir von einem keimartigen Anfange die Melodie stetig sich entfalten und in grösseren Reichthum ausdehnen, so wie eingestreute Zwischenfälle ihrem Flusse anmuthige Windungen geben: eine Emanation, die die ursprünglich vorhandene Kraft ausströmen und an dem Widerstand eines gestaltlosen Aeussern Ursache zu begrenzender Gestaltung finden lässt. Aber das vollendetste Bild des Lebens ist jene Weise zerstreuter Anfänge und ihrer Zusammendrängung, die anerkennt, dass keine endliche Erscheinung der Quell der Entfaltung für das sein kann, das für die Kunst die Welt bedeutet, dass vielmehr von den verschiedensten Seiten her ursprünglich strebende Kräfte sich begegnen, zuerst fremdartig, staunend über einander und sich bekämpfend, dann im Laufe der Entwicklung die innere Verwandtschaft ihres Wesens erkennend, und zu der Verherrlichung eines gemeinsamen Zieles in endlicher Durchdringung sich verschmelzend. Die Fülle ursprünglich lebendiger Mannigfaltigkeit hat die Kunst hier zusammengefasst, indem sie allzu verwegene Strebungen in feste Zusammenwirkung band.

Die Säulen eines Tempels hat nicht ihr inwohnender Gestaltungstrieb in die gerade Linie einer Reihe gestellt, ein theilnahmloses Gesetz der Regelmässigkeit tyrannisirt sie vielmehr. Je einfacher und je symmetrischer der Grundriss eines Gebäudes ist, je deutlicher der Parallelismus seiner Seiten hervortritt, je gleichmässiger die Höhenausdehnung der Theile ist, desto weniger können wir in solchen Anordnungen ein quellendes inneres Leben, eine gestaltende Idee sehen; wir finden vielmehr eine Form, die wie die des Krystalles nur einem allgemeinen Gesetz der Anlagerung jedes Theils an jeden andern folgt, aber keine, deren letzte Umrisse sich deutlich als ein organisirtes und abgeschlossenes Ganzes erwiesen. Eine Schauseite des Gebäudes besonders zu entwickeln, war freilich schon den Griechen nothwendig, aber diese erste Durchbrechung eines leeren architektonischen Schemas zu einer belebten und gegliederten Gestalt reicht nicht aus, um die Bedürfnisse der

Kunst zu befriedigen. So sehr wir im Einzelnen eine Erinnerung an allgemeine Gesetze wünschen, so sehr scheuen wir im Ganzen des Kunstwerks ihre Herrschaft, und so scheint uns jede Epoche, welche die Baukunst der späteren Zeiten durchlaufen hat, etwas zur Erfüllung ihrer Aufgaben hinzugefügt zu haben. Die Zwecke der Bauwerke und die technischen Schwierigkeiten haben sich oft vereinigt, um das zu erzeugen, was den Forderungen der Schönheit gemäss war. Die Bestimmung der Basiliken schied in ihr Gegenden von verschiedenem Werth, und wenn gleich der Parallelismus ihrer Begrenzungen blieb, so wurden doch die Säulenreihen in lebendigeren Gegensatz zu den Tribünen gebracht, oder durch Arkaden verbunden gewährten sie belebte Perspectiven, die dem Blicke eine bestimmte Richtung nach dem Haupttheile des Gebäudes gaben. Die Kuppelbedachung der Byzantiner nöthigte dann, zu ihrer Herstellung das einfache Schema jener Reihenanordnung aufzugeben, und zum ersten Male ausser den Rundbauten, die in anderer Hinsicht wenig genug dem Sinne der Baukunst entsprechen, trat das Innere des Gebäudes als ein centralisirender bedeutender Kern hervor, um welchen die Systeme der Nebenkuppeln eine lebendige Gliederung entfalteten, und dadurch ward zugleich der Unterbau genöthigt, eigenthümliche Durchkreuzungen und Mannigfaltigkeiten der Perspective zuzulassen, durch die der Reichthum des gestaltenden Triebes allmählich zum Ausdruck kam. Wir halten dies für einen wesentlichen Punkt, wesentlich wenigstens für jedes Gemüth, das in unserer Zeit gebildet ist. Wir wollen nicht, dass man uns einen noch so schönen regelmässigen Salzkrystall für das Höchste der architektonischen Kunst ausgebe; von einem Bauwerke verlangen wir, dass es eine Welt sei, in der es eine innere allmählich erst sich dem Sinne aufschliessende und doch in ihren Hauptzügen sogleich deutliche Unendlichkeit gibt; wir wollen mannigfaltige Pfade, in die wir uns verlieren können, mancherlei Standpunkte, von denen der Bau des Ganzen sich mit geheimnissvoller Regelmässigkeit verschiebt; wir wollen verborgene verhüllte Gegenden, in deren Durchforschung unser Blick mit dem Anfange nicht auch schon das Ende erreicht. Es ist möglich, dass man dieser Ansicht vorwirft, ein landschaftliches Princip zu einem architektonischen zu machen,

wir aber glauben damit nur die allgemeine Forderung eines inneren Reichthums auszusprechen, ohne den keine Kunst ihr Höchstes erreicht. Und vielleicht gilt diese Forderung von der Architektur in besonderem Grade; denn sie hat die Welt darzustellen, die der Mensch sich selbst schafft, um darin zu wandeln. Wir lieben aber nur die Welt, die in unerschöpfter Mannigfaltigkeit unserer sehnenden und sinnenden Phantasie immer neue Wege gestattet, und die zu allen jenen Begehungen, mit denen stille Gedanken unser Gemüth erfüllen, eine mitfühlende Umgebung bildet. Wie heimlich sind uns jene alten Wohngebäude schon mit ihrem nur verworrenen, nicht gedankenvollen Plan, und wie sehnen wir uns in den Häusern dieser Zeit irgend einen Winkel zu finden, einen Corridor, einen Vorplatz, der nicht an dem allgemeinen diffusen Licht und der inhaltlosen Aufrichtigkeit unserer Baurisse Theil nähme! Allerdings nun werden diese Wünsche mehr in der Anlage der Städte oder in dem Baue der Burgen mit ihren mannigfaltigen Bestandtheilen befriedigt werden können, aber auch in einfacheren Unternehmungen hat die spätere Baukunst, zum Theil mit sehr einfachen Mitteln, wie in der prächtigen Halle der Abencerragen in der Alhambra dieses malerische Element geltend gemacht. Die gothische Architektur hat in der überkommenen und weiter entwickelten Kreuzform ihrer Dome ein eben so einfaches als gewaltiges Mittel, dieses Durcheinanderstreben sich entgegenkommender Gestaltungstriebe auszudrücken, die in der Kreuzung der Längs- und Querschiffe sich durchschneiden, und es wäre nicht unmöglich, diese gegenseitige Durchsetzung verschiedener, selbst in abweichenden Stilelementen sich bewegender Triebe noch weiter zu verfolgen, wenn man für ihre endliche Zusammenwirkung zu einem Gedanken die passenden Uebergänge und einen genügenden Schluss zu finden weiss.

Kommen wir endlich zu der Seele, welche diese mannigfaltigen Gestaltungstriebe zu einem individualisirten Ganzen zusammenfasst, so hat auch hier die Kunst wie die Natur, nur mit dem steigenden Reichthum der Mittel und Formen die höchsten Organismen hervorgebracht. In dem griechischen Tempel ist die Höhenausdehnung der Theile, in welcher zumeist die abgestufte Bedeutung der einzelnen Bauelemente sich

zeigen müsste, sehr gleichförmig und bei der mangelnden Centralisation haben auch die meisten Theile ziemlich gleichen Werth und tragen eine ununterschiedene Bedachung, in welcher die innere Gliederung des Gebäudes nicht hervortritt. Die flachen Kuppeln der alten byzantinischen Baukunst zwingen durch ihre technischen Schwierigkeiten zu einer allzu massenhaften und schwerfälligen Construction der stützenden und den Seitendruck verhütenden Massen; wie schön und imposant ihre Wirkung im Innern oder aus der Ferne sein mag, sie geben dem Gebäude zu leicht das Ansehn eines Teiges, der Blasen wirft. Rundbildungen sind nirgends im krystallinischen Gefüge der Massen begründet, und sind ästhetisch von nicht grösserem Werthe. Ausserdem ist die Stellung der Kuppel bedenklich; deckt sie die Mitte eines massenhaften Bauwerks mit flacher Wölbung, so ist dies ästhetisch keine imponirende Anstrengung der strebenden Kräfte, wie gross auch die technische Tragkraft sein mag; und überdies ist die geometrische Mitte ein allzu gesetzlicher und mechanisch ausgeklügelter Platz; so wie das Herz nicht in der Mittellinie des Körpers liegt, so möchten wir auch diese Haupttheile des Gebäudes etwas unberechenbarer angeordnet sehn. Kuppeln in höher gestreckten Curven gebildet, und durch polyedrische Substructionen aus der übrigen Masse hervorgehoben, vermeiden unstreitig den ersten Fehler; aber ohne eine solche ausgedehnte Nebenmasse allein hingestellt sind sie eben so misslich, als wenn sie aus dieser motivirt werden sollen. Die Kuppel von Sanct Peter, bei aller Schönheit, die wir ihr an sich nicht rauben wollen, auf welche Weise geht sie organisch aus der übrigen grossen und hässlichen Masse der Kirche hervor? Diese Schwierigkeiten, den Höhenabschluss der Gebäude mit den Trieben der Construction in stetigen Entwicklungszusammenhang zu setzen, finden wir dagegen in der gothischen Baukunst und in manchen schönen Denkmälern der maurischen Zeit beseitigt. Die Einführung der Thürme hat hierzu wesentlich mitgewirkt; denn in ihnen waren Theile des Gebäudes gegeben, in denen der Trieb zur Entfaltung nach oben durchaus frei sich entwickeln konnte, ohne durch den Zweck, eine bestimmte Last zu tragen, darin gehemmt zu sein; die Befriedigung dieses Strebens aber gestattete nicht nur dem

Hauptkörper des Gebäudes, in geringerer Höhe und mit grösserer Breite über dem Mittelraume sich zusammenzuschliessen, sondern die Form der Thürme erlaubte bei dem Hange der gothischen Bauweise, eine unendliche Menge kleinerer Triebe sich von dem Stamme ablösen und selbstständig ausklingen zu lassen, den gewaltigen Aufschwung in den Hauptthürmen durch schwächere Vorandeutungen desselben Strebens in der Masse des Bauwerks zu motiviren. Der Plan des Kölner Domes kann als vortrefflichstes Beispiel der Erfüllung dieser Wünsche gelten. Mit prächtiger Lebendigkeit streben die Arme des Kreuzes durcheinander; durch die Mannigfaltigkeit ihrer Fenstergiebel und Nebenthürmchen den aufwärtsstrebenden Sinn des Ganzen schon verrathend, schlagen sie im Punkte ihrer Durchkreuzung in eine vereinigte höhere Welle zusammen, die schon in der edelsten Form den Gestaltungstrieb des Ganzen zeigt, und die Belebung der Dachflächen, die bereits durch die Kreuzung begonnen war, fortführt, obgleich vielleicht nicht ganz vollendet. Diese Kuppel hat eine leichte Excentricität ihrer Stellung gegen den Chorschluss zu, und sie dient selbst als eine vortreffliche Motivirung der Hauptthürme, deren plötzliches Aufstreben ohne sie in dem langen Körper des Gebäudes nicht hinlänglich vorbereitet scheinen würde. Wie vielfach nun auch dieser Plan abgeändert werden kann, ein allgemeiner darin liegender Gedanke scheint uns nothwendig. Man kann die Bestimmung des Gebäudes, einen innern Raum überwölbend zu umschliessen, nicht mit der andern zusammenfallen lassen, den grössten Ausdruck strebender Kraft zu geben. Die Thürme, zur Vertheidigung nach aussen, wie sie denn zuweilen noch ihren Ursprung aus der Befestigungskunst verrathen, oder zur Hindeutung auf ein höheres Ziel bestimmt, bedürfen einer abgesonderten Stellung, und ihre Aufbauung über dem Kerne des Gebäudes erscheint uns immer widersinnig, sobald sie nicht in die Form einer breiten Kuppelwölbung übergehn. Eben so unpassend aber ist die Errichtung eines einzigen Thurmes über den Hauptportalen; er mag darauf immer fest stehn können, aber er verdeckt und stört die freie Entwicklung der Stirnseite, und überdies ist es ästhetisch unwahr, die grössten aufwärts strebenden Massen auf ein Loch zu gründen.

In der Gestaltung ihrer Werke ist die Baukunst zwar wohl durch einen Zweck bestimmt, ohne dass jedoch in diesem eine nähere Vorbildung der Formen läge, durch die er zu erfüllen wäre. Die lebendige individuelle Gestalt eines Gebäudes ist daher ein ursprüngliches Erzeugniss der Kunst; die Sculptur dagegen findet diese Arbeit von der Natur schon gethan, und hat nur deren schöne Gestalten treu nachzubilden und zum Ausdrucke eines geistigen Inhalts zu verwenden. Allein wer sagt uns, welche Gestalt des menschlichen Körpers schön sei, wenn nicht ein natürlicher oder gebildeter Formensinn, der aus der Menge der vorkommenden Gestalten, also doch nacherschaffend, diejenigen wählt, in denen seine Phantasie die Züge verwirklicht sieht, die er dem Lebendigen geben würde, wenn er im Falle wäre, es gleich Werken der Architektur selbst zu schaffen? So liegt daher auch der Sculptur eine wenn nicht erfindende, doch auffindende und wählende Thätigkeit zu Grunde und sie wird diejenigen Formen darstellen müssen, in denen die Natur selbst jenen Forderungen Genüge thut, die wir an alle Schönheit richten. Gedenken wir zuerst der allgemeinen Gesetze, so werden wir sie hier in der Festhaltung der Formverhältnisse wiederfinden, die allem Lebenden gehören, und diese hat die Kunst in derselben Richtung zu idealisiren, in welcher die Natur selbst sie in ihren edelsten Geschöpfen immer mehr ausbildet. Ein Verständniss der Bedeutung der Glieder ist hier der Kunst eine unentbehrliche Voraussetzung, denn aus ihm, und nicht aus der Erfahrung allein muss sie jenes künstlerische Ideal erzeugen, das mehr ist, als der durchschnittliche richtige Typus einer Gattung. Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Reihe der thierischen Geschöpfe, so sehen wir die Ausbildung des Körpers hauptsächlich darauf hinausgehn, die Empfänglichkeit des Geistes für die äussere Welt und die Herrschaft über sie sowohl, als über die kleinere Welt des Leibes selbst nicht nur zu sichern, sondern auch auszudrücken. So tritt aus der unentschiedenen Masse des Körpers immer deutlicher das Haupt, die Hülle des herrschenden Willens in einen gemessenen Gegensatz zu dem übrigen Leibe, weder dumpf in ihn zurückgezogen, wie in Crustaceen, noch allzu beweglich wie bei schwachsinnigen Insekten an fadenförmigem Stiele

baumelnd, Festigkeit vielmehr und Freiheit gleichmässig vereinigend. Und diesem Geiste, dessen Sitz es bildet, gehört eine stille und geräuschlose Herrschaft über die Welt, nicht eine solche, die mit grossem Lärm und ungeheurem Aufwande von Mitteln zum Fahnden der äussern Dinge nur die Anstrengung verriethe, die sie machen muss. Deswegen nützt es nichts, sondern es ist hässlich, den Kopf übermässig zu vergrössern; mit dem Zunehmen des Gehirnklosses, den die Seele zu ihren Verrichtungen braucht, nimmt unsere Achtung vor dem Zauber ihrer Gewalt ab; deswegen dürfen nicht glotzende Augen in die Ferne starren, wie in Furcht, dass die Dinge ihnen entlaufen; ruhig unter der Wölbung ihrer Höhlen sind sie vielmehr gewiss, das Fernste dennoch zu beherrschen; und ebenso wird Niemand in der Vergrösserung der Ohren und der Nase einen entscheidenden Ausdruck lebhafter geistiger Empfänglichkeit sehen. Alle diese Organe entkleidet die Natur in ihren höheren Geschöpfen der abenteuerlichen Verlängerungen und Auswüchse, die in den niedern wohl vorkommen, und drängt sie ohne Aufsehn in einen kleinen nicht in die Aussenwelt vorspringenden Raum zusammen. Die ersten Versuche der Sculptur zeichnen sich gewöhnlich durch das Kolossale der Köpfe aus, eine rohe Symbolik; die schöne Kunst der Griechen verkleinerte sie fast unter natürliches Mass und that daran sehr weise. Auch in den Organen der Bewegung verfährt die Natur ähnlich; niederen Geschöpfen gibt sie wohl eine Anzahl von Fangarmen mit Saugnäpfen, Warzen und Wimpern, ohne Knochen und Gelenke einer widerlichen Verdrehbarkeit fähig; aber in den höchsten beschränkt sie diesen Aufwand der Mittel, mindert die Anzahl der Glieder überhaupt, und besonders die der gleichen und ähnlichen, sie verringert jene schlenkernde Beweglichkeit einer zu grossen Anzahl von Gelenken, und lässt diese nur in den Fingern der menschlichen Hand in verkleinertem Massstabe fortbestehen, während sie die Füsse der Insekten noch in vielen zusammenknickenden Theilen bildet. Durch diese Sparsamkeit gewinnt sie den andern schönen Erfolg, die wenigen übrigen Glieder zu grösserer Fülle und Rundung auszudehnen, und so sehen wir Arme und Beine der menschlichen Gestalt bis in ihre äussersten Grenzen von dem warmen Pulse des Lebens durch-

drungen, während die dünnen Beine der Insekten uns wie äusserlich angeschnallte Stelzen vorkommen, in deren fadenförmige Dimensionen sich unmöglich eine organisirende Kraft erstrecken könnte. Widerstehn uns aber jene magern Gestalten, wie sie oft die Kindheit der Sculptur, auf den Ausdruck der nothdürftigsten Mittel der Bewegung bedacht, hervorbrachte, so dünken uns nicht minder unschön die Anhäufungen träger Stoffe, die in den Gliedern keinen Trieb der Thätigkeit mehr verrathen. Ich habe nie begriffen, warum die Maler in ihren Christuskindern diese widerliche Massenanhäufung im Zellgewebe der Kinder nachahmen; handelt es sich doch ohnehin hier um ein Kind des Wunders, das der gemeinsten Naturnothwendigkeit der thierischen Oekonomie zu überheben doch wohl angemessen sein würde. Und wären diese Bildungen noch durchaus naturgetreu! Meistens aber zeigt ja ohnehin das Gesicht einen geistigen Ausdruck, der naturgemäss erst lange später und zu einer Zeit auftritt, wo mit der Entwicklung des Geistes auch die leiblichen Glieder sich in schlankere Formen dehnen. Dieses Verständniss der Organisation nun wird den Künstler bewahren, von den Typen der natürlichen Gattung in solche Gebilde abzuschweifen, wie jene indischen Götzen, die in ihrer Ohnmacht vervielfältigter Arme bedürftig sind, um die Welt zu lenken; aber es wird ausserdem ihm wesentlich nöthig sein zur Erfüllung der zweiten an ihn gerichteten Forderung, auf der Grundlage dieses richtig verstandenen Typus, welchen selbst darzustellen, unter seiner Aufgabe wäre, eine charakteristische, individuelle Schönheit zu entwerfen. Denn hieraus allein vermag er zu beurtheilen, welche Grösse und Fülle, welche besondere Bildungen und eigenthümliche Entwicklungen er den einzelnen Theilen geben darf, ohne aus den Grenzen der Schönheit auszuschweifen, oder welche Züge vorangegangener Uebung, Thätigkeit oder Anstrengung er an seinen Gestalten noch in deutlicher Ausprägung hervortreten lassen darf, ohne sie zu einem Genre herabsinken zu lassen, dessen gemeine Naturwahrheit keine ewige Festhaltung in der Dauer des Steines verdient. Nach solchem Verständniss der menschlichen Gestalt wird er nicht mehr glauben, wie wir in einer neuern Kunstlehre wiederholt finden, dass die Sculptur in dem männlichen Körper ein

gleichschenkliges Dreieck anbete, dessen Grundlinie die Schultern, in dem weiblichen eine Ovale, deren grösster Querdurchmesser die Hüften verbindet; er wird vielmehr auch in dieser Formverschiedenheit den geistigeren Gegensatz einer völlig befreiten nach oben strebenden Kraft und einer reizenden Fesselung an die Macht der Schwere erkennen, über deren Gebundensein sich desto geistiger die übrigen Formen des Körpers entwickeln. Wir gehen hier vorüber an Betrachtungen, die auch sonst schon eben so richtig als anregend gemacht worden sind; die Art, wie die griechische Sculptur für jeden individuellen Charakter ihrer Götterwelt den wahren und vollendeten leiblichen Ausdruck fand, würde sonst reichen Stoff darbieten, unsere allgemeinen Bemerkungen ins Einzelne zu verfolgen. Es bleibt nur noch ein Wort zu sagen über die Handlung, die Situation, das dritte, was die Sculptur zu leisten hat, uud wozu sie jene typisch individualisirten Gestalten verflicht.

Wir sprechen hier nicht von der geistigen Bedeutung des Gedankens, den sie darstellen will, sondern nur von dem, was die charakteristische Aufgabe der Sculptur ist, von der sinnlichen Ausprägung desselben. Der geistige Gehalt eines Ereignisses bedarf nicht des steinernen Bildes, um verstanden zu werden, öfter vielmehr dieses der Mitwirkung der Rede; wollen wir dennoch eine plastische Darstellung, so ist es weil sie allein uns zeigen kann, wie jene innerliche Bedeutung einer Handlung sich in den Umrissen des Körpers verräth. Und hierin liegt nichts Kleines. Denn wie gern verweilen wir in dem Raume, den eine grosse oder geliebte Seele geheiligt hat, indem sie in ihm jene tausend kleinen Anordnungen traf, aus deren Ueberblick auf unberechenbare Weise das volle sprechende Bild ihres Lebens und Thuns uns entgegentritt? Wie viel mehr werden wir die Bewegungen des Gemüths angedeutet sehn wollen in jener kleineren Welt des Leibes, in jenem treuen Begleiter unsers unsterblichen Theiles, der beweglicher und gefügiger als die äussere Welt, jeder Erschütterung sich anschmiegt, und jede leise Regung wieder gibt, dessen Wohl und Weh eben so dem Horizont unsers innern Lebens bestimmte Färbungen gibt, wie jede Bewegung unsers Herzens auf seine mitfühlende Kraft entladen wird? Deswegen wird die Sculptur

entweder das Nackte oder doch solche Verhüllungen bilden, die fähig sind, der Bewegung des Körpers zu folgen und sie zu verrathen. Sie wird keine solche symmetrische Stellung wählen, in welcher der Körper in vollständigem Gleichgewicht ist, sondern wenigstens eine leise Verschiebung des Schwerpunkts vorziehen, um an der Dehnung oder Erschlaffung der einen, dem anschwellenden Gegendruck anderer Theile sowohl die Gebundenheit des Körpers unter die allgemeinen Gesetze der Masse, als die sinnige Regsamkeit fühlen zu lassen, mit der er dennoch die Mängel der äusseren Umstände ausgleicht. Hierzu reichen die einfachsten Stellungen hin, selbst die völlige Ruhe einer hingegossenen Gestalt wird uns durch die verschiedene Anspannung, Wölbung oder Auflösung der Glieder ein eigenthümliches Gefühl der freundlichen Sympathie erwecken, mit der dieser getreue Leib im Dienste der Seele ihr Leiden und ihre Freude, ihre Erschöpfung und Kräftigkeit theilt. Vielleicht, wenn wir hier recht sehen, liegt es sogar in der Aufgabe der Sculptur, bei so einfachen Situationen stehen zu bleiben: denn darin beruht der geheimnissvolle Zauber der menschlichen Gestalt, dass wir in allen ihren Umrissen die strebenden und mitfühlenden Kräfte empfinden, die dem ganzen inneren Leben der Seele getreu zur Seite stehn; diese unendliche Schönheit der Sinnlichkeit wird uns dagegen überall verkümmert, wo wir den Körper in gewaltsamer Anspannung für ein bestimmtes Ziel thätig sehn, das unbedeutend aus der Ganzheit des Gemüthslebens heraustritt. Deswegen wünschen wir den Statuen wenig Lärm der Handlung und Situation; ein einfaches Spiel mit der Gewandung, in deren Handhabung die Eigenthümlichkeit des Gemüths sich ausdrückt, irgend eine jener einfachen Thätigkeiten des Schmückens und Spielens werden uns viel mehr Gelegenheit geben, die volle Harmonie der Gestalt zu bewundern, als jene Kraftstücke der Ringer, oder des Laokoon, diese unvergleichlichen Sünden der schönsten antiken Sculptur. Verwickelte Gruppirungen und Situationen mischen mehr ein malerisches Princip in die Sculptur, und sie gehören höchstens dem Basrelief, zu dessen Ausbildung in der wesentlichen Aufgabe der Sculptur keine Nöthigung liegt; diese wird nur darauf achten müssen, dass die Stellung der Glieder uns nicht unorganische, von der Wirkungsweise lebendiger

Kräfte undurchdrungene Figuren darstellt, wie die dreieckigen oder trapezoidalen Christuskinder, die man so oft gemalt sieht.

Sehen wir ab von dem begreiflichen Sinne, den ein Gemälde in seinem Inhalt darstellt, und ebenso von dem geistigen Hauche einer künstlerischen Conception, welche die in ihm verborgene Fülle der Schönheit zur Entfaltung bringt, so bleiben uns sehr wenige allgemeine Regeln der Composition übrig, die wir von der Malerei beobachtet wünschen, obgleich eine grosse Menge technischer Maximen sich mit hinlänglicher Allgemeinheit würde ausdrücken lassen. Die Gestaltung des Hintergrundes übernimmt es in der Malerei, an die umfassende Weltordnung zu erinnern, in welche der dargestellte Gegenstand sich einfügt, und der Maler wird wohl zu beachten haben, ob die Handlung, die er gewählt, eine sorgsam detaillirte Zeichnung der umgebenden Welt verträgt, oder ob sie genügsam in sich selbst, nur eine der Localtöne entkleidete Andeutung erfordert; ob ferner die dargestellte Gemüthslage und Leidenschaft wirksamer aus einer ähnlich gearteten Umgebung motivirt, oder besser mit einem anders fühlenden Hintergrund in Contrast gestellt werden kann. Aber auch, wo der Gegenstand noch so sehr eine Vereinsamung des Schauplatzes und seine Abschliessung von der übrigen Welt verlangte, wird der Künstler uns doch nie ohne die Andeutung eines Weges lassen dürfen, der zu ihr zurückführt, geschähe es auch nur durch einzelne Lichtstrahlen oder Streifen des Himmels, die irgend eine Lücke mit ihrer tröstlichen Gegenwart füllen. So wie wir im Leben Platz für alle und jede Art unsrer Regsamkeit brauchen, so gehört, noch ganz abgesehn von den besonderen Bedürfnissen des jedesmal gewählten Gegenstandes, ein angemessenes Verhältniss zwischen den Gestalten und dem leeren Raume des Schauplatzes auch zu den Nothwendigkeiten der Kunst; eine Forderung, gegen die so viele neuere und ältere Gemälde fehlen, indem sie z. B. jeden Winkel einer beschränkten drückenden Architektur so mit Gestalten füllen, dass man vergeblich fragt, wo die Luft bleibt, die sie respiriren sollen. Ja selbst für die Darstellung einzelner Gestalten würden wir ähnliches wünschen; denn wenige Situationen nur werden für sich so bedeutsam und verständlich sein, dass wir bei ihrem Anblicke nicht auch eine Andeutung des übrigen Lebenskreises und der Umgebungen

verlangten, in denen die Gestalt sich sonst bewegt. Aus ihrer Kenntniss erst wird ein genügender poetischer Hintergrund für die Gestalt hervorgehn, ein bedeutungsreicherer, als jene Teppiche und Vorhänge, gegen deren dunklen Grund sich freilich eine sterbende Kleopatra reizend abhebt, die aber doch eigentlich nur dazu dienen, den überflüssigen Raum des Grundes wieder hinwegzuschaffen, und dadurch anzudeuten, dass die ganze Aufgabe, so gefasst, nur der Sculptur gehören würde, die jenen verbindenden Hintergrund nicht kennt.

Verlangen wir nun von der Malerei, dass sie uns auf diesem erinnerungsreichen Grunde lebendige charakteristische Gestalten vorführe, so lässt sich doch weder über ihre Bildung noch über die Anordnung ihrer Stellung Allgemeines sagen. Denn beide hängen zu sehr von dem Sinne des Ereignisses ab, dessen Verflechtung dargestellt wird. Man könnte sich daher höchstens auf jene Gemälde beziehen, die ohne irgend eine hervorstechende Begebenheit zu zeigen, nur den Reiz schöner Körperformen in mannigfaltiger Bewegung zur Anschauung bringen wollen. Allein diese Bilder stehen schwerlich so auf der Höhe der Kunst, wie manche Künstler neuerdings wieder gemeint haben, unbefriedigt von den Gewohnheiten des heutigen Lebens, die dieser nackten Naturschönheit allerdings den Spielraum zu sehr verengen. Sie werden überdies kaum auf einem andern, als auf einem mythologischen Boden gedeihen, der noch anerkannt auch dem vollen Leben zu Grund liegt; denn einestheils wird die nothwendige charakteristische Mannigfaltigkeit der schönen Körperlichkeit, die hier vor allen Dingen die mangelnde Tiefe des historischen Geistes ersetzen müsste, nur in den typischen Gestalten einer Götterwelt zu finden sein; anderseits aber wird die Malerei hierin nur dann beträchtlich mehr als die Sculptur leisten, wenn sie nicht nur Bewegungen bildet, die wie die statuarischen, in der Welt der Schwere möglich sind, sondern wenn sie alles märchenhafte Schweben göttlicher Wesen in sich aufnimmt. Und selbst wenn sie uns nur im Schwimmen den eigenthümlichen Reiz der Bewegung in dem weichen Flüssigen versinnlicht, wird sie wenig leisten, sobald sie uns nur badende Menschen vorführt, und nicht das besondere Lebensgefühl dieser Lage in Nereiden oder Nixen verkörpert. Die Schönhei· der Stellungen und Be-

wegungen im Einzelnen zu beurtheilen, würde auch dann nur aus dem bestimmten Charakter der einzelnen Figuren gelingen, und darin freilich war die griechische Kunst glücklich, dass sie auf ihren Basreliefs, um nur an eines zu erinnern, schon in den Bacchischen Mythen allein eine reiche Mannigfaltigkeit von Gestaltengruppen vorfand, deren jede eine besondere lebendige Weise des Naturgenusses durch eben so charakteristische Bewegungen ausdrücken konnte. Im Allgemeinen aber dürfen wir wohl nur an die bekannte Schlangenlinie der Schönheit erinnern, um anzudeuten, wie fruchtlos es sein würde, für die Bewegungen und Stellungen der einzelnen Gestalten unabhängig von ihrem Sinne Regeln zu geben.

Soll endlich die Composition unsere dritte Forderung erfüllen, und die Menge ihrer Gestalten zu einem Ganzen verbinden, so treffen hier die allgemeinen Züge der poetischen Wahrheit des Inhalts besser mit den formellen Bedingungen zusammen, die wir aufstellen können. Sobald es sich um Ereignisse von grösserer Wichtigkeit handelt, verlangt der anschauende Blick auch eine Mehrheit verbundener Gestalten. Selbst wenn die darzustellende Begebenheit ohne ihre Mitwirkung begreiflich ist, bedürfen wir doch einer Andeutung darüber, wie das Ereigniss in der übrigen Welt fortwirkt, für die es nicht verloren ist; und wie sein Sinn und seine Bedeutung von verschiedenen Charakteren vielfach abweichend aufgefasst und wiedergegeben wird. Dies ist nicht nur eine Erleichterung für die Erschütterung unsers eignen Gemüths, das von einer Fülle sich durchklingender Empfindungen bewegt, gern diese an fremden anschaulichen Gestalten ausgeprägt sich gegenübertreten sieht, sondern es gehört zur Wahrheit der Ereignisse selbst, die nicht im leeren Raume geschehen. Verführt durch Vorliebe für eine falsche Einfachheit hat weniger die Malerei, desto öfter aber die Dichtkunst übersehen, dass in einem Kunstwerke es allerdings auch eine füllende Folie geben muss, die mit der Haupthandlung nicht auf unlösbare Weise verbunden ist, sondern für diese zufällig, doch dem Eindruck des Ganzen nothwendig ist. Und so haben wir über manche dramatische Arbeiten zu klagen, nach deren Anlage man annehmen müsste, dass Gott nach einem seltsamen Sparsamkeitsprincipe nur genau so viel Personen in die Welt ge-

setzt habe, als nöthig sind, um durch Verwicklung ihrer Beziehungen eine Katastrophe unter sich einzuleiten, an der sonst Niemand einigen Antheil nimmt, weil eben Niemand weiter da ist. Wie ganz anders hat Shakspeare's gewaltiger Geist die grossen Schicksale mit einem unerschöpflichen Reichthum von Nebenereignissen und untergeordneten Gestalten umflochten, mit einer Welt, von deren mannigfacher charakteristischer Empfänglichkeit jene Geschicke auf tausendfach verschiedene Weise beleuchtet zurückstrahlen, und an deren ungestörter Fortdauer sie nach ihrem Vorüberrauschen noch weitgehende und umfassende Nachwirkungen zurücklassen! — Versuchen wir nun, für die Anordnung dieser Gestaltenfülle Gesichtspunkte aufzustellen, die von der besondern Natur des dargestellten Inhalts unabhängig sind, so begegnen wir zuerst jener pyramidalen Gruppirung, die man sonst als unverbrüchliches Gesetz der Composition betrachtete. Verbindet man mit ihr den Sinn, dass die Hauptfigur oder Hauptgruppe überall den Mittelpunkt des Gemäldes einnehmen solle, so dürfen wir wohl entschieden widersprechen. Wie in der Landschaftsmalerei, so auch hier ist diese Stellung allzu berechnet und absichtlich; gern geben wir zu, dass sie angewandt sei bei vielen kirchlichen Gemälden, die uns geradezu dem Himmlischen gegenüberstellen, uns also in den Mittelpunkt der Welt blicken lassen; aber profane Darstellungen werden durch eine Excentricität ihrer Hauptfiguren besser die historische Natürlichkeit andeuten, durch welche diese in irgend ein Bruchstück der Welt gesetzt worden sind. Noch weniger können wir eine symmetrische dreieckige Zuspitzung der Gestalten nach oben und nach der Mitte des Bildes schön finden; gebieterisch schiene dann vielmehr das Auge noch zwei entsprechende obwohl sich minder erhebende Anfüllungen der Seitentheile zu verlangen. So kämen wir auf eine Dreiheit von Gruppen, die wir nun in der That als einen wirksamen Bestandtheil sehr vieler schöner Gemälde vorfinden, ohne freilich an sie als eine nicht überschreitbare Zahl die Composition binden zu wollen. In dem allgemeinen Charakter der meisten Handlungen, die überhaupt grössere Gestaltenfülle fordern und vertragen, liegen aber einige Züge, die auf diese Dreiheit vorzugsweise hindeuten. Denn meistens wird die dramatische Kraft einer Situation darauf beruhen, dass zwischen

zwei entgegengesetzte Gewalten ein Drittes eintritt, sei es als Opfer ihres Streits, oder als versöhnende Mitte, Wirkungen von beiden Seiten empfangend, oder sie auf verschiedene Empfänglichkeiten ausstrahlend. Selten dagegen wird der Contrast zweier Gruppen allein dargestellt schön sein, wo nicht das gemeinsame Ziel, nach dem sie streben, oder das Erzeugniss ihres Kampfes, von dem sie sich wegwenden, ebenfalls in anschaulicher Gestalt uns vor Augen tritt. Diese dem Sinne entlehnte Gruppirung, einer gleichgiltigen Umschliessung durch unentschiedene Gestalten noch fähig, bedarf natürlich keiner geometrischen Abgemessenheit der Stellungen; hier ist vielmehr nur darauf zu achten, dass die Menge der Figuren in einzelne Gruppen und Massen gesondert deutlich heraustrete, und dann eben so sehr, dass diese einzelnen Gruppen nicht verbindungslos gelassen werden, sondern durch bewegte Gestalten in die ihrem Sinne zukommende Verknüpfung gesetzt werden. Die Malerei hat hier eine ähnliche Klippe zu vermeiden, wie wir früher eine der Architektur drohen sahen. Sie soll nämlich nicht eine Menge von Gestalten hinstellen, in denen zwar der Eindruck eines Ereignisses sich auf höchst mannigfache, aber doch vereinzelte Weise ausspricht. Nicht neben der andern soll jede Gestalt für sich und nur in ihrer Weise die Gemüthserschütterung zeigen, in welche sie das Ereigniss versetzt, als wären eben so viele, nur verschieden gefärbte Gläser symmetrisch aufgepflanzt, um das Bild eines Lichtes zu reflectiren; vielmehr müssen einzelne von ihnen die Mittelpunkte kleinerer Katastrophen bilden, um welche die andern in lebendiger Theilnahme sich bemühen, ohne dadurch von ihrer gemeinsamen Beziehung auf den Sinn des Ganzen abgewandt zu werden. Hierdurch wird nicht allein an die Stelle monotoner Stellungen eine dramatische Lebendigkeit der Zeichnung treten, sondern auch die Wahrheit des Gegenstandes wird gewinnen, denn durch diese Zusammenhänge der unbedeutenderen Gestalten mit denen, auf welche die Bedeutung des Ereignisses zunächst fällt, wird ihre Gegenwart überhaupt begründeter erscheinen. Ohne diese Hülfe einer Schöpfung untergeordneter Centra würde es, obwohl sie hier weniger bestimmt hervortreten, Leonardo da Vinci kaum gelungen sein, aus dem in Bezug auf Anordnung der Gestalten so ungünstigen Ge-

danken des Abendmahls das zu bilden, was wir in seinem Gemälde bewundern.

Hat es uns nun in unsern bisherigen Betrachtungen schon oft verlockt, von den abstracten und armen Kunstbedingungen abzuschweifen, deren wir gedenken wollten, und den schönen Inhalt der Kunstwelt mit in den Kreis unserer Ueberlegungen zu ziehn, so würde dies noch mehr im Gebiete der Poesie der Fall sein. Wir schliessen daher hier diese Abhandlung, deren Zweck, die Wirksamkeit dieses Kreises ganz formaler Bedingungen der Kunstschönheit zu zeigen, vielleicht nicht ganz verfehlt ist, und freuen uns bei einer andern Gelegenheit auf jene inhaltsvollen Ideen einer künstlerisch durchgeistigten Weltansicht einzugehn, deren lebendiger Hauch freilich erst dieses starre Gerüst von Formen mit blühender Schönheit zu überkleiden vermag.

XX.

RECENSION VON GUSTAV THEODOR FECHNER, ÜBER DAS HÖCHSTE GUT.

(Leipzig 1846.)

[1847. S. Gött. gel. Anzeigen 1847, Stück 3—5, S. 28—43.]

Nach so mannigfaltigen in unserer Zeit versuchten Grundlegungen der praktischen Philosophie dürfte es Vielen als eine befremdliche Verspätung erscheinen, wenn noch einmal ein eudämonistisches Princip sich Gehör zu verschaffen sucht. Wir im Gegentheil halten es für einen Vortheil, wenn nach der Ausbildung anderer sehr entschiedener Standpunkte auch dieser sehr vergessene der Betrachtung wieder näher gerückt

wird, besonders wo es in dieser frischen, lebendig unbefangenen und durchaus edlen Weise geschieht, in welcher der längst Vielen werth gewordene Verfasser dieser Schrift den Werth und die Bedeutung seiner Ansichten anregend hervorzuheben versteht. Eine solche Bedeutung nämlich, um dies gleich im Voraus zu gestehen, schreiben wir ihnen allerdings zu, und weit entfernt, in ihnen nur einen capriciösen Versuch zu sehen, andern jetzt mehr anerkannten Behauptungen durch die geistreiche Vertheidigung eines unhaltbaren Standpunktes zu schaffen zu machen, sind wir im Gegentheil, eine wesentliche Reservation abgerechnet, mit dem im Grunde sehr einfachen Hauptgedanken des Verfassers einverstanden. Seine praktische Philosophie geht sogleich von dem Begriffe des höchsten Guts aus und glaubt mit der Bestimmung desselben zugleich das höchste Sittenprincip zu erlangen. Hierdurch fällt einerseits die Beurtheilung derjenigen Ethik aus seiner Betrachtung hinweg, die ohne auf ein zu erreichendes Ende zu sehen, vielmehr von dem thatsächlichen Vorhandensein primitiver Ideale unsers Verhaltens ausgeht, andrerseits liegt in dieser Wendung auch zugleich das ausdrückliche Glaubensbekenntniss des Verfassers, nach welchem die Ethik unvollendet sein würde, wenn sie nur factisch vorhandene, für sich zwar evidente, aber abstracte und zerstreute Gesetze des Handelns aufstellen könnte, ohne sie als nothwendige Bedingungen zur Erreichung eines Zieles darzustellen, dessen Inhalt nur genannt zu werden braucht, um durch die Anerkennung seines absoluten Werthes jede Frage nach weiterer Begründung niederzuschlagen. Ein solches Ziel ist dem Verfasser die Lust, der verworfene Baustein, der zum Eckstein werden soll, und alle andern obersten Principien der Moral, Gott zu Willen zu handeln, vernünftig, naturgemäss zu handeln, sich als Glied des Ganzen zu fühlen dem man angehört, bedürfen nach ihm einer weitern, selbst oft einer doppelten Erklärung, indem nicht nur ihr Sinn eine Analyse erheischt, sondern auch die Frage, warum gerade ihnen die unverbrüchlichste Heiligkeit zukommen solle, sich durch ihren erkannten Inhalt nicht von selbst beantwortet. Sie wird aber beantwortet durch die Beobachtung, dass alle diese moralischen Principien in der That auf Gewinnung der höchsten Lust hinauslaufen, die freilich

nur auf den Fundamenten wird ruhen können, welche alle Zeiten als die ersten Gesetze der Sittlichkeit ausgesprochen haben, aber darauf kommt es an, das Gebäude, das auf ihnen errichtet ist, ins Auge zu fassen als die Krone von Allem, während zu häufig die Moral diesen Kunstbau verachtet und die Menschen sich in den Kellern der Fundamente vergraben heisst. Was sich so in allen moralischen Grundregeln, alle verknüpfend, alle bindend, wiederfindet, das sucht der Verfasser in ein allgemeines, oberstes, rückwärts wieder alle Regeln des Handeln aus sich gebärendes, verknüpfendes, bindendes, richtendes, messendes Princip zusammenzufassen, das nun aber nicht bloss die geschriebenen Regeln wiedergeben, sondern eingehend in den innersten Sinn, den Gedanken, das Herz des Menschen bis ins Einzelste und Unterste des Lebens von ihm durchgebildet werden soll. Der Mensch soll, so viel an ihm ist, die grösste Lust, das grösste Glück in die Welt zu bringen suchen, ins Ganze der Zeit und des Raumes zu bringen suchen. Dies Princip reicht nicht bloss durch die Moral, es knüpft das ganze Leben an sie an. Das Wahre wird zum Gedanken, das Schöne zum Antlitz, das Nützliche zur Hand des Guten. Und so verknüpft sich auch die Religion mit der Moral und dem Leben durch den Gedanken, dass Gott selbst auch Lust hat an der Förderung der Lust der Welt durch die in ihr gelegenen Kräfte, dass alle Unlust ihm selbst nur Mittel ist, einst höhere Lust zu zeugen, und dass er auch Macht und Weisheit hat, Alles in diesem Sinne zu kehren. Demgemäss werden alle Gebote, an deren Befolgung die Erhaltung und Förderung des Glücks gebunden ist, sich als göttliche betrachten lassen, und umgekehrt, wenn man nach anderweiten Gründen sie für göttliche Gebote ansähe, würde man durch Betrachtung ihres gemeinschaftlichen Sinnes finden können, dass Gottes Wille wirklich dahin geht, die Handlungen der Menschen möglichst auch zum Glück der Menschheit zusammenwirken zu lassen. Es ist nun dem Verfasser leicht zu zeigen, dass er mit seinem Princip den anerkannten Gesetzen der Moral nicht widerspreche; eine grössere Mühe verwendet er auf die Widerlegung des andern Einwurfs, dass durch sein Princip doch nur eine beiläufige Consequenz jener Gesetze zum Kern, zur Hauptsache gemacht werde.

Zwei treibende Gründe seien vorhanden, darin die Hauptsache zu sehen, erstens der formale, dass dies Princip wirklich der einzige, keiner weiteren Klärung mehr fähige noch bedürftige Gesichtspunkt ist, unter den sich diese Gesetze allgemein fassen lassen, daher auch der einzige, der eine directe Klarheit in Folgerungen zu verbreiten vermag; zweitens der materiale und praktische, dass hiermit grade das als Zweck des menschlichen Handelns aufgestellt wird, worauf ohnehin von selbst alles menschliche Handeln geht, und woran sich von Natur alle Motive zum Handeln knüpfen, nur so aufgestellt wird, dass es auch für Einen und Alle zugleich erreichbar sei. Was das Erste betrifft, so hat darüber, was Gott, was Vernunft, was Natur, organisches Ganze, Bestimmung ist, Jeder von vorn herein eine andere, kaum je ganz klar zu machende Meinung; die Lust dagegen kann Niemand erklären und doch versteht sie Jeder. Während der Verstand mit seinem Meissel umsonst an ihrem Begriff herumarbeitet, mit seiner Laterne umsonst daran herumleuchtet, merkt er, dass dies Harte, Unantastbare selbst in seinen Meissel einschneidet, und das Licht seiner Laterne zu überleuchten anfängt, und erkennt endlich den selbstleuchtenden Diamanten, das zugleich Edelste und Unzerstörbarste darin, und wirft seinen Meissel und seine Laterne weg, um sich fortan des Diamanten statt beider zu bedienen. So hell und deutlich spricht dies Princip der Lust nicht nur das letzte Ziel aus, sondern es treibt sogleich selbst dazu, auch die Stufenreihe der Mittel aufzusuchen, und unterwirft so die reichste und ausgedehnteste Wissenschaft seiner Leitung. Was das Zweite betrifft, so ist leicht zu zeigen, wie auch die feinste und entsagendste Moral nur die geringere und gröbere Lust der höhern und göttlichen unterordnet, wenn auch oft die ethischen Systeme mit Unrecht aus der Unterordnung eine absolute Verwerfung machen und glauben, dass die höchsten Gipfel durch die Nebenexistenz des Niedrigen an Höhe verlieren. Aber nicht bloss die Motive, die thatsächlich alles Handeln beherrschen, umfasst unser Princip, sondern zeigt auch, wie der diesem vorschwebende Zweck unser Zweck sein soll. Zur Auseinandersetzung dieser Fruchtbarkeit des Princips wendet sich der Verfasser weiter und weist zuerst den formalen Einwurf, dass es kein Mass für die

Grösse, mithin auch für das geforderte Maximum der Lust gebe, durch treffende Hindeutung auf die vielmehr uns allen höchst geläufige Grössenschätzung verschiedener Lust zurück, die freilich an keinem äussern, aber an einem deswegen nicht unklareren innern Massstabe des Gefühls erfolgt. Von besonderem Interesse aber ist die Discussion des Einwurfs, dass jedes Maximum der Lust als Princip der Moral gesetzt, eine unmögliche Berechnung erfordere, deren Unternehmung bei der unendlichen Menge der Irrthumsquellen mehr Schaden als Nutzen erzeugen müsse. Zwar fragt der Verfasser mit Recht, ob denn nicht, was hier als gefährlich oder unmöglich verworfen wird, täglich geschieht und gut geheissen wird, und ob er mehr verlange als dass wir das, was wir immer thun, nur immer besser thun möchten; indessen gibt doch er selbst zu, dass in vielen Fällen die zur Erfüllung des Princips nöthige specielle Voraussicht uns unmöglich sein würde. Eben deshalb aber gehört es zu den ersten und wichtigsten Folgerungen dieses Princips, dass der Mensch sich in den Hauptbeziehungen des Lebens, statt nach eigner Einzelberechnung der Folgen seiner Handlungen, nach allgemeinen Gesetzen und Regeln zu richten habe, welche im Durchschnitt im Ganzen das beste Resultat gewähren, und von denen die moralischen Grundregeln die höchsten und wichtigsten sind. Denn theils vereinfachen sie zusammenfassend die zu befolgenden Gesichtspunkte, theils ruhen sie auf dem Durchschnitte vieler Erfahrungen, endlich liegt abgesehen von dem materiellen Nutzen der Regeln und Gesetze ein grosser formaler darin, dass dadurch ein einträchtiges Handeln der Menschheit, ein Anstreben gemeinschaftlicher Ziele vermittelt wird. Diese für jedes subjective Eingreifen unantastbare Heiligkeit kommt nicht nur den göttlichen Gesetzen zu, sondern auch der concreten Sitte. Bei der Versatilität des menschlichen Geistes kann sich derselbe auf Mancherlei einrichten, ohne dass man auf dem Wege der Vernunft sagen könnte, eins sei besser als das andere, aber hier würde der historische Bestand selbst die bestehenden Gesetze sanctioniren, und selbst die consequente Befolgung mangelhafter Gesetze wird besser sein als die Anarchie eigenmächtiger Verbesserungen. Eben deswegen erlaubt das Princip keineswegs die Anwendung des Satzes von der

Heiligung der Mittel durch die Zwecke. Obschon es natürlich in der Ansicht des Verfassers liegt, dass im Grunde jedes Mittel indifferent ist und seinen Werth erst vom Zwecke erhält, so würde doch eine praktische Anwendung des Satzes gänzlich jene Heiligkeit der allgemeinen Maximen verkennen und eine höchst trügliche, der allseitigen Erreichung des Princips nur hinderliche Einzelberechnung an ihre Stelle setzen. Dennoch aber gibt es allerdings Fälle, in denen die Wahl durch keinen allgemeinen Grundsatz zu regeln ist, und hier muss das gebildete Gefühl des Gewissens der theoretischen Ueberlegung, die als solche vorzüglich der Wissenschaft angehört, zu Hülfe kommen. Der Rest der Schrift vertheidigt den Begriff eines Maximum der Lust gegen die Einwürfe, die da meinen, dass in ihm Nichts über die Vertheilung der Lust begründet sei, und sucht einestheils die Nothwendigkeit eines strafenden Uebels als einer Hemmung grösserer Unlust, anderntheils die Nothwendigkeit einer allseitigen Vertheilung der Lust aus dem Grundsatze zu erweisen, dass die Cumulation der Gunst auf ein Gemüth nicht in gleichem Masse dessen Lust steigert, mithin durch Vertheilung die Lust vergrössert wird. Getheilte Freud' ist doppelt Freude, getheilter Schmerz ist halber Schmerz. Endlich sucht der Verfasser die Moral des Christenthums in ihrem Einklang mit der seinigen darzustellen.

Wir haben im Vorstehenden den Inhalt der ganzen Schrift, die zunächst als ein nur einleitendes Programm zu des Verfassers weiteren Vorlesungen anzusehen ist, grösstentheils mit seinen eignen Worten zu skizziren gesucht; fügen wir nun einige Bemerkungen noch hinzu, so wissen wir freilich nicht, ob nicht die ausführlichere Exposition auch den Verfasser zu denselben hinführen würde, und können daher nur Einiges bezeichnen, das wir in diesem kurzen Programm noch vermissen. Die im besten Sinne populare Darstellungsweise des Verfassers bringt es mit sich, dass er weder der Kritik anderer Standpunkte viele Aufmerksamkeit schenkt, noch auch die eigenthümliche Stellung des seinigen im Gegensatze zu jenen formeller charakterisirt. Suchen wir dies aus dem Inhalt seiner Schrift zu ergänzen, so durchdringt, wie dies schon angeführt wurde, eine Grundansicht das Ganze. Das mensch-

liche Handeln soll nicht, wie die mechanische Physik, unbekümmert um die ästhetische Bedeutsamkeit der bestehenden Naturscenen, es von den natürlichen Ereignissen voraussetzt, einzig von allgemeinen, abstracten Gesetzen beherrscht werden, die zwar in jedem einzelnen Falle, bei jeder zufällig dargebotenen Veranlassung zum Handeln uns angeben, wie gehandelt werden soll, oder wie nicht, die dagegen eines durch alles dieses Handeln zu erreichenden Zieles ganz unbewusst, uns auch keinen Plan vorzeichnen, nach dem wir Gelegenheiten zum Handeln aufzusuchen und hervorzubringen verpflichtet wären. Grade dadurch aber sollte sich, wie wir meinen, die praktische Philosophie von der im engern Sinne so genannten Moral unterscheiden, dass sie der letztern überliesse, jene einfachen grossentheils nur negativ ausdrückbaren Massstäbe aufzustellen, nach denen der Werth einer schon vollzogenen oder eben sich vollziehenden Handlung zu beurtheilen ist. Sie selbst aber sollte theils den Reichthum der Lebensverhältnisse als ein von dem ethischen Geiste seine Gestaltung forderndes Material ihm nahe legen, und ihn nöthigen, in diesem erkannten Kreise der Bedingungen sich ein Feld des Handelns und eine concrete inhaltvolle Bestimmung zu suchen, theils auch die Würde und Verbindlichkeit jener in unserm Bewusstsein sich allerdings evident aufdrängenden moralischen Gesetze in ihrem Zusammenhange mit dem Sinne einer ethischen Weltordnung aufzuweisen suchen. In dieser Hinsicht stimmen wir daher mit dem Verfasser vollkommen darin überein, dass die praktische Philosophie nicht von einzelnen, zusammenhanglos nebeneinanderstehenden Geboten, Ideen oder Idealen ausgehen darf, als ruhte auf dem Inhalte solcher ethischer Grundurtheile eine uranfängliche, durchaus nicht weiter ableitbare Heiligkeit und als käme es für den praktischen Geist nur darauf an, sich zum möglichst durchsichtigen Organ zu machen, durch welches unverfälscht nur eben in jedem Falle diese heiligen Atome des Geschehens verwirklicht würden, ohne dass der Geist selbst die Sehnsucht hegen dürfte, auch zu ihrer organischen Verbindung mitzuwirken. Wir sind vielmehr mit ihm überzeugt, dass alle jene Aussprüche des Gewissens, die psychologisch freilich mit einer scheinbar unvermittelten absoluten Gültigkeit auftreten, ihre

wahre Wurzel nur in jenem richtenden, messenden, einen Principe finden, welches den wesentlichen Zweck, das höchste Gut der Welt enthält. Damit ist nicht gesagt, dass die moralische Beurtheilung der Handlungen wieder in die Zweifel der theoretischen Untersuchungen über diese Gestalt des Weltplans verwickelt werden müsste; hier wie so oft, ist nicht die höchste Wurzel das, was unsern Blicken offen und zuverlässig vorliegt, sondern die Mitte des Ganzen, diese Gesetze der Sittlichkeit, bieten uns den sichern Boden, auf dessen unmittelbarer Evidenz im Drange der Veranlassungen, unser Handeln fussen kann; aber der Wissenschaft kann nicht verdacht werden, wenn sie diese Evidenz, wie so manche andre, zuletzt doch selbst wunderbar findet, und zu einem Letzten aufzusteigen sucht, das ihre Bedürfnisse befriedigt. Zugestehn wird sie freilich leicht, dass sie nur ein fernes geahntes Ziel vor sich sieht, und dass es ihr kaum je gelingen wird, alle die Mittelstufen wirklich durchzuschreiten, durch welche die Aussprüche des Gewissens von jenem höchsten Princip abhängen.

Indessen diese allgemeine Ueberzeugung, das menschliche Handeln sich nicht nur als a tergo bestimmt zu denken, sondern es als eine Leistung anzusehn, die zur Vollendung eines ethischen Weltbaues etwas beitragen soll, theilt der Verfasser mit Andern; wollen wir seine eigenthümliche Ansicht näher prüfen, so müssen wir fragen, ob ihm die Angabe jenes höchsten Princips besser gelungen ist, als Andern, und was er aus ihm abzuleiten vermocht hat. Auch in Bezug auf diese Punkte nun stimmen wir mit dem zwar überein, was er geäussert hat, aber nicht damit, dass er nur dies geäussert. Sein Princip nämlich der Lust oder der Seligkeit hat, wenn wir es mit den Principien anderer in jenem Sinne verwandter Ansichten vergleichen, allerdings den Vorzug jener unendlichen Selbstbejahung voraus, die bei ihm jede Frage, warum mehr die Seligkeit als die Unseligkeit oder das Gleichgiltige sein solle, niederschlägt, und so hat der Verfasser allerdings die formelle Forderung befriedigt, dasjenige an die Spitze seiner Betrachtungen zu stellen, was als selbstleuchtender Diamant jede weitere Ableitung unmöglich macht. Wollten wir mit andern Ansichten etwa eine dialektische Entwickelung eines absoluten

Urgrundes als das heilige Factum bezeichnen, durch Einordnung in welches auch dem endlichen Willen sein Werth zugemessen würde, so würden wir ins Unendliche weiter fragen müssen, warum nun grade diese formelle Entwickelungsweise einer Idee das Schicksal der Welt und das Ziel unserer Handlungen sein müsse; an die Stelle dieses Abstracten ist vom Verfasser dieser concretere Begriff einer sich zum System der Lust vollendenden Welt mit Recht gesetzt worden. Der Gedanke der Seligkeit ist nicht zu gering, dieses Höchste auszudrücken. Wäre der oberste Grundsatz unserer Handlungen der, dem Willen Gottes zu folgen, er führte doch in doppelter Weise auf jenen Begriff zurück; entweder in der beschränkten Auffassung, dass unsere individuelle Seligkeit an jener Bedingung factisch hänge, von deren innerer werthvoller Bedeutung wir dann absähen, oder in der erweiterten, dass Gott selbst jene substanzielle Seligkeit sei, das höchste Werthvolle, dessen Macht, unserm Dasein und unsern Handlungen Werth zu geben, keiner weiteren Erklärung bedarf. Fühlt man nun dennoch in dem Begriffe der Seligkeit nicht alles das ausgesprochen, was man sich als den Inhalt des höchsten Guts denkt, so liegt der Versuch nahe, irgend einem Ziele des Willens, irgend einem Gebote noch abgesehen von der Lust, zu der es führt, eine ursprüngliche Heiligkeit zuzuschreiben, und so auf den Grund des Heiligen erst das Selige zu gründen. Allein dieser Versuch kommt zu früh. Das Heilige ist ein Unantastbares ausserhalb dessen, für den es ist; der gesammte Weltplan aber kann nicht eine ausserhalb alles Seins, aller Wirklichkeit liegende, ihm selbst noch vorangehende Ordnung verherrlichen sollen; er bedarf eines innersten Kernes, der angeschaut, sich selbst sogleich bejaht. Jede heilige Satzung aber, die nicht durch diese Wärme der Seligkeit belebt würde, würde sich vor unsern Augen wieder in ein unbegreifliches Schicksal verwandeln, das zwar uns, so lange wir es als Geheimniss betrachten, unverbrüchlich scheinen mag wegen eines vielleicht unbekannten Zusammenhanges mit dem höchsten Gut, als letztes und höchstes Princip aber ausgesprochen nur ein an sich werthloser Quell aller Werthbestimmungen in der Welt sein würde.

Wir müssen daher auch hierin dem Verfasser beistimmen,

dass er uns nicht irgend ein absolutes geheimnissvolles Prius, irgend ein Reich formaler Verhältnisse, dialektischer Spannungen von Begriffen als den heiligen Kern der Welt aufstellt, aus dem beiläufig die Seligkeit wie als Lohn für die Hütung dieser Abstracta, quelle, dass er vielmehr uns diese Lust als den leuchtenden Punkt aufzeigt, von dem aus die Schonung und Scheu vor den Verhältnissen der Wirklichkeit ihren Werth erhält. Nichts destoweniger liegt nun doch hierin dasjenige, was uns an dem vorliegenden Ausdruck der Meinungen des Verfassers ungenügend erscheint. Er hat seine Gedanken ausschliesslich in Bezug auf seine nächste Aufgabe entwickelt, über die Stellung dagegen geschwiegen, die seine praktische Philosophie im Ganzen seiner Weltansicht einnehmen mag, und sein Princip der Lust erscheint deswegen nur als Princip der Handlungen, nicht als solches der Wirklichkeit und des Seins. Dennoch, wenn der Verfasser die Vollendung eines solchen Lustbaues als den Plan Gottes selbst bezeichnet, läge es ihm nahe uns zu berichten, ob er die Bausteine von einem ganz fremdartigen Strome der ursprünglichen Wirklichkeit sich will zuführen lassen, in den Gottes Wille nur steuernd eingreift, oder ob jener höchste leuchtende Punkt ihm auch als das Princip des Seins, als der Kern der Formen der Wirklichkeit gelten soll. Da grade seine praktische Philosophie weit mehr als Moral im engern Sinne will, da sie den Geist aufrufen will, nicht auf Gelegenheiten zum Gutsein zu warten, sondern die Welt im Sinne der Lust selbstständig anzufassen und zu gestalten, so durften wir von ihm eine deutlichere Auskunft über den Sinn und den Ursprung des Kreises von Bedingungen erwarten, die alles unser Handeln an den feststehenden Formen der umgebenden Welt findet. Gibt es irgend einen Dualismus, den wir zu vermeiden suchen müssen, so ist es dieser, der zuerst eine Welt der Realität annimmt, und hinterher in ihr zerstreut das Werthvolle nur *findet*; das, was als höchstes Princip unsers Handelns gelten soll, muss auch als Princip des Daseins betrachtet werden, so dass keine Welt überhaupt vorhanden ist, deren Formen der Existenz nicht ihre Abhängigkeit von jenem Quelle verriethen. Man würde dies indessen sehr missdeuten, wenn man darin eine Entstehungsgeschichte des Reellen aus irgend einem

Ideellen erblicken wollte; mag der Realist an der absoluten und unverbrüchlichen Position seines Seienden festhalten, wir verlangen von ihm nur die Anerkennung, dass factisch, thatsächlich diese Position doch nur so Vielem und nur Solchem gegeben sei, wie es der Zweck der Welt verlangt; die andere Frage, ob überhaupt diese absolute Position eines Realen auch für unsere Erkenntniss noch zu einer relativen durch ein höheres Princip herabgesetzt werden könne, wollen wir gern als eine viel weiterer Arbeiten bedürftige, hier dahin gestellt sein lassen. So wie mit dem Begriffe der Seligkeit zunächst nur ein werthvoller Inhalt gegeben ist, ohne der Form der Existenz zu gedenken, in der er als reales Princip der Welt vorausgesetzt werden darf, so werden wir auch nur phänomenologisch aus ihm Formen der Wirklichkeit fordern können, ohne nachzuweisen, wie ihre reale Existenz aus der des Princips hervorgehe. Hierin nun liegt das, was wir und was vermuthlich Viele, die dieser Verehrung der Lust überhaupt abgeneigt sind, mit uns gegen des Verfassers Eudämonismus einzuwenden haben. Des Verfassers Maximum der Lust ist gestaltlos gelassen und hat in sich selbst kein weiteres morphotisches Motiv. Nicht die Lust selbst erscheint den Meisten als ein verwerfliches Princip der Ethik, sondern diese namenlose, unbenannte Lust, die farblos in der blossen Entzückung keinen qualitativen Inhalt durchscheinen lässt, dessen Verherrlichung oder Lebendigkeit sie selbst ist. Nicht gegen den Begriff eines Maximum der Lust haben wir etwas einzuwenden, sondern dagegen, dass diese Grösse als der Gipfel einer durch Addition zu durchlaufenden Scale erscheint, und dass nicht dies Princip der Lust selbst als ein so gestaltendes sich bewährt, dass es sich bestimmte unverrückbare Formen der Wirklichkeit fordert, innerhalb deren heiligen Schranken allein das realisirt werden kann, was qualitativ ein Maximum der Lust heissen kann, nicht eine cumulirteste und grösste, sondern eine ihrem Sinne nach höchste Lust. Von diesem Gefühle werden wir uns nie befreien können, dass uns die Lust als solche, diese nur gradweiser Steigerungen fähige Seligkeit, wie sie denn in der That ein Abstractum ist, als ein ungenügendes Princip des Lebens erscheint; ihre wahre Grösse wird uns immer abhängig von ihrem Gegenstand oder Inhalte

erscheinen, und eben dies ist der Grund, warum so viele Ansichten, übersättigt an dem kalten Glanze der inhaltlosen Lust, ihr lieber einen andern inhaltvolleren Weltplan als das ursprünglich Heilige gegenüberstellten, aus dessen Verwirklichung die Lust nur als lohnende Folge quölle. Wir haben früher schon erwähnt, dass diese Voraussetzung solcher Zwecke uns unthunlich scheint, wohl aber müsste, wenn hier irgend ein Abschluss zu finden sein soll, aus dem Princip der Seligkeit selbst ein Kreis von Bedingungen entwickelt werden, innerhalb dessen allein in den Ereignissen der Welt die wahre inhaltvolle Lust sich verwirklichen könnte. Die Erfüllung dieser Forderung auch nur andeutungsweise zu versuchen, ist hier unmöglich, wir wollen nur noch einige Punkte erwähnen, an denen uns ihr Fehlen bei dem Verfasser stört. Er leitet die Heiligkeit der moralischen Gesetze davon ab, dass sie bei der Unfähigkeit des Einzelnen, das zur allgemeinen Lust überall Taugliche zu berechnen, die im Durchschnitt sichersten Maximen zu ihrer Beförderung sind. Ist dies wirklich ihre ganze Bedeutung? Haben Wahrhaftigkeit, Arbeitsamkeit, Mässigkeit, Wohlwollen, Keuschheit nur diese Heiligkeit für uns, dass sie innerhalb einer einmal bestehenden realen Weltordnung die erfahrungsmässig einzigen Mittel sind, das Glück im Ganzen und Grossen zu fördern? Fühlen wir nicht, dass sie so wie andere Ideale des Gewissens vielmehr Formen sind, innerhalb deren das Höchste der Lust überhaupt erst aufblühen kann? Weit entfernt, Ausgleichungsmittel des Weltlaufs zum Behuf der ausgedehntesten Lust zu sein, sind sie im Gegentheil Mittel, durch welche das qualitativ Höchste der Lust erst erreicht werden kann. Sie sind nicht Supplemente zum Weltlauf, um ihn, wie er nun einmal ist, möglichst zum Besten zu lenken, sondern Formen des Guten von so eignem Werth, dass man den Weltlauf darauf berechnet denken muss, ihre Entstehung zu veranlassen. Wir verlangen mithin von dem Verfasser überhaupt eine weitere Aufklärung über den Zusammenhang der Lust mit dem Dasein, und seiner praktischen Philosophie mit seiner theoretischen Weltansicht; besonders aber eine directere Begründung der moralischen Gesetze aus seinem Principe anstatt der indirecten, die uns nur ihre Nützlichkeit, nicht ihre immanente Würde zeigt. Die ungün-

stige Stellung, in der sie bei dem Verfasser auftreten, wird, wie wir fürchten, am meisten gegen seine Ansicht im Allgemeinen eine Abneigung erregen, die nicht überall verdient ist. So scheiden wir von dieser Schrift, deren anziehende Darstellung uns lange gefesselt hat, und deren Heiterkeit wir um so mehr mitgeniessen, je weniger wir sie von dem Verfasser zu erwarten berechtigt waren.

XXI.

RECENSION VON THEODOR WAITZ, GRUNDLEGUNG DER PSYCHOLOGIE NEBST EINER ANWENDUNG AUF DAS SEELENLEBEN DER THIERE, BESONDERS DIE INSTINCTERSCHEINUNGEN.

(Hamburg und Gotha 1846.)

[1847. S. Göttinger gelehrte Anzeigen 1847, Stück 6—9, S. 57—82.]

Der Grund des fortwährenden Misslingens speculativer Untersuchungen liegt nach dem Verfasser einzig und allein darin, dass jede Speculation bestimmte Begriffe vorausgesetzt habe, ohne zu wissen, woher sie dieselben habe, und wie sie zu ihnen gelangt sei. Die Worte der Sprache bezeichnen in der Regel nichts als eine höchst undeutliche Zusammenfassung einer Gruppe von Erscheinungen, die wir weder der Menge nach aufzuzählen, noch der Art nach so scharf zu begrenzen wissen, dass die Berechtigung zur Zusammenfassung und das Band des Zusammengefassten sich nachweisen liesse. Nur die Entwickelungsgeschichte des geistigen Lebens ist im Stande, hier zu helfen, und uns zu zeigen, was wir an jenen Begriffen wirklich besitzen, und was wir mit Unrecht an ihnen zu besitzen glauben. Die Psychologie soll daher hier auf unzwei-

felhafte physiologische Thatsachen begründet werden, damit nicht nur sie selbst, sondern durch sie auch die übrige Philosophie, der sie als Grundlage dient, sich künftig unangefochten von den Streitigkeiten speculativer Schulen entwickeln könne.

Diese Meinungen, welche der Verfasser bereits in der Vorrede und im Anfange seiner vielfach anziehenden und anregenden Schrift ausspricht, sind nicht so neu, dass sich nicht über ihre Haltbarkeit schon vielfache Ueberlegungen gebildet hätten, deren genauere Berücksichtigung wir ungern bei ihm vermissen, und für deren Mangel uns auch die ausführlichere Darstellung seiner Ansichten S. 111 ff. nicht zu entschädigen vermag. Vergebens suchen wir eine Motivirung des so oft und in so grosser Allgemeinheit von ihm ausgesprochenen Satzes, dass über die Gültigkeit und Anwendbarkeit eines Begriffs oder eines Urtheils seine Entstehung und Herkunft entscheiden müsse, ein Punkt, über den nicht nur derjenige Philosoph, dem der Verfasser die meiste Ehrerbietung erweist, Herbart, sondern im Grunde alle Philosophien entschieden anderer Meinung sind. Denn Alle werden zwar sehr bereitwillig dem Verfasser zugeben, dass die Sprache eine grosse Menge von Begriffen auf jene confuse Weise bilde, die unbesonnen in wissenschaftliche Untersuchungen eingeführt, diese nur verderben können, ja sie werden noch mit ausdrücklichem Bezug auf des Verfassers eigne Leistungen warnend hinzufügen müssen, dass es nicht bloss falsche Begriffe, sondern was noch viel wesentlicher ist, eine Menge irriger Grundurtheile gibt, denen nur eine Nachweisung der Wurzeln, mit denen sie genetisch in unserm Bewusstsein haften, den trügerischen Schein absoluter und harmloser Evidenz entziehen kann, durch den sie unser unbefangenes Denken gefangen nehmen. Aber immer werden sie behaupten müssen, dass selbst diese Kritik nur von dem festen Grund und Boden einer schon besessenen Wahrheit ausgehen muss, der man unbedingtes Zutrauen gewährt, ohne dasselbe von einer Geschichte ihrer psychologischen Herkunft, die sie freilich auch haben muss, abhängig zu machen. In der nothwendigen Anerkennung logischer oder mathematischer Gesetze vor aller psychologischen Untersuchung würden alle jene Philosophien nicht nur wie der Verfasser ein unvermeidliches

Hysteronproteron sehen, das einstweilen als eine formale Voraussetzung aufgenommen, sich durch die Entwickelung der Wissenschaft hinterher bestätigen müsste, sondern sie werden die Psychologie immer nur als Zwischenglied zwischen einem einfachen principiellen Theile der Philosophie und seinen späteren Anwendungen zu betrachten vermögen. Der Mangel einer der Psychologie vorausgehenden Metaphysik ist das, was der Verfasser sich wohl als Verdienst, wir ihm als Mangel anrechnen, und wenn er meint, dass man gegen seine Ansicht hoffentlich nicht den Einwurf erheben werde, dass die Entwickelungsgeschichte unserer Begriffe selbst schon Begriffe voraussetze, so kann uns diese Deprecation doch an der Erhebung jenes Einwurfs nicht hindern. Denn grade, was er von sich leugnet, dass nämlich in der Entwickelung solche Begriffe angewandt würden, deren Entwickelung erst gezeigt werden sollte, ist in seiner Darstellung nur allzu oft der Fall, und wie jederzeit, wo die ausdrückliche Zugrundelegung einer Metaphysik abgelehnt wird, eine unausgesprochene und deshalb weniger vorbedachte Metaphysik sich geltend macht, so müssen wir den ganzen ersten Theil seiner Betrachtungen als einen metaphysischen ansehen, der, da er um jener Ablehnung willen unmethodisch ausfällt, nicht zu seinem Vortheil der methodischen Metaphysik Herbart's parallel geht, auf deren Ansichten er in vielen Hauptpunkten zurückkommt. Vielleicht gefällt es dem Verfasser, diese Eigenthümlichkeiten seiner Grundlegung zur Philosophie anderswo weiter zu vertheidigen; in dem Vorliegenden scheint uns die Sache allerdings zu leicht genommen, und wir haben uns daher ungeachtet des etwas abwehrenden Tones seiner Darstellung nicht gefürchtet, dies zu bekennen. Auch die Basirung der Psychologie auf Physiologie erscheint uns etwas bedenklich, so lange die sichern Thatsachen der letztern so wenig zahlreich sind. Der Verfasser hat mit viel Liebe und Fleiss sich die physiologischen Untersuchungen zu eigen gemacht; indessen stellt er sich doch Manches etwas anders vor, als es bei genauerer Betrachtung der physiologischen und pathologischen Erscheinungen billigerweise als wahrscheinlich gelten könnte.

Der erste Abschnitt der Schrift, den wir etwas ausführlicher durchgehen wollen, handelt nun von den frühesten Zu-

ständen der Seele in ihrer Wechselwirkung mit dem Nervensystem im Allgemeinen, also von Gegenständen, die fast ganz über alle wirkliche Beobachtung hinausliegen, und entweder in ihren äussersten Umrissen aus apriorischen Grundlagen der Metaphysik, oder in ihren Einzelheiten aus guten hypothetischen Annahmen beurtheilt werden müssen. Die materialistischen Ansichten werden hier vom Verfasser mit den richtigen Gründen widerlegt; viel tumultuarischer dagegen ist seine Zurückweisung derjenigen Annahmen, die er etwas unbestimmt spiritualistische nennt. Diese müssen, wie er meint, sogleich principiell verworfen werden, während er die materialistischen nicht absolut absurd findet, sondern ihnen nur aufgibt, sich durch die Ausführung gelungener Erklärungen der psychischen Erscheinungen zu rechtfertigen. Die Naturwissenschaften können, wie er sagt, auf keine Weise die Annahme eines Wesens einräumen, das von der Materie und deren Kräften specifisch durchaus verschieden, dennoch auf die materiellen Veränderungen in der Welt einen wesentlichen Einfluss ausübe. Denn immateriell im strengen Sinne könne nur das sein, dessen Begriff und Wesen der Natur des Materiellen in jeder Hinsicht entgegengesetzt sei, oder wie er für seine Meinung passender fortfährt, dessen Natur mit der des Materiellen so disparat sei, dass keinerlei Beziehung zwischen ihnen, am wenigsten ein Causalverhältniss, statt finden könne. S. 28. Hiergegen müssen wir Dreierlei erinnern. Materialität und Immaterialität sind Prädicate, die nicht für sich allein ein Seiendes ausmachen, sondern Relationen eines reellen Subjects ausdrücken, neben denen noch andere stehen können. In der Immaterialität ist der Begriff der Realität nicht erloschen, und in diesem werden Materie und Immaterielles jederzeit einen gemeinsamen Oberbegriff oder einen medius terminus haben, der ihre gegenseitigen Beziehungen vermittelt. Ein farbloser Körper ist nicht in jeder Hinsicht disparat mit einem gefärbten; ein immaterielles Reales nicht in jeder unvergleichbar mit einem materiellen. Das Zweite aber, was wir bemerken wollten, ist die metaphysische Ungewissheit, in der uns der Verfasser über seine Meinung von der Materie selbst lässt; fast scheint es, als habe ihr Begriff für ihn keine Schwierigkeit, und es käme nur darauf an, ihm, dem Klaren, den dunkeln

Begriff der Seele zu nähern, und doch sollte man bei des Verfassers entschiedener Hinneigung zu Herbart erwarten, dass dessen Construction der Materie aus dem an sich unmateriellen Realen ihn von diesem Angriff auf die Immaterialität der Seele zurückgehalten haben würde. Endlich dürfen wir wohl die so kurz sich einführende Behauptung, dass zwischen Disparatem keine Causalität statt finden könne, für ein Bruchstück aus einer verschwiegenen Metaphysik des Verfassers ansehen, dem er hier einen ziemlich entscheidenden Einfluss auf seine psychologische Entwickelung erlaubt, ohne sich über das Recht dazu weiter auszulassen.

In dem Nächstfolgenden zeigt der Verfasser sehr gut und in sorgsamer Ausführung die Nothwendigkeit, für die Erklärung der psychischen Lebenserscheinungen ein durchaus unräumliches, quantitativ und qualitativ untheilbares, im Nervensystem befindliches Centralwesen anzunehmen, wobei uns nur unklar bleibt, wie diese mit möglichster Strenge aufgestellten Forderungen sich mit dem Vorsatze S. 28 vertragen, sich vor dem Begriffe der Seele als eines nur übersinnlichen immateriellen Wesens zu hüten. Diesem Centralwesen nun wird mit Herbart jeder immanente Trieb abgesprochen; es agire nicht ursprünglich, sondern reagire nur auf äussere Einwirkungen, wie alle andern Naturwesen in derjenigen Art und Form der Gegenwirkung, wie sie einerseits durch das Einwirkende und anderseits durch die Natur des Centralwesens selbst unabänderlich bestimmt ist. Dies sind Behauptungen, die denen Herbart's fast völlig gleichen, bis auf die von diesem vorausgesetzte Unveränderlichkeit der realen Wesen, deren unser Verfasser keine ausdrückliche Erwähnung thut, daher wir auch nicht erfahren, wie es sich bei der Einfachheit der Seele mit ihren Eindrücken, Zuständen und Reactionen verhalten mag, deren Vereinigung mit dem Princip der Unveränderlichkeit Herbart selbst, wie uns scheint, nur durch Künstlichkeiten gelungen ist. Ob nun der Verfasser mit dieser Eliminirung jedes primitiven Triebes Recht hat, mag hier gern dahin gestellt bleiben; offenbar aber konnte diese Tendenz nur von einer metaphysischen Vorüberzeugung ausgehen, und lässt sich nicht unter den Gesichtspunkt eines bloss problematischen Gebrauchs von Begriffen rücken, den etwa die spätere Entwickelung berichtigen

könnte. S. 119. Denn hätte der Verfasser mit seinen Behauptungen Unrecht, so würde er im Folgenden auch nie wieder aus dem Kreise der Irrthümer herauskommen, in den ihn der Irrthum am Anfang verwickelt hätte.

Bei jeder Wechselwirkung, fährt der Verfasser fort, in welche das Centralwesen mit andern Theilen des Körpers tritt, muss es in einen innern Zustand gerathen, der zwar nicht immer derselbe zu sein braucht, weil die einwirkenden Wesen verschieden sind; aber es wird sich doch ein Grundtypus für alle diese inneren Zustände finden lassen müssen, da sie nicht allein von jenen, sondern auch von der constanten Natur der Seele abhängen. Diese so leicht eingeschaltete Bemerkung müssen wir durchaus für eine Subreption erklären. Sie würde sich vielleicht einigermassen vertheidigen lassen, wo wie bei Herbart, die Reactionen der Wesen ausdrücklich als Selbsterhaltungen begriffen werden, obwohl genauer betrachtet auch hier der Realismus von einem idealistischen Standpunkte dies Zutrauen zu einer Annahme entlehnt, die an sich nur möglich, aber durch eine ideelle Bedeutsamkeit empfohlen ist. Bei dem Verfasser dagegen, bei dem nur im Allgemeinen von Reactionen die Rede ist, hat diese Vermuthung höchstens eine gewisse ästhetische Wahrscheinlichkeit, aber keine Nothwendigkeit. Möchte sie indessen auch viel besser begründet sein, so können wir doch nicht mit dem Verfasser fortfahren und fragen: wie sollen wir diese inneren Zustände des Centralwesens nennen? Es handelt sich hier noch gar nicht um den Namen wie für eine schon anschauliche Sache, sondern darum, ob überhaupt, und wo wir an der Hand der Erfahrung einen solchen Grundtypus finden, der für alle primitiven Seelenzustände als allgemeingültig angesehen werden könnte. Die Beobachtung zeigt uns aber in der That keinen, denn wollten wir Empfinden und Vorstellen als solchen bezeichnen, so wäre das eine Hypothese, die nur durch die weitere Fiction durchzuführen ist, dass die sämmtlichen unbewussten Seelenzustände, deren Annahme eine ganz unmittelbar nothwendige Consequenz vieler Beobachtungen ist, immer nur gehemmte Vorstellungen seien. Es mag nun sein, dass man diese Fiction vertheidigen kann; aber darin ist der Verfasser zu tadeln, dass er die durchaus hypothetische Natur dieser Behauptungen nicht bestimmt hervor-

hebt, sondern den Schein veranlasst, als ginge aus der blossen nominellen Analyse der Ausdrücke Anschauen, Empfinden, Vorstellen, S. 40 die Nothwendigkeit hervor, jene innern Zustände entweder Empfinden oder Vorstellen, als wären dies die passlichsten Namen für ein offen daliegendes Factum, zu benennen.

Die nun gewählte Nomenclatur selbst können wir nicht billigen, denn sie ist verwirrend und führt zu Missverständnissen. Ganz richtig trennt der Verfasser zuerst das, was im Nerven geschieht, von dem, was in der Seele vorgeht, ab; allein eben indem er es für nöthig hält, diesen »Nervenreiz« von der Auffassung desselben durch die Seele, der »Vorstellung«, scharf zu sondern, meint er, es werde erlaubt sein müssen, dem Zustande des Nerven, in sofern er erregt wird, den Namen Empfindung zu geben. Dies Erlaubtsein müssen kann nur bedeuten, dass freilich dem Verfasser Niemand deswegen mit Gift nachstellen darf; zu billigen aber ist diese Verkehrung des Sprachgebrauchs gewiss nicht. Wenn dem Verfasser der von ihm selbst gebrauchte Name Nervenreiz nicht genügte, war es denn unthunlich, den Zustand des Nerven, sofern er erregt ist, etwa Erregung zu nennen? Warum ihn mit dem Namen des Empfindens belegen, der das zu vermeidende Missverständniss unvermeidlich wieder herbeiführt, da er für jeden unbefangenen Sprachsinn jederzeit zugleich das Innewerden einer solchen Erregung mitbezeichnet, niemals aber diese in ausdrücklichem Gegensatz zu jenem? Wenn der Verfasser dann später das, was ich Empfindung nenne, Vorstellung nennt, so ist auch das gewaltsam. Der Sprachgebrauch, sobald er Vorstellung nicht, was häufig geschieht, mit Empfindung gleichbedeutend nimmt, versteht unter ihr immer im Gegensatz zu einer eben geschehenden Sinnesempfindung ein blosses Gedankenbild oder Erinnerungsbild. Die Perception eines eben applicirten Nadelstichs nennt Niemand eine Vorstellung, sondern eine Empfindung; die spätere Erinnerung daran gewährt uns dagegen eine Vorstellung. — Dies sind nun freilich zunächst nur sprachliche Streitigkeiten (obwohl auch über diese eine endliche Verständigung wünschenswerth wäre); aber sie scheinen nicht ganz ohne Einfluss auf andere wichtigere Punkte zu sein. Wenn wir den Verfasser hier recht verstehen, so scheint es uns, er habe

mit der Wahl des Namens Empfindung eine gewisse Spiritualisirung des Nervenprocesses einleiten wollen, mit der wir uns nicht ganz befreunden können. S. 42 heisst es: die Seele empfindet nicht ihren eignen Zustand und stellt ihn zunächst auch nicht vor, sondern ihr Zustand selbst ist die Vorstellung, die zum Object den Zustand des erregten Nerven hat, insofern dieser in Wechselwirkung mit der Seele getreten ist. Dieser Satz bietet nichts Tadelnswerthes, nur würde anstatt Object zu setzen sein: Veranlassung, damit das Missverständniss, das auch den weitern Ausdrücken Perception des Nervenzustandes u. s. f. gern anhängt, entfernt bleibe, als sei die Vorstellung irgendwie eine ähnliche Abbildung des Nervenzustandes, da sie doch nur seine von ihm selbst sehr verschiedene Consequenz ist. Der Verfasser aber fährt fort: Damit die Scheidung der Empfindung von der Perception derselben recht klar werde, wollen wir noch folgende Ueberlegungen anstellen. Und nun bemüht er sich zu zeigen, dass die Nerven nicht bloss Leiter eines specifischen Reizes sein können, sondern dass die sensiblen Nerven sich während ihrer Function in einem inneren Zustande befinden, den man mit Recht Empfindung nennen darf. Auf den ersten Anblick erscheint des Verfassers Polemik gegen den Begriff der Leitung ganz unnöthig, denn so wie er diesen Begriff, den er deshalb zuletzt selbst ganz ungereimt findet, darstellt, nämlich so, dass die Conductoren sich während der Leitung in gar keinem veränderten inneren Zustande befänden, hat sich ihn wohl Niemand gedacht. Ein Conductor eines Processes ist für Niemanden ein »apathisches« Vacuum, das etwa bloss den Anfang und das Ende des Wegs räumlich auseinanderhielte; vielmehr räumt Jeder ein, dass in ihm die Fortleitung eines Processes nur durch eine gleichmässig fortschreitende Kette von Gegenwirkungen der einzelnen Theile untereinander geschieht, und so gibt denn Jedermann einen inneren Zustand des Nerven zu. Aber auch einen solchen, den man mit Recht Empfindung nennen könnte? Wäre Empfindung hier nur derselbe präjudizlose Name für Nervenprocess überhaupt wie oben, so müsste auch das zugestanden werden; aber eben weil der Verfasser so ausdrücklich auf diesem Namen besteht, scheint er uns damit etwas einschwärzen und den Nervenzustand selbst schon als psychischen fassen zu wollen.

Was aber sollte die Frucht davon sein? Die Nervenfaser als Aggregat zum Subject einer Empfindung in diesem psychischen Sinne zu machen, perhorrescirt er selbst; wenn aber die einfachen Wesen, die den Nerven bilden, jedes für sich empfinden, was hülfe dies zur Erklärung unserer Empfindung? Sie könnten für diese nur dann von Werth sein, wenn sie sich ausser ihrem innerlichen Seelenleben auch noch als mechanische Leiter eines Processes erwiesen, der in unserer Seele einen Zustand der Empfindung veranlassen, nicht aber in sie hineintragen könnte. Der Verfasser fährt noch fort: »weiter spricht dafür, dass die Nerven empfinden und auf die Seele nur in ihrem erregten Zustande und durch ihn einwirken, die Oertlichkeit der Empfindung. Diese wird nämlich nicht erst von der Seele an einen bestimmten Ort des Leibes verlegt, sondern der Ort, an dem sie auftritt, nach dem Gesetze der Excentricität das peripherische Ende des Nerven (?), empfindet selbst, eine Thatsache der Erfahrung, die von Allen zugegeben wird, die nicht die Seele als im ganzen Nervensystem sich ewig umherspringend denken.« Von diesem für mich ganz unverständlichen Satze glaube ich nur so viel zu begreifen, dass auch er jene Tendenz der Spiritualisirung des Nervenprocesses enthält und dabei auf irgend eine Weise das so ausgedrückt völlig falsche Gesetz der excentrischen Erscheinung benutzen möchte. Von derselben Dunkelheit werden auch Aeusserungen wie die S. 48 gedrückt, dass die Perception nichts als die eigenthümliche Thätigkeit der Seele sei, zu welcher diese durch die Einwirkung des Nervenzustandes angeregt werde, und man dürfe sie nicht einmal mit dem geringsten Grade des Bewusstseins verbunden denken. Dies ist mindestens für deutschen Sprachgebrauch unverständlich, der, da jene Thätigkeit der Seele doch immer im Vorstellen besteht, eine durchaus mit keinem Bewusstsein verbundene Vorstellung so wenig verständlich finden wird, wie eine Farbe ohne alle Lichtstärke, obwohl wir natürlich leicht zugeben, dass die Perception nicht unmittelbar selbst wieder Object eines höheren Wissens sei. Auf ähnliche Weise wie jene Empfindung im Nerven unentschieden zwischen physischem und psychischem Process mitten inne steht, so schwankt uns auch dieser Begriff der Perception, und wir wissen nicht, ob der Verfasser wirklich ein Vorstellen meint,

wie er an einigen Stellen deutlich ausspricht, oder einen Erregungszustand der Seele, der an sich noch nicht Vorstellen ist, sondern dazu werden kann. Dass der Verfasser selbst hierüber unentschieden sei, glauben wir nicht, vielmehr verstehen wir wohl nur seine Ansicht nicht, die sich in einer so widerstrebenden Nomenclatur verhüllt.

Von den einfachsten Erscheinungen des kindlichen Seelenlebens ausgehend, will der Verfasser nun die allmähliche Ausbildung desselben physiologisch und psychologisch verfolgen. Wenn wir ihn auf diesem Wege einige Schritte begleiten, so geschieht dies, um einige dabei vorkommende metaphysische Voraussetzungen anzumerken, nicht aber weil wir glaubten, dass auf ihm wirklich Aufschlüsse zu erreichen sind. Wir wissen so wenig aus guten Beobachtungen über das ausgebildete Bewusstsein, das doch in seinen meisten Zügen einigermassen beständig ist; von dem inneren Leben des neugebornen Kindes weiss wohl aber Niemand mehr als von den heimlichen Ueberlegungen eines Orangutang. Man findet daher auch immer, dass die Psychologen an dieser Entwickelung des kindlichen Bewusstseins nur solche Hypothesen probiren, die sie aus der Beobachtung des ausgebildeten sich genommen haben, und deswegen wollen wir die specielle Ausprägung dieser Phantasien, deren Beurtheilung bis jetzt von keinem sichern Gesichtspunkt aus geschehen kann, auf sich beruhen lassen und nach der Berechtigung der Grundgedanken fragen, die jene Hypothesen geliefert haben.

Es widerspricht nach dem Verfasser S. 66 dem Begriffe von der Seele als einem einfachen Wesen, dass sie verschiedene Nervenreize gleichzeitig mit derselben Schärfe percipire, mit welcher es hätte geschehen können, wenn die einzelnen Empfindungen successiv aufgetreten wären. Bei diesem Satze können wir nicht umhin zu wünschen, dass der Verfasser seine psychologisch-genetische Methode in Anwendung gebracht und sich gefragt hätte, worauf denn eigentlich die Evidenz und Gültigkeit dieses Satzes beruhe? So lange wir völlig nominalistisch den Relationsbegriff der Einheit oder Einfachheit auf die Seele übertragen, ohne uns im mindesten darüber zu erklären, welches der concrete Sinn dieses an sich nur formalen Ausdrucks ist, wie können wir dann zu wissen behaupten,

welchen Einfluss diese Einheit auf eine Mannigfaltigkeit gleichzeitiger Zustände haben kann? Will man aus der Natur des Realen das Geschehen durch Gesetze bestimmen, so darf man mindestens diese Natur selbst nicht so völlig nominalistisch durch formale Begriffe charakterisiren, die ursprünglich nichts als eine eigenthümliche Form der Thätigkeit unseres ogischen zusammenfassenden und trennenden Denkens bezeichnen, aber gar nicht auf jenes concrete Element hindeuten, das im einzelnen Falle uns zur Synthese oder zur Negation einer ursprünglichen Verschiedenheit einen objectiven Grund darbietet. Dies indessen, was sich nicht wohl in der Kürze zu Ende bringen lässt, ganz dahingestellt, so fragt sich noch, ob denn eine blässere Färbung des Mannigfaltigen in der Seele ihrer Einheit etwa weniger widersprechen wird, als eine saturirtere? Und ob nicht überhaupt innere Zustände, successive, wechselnde Perceptionen in einfachen Wesen lauter Widersprüche sind, deren Entwirrung noch vielfache Vorarbeiten nöthig machen würde? Wir können daher, so lange diese Sättigungscapacität der Seele nicht besser begründet ist, mit dem Verfasser noch nicht die Annahme eines verschwimmenden Gemeingefühls machen, welches nach ihm die erste Stufe in der Ausbildung des Seelenlebens ist, und durch welches er jenes intensive Eins zu paraphrasiren scheint, in welches nach Herbart alle Vorstellungen zusammengehen würden, wenn ihre bekannten Gegensätze nicht wären.

Eben so wenig können wir in andere Behauptungen mit einstimmen, die dazu dienen, aus dem Chaos des Allgemeingefühles allmählich das geordnete Bewusstsein zu entwickeln. Uebergehen wir des Verfassers seltsame Ansicht, dass die erste Empfindung des Kindes, als Störung des allgemeinen Lebensgefühls nothwendig Schmerz sein müsse (obwohl er eben zu dieser Stelle in einer Anmerkung warnt, solche Störung für etwas Abnormes zu halten, worauf doch der einzige Grund ihrer Schmerzlichkeit beruhen würde), so wie die physiologisch unbrauchbare Annahme einzelner untergeordneter Centralwesen in verschiedenen Nervenpartien, so ist der erste wichtigere Satz der von der Fortwirkung jedes einmal dagewesenen Zustandes. S. 53: Es gibt keine Wirkung auf irgend ein Ding, die ganz spurlos vorüber ginge, so dass dieses vollständig in

den inneren Zustand zurückkehren könnte, in dem es sich vor der Einwirkung befand; der Chemiker meint freilich genau denselben Stoff zu behalten, wenn er ihn zuerst eine Verbindung eingehen lässt und dann aus dieser wieder abscheidet, und derselbe Stoff ist es auch in der That noch, aber der innere Zustand, in welchem er sich vor der Verbindung, und der, in welchem er sich nach der Ausscheidung befindet, sind wesentlich verschieden; denn kein innerer Zustand, in den ein Wesen einmal gerathen ist, kann je seine Bedeutung für dieses Wesen so gänzlich verlieren, dass er für dasselbe = 0 würde. Diese Behauptungen, weitere Ausführungen eines auch bei Herbart nicht bedeutungslosen Gedankens, haben zuerst ein gewisses metaphysisches Interesse, und führen, wenn sie beurtheilt werden sollen, auf sehr vielfache Ueberlegungen zurück, deren Andeutung wir bei dem Verfasser vermissen. Aus dem blossen Begriffe eines inneren Zustandes eines Wesens lässt sich gar nicht folgern, ob er ewig dauern werde, ob nicht; fassen wir dagegen diesen Zustand als einen abhängigen, etwa als Selbsterhaltung gegen äussere Störung, so entsteht die Frage, ob ein Abhängiges dann verschwindet, wenn sein Grund aufhört, oder ob es sich so von seinem Grunde löst, dass es nach seinem Wegfall ein besonderes Motiv des Aufhörens verlangt. Diese Frage scheint mir keineswegs so einfach durch die Ausdehnung des phoronomischen Gesetzes der Trägheit zu einer völligen Allgemeinheit lösbar, wie man so oft meint; und selbst wenn man sich aus Gründen dafür entschieden hätte, eine solche Trägheit der Zustände anzunehmen, so ist noch die Frage, ob man zugleich eine solche Faulheit des Realen annehmen müsse, dass es sich von den äusseren Störungen beliebig in jede Form der Selbsterhaltung treiben lässt, ohne seine eigne unverlierbare Natur mit einer elastischen Rückwirkung gegen die sinnlose Dauer nur momentan zweckmässiger Reactionen zu vertheidigen. Der ganze Gedanke, den der Verfasser hier berührt, ist allerdings von Werth für die Naturphilosophie; denn unsere gewöhnlichen physikalischen Annahmen, dass die Intensität und Wirkungsweise der sogenannten Grundkräfte der Körper sich bei aller Verwandlung ihrer Aggregatzustände und überhaupt unter den verschiedensten Bedingungen gleich bleibe, sind ziemlich übereilt, und lassen

sich nur durch die allerdings allgemein angenommene Hypothese stützen, dass eben alle Veränderungen der Materie keine innern Zustände, sondern nur äussere Umwandlungen der Lage und Stellung der einzelnen Theilchen sind, so dass jeder Zustand einen mathematisch genau entgegengesetzten finden kann, durch den er auf einen frühern vollkommen wieder reducirt werden kann. Wir wollen jedoch hier nicht gegen diese Metaphysik des Verfassers weiter polemisiren, da er ihre Grundlagen verschweigt, wohl aber müssen wir uns ganz gegen die Anwendung erklären, die er diesen Sätzen gibt. Er wendet sie nämlich hauptsächlich physiologisch, und während Herbart durch sie sogleich das Reich der psychischen Ereignisse gestalten will, versucht er der Entwickelung des Seelenlebens durch Reste zu Hülfe zu kommen, die von jeder Empfindung, jeder Bewegung im Nerven zurückbleiben und auf ihre spätern Functionen einwirken sollen. Wäre dies nun wirklich so, so lässt sich wohl leicht begreifen, dass der Nutzen, den eine solche Einrichtung haben könnte, durch den mannigfaltigsten Schaden wieder aufgewogen werden würde. Denn wenn auch einige bestimmte Functionen durch die vorangehenden begünstigt würden, würden doch andere geschmälert werden, und selbst jene Begünstigung wäre kein Vortheil, denn sie würde dahin führen, dass die Entwickelung des Seelenlebens in verschiedenen Individuen nach der zufälligen Verschiedenheit der Succession der Eindrücke beträchtlich abweichen würde. Allein wir finden die Verhältnisse im Gegentheil umgekehrt. Allerdings würde ein Nerv gewisse Nachklänge seines früheren Zustandes eine Zeitlang behalten, allein dies ist namentlich in den sensiblen Nerven viel mehr ein unvermeidliches Missgeschick, als dass die Natur es so wünschte, und grade deswegen sehen wir den fein geregelten Stoffwechsel immer bemüht, so ausgefahrne Gleise zuzuschütten, und einen neuen Boden der Leitung herzustellen, auf dem jeder neue Eindruck, ganz unbeeinträchtigt durch die früheren, der Wahrnehmung zugeführt werden kann. Wenn daher der Verfasser behauptet, die Seele könne denselben Eindruck niemals zweimal völlig gleich wahrnehmen, so ist dies eine Annahme, zu deren auch nur leidlicher Begründung jede Erfahrung fehlt, obwohl wir gern zugeben, dass derselbe Reiz, weil er bei jeder Wiederholung

andere und reichere Associationen der Vorstellungen erwecken mag, bald mit grösserem oder geringerem Interesse wahrgenommen wird, bald auch die Aufmerksamkeit mehr auf sich oder mehr auf seine Associationen richtet. Im ganzen Gebiet der sensiblen Nerventhätigkeiten zeigt sich nichts von der vom Verfasser angenommenen Rückwirkung früherer Zustände als normale Erscheinung; was davon etwa vorkommt, wie die verfeinerte Ausbildung des Gehörs für gleichzeitige Töne und Tonfolgen, kann schon deswegen nicht davon abhängen, weil jede zweite Wahrnehmung immer wieder nur das Simultane der ersten reproducirt, und so die Auflösung des ungeschiedenen ersten Eindrucks in die Perception verschiedener sich durchdringender Melodien nur durch eine methodische Vorbereitung der Aufmerksamkeit erlangt werden kann. Die Fieberphantasien aber, die der Verfasser anführt, und von denen erst noch gezeigt werden müsste, dass sie in subjectiven Sinnesempfindungen bestehen, und nicht vielmehr von dergleichen sehr einfachen nur ausgehen, um sich durch associirte Erinnerungen auszubreiten, können hier noch viel weniger beweisen.

Eine Vergleichung der beobachteten Thatsachen lehrt, dass hauptsächlich der Uebergang eines Erregungszustandes von sensiblen auf motorische Nerven so wie die Benutzbarkeit der letztern für die Zwecke des Willens einer fortschreitenden Uebung unterworfen ist, aber nicht so, wie der Verfasser meint, nämlich dass für jede specifische einzelne Function ein specifischer Rest zurückbliebe, der nur eben ihre Wiederholung begünstigt, sondern die Intensität der Function, ihre Schnelligkeit und Gelenkigkeit überhaupt sind die Eigenschaften, die dadurch influirt werden. Ich glaube nicht, dass der Verfasser etwa meint, ein Musikstück werde sich den motorischen Nerven der Finger mit der ganzen successiven Verzweigung seiner Töne imprimiren; die Gelenkigkeit der Finger für etwas auswendig Gelerntes ist vielmehr gewiss nur eine secundäre Eigenschaft, die einestheils von der freien Entwickelung der Tonvorstellungen im Bewusstsein, anderntheils von der ein für allemal vorhandenen allgemeinen Gelenkigkeit der Nerven in ihrem Dienste herrührt. Daher wird ein ausgebildeter Spieler ein ihm ganz neues Stück mit Leichtigkeit ausführen, während dem Anfänger das erste sehr schwer fällt, und doch

müsste, wenn wirklich solche Reste in den Nerven vorhanden wären, die Schwierigkeit der reinen Ausführung einer neuen Bewegungsreihe dadurch wachsen, dass viele schon präformirte Bewegungstendenzen dazwischen kämen. Wir sind daher der Ueberzeugung, dass ausser einer allgemeinen Erhöhung der Intensität und der Beweglichkeit oder Reizbarkeit der Nervenwirkungen durch frühere Eindrücke normal nichts in den Nerven geändert wird, und dass alle die Phänomene angewohnter Bewegungen, Grimassen u. s. f. allerdings von Zuständen der Seele ausgehen, obwohl nicht überall von bewussten. Jene Nachwirkung und Fixirung früherer Eindrücke ist dagegen etwas, was wir überall im Organismus durch sehr vielfältige Mittel vermieden sehen, und was nur, wo diese nicht zureichen, sich krankhaft gelten macht.

Können wir nun schon diese Anlegung von Spuren, welche auf die spätern Zustände wesentlichen Einfluss haben sollen, physiologisch unmöglich billigen, so scheinen uns auch einige speciellere Gesetze, die der Verfasser nebenbei erwähnt, bei weitem nicht hinlänglich begründet. Er behauptet, dass jede Empfindung durch eine früher dagewesene gleiche begünstigt, durch eine entgegengesetzte gehemmt werde. Das Alles ist nominalistische Mechanik, aus blosser Logik entstanden. Wenn man gar nicht näher weiss, wie jene inneren Zustände zu denken sind, so sind auch solche Gesetze gar nicht aufzustellen. Physiologisch ist es häufig umgekehrt; eine Empfindung begünstigt eine spätere entgegengesetzte, hindert dagegen die gleiche, weil jede mit einer solchen Veränderung des Nerven verbunden ist, durch welche die Bedingungen verschwinden, unter welchen allein die Empfänglichkeit für eben diese Art der Erregung bestehen kann. Wie dies nun in den einfachen Wesen sein mag, hätte der Verfasser ausführen sollen, von selbst evident sind die obigen Sätze nicht.

Wir schliessen hiermit diese etwas lang gewordene Reihe polemischer Bemerkungen, die allerdings wohl gezeigt haben werden, dass der Verfasser die Entwickelung der psychischen Erscheinungen nur mit Hülfe sehr vieler metaphysischer Voraussetzungen durchführen kann, und wie sehr daher sein Vorhaben, die ganze Philosophie auf Psychologie zu gründen, der Klarheit und Präcision seiner Darstellung Eintrag thut. Wir

würden aber ungerecht sein, wenn wir nicht auch diesem Theile seiner Schrift das ihr im Allgemeinen gebührende Lob zollen wollten, überall anregend, mit dem gründlichsten Willen und aufrichtig die hierher gehörigen Probleme ins Auge gefasst zu haben.

Der zweite Abschnitt der Schrift, die Kritik der ursprünglichen psychologischen Thatsachen enthaltend, welche durch die specifischen Sinnesempfindungen gegeben werden, kann hier kurz übergangen werden. Einige Irrthümer in Betreff des physiologischen Materials abgerechnet, entwickelt er klar und eindringlich und in allen Hauptsachen völlig richtig den Unterschied, der zwischen den einfachsten sinnlichen Empfindungen und jenen Relationsbegriffen obwaltet, durch welche dieselben später erst der Deutung auf eine objective Welt fähig werden. Ich brauche mich hierbei wenig aufzuhalten, da ich mit Vergnügen bemerke, dass die grade über diese Gegenstände neulich von mir ausgeführten Betrachtungen (in Wagner's physiologischem Handwörterbuch [oben No. XVIII]) mit denen des Verfassers fast überall zusammenstimmen. Nur zwei Bemerkungen erlaube ich mir in persönlichem Interesse. S. 91 führt der Verfasser eine Aeusserung von mir auf, nach welcher die Wahrnehmung der abstracten Qualitäten der Grösse und Bewegung mittelbar durch ein sinnliches Organ des Körpers gestattet sei, und wendet dagegen ein, dass beide nie sinnlich wahrnehmbar seien. Allein meine Worte sind hier genauer als seine Auslegung. Den unbestimmten Ausdruck sinnlicher Wahrnehmbarkeit habe ich nicht gebraucht; ich leugne vielmehr, dass jene Qualitäten empfunden werden können, wahrgenommen aber werden sie allerdings, denn wir müssen sie nehmen wie sie sind; durch ein sinnliches Organ aber werden sie auch wahrgenommen, so lange durch überhaupt eine instrumentelle Mitwirkung gleichviel welcher Art bezeichnet; denn dass bei der Wahrnehmung der Grösse und Bewegung das Auge Dienste leistet, wird der Verfasser zugeben, obgleich es, wie ich dies selbst hinzufüge, die Bewegung nicht sinnlich anschaut, sondern eben durch seine Dienste ihre Wahrnehmung nur mittelbar gestatten kann. Was die andere von ihm auf S. 96 getadelte Stelle meiner Pathologie betrifft, so hätte eine Berücksichtigung der dort vorhergehenden und nach-

folgenden Zeilen genügt, ihm zu beweisen, dass ich gänzlich seiner eigenen Meinung bin, und dass die von mir der Seele dort zugeschriebene Tendenz, ihre Empfindungen auf etwas Objectives zu beziehen, wahrlich von mir nicht als in dem Empfindungszustand ursprünglich mitgegeben betrachtet wird, sondern als eine Gewohnheit, von der sich, wie er selbst sagt, der Erwachsene nie los machen kann.

Von S. 139 an beginnt der angewandte Theil dieser Untersuchungen, und zwar zunächst mit Bemerkungen über den Instinct, die manche sehr brauchbare Reflexion über die beobachteten Thatsachen enthalten. Hinweg wünschten wir den Luxus, der mit der Annahme untergeordneter Centralwesen getrieben ist, und der sonst unschädlich auf S. 144 zu einigen wie mir scheint ganz unmöglichen Erklärungen von Seelenerscheinungen geführt hat, die nach der Decapitation an einigen Thieren zurückbleiben. Dagegen sind die Bemerkungen sehr schön und fruchtbar, welche über die verschiedene psychische Entwickelungsfähigkeit der Thiere rücksichtlich der Präponderanz einzelner Sinnesorgane gemacht werden. S. 182 lesen wir: »Legt man, wie Cuvier und Lotze thun, eine Traumidee den Thieren bei, so braucht man freilich weiter nichts zu erklären, denn man hat in dieser schon alles Nöthige beisammen. Ist eine solche Annahme einmal gemacht, so kann nichts Anstössiges mehr darin liegen, den Thieren, und mit demselben Rechte auch dem Menschen so viele Traumideen ursprünglich zuzuschreiben und diesen einen solchen Grad der Klarheit oder Unklarheit zu geben, als grade hinreichend scheint, um alle möglichen Erscheinungen vollständig begreiflich zu machen.« Wenn dem Verfasser gefallen hätte, als er dies schrieb, in meinem Artikel über Instinct (Wagner's Wörterbuch Bd. II [s. oben No. VIII]) nicht nur bis S. 204 (s. L. kl. Schr. Bd. I S. 242), sondern auch von da bis zum Ende zu lesen, so würde er mir erspart haben, diese sehr unbillige Kritik zurückweisen zu müssen; denn er würde gesehen haben, dass auch ich das als Problem betrachte, und zwar als schwieriges, was er von mir als leichthin angenommen darstellt. Dagegen liegt in dem von ihm getadelten Gedanken allerdings Etwas, was meine Auffassung von der seinigen unterscheidet. Seine Seelen sind für alle möglichen Geschöpfe homogene

Wesen, deren einziger vielleicht annehmbarer Unterschied darin besteht, dass sie auf äussere Anregungen verschiedene einfache Empfindungen in sich entwickeln, während sonst kein einziges eine so specifisch eigenthümliche Natur besitzt, dass sich diese auch in der ganzen weiteren Entwickelung als ein mit wirkendes Element zeigte. Seine Seelen sind in der That so apathische Substanzen, wie er sich die Leiter eines physikalischen Processes vorstellt; sie gerathen in mannigfache innere Zustände, und diese bilden dann unter sich ein Gewebe, zu dessen Zeichnung die Natur der Seele nichts weiter beiträgt, zufrieden, dass sie in jedem einzelnen Theile desselben eine Selbsterhaltung niedergelegt hat. In allen solchen Ansichten vermisse ich die nothwendige Angabe des specifischen Inhalts, welcher eigentlich jede Seele ausmacht, und aus dem allein, nicht aus dem formellen Begriffe einer einfachen Substanz, sich auch die ersten Regeln ergeben müssen, nach denen die einzelnen Zustände des Wesens aufeinanderwirken, und nach denen die gesammte Entwickelung weiter erfolgt. Dies ist, wie er selbst S. 182 in einer Anmerkung zugesteht, dem Verfasser unverständlich geblieben, und allerdings denke ich diese Verhältnisse an einem andern Orte besser auseinanderzusetzen, als dort nebenher geschehen konnte. So viel aber kann ich einstweilen versichern, dass die Dunkelheiten meiner Vorstellungsweise nicht, wie der Verfasser angibt, darin bestehen, dass an der Seele, »doch wohl einem einfachen Wesen«, Form und Inhalt unterschieden aufgezeigt werden sollen; vielmehr beruht die Schwierigkeit, die meine Ansicht für den Verfasser hat, darin, dass ich überhaupt einen Inhalt will, und nicht die blosse Form des einfachen Wesens für den Quell halte, aus dem eine allgemeingiltige Statik und Mechanik des Seelenlebens hervorgehen könnte. In sofern sind meine Bestrebungen realistisch, nicht im Gegensatz zu einem Idealismus, sondern zu dem Nominalismus, der heut zu Tage wieder einmal in einer scheinbar realistischen, wie früher in einer idealistischen Form aus logischen Reflexionsbegriffen, die er für das absolute Verhängniss der Welt hält, eine Mechanik des concreten Geschehens entwickeln möchte.

Ueber diese Dinge indessen kann an diesem Orte kein Abschluss gewonnen werden. Ich füge daher nur noch hinzu,

dass ein letzter Abschnitt über die höhere psychische Entwickelung der Thiere das Werk beschliesst. Die Anzeige, die hiermit auch enden mag, hat bisher sich nur damit beschäftigt, eine Menge von Vorwürfen gegen den Verfasser zu erheben, die fast alle in den einen zusammenschmelzen, den wir allerdings auch hier am Ende gegen seine psychologische Grundlegung der Philosophie wiederholen müssen. Mit diesem unfreundlichen Geschäfte will ich jedoch nicht enden, sondern zuvor hinzufügen, dass ich es nicht unternommen hätte, wenn des Verfassers Schrift mir nicht einestheils eines genaueren Eingehens vollkommen würdig und anderseits so inhalts- und gedankenreich erschienen wäre, dass ich sie auch nach dieser Polemik der freundlichsten Theilnahme ärztlicher und philosophischer Fachgenossen anempfehlen zu dürfen hoffen konnte. Wenn eine grosse und vielumfassende Belesenheit, namentlich auf Gebieten, die nicht zu des Verfassers nächsten Berufsbeschäftigungen gehören, wenn ferner eine klare und ansprechende Darstellung, und ein gewandtes Hervorheben vieler fruchtbarer Gesichtspunkte immer eine vollgiltige Empfehlung sind, so darf diese Schrift, der der Verfasser bald eine weitere Ausführung hinzufügen möge, unter die angenehmsten Erscheinungen auf diesem Gebiete gerechnet werden.

XXII.

RECENSION VON H. M. CHALYBÄUS, ENTWURF EINES SYSTEMS DER WISSENSCHAFTSLEHRE.

(Kiel 1846.)

[1847. S. Gött. gel. Anzeigen 1847. Stück 30—36 S. 297—349.]

Die Andeutungen, die der Verfasser des vorliegenden Werks am Ende seiner »historischen Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel« über die Richtung gegeben hatte, nach welcher hin die weitere Fortbildung der Wissenschaft ihm jetzt gehen zu müssen schien, trafen, so wie sie dort skizzirt waren, so nahe auf den Weg, den auch ich zu betreten gesucht hatte, dass ich dieses neue systematische Werk des Verfassers mit um so grösserer Spannung und Begierde nach weiterer Aufklärung über seine Ansichten zur Hand nahm. In wiefern ich nun mit dem hier in seinen Umrissen dargestellten Systeme übereinzustimmen vermöchte, wird sich erst sagen lassen, wenn ich eine allgemeine Klage vorausgeschickt habe, zu der ich im eigenen Interesse des verehrten Verfassers genöthigt bin. Bei den vielen neu auftauchenden Systemen der Philosophie ist es ohne Zweifel ein grosses Glück, dass die meisten gleich so dargestellt werden, dass sie doch Niemand verstehen kann; dem Verfasser dagegen wünschten wir wohl, seine Ideen fasslich und mit so viel Klarheit zu entwickeln, dass sie Gegenstand einer allseitigeren Besprechung würden, und nicht spurlos vorübergingen. Leider aber müssen wir bekennen, so viel einzelne anregende Punkte namentlich die letzteren Theile dieses Werkes enthalten, so hat doch der Verfasser grade seinen in der Vorrede ausgesprochenen Zweck, ein lesbares, für sich verständliches Buch zu liefern, nicht in dem wünschenswerthen Masse erreicht. Wir verlangen wahrlich nicht, wie er S. VI andeutet, von einem systematischen Vortrage Popularität im gewöhnlichen Sinne, auch nicht in dem Grade, dessen die geschichtliche Darstellung der Philosophie fähig ist; wir wünschen nur, dass eine

neue Wissenschaftslehre nicht so oft, wie diese allerdings, in der Manier der Darstellung an die ältere Fichte's erinnern möge. Es sind mehrere Punkte, die den Genuss des Ganzen trüben. Zuerst, als wir in der Vorrede lasen von einem unbestimmten Sprachgefühle, das überall in neue Formen zu bilden sei, ahnte uns ein Theil des Bevorstehenden; denn abgesehen von der häufigen Abwechselung lateinischer und griechischer Worte, die der Verfasser wohl schwerlich je vor dem Geiste der deutschen Sprache verantworten wird, kommt meinerseits wenigstens weder einem Ausdrucke wie Verabsolutieren, Quantitieren, noch vielen andern neu gebildeten Worten irgend ein Sprachgefühl entgegen. Dies ist nichts Geringes; denn wer so wie der Verfasser seine Ausdrücke nicht definirt, sondern sie nur gebraucht, und aus der Mannigfaltigkeit der Paraphrasen und der Benutzung ihren Sinn nur errathen lässt, sollte sich wenigstens ganz an die gegebenen Ausdrücke der Muttersprache halten, bei denen es doch oft möglich ist, sich in das Gefühl der feinen Schattirungen der Bedeutung zu versetzen, in denen man sie gebraucht wissen will. Ich meinerseits gestehe, dass mich schon diese Schwierigkeit im Verständnisse der Ansichten des Verfassers zuweilen etwas länger aufgehalten hat, als der dann enthüllte Inhalt zu fordern schien, und überhaupt gewährt es nicht bloss keine Freude, sich Schritt für Schritt erst die Bedeutung der Worte klar machen zu müssen, sondern die geringe Undeutlichkeit, die ihnen im Einzelnen anhängt, steigert sich bei ihrer Zusammensetzung nur zu oft zur völligen Undurchsichtigkeit. Es ist indessen nicht nur der unbestimmte Ausdruck der Gedanken, der uns aufhält, sondern auch die eigenthümliche Disposition derselben. So wie es vorliegt, wird Niemand das Werk verstehen, der nicht die neuere Philosophie und überdies grade des Verfassers Ansichten über sie kennt. So sehr ist diese Anknüpfung an die historische Entwickelung dem Verfasser zur Gewohnheit geworden, dass er seine eigene Grundansicht, die, wie uns scheint, von allen diesen Voraussetzungen unabhängig entstehen und unabhängig dargestellt werden konnte, selbst nur noch als ein Glied dieser historischen Entwickelung zu Gesicht bekommt. Ein Physiker wird sich stets freuen, wenn er im Begriff, eine Grösse zur Berechnung anzuwenden, sie in einer

independenten Formel darstellen kann, nie aber wird es ihm besondere Freude machen, sie in einem recurrirenden Ausdrucke als Function von vielen andern Grössen anzusehen, die alle vorher berechnet werden müssten. Dies letztere Verfahren ist aber das, welches der Verfasser allein befolgt. Sein Princip, obwohl es mehr als viele andere, unmittelbar aus dem geistigen Leben jedes Individuums entwickelt werden könnte, stellt er uns nicht independent hin, auf seine eignen Füsse und seinen eignen Werth gestützt, vielmehr wie schon die Vorrede S. IV den Entschluss anzeigt, nachdem man den Nerv der Philosophie erst in das Princip, dann in die Methode gesetzt, nun ihn einmal in das noch übrige Dritte, in das Bewusstsein der systematischen Totalität zu setzen, so ist auch die weitere Ausführung immer eine polemische, umkehrende Function Hegel'scher und Herbartischer Ansichten. Ich weiss es zwar nicht, aber ich bin völlig davon überzeugt, dass auf diesem Wege des Verfassers Gesammtansicht nicht entstanden ist; vielmehr nachdem sie da war, hat er ihr Dasein durch diese historische Substruction zu rechtfertigen gesucht. Wie ganz andere Klarheit würde seine Darstellung erlangt haben, wenn er auch in ihr diesen Weg gegangen wäre. Aber leider nicht nur in dem Umrisse des Ganzen, sondern auch in der Durchführung der Einzelheiten herrscht dieselbe nachtheilige Gewohnheit scholastischer Form. Obwohl von einem Willen der Wahrheit als Princip der Philosophie ausgehend, stellt uns doch der Verfasser niemals einem aus den Bedürfnissen des Geistes hell hervorspringenden Probleme, nie einer deutlich umschriebenen, mit unmittelbarer Evidenz ihrer Wichtigkeit sich aufdrängenden Frage gegenüber; wir geniessen nicht die Befriedigung, mit frischer Spannung der Geisteskräfte allmählich ein drückendes Räthsel zu überwinden und zu lösen, sondern nach einem formalen systematischen Gedankengange sind wir genöthigt, an jeder Stelle des Werks, etwa weil eine Thesis und eine Antithesis nun einmal noch eine Synthesis verlangen, mit ihm weiter zu gehen, obgleich wir mit derselben Befriedigung still ständen, oder wir müssen uns besinnen, ob wir nicht ein Problem auffinden können, das an dieser Stelle eingereiht, den architektonischen Zusammenhang des Ganzen vervollständigt. Ich weiss wohl, dass der Verfas-

ser grade auf diesen Bauplan des Systems grosses Gewicht legt, und dass er glaubt, wenn er einmal feststehe, würden sich die einzelnen Räthsel leichter lösen lassen, (gewissermassen indem man für sie einen aus Localexponenten gebildeten Ausdruck fände), allein ich bekenne gleich von vorn herein, dass mir durch alle diese formellen heuristischen Hülfsmittel nichts für die Begründung oder auch nur für die Entwickelung von des Verfassers Grundansicht geschehen zu können scheint, und dass ich daher eine weitere Discussion ihrer Nothwendigkeit einem andern Orte vorbehaltend, in dem Nachfolgenden nur den Inhalt der Weltansicht des Verfassers berücksichtigen werde, nicht die Form, deren Anwendung mir nicht überall klar geworden ist. Dennoch hat diese Art der Darstellung den Vortheil, einen Nachtheil zu beschränken, der bei weniger äusserlicher systematischer Strenge auffallen würde. Wenn nicht das Schema der Eintheilung den Verfasser immer wieder auf seinen Zusammenhang zurückführte, müssten wir fürchten, ihn zuweilen in den sehr zahlreichen Excursen aus dem Auge zu verlieren, in denen er von jedem eben erreichten Punkte Blicke nach allen Seiten, in die Geschichte und in das praktische Leben wirft, und die dadurch störend werden, dass sie oft in Zweifel lassen, welche Aeusserungen als Nebenbemerkungen, welche als relevant im Zusammenhange des Ganzen zu betrachten sind.

Wenn ich nun mit so vielen Klagen meinen Bericht beginne, so geschieht dies nicht sowohl, um dem wahrhaft verehrten Verfasser sie zur Last zu legen, als vielmehr deswegen, weil ich sogleich das Geständniss daran knüpfen muss, trotz aller Mühe doch Vieles in diesem Buche nicht verstanden zu haben. In der Hoffnung, dass der Verfasser bei wiederholtem Ausspruch seiner Ansichten auf solche Zweifel berichtigend eingehen werde, will ich demnach versuchen, theils den Inhalt des Buchs zu skizziren, theils die Zweideutigkeiten einzelner entscheidender Punkte hervorzuheben, die ich getilgt wünschte.

Das Ganze zerfällt in drei Theile, eine Principlehre, eine Vermittlungslehre und eine Ideenlehre, welche letztere unter dem Namen der Teleologie auftritt. Welche Bewandtniss es mit dieser so wie mit den übrigen dieses System durchdringenden Dreitheilungen hat, wird aus dem ersten

Theile, den wir etwas weitläuftiger betrachten wollen, erhellen. Auch er zeigt uns die Philosophie in dreifacher Gestalt, als Princip, als Selbstvermittlung, endlich als Wissenschaft, und die abstractesten Umrisse der Bedeutung dieser drei Stufen ist wieder die erste derselben, die Philosophie als Princip, selbst in sich triadisch abgetheilt, darzustellen bestimmt. Betrachten wir nun den ersten dieser Untertheile, der unter dem Titel: Begriff der Philosophie das Ganze eröffnet, so sind wir einigermassen zweifelhaft, ob wir den Verfasser völlig verstehen, denn die Einfachheit des Gedankens, den wir als Kern dieses Abschnittes ansehen, scheint in etwas den vielen aufgebotenen Mitteln zu widerstreiten. Indem wir das etwas zu weit getriebene Spiel mit dem Gedanken der Voraussetzungslosigkeit der Philosophie und die Bemerkungen über die verschiedenen Bedeutungen des Nichts als Nebensache ansehen, scheint uns die Absicht des Verfassers zu sein, sein Princip der Philosophie namentlich durch Gegensatz zu Herbart und Hegel zu charakterisiren. Er will nicht die exspectative Methode des Ersteren, die Widersprüche der Erfahrung an sich kommen zu lassen, um sie stückweis zu lösen, nicht seine Vereinzelung der Untersuchungen, die nur in dem untersuchenden Subject eine Verknüpfung haben, eine objectivere nur unbestimmt hoffen lassen; die Philosophie fange mit sich selbst an, nicht nur in sofern als sie keine vorher anerkannten Voraussetzungen behandle, sondern auch in der Art, dass eine gediegene Sehnsucht des Geistes, ein Trieb, ein göttlicher Eros aus sich selbst hinaus in das Wissen als seine Entfaltung dränge; eine sich selbst entwickelnde Bewegung, die gleich der künstlerischen Phantasie ihrer selbst zwar bewusst, aber noch nicht der Gestalt ihrer Objecte, der Philosophie ein zusammenschliessendes Princip der Einheit gibt, und sie zu einem ὅρος, einem begrenzten Begriffe macht. Gegen Hegel aber, mit dem er in dieser Hinsicht auf demselben Grund und Boden steht, grenzt der Verfasser seine Bestrebungen nicht minder ab. Verstehen wir den Uebergang recht, den er S. 15 zu einem zweiten Abschnitte macht, so warnt er vor den phantastischen Ergebnissen, die daraus hervorgehen, wenn wir jenen philosophischen Eros, jenen Drang des Geistes, in welchem Alles noch »adia-

kritisch« enthalten liegt, ohne Verständigung über seine Aufgaben, als blinden Trieb in uns walten lassen, und ihm, als dem Absoluten in uns, bei seiner Entfaltung nur zusehen wollten. Wir dürfen nicht einen einzelnen abstracten Theil des Inhalts jener Sehnsucht sich zum keimenden Princip machen lassen, aus dem, was nie gelingen kann, der gesammte Reichthum des Uebrigen sich entwickelte; vielmehr das ganze, freilich noch unentfaltete, nur in Samengestalt vorhandene Ideal jenes Dranges ist ihm der treibende Grund des Philosophirens. Nicht die Kreislinie der Philosophie wird aus einzelnen Stücken dialektisch construirt, sondern ihr gleich anfangs vollständig vorhandener Umfang soll allmählich durch eine Methode der Vermittlung mit concreten Inhaltsbestimmungen bereichert werden. Diese Forderungen führt der Verfasser weiter im zweiten Abschnitt, »die Vermittlung des Begriffs der Philosophie« in folgenden Sätzen aus. Wird (nicht jener blinde Naturtrieb, sondern) der volle Begriff des Willens als Subject und Princip gefasst, so tritt auch eine reale objective Wahrheit als sein Zweck aus ihm hervor, und weil das ideale Moment, das Wissen, dann in die Mitte gestellt, und Vermittlung eines realen wirklichen Seins sein soll, so erhält auch dieses Moment eine andere Bedeutung als die, nur Erkenntniss- und Vermittlungsprocess einer theoretischen Gewissheit zu sein; es wird das sine qua non einer objectiven Realisirung der Wahrheit, somit Weisheit, und die Philosophie zu dem, was ihr Name ursprünglich bedeutet, zur Weisheitsliebe, oder zum bewussten Wollen und Streben der Weisheit. Die Weisheit ist ein näher bestimmtes Wissen, nämlich ein Wissen, was das Wahre ist und wie es hervorzubringen ist, und grade auf dies genetische Vermittlungsmoment ist das grösste Gewicht zu legen, denn es ist das bis jetzt noch immer übersehene. Den Uebergang von der Subjectivität zur Objectivität kann jedes dualistische System nur durch sinnliche Erfahrung (Wechselwirkung als Anfang) machen; die neuern idealistischen Systeme aber haben die Schwierigkeit durch Indifferenzirung beider Seiten im Absoluten aufgehoben, damit aber auch die Wahrheit des objectiven Seins, so wie des Wissens subjectiv negirt. Soll und kann nun der Uebergang weder auf jene, noch auf diese Weise gemacht werden, so

bleibt nichts Anderes übrig, als dass von der subjectiven Idee aus zu dem objectiven Sein mittelst einer Production des letztern aus und von der ersten gekommen werde, so dass sich dieser Uebergang von der idealistischen Vermittlung durch die Wahrheit des Productes, von jener dualistischen aber dadurch unterscheidet, dass die reale Objectivität nicht als ein Gegebenes, sondern als erst zu Producirendes aufgefasst wird, mithin dass der Uebergang selbst ein reales Produciren, und hier, im Reflex der Wissenschaft, als dies zu produciren Wissen und Verstehen, d. h. als Weisheit gesetzt werde. Bliebe man bei der Ansicht stehen, dass das Princip das reine Denken, der Zweck das reine theoretische Erkennen sei, so liesse sich dann freilich auch das Mittelelement, nicht als Weisheit, sondern nur als logischer oder phänomenologischer Denkprocess bestimmen; und geht man von diesem aus, so ist auch keine Nothwendigkeit vorhanden, das Princip als Willensbegriff, den Zweck als Weisheit zu bestimmen. Es wird also hiermit eine andere primitive Grundanschauung der Philosophie von ihr selbst gefordert, deren Ableitung aus den bisher geltenden unmöglich ist; der Begriff der Weisheit soll fortan keineswegs nur für einen von den praktischen und pathematischen Zuständen des Gemüths abstrahirten, empirisch-psychologischen Begriff angesehen werden, sondern als die höchste Vermittlungskategorie der Philosophie selbst, durch welche zugleich die vielgesuchte Einheit des Princips der theoretischen und praktischen Philosophie gegeben ist.

Selbst wenn wir uns gestatten, hier Vieles zwischen den Zeilen zu lesen, sind wir doch nicht im Stande, diese neue Grundanschauung dem Verfasser zweifellos nachzuerzeugen. Wir wollen ihm darin beistimmen, dass der Philosophirende nicht allein an vereinzelten Problemen stückweis die Kraft seines Denkens versuchen soll, sondern dass alle Bedürfnisse des Geistes sich ihm in *eine* noch namenlose Sehnsucht zusammendrängen; aber wir müssen dann hinzufügen, dass dieser innerlich lebendige Keim nicht alle seine Zweige in dem Gebiete der Philosophie treiben wird. Der göttliche Eros, von dem der Verfasser spricht, ist ganz und gar nur jene *Phantasie*, aus der alles Gute und Schöne des Lebens fliesst, und die eines unaussprechlichen Inhalts der Sehnsucht voll, sich

eben so sehr in Schöpfungen der Kunst, oder in grossen Thaten des Lebens ergehen, als auch auf die Erforschung wissenschaftlicher Wahrheit werfen kann. Nun stimmen wir freilich ganz mit dem Verfasser darin überein, dass auf diesen lebendigen Quell, auf den ganzen Geist auch die Philosophie immer zurückkommen, und aus ihm schöpfen müsse; wir stimmen ihm ferner bei in der diesen ganzen Abschnitt durchdringenden, aber nicht klar ausgesprochenen Polemik gegen Hegel's Ansicht, die nicht nur die Blüthe und den Werth menschlichen Lebens in der gnostischen Beschaulichkeit des sich selbst denkenden, aber nichts fühlenden und nichts handelnden Denkens sieht, sondern auch objectiv den höchsten Weltzweck nur im Bewusstsein des Absoluten von sich, nicht auch in einem Gemüth und Willen desselben findet. Aber wir begreifen doch nicht, wie in dieser Ansicht, welche freilich die Philosophie als Wissen zur Basis des philosophischen Lebens macht, eine tiefere Begründung der Einheit des Theoretischen und Praktischen liegen soll, als sie auch sonst schon, namentlich bei Fichte, hervorgetreten ist, und eben so wenig ist uns die Phänomenologie des Bewusstseins oder vielmehr des Gemüths deutlich genug herausgehoben, nach welcher dieser gediegene Quell der Phantasie speciell zu einem Wissenwollen, und die Wissenschaft innerhalb aller jener Phasen menschlicher Bildung zum einzigen Mittel der Erreichung des höchsten noch unaussprechlichen Zweckes wird. Eine bessere Bestimmung dieses Punktes würde aber auch die Hauptdunkelheit dieses ganzen Abschnittes vermieden haben. Denn sie hätte nothwendig dazu geführt, zuerst die Philosophie entschieden als psychologisches Phänomen in der Entwickelung des menschlichen Geistes zu fassen, und einstweilen abzusehen von der Bedeutung, welche das Dasein dieses Phänomens sonst noch im Ganzen der Welt haben mag. Dies aber wiederum hätte nicht geschehen können, ohne den einzelnen menschlichen Geist in seiner gegebenen specifischen Stellung zu der Welt und ihren Problemen zu zeichnen und auf diese Weise all dem hier Gesagten ein bestimmtes, nicht misszuverstehendes Subject zu geben. In der Zweideutigkeit dieses Subjects aber, von dem eigentlich die Rede ist, besteht die Schwierigkeit der oben angeführten Stellen, bei denen sich

weder aus dem Zusammenhange, noch aus ihrem eigenen Wortsinne entscheiden lässt, welche von zwei wesentlich verschiedenen Interpretationen ihnen angemessen ist. Der Ueberschrift des Abschnittes nach, in dem sie stehen, und nach den vorausgegangenen Bemerkungen zu schliessen, die uns verbieten, jene Phantasie unbewusst und nur contemplativ sich selbst entwickeln zu lassen, scheinen sie einen methodischen Ausgangspunkt des Philosophirens zu enthalten, und den vollen Begriff des menschlichen Willens, der klar auf das Ziel der Wahrheit gerichtet ist, also den Geist der Untersuchung, der bloss ästhetischen Vegetation der philosophischen Phantasie ins offene Blaue hinein entgegen zu setzen. Ist dies nun der wahre Sinn, so ist uns vor der Hand noch unbegreiflich und wird uns selbst durch Erinnerung an Schleiermacher noch nicht klar, warum ein so grosser Accent auf die wahre, wirkliche, objective Realität der Welt gelegt wird; denn jenen Wahrheitswillen als einen mit skeptischen Erinnerungen behafteten zu denken, ist keine Veranlassung da; auch sehen wir die Wichtigkeit jenes genetischen Momentes nicht ein, sofern nicht der einfache Sinn darin liegt, dass die Philosophie im Dienste des Lebens auch die Mittel lehren müsse, den Aufgaben desselben zu genügen. Noch viel weniger wissen wir uns unter der Voraussetzung, dass jener Wahrheitswille dem menschlichen philosophirenden Individuum gehöre, die über den Uebergang vom Subject zur Objectivität gethanen Aeusserungen zu erklären. Dies Alles und namentlich die Vergleichung des dritten Theils, der Ideenlehre, ohne welche man schwerlich des Verfassers Principlehre verstehen wird, drängt uns die Meinung auf, dass dieser Wahrheitswille durchaus nicht bloss das methodologische Princip des Philosophirens ist, sondern dass der Verfasser hier vielmehr ein Dogma, eine Grundvoraussetzung seiner Philosophie vorträgt. Von dem Absoluten selbst handelt er; ihm gehört dieser Wahrheitswille, durch den es mehr ist, als dialektische Idee, durch den es nicht bloss eine Gedankenwelt in sich zu »gnostischer Beschauung« entwickelt, sondern eine volle wahre Realität schöpferisch hervorbringt. Nur in so fern, als dieser Glaubensartikel den bedeutendsten Theil der ganzen Weltansicht bildet, und alle übrigen Ueberlegungen nach sich be-

stimmt, ist er Princip des Philosophirens, der erste feste Punkt des Inhalts, nicht die Quelle der Untersuchungsmethode, wenigstens diese nicht unmittelbar. Diese Interpretation macht jene Sätze verständlich, und doch müssen wir wieder an ihr zweifeln. Denn wenn des Verfassers Philosophie wirklich auf der ursprünglichen Evidenz dieses Glaubens beruhte, würde er uns dann nicht deutlicher dies gesagt haben? Es ist indessen leicht zu sehen, dass der Verfasser uns nur dadurch zwischen beiden Interpretationen balanciren lässt, weil sie beide zugleich in seinem Gedankengange liegen. Er betrachtet die Philosophie nicht zuerst als bloss subjectiv psychologisches oder besser anthropologisches Phänomen, sondern vermischt immer damit ihre Bedeutung im Weltganzen; und da freilich erscheint sie als dieselbe That des göttlichen Eros im Menschen, welche im Absoluten durch die Weltschöpfung vollzogen wird. Wie Gott durch den Willen der Wahrheit die Welt schafft, so möchte der Mensch sie durch seinen Wahrheitswillen denkend reproduciren. Und so ist der doppeldeutige Wille zugleich doppelsinnig Princip. Diese Vermischung der Gedanken können wir nicht gut heissen; einmal schon nicht, weil sie so viele Undeutlichkeit verursacht, dann aber, weil sie dazu verführt, dem göttlichen Willen besonders die Tendenz der Wahrheit als die höchste unterzuschieben; ein Zug, der hier, sofern er nicht eben ganz unmittelbar als Glaubenssatz zugestanden werden soll, unmotivirt ist, und im dritten Theile uns noch immer ungenügend scheinen wird.

Indem nun bisher der Begriff der Philosophie als Weisheitsliebe principiell bestimmt ist, so fehlt es doch noch an dem diese Liebe einerseits und den Zweck anderseits vermittelnden Process; ein solcher aber ist damit auch zugleich gefordert, und wir wissen von ihm wenigstens so viel, dass er eine zwischen Anfangs- und Endpunkt oscillirende, durch die stete besonnene Reflexion auf das zu erreichende Ziel geleitete Bewegung des Denkens sein wird, die nicht von einem blinden Drange nur a tergo getrieben wird, sondern den Pharos ihres Ziels vor Augen hat, so wenig sie dasselbe auch schon allem Detail nach kennt. Mit dieser etwas inhaltslosen Angabe der Eigenthümlichkeit des Philosophirens und der in einem dritten Abschnitte aufgestellten Definition der Philosophie als

einer speculativen Wissenschaft der Wahrheit endet dieser erste Theil der Principlehre, nicht ohne dass der Verfasser noch einmal bemerklich macht, wie das Speculative nicht in dem blossen Anschauen einer fertigen Wahrheit, sondern in der Einsicht in ihren realen Entwickelungsprocess beruhe.

Der zweite Theil der Principlehre handelt von dem Philosophiren als Selbstvermittlung, und zwar rechtfertigt seine erste Unterabtheilung, »die Inhaltsbestimmung der Philosophie« die oben berührte Dreitheilung des ganzen Systems in der Weise, dass die Vermittlungslehre die Wissenschaft vom endlichen Erkennen oder der Erfahrung sein soll, während die Teleologie den Zweck des Ganzen, der gleich anfangs in Aussicht gestellt, mitwirkend eingriff, zu deutlicher Erkenntniss bringt. Es kommt, wie der Verfasser selbst sehr richtig sagt, zunächst auf genaue Bestimmung des Vermittlungstheiles an. Ein Erkenntnissprocess im Allgemeinen ist natürlich diese Mitte zwischen Weisheitswillen und vollendeter Weisheit. Bedenkt man aber (S. 30), dass die endlichen erkennenden Subjecte nicht mit einem Male auf dem absoluten Standpunkte stehen, dass der menschliche Bildungsgang ein erfahrungsmässiger, nicht mit apriorischer Weisheit und Allwissenheit beginnender ist, so muss man sich offenbar in seine successiv fortrückenden Gesichtspunkte versetzen. Nach diesen Worten schiene es, als wäre die Vermittlungslehre eine Phänomenologie des Bewusstseins, die den principiellen Standpunkt der Teleologie rechtfertigen sollte. Darauf geht jedoch der Verfasser hier nicht weiter ein, sondern indem er erinnert, dass es freilich gleich im Voraus darauf ankomme, ob man den Bereich der Endlichkeit nur als Schein oder als Realität und objective Wahrheit betrachtet, kommt er plötzlich auf ganz dogmatische Erörterungen und bestätigt dadurch unsere oben geäusserte Ansicht, dass seine Principlehre weit mehr eine Darstellung seiner Weltansicht, als ein methodologischer Theil ist. Die Endlichkeit ist und bleibt etwas von dem Unendlichen (von dem bisher nie die Rede war) Hervorgebrachtes, sagt er S. 31; aber die Tendenz und der Wille des unendlichen Princips ist ein auf Wahrheit gerichtetes Wollen, und so muss auch die hervorgebrachte für uns endliche Wesen daseiende Welt eine Wahrheit und Realität sein. Gibt es nun endliche Wesen, so

haben sie auch ein bestimmtes endliches Verhältniss zu einander unter sich, ausser und unbeschadet ihres Verhältnisses zum Unendlichen, und jenes ist es, was hier hervorgehoben werden soll. Das Verhältniss zum Unendlichen müssen wir einstweilen bei Seite setzen; zunächst ist nothwendig, das Endliche seiner Natur nach in sich kennen zu lernen. Die Frage ist so zu stellen: wenn Erfahrung ist, wie muss sie beschaffen sein, und welche Bedingungen setzt sie voraus?

Diese Aeusserungen lassen nicht sowohl eine Phänomenologie des Bewusstseins erwarten, als vielmehr eine Art Kritik der Vernunft. Ich habe mir des Verfassers Gedanken so zu paraphrasiren gesucht. In jener Sehnsucht der Phantasie, die in der Philosophie sich eine theoretische Befriedigung sucht, liegt die selige Gewissheit, dass in der Welt Sinn ist und Bedeutung, dass den Erscheinungen nicht atomistische Realitäten zu Grunde liegen, sondern dass sie aus dem Ganzen des »Unendlichen« geschaffen sind. Unbestimmt bleibt hierbei noch, in welcher Weise der Realität das Unendliche selber existirt, nicht minder unbestimmt sein Inhalt, obwohl vorläufig schon der Verfasser sich hinsichtlich der erstern für die volle Persönlichkeit entscheidet, den letztern aber als Wahrheitswillen fasst. Auf diesem noch ganz weitschichtigen idealistischen Grund und Boden stehen mit dem Verfasser Viele, unter ihnen auch Hegel; von diesem aber unterscheidet er sich nun durch folgenden Zug. Hegel glaubt, ausgehend von seiner Identität des Denkens und Seins, von selbst auf dem weltschöpferischen Standpunkt zu stehen; er glaubt nicht nur an die schaffende Macht der Idee, sondern meint ihr sogleich nachrechnen und die ganze Welt aus ihr deduciren zu können; der Verfasser dagegen, obwohl die Ahnung von einer idealen Begründung der Welt mit nicht minderer Energie festhaltend, gibt doch zu, dass er bei der Schöpfung nicht gegenwärtig gewesen sei, sondern sich einer schon bestehenden Welt lediglich mit menschlichen Geisteskräften gegenüber befinde. In dem Vertrauen nun, dass diese geistige Organisation der Menschheit auch mit im Plane der göttlichen Wahrheit liegt, meint er, man müsse zunächst sehen, wie nun einmal unserer Vernunft die Welt erscheinen müsse, oder welche unaustilgbaren Voraussetzungen wir zur Betrachtung der Dinge mitbringen. Dies

ist endliches Erkennen, die Wechselwirkung des anthropologisch fertigen Bewusstseins mit den fertigen Dingen; ausser diesem mag es noch ein unendliches Erkennen geben, allein es wird sich nur auf die Anerkennung eines Principienkreises beschränken, von dem aus wir wegen Mangels der Mittelglieder nicht alles Detail der Welt wirklich ableiten können, obwohl wir überzeugt sind, dass es in Wirklichkeit daraus geflossen ist. — So allein bin ich im Stande, diesen Aeusserungen, und namentlich der vom Verfasser selbst gemachten Vergleichung seiner Fragestellung mit der Kantischen nach der Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori eine bestimmte Bedeutung unterzulegen, aber ich gestehe, dass ich Mühe haben würde, sie wirklich bei der Betrachtung der Vermittlungslehre durchzuführen.

Diese ganze Vermittlungslehre, fahren wir mit dem Verfasser fort, ist also eine Theorie des erfahrungsmässigen endlichen Erkennens, dessen formale Kategorien zwar aus dem Begriff des philosophischen Princips abgeleitet werden können, dessen Inhalt aber, die Wirklichkeit, tota quanta ihrem Ursprunge nach ein Räthsel ist und hier nur vorgefunden wird Dieses empirische Bewusstsein nimmt aber, wenn man die Erscheinungen auf ihre schlechthin allgemeinsten Unterschiede reducirt, Zweierlei als Thatsachen aus der Erfahrung auf, das Sein in Gestalt des unmittelbaren Daseins und das Werden, und weil das Sein nur unmittelbar als Dasein ergriffen, muss es (?) wieder vermittelt, in seinem Werden aufgezeigt werden, wodurch das dritte Moment des Vermittlungsprocesses, der Wechsel gewonnen (?) wird. Der Vermittlung zuvor aber musste gesetzt sein das Princip, ihr zu Ende der Zweck. Die Formen daher, in denen die dem philosophischen Princip, Vermitteln und Zweck entsprechende Objectivität unmittelbar (?) auftritt, sind 1) Sein; 2) A. Dasein, B. Werden, C. Wechsel; 3) Wesen. — Dies ist eine der leider nicht seltenen Stellen, wo der Verfasser im Begriff uns Aufschluss über den Nerv seiner Systematik zu geben, uns doch am Ende mit einer allzu dürftigen Anweisung entlässt. Ich weiss nicht, wozu es nothwendig ist, das unmittelbare Dasein zu vermitteln, oder wozu erspriesslich, das dritte Moment, den Wechsel zu gewinnen; ich sehe endlich nicht ein, welchen Gebrauch wir von den angeführten

fünf Kategorien machen werden. Nur die zweite Unterabtheilung, die nun folgt, »die Methode der Inhaltsbestimmungen« wirft darauf einiges Licht zurück. Diese Methode nämlich ist durch das Vorige schon gegeben, sie braucht nur als Art und Weise der Setzung abstrahirt zu werden vermittelst der Reflexion darauf. Im Allgemeinen lehrt sie, Alles, was als Problem vorliegt, auf seinen Zweck hin anzusehen; sodann, dass die Entwickelung oder Vermittlung als ein Process, nicht bloss als ein daseiendes Mittelding betrachtet werde, endlich, dass diesem allen ein adiakritisches Sein zu Grunde liege, welches als das Positive durch alle Veränderungen hindurch dauert. In Hegel's Dialektik vermisst der Verfasser sowohl das Positive, das wir Princip, als auch das Abschliessende, das wir Zweck und Wesen nennen, und findet nur die Vermittlung mit ihren Momenten; darum meint er, die Hegel'sche Methode nicht aus-, sondern einzuschliessen, sie aber zu einem Momente der ganzen Methode herabzusetzen, und zwar zu dem, welches dem Verlaufe der Endlichkeit entspricht. Die dritte Unterabtheilung handelt von dem systematischen Bewusstsein, als welches nun die Methode, bezogen auf die Disposition des Ganzen und in ihr mit steter Umsicht auf das Ganze sich bewegend, hervortritt. Noch einmal wird die Principlehre als Fundamentalphilosophie bezeichnet, d. h. nicht als eine bestimmte Vorwissenschaft, die etwa als Logik oder Dialektik zuerst fertig gemacht werden müsste, um dann die concreten Theile, Natur- und Geistesphilosophie darauf zu gründen; vielmehr ist die Principlehre dieses alles selbst, nur in Keimgestalt. Diese substantielle Einheit, an und für sich unaufgelöst, wird im Vermittlungstheile zum Princip einer Mannigfaltigkeit, oder des Reichs der Endlichkeiten. In dieser Sonderung zerfällt nun der dem philosophischen Bewusstsein objective Inhalt in die Gebiete: a) (entsprechend der Kategorie des Daseins) des objectiven Seins an sich, d. i. der materiellen Welt oder des Kosmos (Ontologie); b) (entsprechend dem Werden) in die Lehre vom Denken in formaler Bedeutung (Logik), welches als Krisis (?) in die Mitte gestellt ist zwischen das materiell äusserliche Sein und c) das erkennende Subject, welches den Process des empirischen Erkennens vollzieht. Die Grundkategorien der speculativen Physik, Logik

und Erkenntnisstheorie werden also diesen Vermittlungstheil ausfüllen. Das principielle Bewusstsein aber, mit diesem endlich-mannigfaltigen Inhalt zusammen als eine vollendete Einheit ist das Dritte, die Ideenlehre; sie enthält den höchsten universellen Standpunkt, von welchem aus einem vollendeten Bewusstsein die Welt und es sich selber erscheint. — Was in diesem Abschnitt neu ist, die Eintheilung der Vermittlungslehre, ist uns nicht klar geworden; wir wollen unsere Vermuthungen hierüber später beifügen.

Der dritte Theil der Principlehre handelt von der Philosophie als Wissenschaft, und zwar ist nach S. 66 das erste Stück desselben, das System der reinen Wissenschaftslehre betitelt, bestimmt, diese philosophia prima als reinen Idealismus von andern Wissenschaften abzugrenzen. Der Sinn davon ist dieser. Soll Abnormes und Böses erkennbar sein, so muss es einen Massstab des Guten und Rechten geben, dem es widerstreitet; aber dieser Massstab ist zugleich das einzige Realprincip der Welt, aus dem Alles, mithin auch Alles ihm gemäss, d. h. recht und schön hervorgeht. Anstatt einer solchen nothwendigen Folge des Bösen aus jenem höchsten Quelle muss die Lehre vielmehr in diesem nur die nothwendige Möglichkeit eines Abfalls nachweisen und mithin der Wirklichkeit in der Gestaltung des Einzelnen eine gewisse Freiheit gestatten, die nicht zulässt, alles Seiende und Geschehene als nothwendig zu deduciren, oder Alles als gleichberechtigte, unbefangene Entwickelung des absoluten Princips darzustellen, sondern die auch hier nur die Zeichnung von Idealen für das endliche Wissen und Wollen erlaubt. Hierdurch wird die Betrachtung der bestehenden Welt namentlich der Geschichte eine wesentlich andere als bei Hegel, und so wie überhaupt der Verfasser nicht die immanente Selbstentwickelung der Idee mag, sondern wahre Schöpfung eines Andern, das dann auf seinen eignen Füssen weiter steht, so kehrt sich hier noch bestimmter die Freiheit und innere Lebendigkeit des Geschaffenen gegen das automatische, berechenbare Abrollen der Momente in der Idee. — Der Titel des zweiten Stücks lautet: von der Methode als teleologischer Vermittlung. Ich finde jedoch darin nichts von einer philosophischen Methode, wohl aber einen sehr wesentlichen Punkt der Weltansicht des

Verfassers, der freilich für die Gestaltung seiner Untersuchungsweise sehr folgenreich sein wird, in folgender Weise ausgesprochen. S. 72. Was hiermit verlangt wird, ist also: 1) dass das Moment des Grundes zum seienden Princip werde in der Idee, nämlich ein sich seines Zweckes bewusster Wille, oder die volle Subjectivität als solche; (dies im Gegensatze zu der schwer zu beschreibenden Weise der Existenz, die in des Aristoteles Teleologie seinem τί ἦν εἶναι, und in Hegel's »Repristination« des Aristotelischen Gedankens dem unsagbaren Ansich zukommt) 2) das zweite Moment soll nicht Objectivität, sondern genauer die Bewegung des Objectivirens (actu), mithin erzeugende Vermittlung sein, weil 3) nun erst noch ein drittes wirkliches Product, das Object in seiner Objectivität zum Fürsichsein gebracht werden und hervortreten soll, ohne welches das zweite kein eigentliches Vermitteln, sondern nur die mit dem Subjecte zugleich seiende Erscheinungsweise, das Ganze aber nur ein Erscheinen wäre, welches als Process an der Stelle des Zweckes stehen sollte. Das dritte Stück endlich, Geschichte der Philosophie überschrieben, anknüpfend an die Definition der Philosophie als Weisheitsliebe, kämpft gegen Ansichten, welche wie die Hegel'sche nur eine epimetheische Reconstruction der Welt und der Geschichte, keine prometheische Weiterführung und Idealbildung durch die Philosophie kennen. Dem eben erst sich philosophisch entwickelnden Alterthume sei jene Epimethie natürlich gewesen, und die Philosophie habe nicht die Geschicke der Welt nach sich ziehen können; durch das Mittelalter währe der Streit, ob die Philosophie Dienerin sei, welche folge, oder ob sie mit der Fackel vorangehe; die neueste Zeit im Sinne des deutschen Protestantismus sei berufen, das anfänglich epimetheische Verhältniss in die gottgewollte Stellung der Promethie umzuwenden.

Ueberblicken wir nun das Ganze dieser Principlehre, so müssen wir gestehen, dass wir in Verlegenheit sein würden, wenn wir daraus den Gang und Bau des weitern Systems der Wissenschaft voraussagen sollten. Allerdings wird man jedes philosophische Princip erst in seiner Anwendung und Durchführung völlig begreifen; allein diese so ausführlich gehaltenen Voraussetzungen, von denen ausdrücklich behauptet wird,

dass sie das Ganze des Systems schon in sich enthalten, müssten doch deutlichere Keimpunkte des Späteren in sich tragen, wenn sie ihrem Zwecke ganz genügen sollten. Vergleichen wir hiermit die Andeutungen des Verfassers am Ende seines früheren historischen Werks, so sind diese ungleich deutlicher, umfassender und belehrender, und ein Abdruck mehrerer Seiten derselben würde dem Werke eine bessere Einleitung gewesen sein. Es ist von Interesse, einige Punkte dieser früheren Darstellung hier zu berücksichtigen. Auch in ihr knüpft der Verfasser seine Ansichten zunächst an eine Kritik des Hegel'schen Systems an, und das Erste, worin wir völlig mit ihm übereinstimmen, ist seine Behandlung der dialektischen Methode; aber wir können nicht die Ueberzeugung von der entscheidenden Wichtigkeit theilen, die er ihr beilegt. Betrachtet man diese Methode als Hülfsmittel oder treibendes Princip des Fortschritts, so muss man zugeben, dass der Uebergang von einem Moment zum andern nicht durch die eigene Entwickelungskraft des früheren, durch seine immanente Negativität erfolgt, sondern er entspringt daraus, dass ein gefundener Begriff, wenn er von dem ganzen gegenwärtigen Geiste auf das ihm vorschwebende, noch unentwickelte Ideal des Absoluten bezogen und mit ihm verglichen wird, Mängel zeigt, und eben deswegen in eine Richtung hinausweist, in welcher die Ergänzungen liegen, die ihn zu einer bessern Definition des Absoluten machen. In sofern ist die Methode teleologisch im subjectiveren Sinne; das Absolute als Ahnung ist dem Geiste das Ziel, das durch die Vermittlung der Dialektik in Erkenntniss umgewandelt werden soll, und in dieser Gestalt ferner ist die dialektische Methode nichts Geheimnissvolles, sondern die allergewöhnlichste Art, sich seine unklaren Gedanken klar zu machen. Hierin liegt nun ein Hauptpunkt von des Verfassers Polemik; seine Behauptung nämlich, dass die Dialektik nichts erzeugt, dass sie aus dem Begriffe des Seins gar nichts weiter hervorbringen würde, wenn nicht eben die gesammte Wahrheit schon in Keimgestalt im Geiste läge als die Flamme, welche jenen göttlichen Eros belebt. In steter Rücksicht auf dies Ziel muss die Untersuchung fortschreiten; sie wird teleologisch a fronte angezogen, nicht durch einen blinden Naturtrieb a tergo zur Entwickelung getrieben. Allein, wenn der

Verfasser seine Vorwürfe gegen Hegel in dieser Beziehung häuft, so scheint mir das weniger nöthig; das unverständige Gewicht, das die Hegel'sche Schule auf ihre Methode legt, verführt auch ihn, die Sache für wichtiger anzusehen, als sie ist. Denn erstens liegt Hegel's Logik diese Ueberzeugung von der Identität des Denkens und Seins zu Grunde, und das philosophirende Subject ist ja selbst eine Phase des Absoluten, und ist in seinem Philosophiren dessen Entwicklung selber, so dass in der That der ganze Schatz principieller Wahrheit, den der Verfasser als solches Ziel und Pharos der Dialektik voraussetzt, wirklich in dem philosophirenden Subjecte gegenwärtig ist und gerade so, wie der Verfasser verlangt, das leitende Princip der ganzen Gedankenbewegung abgibt. Freilich eine Erkenntniss des Absoluten geht Hegel's Logik nicht voran, sondern eine Sehnsucht nach ihm, oder eine Ahnung; aber eben dieses Streben, dies Vorangehende selbst schon als Object eines deutlichen Bewusstseins, als ein dem Subject gegenüberstehendes, von seiner Sehnsucht sich ablösendes, von ihm angeschautes Ziel darzustellen, bringt, wie mir scheint, bei dem Verfasser nur den Erfolg hervor, dass die Principlehre bei ihm die ganze Teleologie einschliesst, und sein Resultat nur unter Voraussetzung desselben Resultats gefunden wird. Dann aber zweitens, um gegen Hegel's Logik billig zu sein, muss man allerdings auf die Phänomenologie zurückgehen. Sie enthält, oder sollte wenigstens enthalten eine Darlegung der Bedürfnisse, die sich im Geiste entwickeln, und welche die Sehnsucht nach der Erkenntniss des Absoluten, als dem einzigen zusammenschliessenden und befriedigenden Punkte rege machen; die Logik hatte zu zeigen, wie dieses Object der Ahnung gedacht werden müsse, um jene Bedürfnisse zu befriedigen. Dass dieser Zusammenhang von Zweck und Mittel in diesen beiden Werken nicht festgehalten worden ist, wissen wir, aber dass in der That der durch die Phänomenologie rege gemachte Gedanke des Absoluten in der Logik seine Definitionen sucht, ist nicht nur leicht zu sehen, sondern von Hegel ausdrücklich so ausgesprochen. Allein eben über die Begründung der philosophischen Untersuchung durch eine solche Phänomenologie hat der Verfasser viele Bedenken. Ich habe den Grund und die Wichtigkeit der Querelen über die Stel-

lung der Phänomenologie zum System nie begreifen können und theile auch die Ansichten des Verfassers hier nicht. S. 416 der dritten Auflage seiner Geschichte der Philosophie fragt er: »Was konnte Hegel berechtigen, von dem Gegensatz des sinnlichen Bewusstseins als einem Ursprünglichen auszugehen? Ist diese Ursprünglichkeit eine andere, als eine historisch-psychologische, und hat sie eine andere Bedeutung für die Philosophie, als nur die einer exoterischen oder propädeutischen?« Diese letztere Frage hätte ich selbst hinzugefügt, wenn es nicht der Verfasser gethan, und würde geglaubt haben, damit den Ungrund der ersten zu erweisen. Was ist denn eigentlich Philosophie? Eine Sammlung fertiger Glaubenssätze, in denen sich nicht nur für uns, sondern auch für die Engel des Himmels die Welt adäquat abspiegelt? Oder ist sie die Gesammtheit der Gedanken, durch die der Mensch sich zum Frieden zu bringen sucht, so dass sie von selbst in einen Weg der Untersuchung und in eine Freude an den Resultaten zerfällt? Ich denke, das Letztere; ist dies aber so, dann systematisirt die Resultate, vergönnt uns aber einen propädeutischen Theil, oder überhaupt einen Weg der Untersuchung, der von da ab ausgeht, wo wir wirklich zu Hause sind. Und sind wir etwa nicht alle in jenem Dualismus zu Hause? Hat der Verfasser nicht von ihm aus einen Bildungsgang zurückgelegt, ehe er erfuhr, was ich nicht verstehe, dass philosophisch betrachtet, der Monismus das Ursprüngliche sei, der Dualismus das Zweite, oder das Urtheil, in das der ursprüngliche Begriff zergeht? Ich muss gestehen, dass ich nichts so sehr bei dem Verfasser vermisse, als grade einen propädeutischen Theil, und dass, wenn man Hegel vorwirft, zu der Stalaktitenhöhle seiner Logik die Leiter weggezogen zu haben, der Zugang zu dem Standpunkte des Verfassers nicht viel leichter ist. Was er an die Stelle dieser Einleitung setzt, jene Voraussetzungslosigkeit der Philosophie, nach der sie mit ihrem eigenen Begriff, der Liebe zur Weisheit, beginnt, scheint uns diesen Mangel gar nicht zu ersetzen. Denn das ist zunächst nur ein guter Wille; wie aber ihm den Weg zeigen, auf dem er befriedigt werden soll? Dieses Princip lässt nichts mit Recht aus sich entwickeln. Denn in dem, was der Verfasser wirklich daraus deducirt, lässt sich die Subreption wohl nicht

verkennen. In dem Begriffe der Wahrheit soll die Nothwendigkeit einer realen, objectiven, selbstständigen Welt inbegriffen sein, und damit ist denn der grösste Theil von seiner Weltansicht, die wesentlich um den Gedanken einer Schöpfung gravitirt, schon gegeben. Wie aber, wenn nun die Sache doch nicht so wäre, wenn vielmehr Hegel Recht hätte und eine absolute Idee sich nur zu gnostischer Beschaulichkeit immanente Unterschiede in sich selbst zöge und wieder verlöschte? Müssten wir, Wahrheit suchend, nicht damit zufrieden sein? Oder liegt in dem Begriffe der Wahrheit, die man sucht, zugleich ein Recht, manche Wahrheit nicht zu mögen und nicht anerkennen zu müssen? Allerdings, müssen wir antworten, wenn wir des Verfassers verborgene Gedanken hervorheben wollen; denn was wir hier Wahrheit nennen, ist nichts weniger als das, was Andere so nennen; wir suchen nicht eine Wahrheit, wie sie auch sein möge, sondern sind überzeugt, dass nur das wahr sein kann, was mit den dringendsten Forderungen unsers ethischen und ästhetischen Geistes übereinstimmt. Nicht das bloss theoretische Erkennen ist Richter über die Wahrheit, ihm mag Vieles möglich und plausibel erscheinen, was jene unzertrennlich mit ihm zu verbindenden Quellen des geistigen Lebens absurd finden. Und hierin allein liegt wohl die Ursache, warum aus diesem Princip, Wahrheit zu wollen, bei dem Verfasser noch so viel hervorgeht. Grade dies nun war unsere Hoffnung, bei ihm eine solche Phänomenologie des Gemüths zu finden, die über die verschiedenen Ansprüche des theoretischen, des ästhetischen und ethischen Geistes, zur Bildung der Weltansicht beizutragen, Licht verbreitet hätte; als wir von jenem göttlichen Eros lasen, erwachte diese Hoffnung von neuem, aber sie wurde getäuscht, und wir müssen nun behaupten, dass das schwere Gewicht aller der Behauptungen, die schon die Principlehre aufstellte, auf dem schwachen Grunde jenes blossen Wissenwollens der Wahrheit nicht ruhen kann.

Noch einen Punkt müssen wir hervorheben, der in dem historischen Werke wie in unserer Principlehre für den Verfasser entscheidenden Werth hat. Wenn man in den Formen und Zusammenhangsweisen der Erscheinungen Spuren einer Idee bemerkt, so liegen zwei Fragen nahe, einmal welches

jene Idee sei und in welchen innerlichen systematischen Zusammenhang sie die Welt unter sich beuge, dann aber, woher ihr die Existenz und die Kraft ihres Wirkens und Eingehens in das Reich der Wirklichkeit komme. Man kann lange, und so hat es Hegel gethan, den ersten Gesichtspunkt allein verfolgen und die Welt rücksichtlich ihres Gedankeninhalts zu verstehen suchen; eine phänomenologische Untersuchung, die sich mit der Thatsache einer Herrschaft der Idee begnügt, ohne auf ihr Gelangen zur Gewalt einzugehen. Es gibt Punkte indessen, wo diese einseitige Betrachtung Lücken lässt; wie die abstracte, reine Idee sich von der Aeusserlichkeit unterscheidet, oder wie sie darein eingeht, also das Verhältniss der Idee zur Natur ist eine solche Lücke. Sie fällt auf, weil bei der Aufforderung zu einer Reconstruction der Natur aus der Idee, wie sie im Systeme liegt, das Ungenügen der letztern sich zeigt. Man kann dies gewissermassen einen empirischen Standpunkt nennen; er begnügt sich zu wissen, dass eben die Idee der Idealgrund von Allem, der Grund aller Essenz ist; ob sie aber nun selbst eine unabhängige Existenz hat, oder ob sie Jemandes Gedanke ist, der Gedanke eines göttlichen Subjects, ob sie ferner von Ewigkeit seiende, unveränderliche, zugleich reale Substanz der Welt ist, oder einer erschaffenen Welt durch einen Schöpfer eingepflanzt, dies Alles ist diesem Standpunkt so gleichgiltig, als es dem Geometer ist, der ein Dreieck gezogen, dessen sämmtliche Relationen als seine immanenten Bestimmtheiten er auch ohne Kenntniss seines Ursprungs versteht. Für alle jene Fragen bietet ein solches System gar keinen Entscheidungsgrund, und eben deswegen ist es leicht, daran jede beliebige Ueberzeugung anzuknüpfen, eine orthodoxe Theologie eben sowohl, als irgend einen Pantheismus; ja es fällt nicht einmal schwer, durch gelinde Modificationen das System so zu wenden, dass es jede dieser Ansichten mit einer gewissen Consequenz aus sich hervorgehen lässt. Hegel's Philosophie war auf diese Weise phänomenologisch, sie kümmerte sich weder im Einzelnen, noch im Ganzen um die Verwirklichungsweise der Realität, deren idealen Sinn sie betrachtete, und wenn gleich Hegel systematisch die Idee zugleich als Realgrund der Welt angab, so hat er sich doch so oft in laxerem

Zusammenhange wieder anders darüber ausgesprochen, dass man deutlich sieht, wie bei ihm, so wie bei seinen ganz auseinander gehenden Anhängern diese Ansichten schwankende individuelle Ueberzeugungen sind, die zu der Phänomenologie der Idee ungewiss hinzutreten. Diese Einseitigkeit nun sucht der Verfasser zu vermeiden; er will angeben, in welcher Form der höchste Inhalt existirt, nämlich entschieden nur als Gedanke eines höchsten Subjects; er will ferner zeigen, was in den Naturerscheinungen Träger aller Bestimmungen von idealem Gehalt ist, nämlich ein materiales Princip, das zwar geschaffen, dennoch unabhängige, standhafte Realität geniesst. Alle jene Unsicherheit der Hegel'schen bloss phänomenologischen Betrachtung, in der Beziehungen aus Beziehungen erwachsen, ohne etwas, was als Beziehungspunkt Stand hält, soll durch ergänzende Causalbetrachtung vermieden werden. Und so erscheint natürlich jene dialektische Entwicklung, die bei Hegel zugleich sich durch einige hervorstechende Beispiele natürlicher und geistiger Entfaltung als Entwicklungsweise des Weltinhalts darstellte, aber auch als Inhalt selbst, bei unserem Verfasser durchaus nur als ein Vermittlungsmoment, durch das ein seiendes Ansich, ein feststehendes Princip und Substrat seiner Bestimmung sich nähert.

Nach diesen Betrachtungen, die wohl den Inhalt der Principlehre ziemlich deutlich gemacht haben werden, folgen wir dem Verfasser in seine Vermittlungslehre, bei der wir beträchtlich kürzer sein müssen. Er selbst lässt sich über Absicht und Plan derselben S. 95 so vernehmen: »die Theorie der Vermittlung kann nicht ein eignes Princip in dem Sinne haben, dass es ein anderes wäre, als das in der Principlehre enthaltene; ihr Princip ist vielmehr dasselbe, nur in seiner Diäresis betrachtet, d. h. so, dass die in ihm enthaltenen Momente als gesonderte Principiate auseinander treten und jedes in dieser Sonderung zeigt, was in ihm liegt, dabei aber vom systematischen Bewusstsein immer auf die principielle Einheit bezogen wird. Anstatt des Moments des Wollens tritt hier die reale Seite oder das Sein, dem idealen oder dem Denken gegenüber für sich auf, und beide in ihrer Wechselwirkung constituiren die schlechte oder progressive Synthese des (empirischen) Wissens oder den Erkenntnissprocess. Dies gibt die

drei relativen Principien oder genauer Principiate der Ontologie, Logik und Erkenntnisstheorie.« Diese Einleitung wird die Sache schwerlich ganz deutlich machen; sie erscheint wie der skizzirte Plan eines Dramas, dessen Scenenfolge wir abwarten müssen; mitdenkend darein einzugreifen sind wir verhindert, da wir kein Problem, keine Frage, kein Räthsel aufgestellt sehen, und so auch kein Bedürfniss der Untersuchung fühlen können. Wir fügen die letzten Worte des ersten Abschnitts, Principiat der Ontologie betitelt, bei: »das absolute Princip, der Wahrheitswille, wie er in der Principlehre gesetzt worden ist, bleibt auch hier das Princip, aber als wirksam in einem bestimmten Medium, nämlich dem Bereich des Seins, d. i. der Materialität, um vermittelst dieser zu seinem absoluten Endzweck zu kommen. Die Ontologie verfolgt diesen Weg oder Progress, so weit als ihr Gebiet reicht, mithin so weit als das Erkennen sich innerhalb der Materiatur bewegt, d. i. in sofern es sinnliches Anschauen und Erkennen ist. — Das absolute Princip, welches an sich viel mehr als nur dieses ist, tritt also innerhalb der Ontologie nur in dieser Function auf, und seine ontologische Tendenz ist die, nicht nur selbst anzuschauen, sondern auch das Anschauen objectiv zu setzen, oder wie man sich populär ausdrücken kann, anschauende Geschöpfe ins Leben zu rufen.« Hiermit verbinden wir S. 97: »das absolute Princip, eingehend in die Materie, welche für es und seine Endzwecke nur Mittel ist, fungirt in diesem Eingehen in bestimmter, der Materie angemessener und durch sie negativ bedingter Weise, d. i. als Schauen oder Anschauen, und vermöge seiner eignen höhern Natur, als intellectuelles Schauen. Die Aufgabe der Ontologie ist demnach, zu zeigen, wie die bedingende Natur dieses Mediums beschaffen ist, und wie die aus dem intellectuellen Totalprincip ihr einverleibten Bestimmungen so zu objectiv materiellen werden, dass sie innerhalb dieses Mediums ein relativ selbstständiges Sein und für das Denken objective Wahrheit gewinnen.«

Stellen wir uns nun mit der Richtung der Gedanken, mit der wir aus der Principlehre kommen, diesen Worten gegenüber, und fragen, was sie bedeuten, erinnern wir uns ferner an die oben citirte S. 32, so schiene die Aufgabe der Vermitt-

lungslehre darin zu bestehen, dass wir allmählich jenes in Samengestalt vorhandene Princip in uns zu deutlicher Kenntniss entwickeln. Und dies würde, wie dort angeführt ist, so geschehen, dass wir zuerst fragten, wie uns denn die Welt vermöge unserer anthropologischen Natur erscheinen müsste. Und in der That, da wir noch nicht in der Ideenlehre stehen, müssten wir hier erst unsere anthropologische Denknothwendigkeit provisorisch gelten lassen, bis sie sich später als eine selbst von der Idee gewollte verklärte und rechtfertigte. Aber solche Erwartungen sind sehr schwierig mit den angezogenen Aeusserungen zu vereinigen. Diese regen uns vielmehr zu folgenden Fragen an: Alles, was hier als Procedur der Ontologie beschrieben wird, ist denn das ein Gedankengang, den wir, die philosophirenden Subjecte, innerhalb der Schule, wissenschaftlich oder kunstmässig ausführen sollen, um die höchste Wahrheit besser zu ergründen? Oder ist es zweitens ein Vorgang in unserm theoretischen Geiste, der ohne alles unser Zuthun schon von selbst geschieht, weil er die unserer geistigen Organisation nothwendigen und nicht abstreifbaren Formen unsers Benehmens bei der Anschauung der materiellen Welt ausmacht, so dass wir hier nur mit Bewusstsein das nacherzeugten, was in unserm Geiste als eine vor allem Bewusstsein geschehende Begebenheit sich ereignet? Oder ist endlich drittens überhaupt gar nicht von uns philosophirenden Subjecten die Rede, so dass der Wahrheitswille, der hier Princip ist, wiederum der Wille des Absoluten ist und wir seinen Entfaltungen nur zusehen? Jede dieser drei Interpretationen hat ihre Wahrscheinlichkeiten. Die erste empfiehlt sich durch den Reichthum heuristischer Mittel, der in Bewegung gesetzt werden soll, durch die Principien, Principiate, Diäresis. Die zweite enthält das, was wir dem Zusammenhange nach eigentlich hier erwartet hätten. Aber der formelle Ausdruck spricht für die dritte, denn von wem anders als von dem absoluten Geiste kann gesagt werden, dass er im Reiche der Materialität wirksam sei, um zu seinem absoluten Endzweck zu kommen, dass er anschauende Geschöpfe ins Leben rufen wolle, dass er eingehe in die Materie, die für ihn nur Mittel ist? Gewiss, dies Alles sind keine Ausdrücke, die sich auf die Stellung des endlichen Bewusstseins den Dingen gegenüber be-

ziehen; aber freilich wirft uns die Aeusserung, dass hier die materiale Seite der idealen unmittelbar entgegentrete, wieder auf diesen endlichen Geist zurück. Vielleicht müssen wir auch hier die Schranke zwischen dem endlichen und dem göttlichen Geiste fallen lassen, und von dem Geiste als solchem überhaupt reden. Ich denke mir die Aufgabe der Ontologie etwa so. Die Vermittlungslehre soll zeigen, wie das Wissenwollen zum Wissen wird. Im Wissen liegt das Postulat eines Inhalts, und der ganze Process wird, um uns mit Kant auszudrücken, aus einer Anschauung bestehen, durch die uns der Inhalt gegeben wird, zweitens aus einem discursiven Denken, das ihn formell bearbeitet, endlich drittens einem Erkennen, welches auf die objective Wahrheit der Ergebnisse des Denkens ausgeht und so dieses mit der Anschauung vermittelt. Wie nun Kant schon in dem Anschauen zwei Formen zu finden glaubte, die dem Geiste ursprünglich angehören, wie Fichte ferner darauf dachte, auch sie nicht bloss factisch zu finden, sondern sie aus einer allem empirischen Bewusstsein abgewandten unzeitlichen Vorgeschichte des Bewusstseins als Resultate hervortreten zu lassen, so scheint auch der Verfasser in etwas erweiterter Fassung des Plans etwas Aehnliches zu beabsichtigen. Von derselben Tendenz beseelt, welche das Absolute zur realen Schöpfung trieb, producirt der Geist aus sich Formen der Anschauung, die »dem intellectuellen Totalprincip« gemäss sind, und indem es diesen den Inhalt der Erfahrung unterwirft »fungirt es in diesem Eingehen in die Materie auch nur in einer bestimmten durch diese negativ bedingten Weise, d. i. als Schauen oder Anschauen«. Nehmen wir nun diese apriorischen Thätigkeiten des Geistes nicht für anthropologisch beschränkte, nur subjectiv gültige, sondern für dieselben, die in realer Schöpfung auch das Absolute bewegen, so lässt sich die Vermischung dieser beiden Subjecte in den Ausdrücken des Verfassers einigermassen erklären, obwohl wir immer lieber gesehen hätten, sie wäre nicht vorhanden.

Es kann sein, dass wir mit dieser Interpretation weit von des Verfassers wirklicher Meinung abirren; ganz haben wir sie auf keinen Fall gefasst, denn wenn sich auch aus unserer Deutung einigermassen die Art des Fortschritts in den nachfolgenden ontologischen Betrachtungen begreifen lässt, so sind wir

doch im Ganzen über den Sinn der hier unternommenen Construction der Kategorien der Physik unklar; und was wir im Einzelnen davon verstehen, überredet uns, dass wir das Ganze noch weniger billigen würden, wenn wir es vollständiger begriffen.

Wir würden unsere Bemerkungen weit über die hier erlaubten Grenzen ausdehnen müssen, wenn wir die Logik und Erkenntnisstheorie ebenso mit unsern Zweifeln begleiten wollten. Da wir aber einen kurzen und verständlichen Auszug daraus zu geben nicht im Stande sind, so müssen wir sie ganz übergehen. Sie enthalten ohne Zweifel vieles Eigenthümliche und Nutzbare und in gewisser Weise die systematische Rechtfertigung der überall angewandten philosophischen Betrachtungsweise. Der Verfasser selbst legt in der Vorrede und im Verlaufe seiner Schrift ein so grosses Gewicht auf die formell methodische Anlage und Architektur seines Systems, dass wir, wenn wir seiner eigenen Aufforderung folgen wollten, diesen beiden Theilen unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssten. Hierauf wollen wir wenigstens, um billig zu sein, die Leser hingewiesen haben; wir unserseits machen von folgenden Worten Gebrauch, die der Verfasser in einem die gesammte Vermittlungslehre abschliessenden Abschnitte äussert (S. 275): die höhere und bessere Einsicht kann von Seiten der Subjecte nur frei gewählt und ergriffen werden; es gibt kein Mittel, sie positiv apodiktisch zu beweisen im gewöhnlichen Sinne; — herauszwingen und geisseln mit logischen Ruthen aus seinem Gesichtskreise lässt sich kein Kind der Zeit; — so lange der ethische Kern und Stützpunkt nicht eine unumstössliche Gewissheit ist, so lange mithin das Einzelsubject nicht das wahrhaft ethische selbst ist, so lange kann auch eine an sich lautere und wahre Lehre keinen Ankergrund in der Brust des Menschen finden. — Diese Aeusserungen wollen wir dem dritten Theile, zu dem wir uns jetzt wenden, vorangeschickt denken, und in der That, wie diese Ideenlehre mit der Bemerkung eröffnet wird, dass es zu ihr keinen Uebergang von der Vermittlungslehre aus gebe, so ist auch ihr Inhalt verständlich an sich, und wie mir scheint, weit entfernt, durch diese vorangehenden Theile gestützt oder erläutert zu werden.

Die Ideenlehre enthält den höchsten universellen Standpunkt, von dem aus dem vollendeten Bewusstsein die Welt und es sich selbst erscheint; so lautete ein früherer Satz. Die Endlichkeit wird erst ganz und wahrhaft begriffen, wenn sie aus dem Standpunkte des Absoluten angesehen wird; eine objective absolute Einheit alles Seienden muss die Vernunft denken und voraussetzen, so wahr sie selbst Einheit des Bewusstseins ist. Zwei Weltansichten stehen sich hier gegenüber, der Pantheismus und der Atomismus; eine dritte Ansicht entsteht aber aus deren Alternation und sucht eine concrete Synthesis des Flusses der erstern und der stehenden Einheit der andern. Diese Einheit, unbestimmt wie sie ist, kann man vorerst das Absolute nennen; dieser formelle Begriff aber verlangt sogleich eine nähere Bestimmung (S. 281 ff.). »Indem wir nun die Wahrheit als das Absolute setzen, setzen wir oder betrachten wir sie vielmehr als unanfänglich vorausgesetztes, ewig seiendes *ἓν καὶ πᾶν*; All-Eines: dieses Absolute ist, ist allein, und ist Alles; es ist mithin kein Abstractes, sondern Concretes; was sein Inhalt ist, besagt der Begriff der Wahrheit; ein gewusstes Seiendes, und weil allein, ein sich selbst wissendes; mithin ein selbstbewusster Geist, selbstbewusst, weil sich als denkender von sich als Seiendem unterscheidend, und darum in dieser Unterscheidung sich selbst wissend. Aber indem er alles Sein als sein Sein weiss, weiss er sich allein, einzig seiend, einsam; dies sein Sein ist noch nicht das Dasein einer wirklichen Welt, einer ihm selbst objectiven wirklichen Wahrheit. Auf diese aber bezieht sich das Absolute als Wahrheitswille, und diesen positiven Wahrheitswillen in ihm zugleich ewig vorausgesetzt, wird ihm sein selbstbewusstes Alleinsein zum negativen Grunde des Schaffens, das Schaffen zum Mittel der Verwirklichung der objectiven Wahrheit als des Zweckes. Diese, die geschaffene Welt soll aber Wahrheit werden, so wahr er selbst der wahrhaftige Wille ist, denn wahrer Wille ist er nur, wenn er die volle objective Wahrheit will. Somit muss die objective Wahrheit oder das, was im absolut Einen für die subjective Seite Object sein soll, dem absoluten Subject gleich werden, d. h. es muss selbst absolutes Subject werden, und selbst absoluter Wahrheitswille, wie das erste

Subject, und sich auf dieses eben so wissend und wollend beziehen, wie es dieses auf sich bezogen weiss. Die Verwirklichung dieses (zweiten) Subjects im Absoluten geht vom absoluten Subject aus und endet mit der Gegenseitigkeit des Vernehmens der objectiven Wahrheit oder dem Process der subjectiven und objectiven Vernunft« (S. 285).

Diese Stelle, die wir ausführlich copirt haben, enthält wohl so ziemlich den bedeutendsten Theil von der Weltansicht des Verfassers, und gegen sie wollen wir uns daher hier sogleich einige Bemerkungen erlauben. Zuerst tritt die ganze Darstellung in der Form einer Erzählung auf, der wir Glauben zu schenken haben, und schwerlich würden die kurzen Worte des Verfassers hinreichen, um die gegenseitige Verknüpfung der hier sehr eilend sich drängenden Gedanken zu sichern. Allein die Erkenntnisstheorie enthält allerdings eine Art Motivirung dieses Standpunkts, und auf sie müssen wir zurückverweisen. Die Sehnsucht nach einem Absoluten im Allgemeinen wollen wir daher als gerechtfertigt ansehen, allein die weitere Bestimmung, namentlich die Art, wie der Begriff der Wahrheit hier eine Rolle spielt, können wir durchaus nicht billigen, und zwar in doppelter Weise nicht, einmal sofern sie den Inhalt der ganzen Weltansicht entscheidend bestimmt, dann aber sofern sie formell und methodisch an die Principlehre anknüpfen soll.

Versetzen wir uns einmal in die Anschauungsweise des Verfassers und namentlich in seine Polemik gegen Hegel's System, so sind es besonders zwei Tendenzen, die er verfolgt, oder doch verfolgen sollte. Einmal nämlich soll die Immanenz der Welt in Gott überwunden werden und der Weg gezeigt, sie ihm gegenüber zwar nicht mit unanfänglicher, aber doch mit selbststehender Realität hinzustellen; zweitens aber kommt es darauf an, in dem Wesen Gottes ein Motiv zu finden, um deswillen er diese Gegenüberstellung selbst wirklich vollzogen. Diese letzte Frage ist in den speculativen Systemen der letzten Zeit wohl oft berührt, aber nicht erledigt; was namentlich Hegel betrifft, so ist seine Entwickelung der Idee, ebenso wie die früheren Differenzirungen und Indifferenzirungen des Absoluten als ein letztes, nur eben anzuerkennendes und verehrendes Factum hingestellt. Aber jede solche Bewegung

des höchsten Weltgrundes ist ein unbefriedigendes Princip; sie erscheint als eine angeborne Naturbestimmtheit des Absoluten als ein unmotivirtes Nichtstillsitzenkönnen, eine Art von Krampf, in dem es sich nun einmal herumwirft. Es müsste daher darauf ankommen, den Inhalt des Absoluten so zu fassen, dass diese Beweglichkeit eine nothwendige Consequenz seiner Natur würde; zugleich aber müsste diese Natur so gesucht werden, dass die formell immer neu zu erhebende Frage, warum das Absolute so sei und nicht anders, ihrer materiellen Ungereimtheit wegen aufhören müsste, d. h. man müsste das Absolute als das höchste Werthvolle fassen, und seine Art der Existenz und der Entwickelung als hierdurch gegeben darstellen können. In jedem andern Falle betet man immer ein Fatum an, das bloss deswegen allumfassend scheint, weil wir a posteriori zu seiner Annahme gedrängt werden, nicht weil wir auch ohne alle Erfahrung seiner Herrschaft und Wirksamkeit es schon um seiner selbst willen auf diesen Höhenpunkt des absoluten Princips stellen würden. Dieser Mangel nun scheint mir auch in der Ansicht des Verfassers noch vorhanden. Der Wunsch, die Welt als Gott gegenüber bestehend zu denken, ist bei ihm eigentlich ziemlich identisch mit dem Wahrheitswillen überhaupt, denn dieser verlangt nach ihm objective Realität der Welt; fragen wir aber welches Motiv in Gott liegt, diese Realität zu begründen, so ist es wieder der Wahrheitswille, dass es eine objective Welt sei. Was ist hiermit geleistet? Welche innere Bestimmung in dem Wesen Gottes ist denn hier nachgewiesen, die selbst jeder weitern Nachfrage nach dem Grunde ihrer absoluten Nothwendigkeit überhoben, die Schöpfung einer Welt nöthig machte? Keine, wie mir scheint, es ist vielmehr ein idem per idem; weil wir eine Objectivität wollen, nehmen mir einen Gott an, der sie auch will. Ein Absolutes, dessen Inhalt nur in dem Wollen einer wahren Objectivität besteht, das nur sich selbst wissender Geist ist, ist nicht verehrungswürdiger, als ein anderes, das mit der Krankheit der Dialektik behaftet ist, denn wo Nichts mehr hinzukommt, ist dieser Wille zu schaffen, eine ebenso gleichgiltig hinzunehmende Laune, als die andere sein würde, lieber allein zu sein. Wir würden aber in hohem Grade unbillig sein, wenn wir bei diesen Vorwürfen stehen bleiben wollten,

des Verfassers Aussprüche enthalten viele Worte, die auf bessere Motive deuten. Das Absolute, sich wissend, findet sich allein, und dies ist ihm der negative Antrieb zu schaffen. Sollten wir bei dem Verfasser eine kleine Scheu vermuthen, hier seinen Gedanken klar auszudrücken, weil er dann vielleicht zu popular, und deswegen unwahr schiene? Dies Absolute, das sich allein sieht, findet keine Befriedigung seines Gefühls und seiner Sehnsucht in der Einsamkeit. Gott, weil er eben nicht bloss ein selbstbewusster Geist überhaupt ist, sondern weil der Inhalt, dessen er sich als seines eignen Wesens bewusst ist, die Liebe ist und der Drang, Glück und Seligkeit zu verbreiten, deswegen will er nicht bloss immanente Gedanken, die er nicht lieben kann, ohne nur sich selbst zu lieben, sondern eine wahre, objective Welt, die seiner Liebe Gegenliebe gibt und sich von ihm geliebt selig fühlt. In dieser ethischen Natur Gottes allein kann der Grund liegen, warum er überhaupt secundär auch als absoluter Wahrheitswille im Sinne des Verfassers gefasst werden darf; eine üble Wendung aber ist es, wenn das Wesen des absoluten Princips durch jenen an sich durchaus werthlosen, unbegreiflichen Willen, etwas Anders ausser sich hervorzubringen, bestimmt werden soll. Was aber bewog den Verfasser eigentlich zu diesem Ausdrucke? Dies vermögen wir nicht bestimmt zu sagen, denn grade das, worin ohne Zweifel der Grund liegt, verstehen wir bei ihm nicht, nämlich jenen Wunsch, das Princip des menschlichen Philosophirens und das Realprincip der Welt in Eins zusammengehen zu lassen.

Wie der Verfasser einerseits zugeben kann, dass wir nicht unmittelbar auf dem weltschöpferischen Standpunkte stehen (S. 30), und dann doch wieder verlangen, dass wir mit dem *πρότερον φύσει*, nicht mit dem *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* zu philosophiren beginnen sollen (S. 281), ist mir unverständlich. Wäre nun die Frucht dieser Ansichten nur jene oben berührte Unangemessenheit der Namengebung, so würden wir sie nicht sehr beklagen, allein durch den ganzen dritten Theil hindurch wird die Wahrheit des ganzen Gedankengangs durch diese Neigung getrübt und verschleiert, in dem Absoluten zuerst diese Tendenz zur Schöpfung und Objectivirung zu sehen, und aus ihr dann das Uebrige entstehen zu lassen.

Dies erinnert uns auffallend an den, den der Verfasser bekämpfen wollte, an Hegel; mag auch der vollendete Begriff des wahrhaft concreten Absoluten ihn stillschweigend leiten, an die Spitze gestellt finden wir doch eine Abstraction gleich der Hegel'schen Idee. Ich muss wieder auf ein früheres Wort zurückkommen; es fehlt mir in des Verfassers Werk ein vorbereitender Theil, der alle verschiedenen Anforderungen unsers theoretischen, ästhetischen und ethischen Geistes deutlich mit ihrem Rechte darstellte, und eben deswegen fehlt auch die Anerkennung, dass die Dialektik dieses letzten Theils wesentlich von ästhetisch-ethischen Gesichtspunkten getrieben wird. Es sind nicht logische, nicht theoretische Widersprüche, die uns hier mit dem Verfasser von Stufe zu Stufe weiter treiben, sondern es ist die Angst des ethischen Geistes, der nicht mit einer Weltansicht sich begnügen will, die allen seinen Bedürfnissen widerstreitet.

Wir wollen nur noch an einigen der nachfolgenden Abschnitte unsere Bemerkungen zu bestätigen suchen. Das zweite Stück des ersten Abschnittes handelt sogleich von der Liebe, also von dem, was wir oben vermissten. Von ihr sagt der Verfasser mit Recht schon früher: sie sei keineswegs nur ein auf metaphysische Kategorien übergetragener, populärer, analoger, pathologischer Ausdruck, kurz keine Analogie von irgend etwas Anderm, sondern eine specifisch bestimmte, und zwar die allerhöchste Vermittlungskategorie selbst; aber genau dasselbe sagt er S. 20 von dem Begriffe der Weisheit. Und so werden wir nicht überrascht, wenn S. 295 die Liebe definirt wird als die Vermittlung des Wissens und Wollens der absoluten Wahrheit, und zwar als einer zu vollendenden objectiven Wirklichkeit um des Seins der objectiven Wahrheit willen. Was dies auch sein mag, Liebe ist es nicht, die bloss an dem Sein einer Realität Antheil nimmt; sollen denn alle die Begriffe des Glücks, der Seligkeit, des Wohlwollens, Alles woran im Leben unaussprechlicher Werth hängt, soll diese wahre concrete Liebe immer nur wie der Mond durch entlaubte Gebüsche, so hier durch dürre formelle Abstractionen nebenher auf unsern Weg scheinen, ohne je deutlich hervorzutreten? Gewiss, wenn der Verfasser Anderer Definitionen der Liebe tadelt, nach denen sie ein Einswerdenwollen mit

seinem Andern, ein Seelewerdenwollen der organisirenden Thätigkeit sein soll, so hat er Recht, denn sie verwechseln alle eine einzige Handlung mit der concreten Gesinnung, in der sie neben andern liegt; aber seine eigne Definition vermeidet diesen Fehler nicht.

Diese vom Verfasser sogenannte positive oder schöpferische Liebe muss nun in die richtige dialektische Verbindung mit dem zweiten, negativen Moment der Liebe gebracht werden; »an diesem Punkte hängt wesentlich dies ganze System« (S. 297). Das Absolute muss, will es Anderes schaffen, zugleich sich selbst erhalten, affirmiren oder in sich reflectirt bleiben; dies, sich nicht bis zum Verschwimmen in das Objective hinzugeben, kann die negative Liebe oder die Egoität genannt werden. So ist das Verhältniss zwischen Schöpfer und Geschöpf bestimmt; die positive Liebe erkennt selbst das Objective an, und dies ist es eigentlich, was sie charakterisirt; es ist ihr nicht sowohl um das Anerkanntwerden, als um die Befriedigung zu thun, selbst anerkennen zu können, und darum schafft sie Wesen, welche sie, ihren Schöpfer, anerkennen, denn nur solche kann sie selber als sich wahrhaft ebenbildliche Wahrheit anerkennen, und wiederum kann sie nur dann erst als von ihnen vollkommen erkannt sich wissen, wenn diese sie als die positive Liebe wissen. »Das Resultat der bisherigen Untersuchung, heisst es S. 304, oder die Synthese des Absoluten als Idee und der Liebe als Vermittlung ist die Idee der absoluten Wahrheit, aber als subjective Wahrheit, d. i. als das absolute Subject oder als der absolut freie Wahrheitswille qua Princip. Fragen wir also, was ist der absolute Grund der Welt oder das Unanfängliche des Alls im All, so ist es weder die reale Substanz des Materialismus noch das nur sich selbst denkende Denken des abstracten Theismus, noch die unbegreifliche Indifferenz der Identitätsysteme, sondern die concrete Einheit des Denkens und Seins in der Idee, welche als absoluter Wille der Wahrheit ausgesprochen werden muss. Als solche ist aber das absolute Subject absolute Persönlichkeit« u. s. w. Das Motiv zur Schöpfung der Welt ist keine Naturnothwendigkeit, sondern (S. 309) »für das Absolute eine sogenannte moralische Nothwendigkeit, da es als Wahrheitswille an sich selbst auf eine

Welt bezogen ist«. Hiermit wollen wir den ersten Abschnitt der Teleologie, der von dem Absoluten handelt, verlassen.

Der zweite Abschnitt, »die Vernunft« überschrieben, enthält guter und fruchtbarer Bemerkungen sehr viel, und wir würden noch mehr bedauern, von ihm nur eine sehr dürftige Inhaltsangabe beifügen zu können, wenn wir nicht erwarten dürften, seinen Inhalt, der für diese kurze encyklopädische Darstellung viel zu reich ist, bald von dem Verfasser in ausgedehnterer Weise bearbeitet zu sehen. Als eine Lehre von der Vermittlung dieses Absoluten mit seinem absoluten Zwecke der Wahrheit ist der Abschnitt eine Art Plan des Weltganges, und umfasst Alles, was wir sonst den principiellen Theilen der Naturphilosophie, der Philosophie der Geschichte und Religion zugewiesen sehen. Wir müssen uns neben der allgemeinen Anerkennung, durch ihn sehr oft lebhaft angeregt worden zu sein, damit begnügen, den Fortschritt der Betrachtung im Grossen anzugeben, und fügen im Allgemeinen nur noch hinzu, dass wir selten bei ähnlichen Darstellungen so wie bei dieser, das Gefühl gehabt haben, unmittelbar den höchsten Angelegenheiten nicht nur gegenüber zu stehen, sondern zu empfinden, wie das, was wir uns häufig als in einer entlegenen Welt des Absoluten vorgehend denken, der Welt, in der wir wirklich leben, und dem ganzen Laufe der Geschichte immanent inwohnt und uns überall umgibt. Verbergen wollen wir allerdings auch nicht, dass uns diese Richtung der Gedanken ihre Bedenklichkeiten zu haben scheint, und dass wir zuweilen etwas betroffen von der Leichtigkeit sind, mit der dem Verfasser fast jeder Inhalt der dogmatischen Theologie sich sogleich zu einem nothwendigen Momente gestaltet, und eben auch dies nicht nur für einen »überseienden« Zusammenhang, um ein solches Wort zu brauchen, sondern vielmehr für den uns ganz heimischen Process der irdischen Geschichte. Doch es ist unmöglich, auch dies hier zu erörtern; wir folgen daher dem Verfasser in eine Inhaltsangabe seiner Vernunftlehre.

Ein Realisationsprocess der Liebe wird dem Früheren folgen müssen. Das Absolute, nicht selbstisch in sich verschlossen, will vernehmen objectiv seiende Wahrheit. So ist denn seine erste That die Offenbarung, und zwar sowohl

a) der reale Process der Schöpfung im engern Sinne, als auch, weil das Geschaffene wirklich sein soll, b) Erhaltung, und weil es nicht ohne das Absolute bestehen noch für sich allein zu dem finalen Zwecke führen würde, c) Regierung der natürlichen Endlichkeit, die jedoch als natürliche nur Mittel für den eigentlichen Offenbarungszweck, die Vernünftigkeit der creatürlichen Subjecte bleibt, in deren Erziehung endlich die göttliche Offenbarung als Vorsehung fortwaltet.

Die Darstellung dieser verschiedenen wichtigen Begriffe lässt uns einige Zweifel, indessen ist es wohl auch kaum möglich, in so kurzer encyklopädischer Weise alle Bedürfnisse zu befriedigen. Was die Schöpfung betrifft, so möchten wir wohl die Frage aufwerfen, in wiefern in dem Wahrheitswillen als Princip ein Motiv für diese bestimmte Welt mit ihrem Inhalt lag; sollte die Ontologie darauf Antwort sein? Hier sucht der Verfasser nur für die Welt einen Grund in Gott, das reine Denken könne nicht schöpferisch gedacht werden. Zwar verwirft er auch die Vorstellung eines Dualismus der beiden Principien der formenden Energie und des passiven Stoffs; aber seine eigne Meinung deutet er nur leise an: »das Absolute schöpft, die Welt anfangend, sie der Substanz nach aus sich selbst, und schafft sie, der Form nach, nach sich.« Dann ist doch wohl das Absolute noch etwas Anderes als blosser Wahrheitswille, der weder Substanz noch Form dazu darbieten würde. Unbegreiflich ist mir die gleich folgende Aufforderung, wenn man den eigentlichen Hergang der Weltschöpfung kennen wolle, sich mit mathematischen Kenntnissen an die Naturwissenschaften, die Geologie, zu wenden. Welche Geologie kennt der Verfasser, die uns etwas von der Schöpfung verriethe? Und von welcher meint er, dass sie »auf überraschende Weise mit dem übereinstimmt, was die Theorie (?) und selbst die sinnigste und älteste unter den Mythen lehrt.« Die Erhaltung nennt der Verfasser die zur Fortdauer der Geschöpfe nöthige Fortdauer des thätigen Willens des Absoluten, mag sie aber nicht eine fortwährende Schöpfung nennen, weil sie nur mittelbar die bereits ins Dasein gesetzten Bedingungen für das Leben höherer Gattungen benutzt. Es ist nicht klar, ob nun diese Bedingungen wieder eine unmittelbare Erhaltung erfordern oder für sich feststе-

hen, wodurch die That der Erhaltung selbst verschwinden würde. Auch der Begriff der Weltregierung ist uns nicht völlig klar geworden. Sie soll den in sich kreisenden Process der Natur zum Mittel in der Hand der Vorsehung herabsetzen, indem sie ihm einen Zweck gibt, der darüber hinaus in ein höheres Gebiet weist. Gott bedient sich der Natur, um auf ihrer Basis Höheres zu schaffen, und eben in so fern in dem gesetzlich sich gleichbleibenden Naturlaufe zugleich höhere Zwecke bemerkbar sind, und die Naturordnung selbst nur aus diesen höheren Endzwecken begreiflich ist, in so fern wissen wir sie als regiert, nach einem nicht in ihr selbst liegenden Ziele hingelenkt. Aus diesen Aeusserungen lässt sich die Frage noch nicht beantworten, ob die Regierung nur in einer Entfaltung einmal eingepflanzter Tendenzen, oder in einer fortwährenden Neuerzeugung von Bewegungen besteht, die aus dem jedesmal vorhandenen Gesammtbestande der Natur nach deren eigenen Gesetzen nicht schon folgen. Es scheint mir, als verschmölze dieser Begriff der Weltregierung fast ganz mit dem folgenden der Vorsehung. Diese freilich setzt der Verfasser ausschliesslich in eine absichtsvolle Erziehung des Menschengeschlechts, denn in ihm allein sei Perfectibilität, die gepflegt werden will; die Natur dagegen als kreisender ὅρος einmal in Gang gesetzt, würde auch fernerhin ohne Gottes specielle Vorsehung ihren nothwendigen Gang gehen. Aber eben deswegen wissen wir nicht, worin die Regierung der Natur bestehen soll. Von der Vorsehung nun erwartet man specielle Veranstaltungen, die sich den geschichtlichen Entwickelungsstadien der Menschheit erziehend anschliessen; die Gottheit kann es nicht bei dem blossen Naturlauf bewenden lassen, das Mehr aber, welches man hier verlangt, wird nicht als blosses Ueber und Durch, sondern irrthümlich als Gegen und Wider die Natur aufgefasst, und so verbindet sich mit dem Begriff der Vorsehung sogleich der des Wunders. »Dies ist einer von den entscheidenden Punkten, bei denen man den Philosophen erwartet.« Jedes erste Erschaffen ist ein Wunder, und daher dem empirischen Bewusstsein, das im Gegebenen Prämissen dazu sucht, unerklärlich. Allein nach einem logischen Kanon, dessen Anwendbarkeit in diesem Falle wir durchaus bezweifeln müssen, soll nach dem Verfasser das Hö-

here nie ohne das Niedere sein; soll mithin im Wunder ein höheres Geistiges über den Naturlauf hinaus geschaffen werden, so dürfen deswegen die Naturgesetze nicht suspendirt werden. Aber man darf darum nicht hoffen, aus unbekannten Naturgesetzen das Wunder, das dann nur in der Verwunderung unserer Unwissenheit wurzeln würde, zu erklären. Vielmehr als der Inhalt des wahren Wunders muss angesehen werden: das aus der Endabsicht des absoluten Geistes hervorgehende Neue, Höhere, welches, weil es aus der Natur nicht folgt, an sich selbst ein Höheres als die Natur, ein Ethischreligiöses ist. Das wahre Wunder ist keine einzelne Erscheinung, sondern ein von nun an fortwirkendes Princip, das sich fortan auf natürlich psychologische Weise selbst zu entwickeln beginnt. Diesen Ansichten des Verfassers wird eine besonnene Naturwissenschaft zwar keinen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen, aber doch noch manche Fragen aufwerfen, deren Beantwortung wir in einer ausgedehnteren Bearbeitung hoffen.

Nachdem der erste Abschnitt dieses Vermittlungstheils uns die productive göttliche Vernunft geschildert, zeigt der zweite in der Religion die percipirende menschliche; das Echo jener im menschlichen Gemüth. Da nun das Absolute seinerseits ewig dasselbe unwandelbare Sein, das endliche Vernunftwesen aber ein werdendes, sich entwickelndes ist, so ergibt sich die Gliederung und zugleich Periodisirung der Religion 1) in die wesentlich principielle Gestalt der adiakritischen Einheit der Momente des unmittelbaren Wissens, Wollens und Lebens, die primitive Gefühlsreligion oder Pietät; 2) in den Progress der Vermittlung oder Entwickelung der menschlichen Vernunft in ihrer Subjectivität, d. i. seiten ihres entwickelungsfähigen intellectuell-theoretischen Moments, und zwar durch die Stadien a) des Glaubens, b) der reflectirenden Theologie und c) des gläubigen Wissens oder der wissentlich appercipirenden Vernunft, welche die wahre Theologie ist; und 3) die Synthesis dieses theologischen Glaubensprocesses mit der Religion, so dass das entwickelte ideelle Moment zum bestimmenden Princip nicht nur des Wissens, sondern auch des Wollens und des Lebens wird, in diesem Umkreis aber zur realisirten, offenbaren, d. i. sich allseitig offenbarenden Religion und an und

für sich zum Cultus wird. Im Cultus gelangt, und zwar in seinen drei Momenten, der Verkündigung, der versöhnungsbedürftigen Andacht und Andachtsäusserung und dem Sacramentalen, der gegenseitige Vernehmungsprocess des absoluten und des endlichen Geistes zu seinem Ziele.

So kurz wie über den vorigen, müssen wir uns auch über den letzten Abschnitt fassen, der das absolute Ideal betrachtet, oder die Idee der absoluten Wahrheit, den Weltzweck in seiner Verwirklichung; das Reich Gottes und Gott in seinem Reiche. Denken wir uns dies concret Alleine des Absoluten als vorweltliches Ideal in der noch allein seienden, und den Zweck, die Vermittlung und die Erfüllung wissenden Gottheit aufgefasst, so ist dies die philosophische oder Gott immanente Trinität. Dasselbe Ideal in seiner geschichtlichen Verwirklichung, sub specie der wirksamen Weisheit aufgefasst ist der Inhalt der sogenannten ökonomischen Trinität und Heilsökonomie; die Synthesis endlich jenes transscendental göttlichen oder ideellen Princips und dieses Verwirklichungsprocesses, als finales Resultat oder erfüllter Zweck aufgefasst, erkannt und gewusst, ist das, was als theologische wie philosophische, als ideelle wie geschichtliche Wirklichkeit der Wahrheit gesetzt, die weltimmanente Trinität genannt werden kann. — Gott zwar bleibt derselbe, aber der Reflex des veränderlichen menschlichen Wissens von ihm in ihm selbst ist das Moment der Veränderlichkeit oder des Werdens in ihm, ein Mitwissen des veränderlichen Thuns der Menschen. Diese historischen Ansichten von Gott, zwar nicht ihn in seiner trinitarischen Einheit, sondern in seinem erscheinenden Wirken begreifend, werden nun in die drei Standpunkte des Schönen, des Rechts und des Sittlich-Guten zerlegt, eine Ableitung, die der Verfasser mit einer seinem abstracten Princip getreuen formellen Parallele mit den Begriffen der Richtigkeit, Wirklichkeit und Wahrheit des Wissens begleitet. Die weitere Ausführung jedoch, die vielleicht einen an sich richtigen Gesichtspunkt zu sehr hervorhebt, rechnen wir so zu den besten Partien des Buchs, dass wir ihren Inhalt nicht durch eine dürftige Relation zerreissen wollen. Der letzte Abschnitt ist der Idee der Heiligkeit gewidmet, dem Letzten für uns, an sich dem Ersten.

Wir haben die letzten Abschnitte sehr flüchtig angeführt, weil sie, wie leicht bemerklich ist, mehr und mehr einen Charakter annehmen, von dem wir zweifeln, ob wir ihn nicht dem ganzen Werke zuschreiben sollen. Es sind geistvolle und in ihrem Inhalte wohl kaum einem ernsten Widerstande ausgesetzte Reflexionen eines religiös gebildeten Philosophen. Ob alle die systematischen und methodischen Hülfsmittel, die hier aufgeboten sind, hinreichen, um aus diesem Inhalt eines bewegten und tiefen Gemüths formell etwas mehr zu machen, nämlich theoretisch, wissenschaftlich begründete Wahrheiten, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Sollen wir über das Ganze des Werks noch einige Reflexionen hinzufügen, so ist es zuerst seine Incommensurabilität mit andern Ansichten, die wir nicht billigen können. So weit hat jedenfalls die lange Bemühung der Philosophie es gebracht, eine Topik der Fragen und Probleme herzustellen, die Niemand, der richtig verstanden sein will, ohne Schaden ganz vernachlässigen darf. Die Ansichten des Verfassers aber sind schwer zu fassen und zu bekämpfen, da sie auf den ganzen Bildungsgang, den jedes philosophirende Gemüth wesentlich ähnlich zu durchlaufen hat, keine Rücksicht nehmen, sondern von der Höhe eines concentrirten religiösen Bewusstseins aus nur das fragen und das beantworten, was diesem Standpunkte zunächst liegt, über die zahlreichen Schwierigkeiten dagegen, die eine anders gesinnte Metaphysik erheben würde, hinweggehn. Das grade ist ja im Gegensatz zu der theologischen Färbung, die dies Buch trägt, die Aufgabe der Philosophie, auf einem Wege, der jedem Einspruch offen steht, und alle Bedenken des Erkennens berücksichtigt, jenen höchsten Inhalt subjectiv zu begründen, den wir gern im Glauben als das objectiv Höchste verehren. Lassen wir diese formellen Bedenken bei Seite, und fragen, ob diese Wissenschaftslehre den ganzen Umkreis der Philosophie umschreibe, so müssen wir wohl zugestehen, dass nicht nur alle Fragen, welche die bestimmte gegebene Gestalt der Natur betreffen, in der Ontologie eine allzukarge Beantwortung finden, sondern die ausschliessliche Neigung des Verfassers zu bloss theologischer Betrachtungsweise lässt uns auch, was die praktische Philosophie betrifft, nicht sehen, wie sich unsere Stellung zu dieser Natur und ihren uns umgebenden

Bedingungen zu dem Zwecke der Heiligkeit verhält, der aus jener hervorgeht. Ueberlegen wir endlich, ob aus dem Princip des Verfassers, dem absoluten Wahrheitswillen der Welt Plan und Bedeutung und das Wesen Gottes vollständigere Beleuchtung erlangen, so müssen wir unsere frühere Klage erneuern, dass die Wahl eines so bloss formalen und abstracten Princips und die Verschleierung der ethischen Begriffe durch dasselbe uns in Gott nur ein verständiges Wesen sehen lässt, das den Genuss der feinsten theoretischen Befriedigung suchend, seine eignen Gedanken hypostasirt, um aus einem objectiv wirklichen hin und her gehenden gegenseitigen Vernehmen grössere Lust zu schöpfen. Allein wir schliessen mit der Ueberzeugung, dass dies nicht die Ansicht des geehrten Verfassers ist, und dass die von ihm versprochene weitere Ausführung der Ethik uns von unserm Unrecht überzeugen wird, und die Missverständnisse zerstreuen, in die, uns selbst fühlbar, seine allzu schwierige Darstellungsweise uns geworfen hat.

XXIII.

RECENSION VON JOSEPH FREIH. V. EICHENDORFF, ÜBER DIE ETHISCHE UND RELIGIÖSE BEDEUTUNG DER NEUERN ROMANTISCHEN POESIE IN DEUTSCHLAND.

(Leipzig 1847.)

[1848. Siehe Gött. gel. Anzeigen 1848 Stück 13, S. 133—136.]

Unter der wachsenden Menge der Darstellungen unserer vaterländischen Poesie ist dieses Buch eine eigenthümliche Erscheinung, erfreulich durch Eigenschaften, von denen freilich wohl viele sich theilnahmlos abwenden werden. Nach so

manchen Versuchen, das vielgestaltige und innerlich tief bewegte Leben unserer grossen Kunstepochen von der Höhe ganz unparteiischer Standpunkte herab, wie ein gleichgiltiges Material nach allerhand abstracten Ansichten zu ordnen, freuen wir uns, einmal auch eine Stimme zu vernehmen, der die Geschicke der deutschen Dichtung nicht nur ein Gegenstand dialektischer Hyperkritik sind, die vielmehr, das Alles für eine noch fortzuführende Lebensaufgabe ansehend, mit beredter Freude ausspricht, was sie in jener Poesie Unvergängliches gefunden, und mit zürnendem Schmerze von ihren Verirrungen sich abwendet. Dieses schöne praktische Interesse, für die poetische Welt, die ja nie abgesondert vom Leben der Nation besteht, Sinn und Gemüth der Lebenden wieder empfänglich zu machen, gibt diesem kleinen Umrisse eine innerliche Wärme und Lebendigkeit, die uns völlig für die Kürze entschädigt, mit welcher manches sonst Bemerkenswerthe angedeutet ist. Wie schon der Titel ausdrückt, ist es nicht auf eine Geschichte der Romantik überhaupt, sondern nur auf die Darstellung ihrer religiösen und ethischen Bedeutung abgesehn; und so bleibt denn Alles ausgeschlossen, was als philosophische Ansicht oder als naturwissenschaftliche Phantasie an sie anknüpft, und was allerdings, wenn die ganze Natur und alle Wirkungen der Romantik hätten dargestellt werden sollen, nicht übergangen werden durfte. Aber auch auf dem engern Gebiete, das er sich abgegrenzt, wird Niemand von dem Verfasser erwarten, dass er den Ton jener scharfsinnigen Schulgelehrsamkeit anstimmen werde, die mit ihren systematischen Methoden und ihren überfeinen Conjecturen nirgends mehr fehlzugreifen pflegt, als auf diesem Felde der Schätzung individueller geistiger Ausbildungen und ihres Zusammenhangs zu einem historischen Ganzen. Wohl aber finden wir jene wackere anspruchlose Sprache eines Mannes, der fast nur seine eignen Erinnerungen zu überblicken brauchte, der selbst mitdichtend und mitkämpfend in den Kreis der romantischen Schule verflochten, vielen ihrer Häupter persönlich befreundet, jetzt noch unter uns als der fast einzige Zeuge jener vergangenen Zeit weilt, deren innerste Bewegungen er treulich und tief in seinem Herzen gehegt hat, und in deren Schilderung, wenn sie von anderer Hand unternommen wäre, er selbst als

einer der leuchtendsten Punkte nicht fehlen würde. So folgen wir ihm gern durch eine kurze Einleitung, die, etwas in der Sprache seines Leontin, die traurige Zeit Iffland's und Kotzebue's schildert und die ersten Keime romantischer Richtung oder vielmehr der Sehnsucht nach einer solchen nachweist, wie sie aus der gewaltigen aber vergeblich ihren Schlusspunkt suchenden Thätigkeit Lessing's, Herder's, Hamann's, Jacobi's und Anderer hervorwuchsen. Der umfänglichste Theil der Schrift ist nun der Charakteristik der hauptsächlichsten Führer der Romantik gewidmet. Ueber keinen derselben, Zach. Werner allein ausgenommen, dessen Uebertritt zum Katholicismus ihm Gelegenheit zu weitläuftigern Erörterungen gibt, ist viel gesagt; aber dennoch finden wir durch wenige Züge die meisten treffend bezeichnet, wenn wir gleich bedauern müssen, dass die ausschliessliche Rücksicht auf die ethisch-religiöse Bedeutung der Romantik den Verfasser abgehalten hat, durch umfassendere Kritik auch des künstlerischen Geistes die Charakteristik der Einzelnen zu vollenden. Auch nicht überall vermögen wir mit ihm übereinzustimmen; billigen wir z. B. auch durchaus sein Urtheil über Tieck, Fouqué, Platen, so vermögen wir doch Novalis lange die hohe Bedeutung nicht einzuräumen, die er ihm zuschreibt; und wenn wir, was Arnim's und Brentano's geistigen Gehalt betrifft, selbst noch mehr als der Verfasser verlangt, zugestehen würden, so scheint doch, ihnen gegenüber, der formellen künstlerischen Vollendung H. v. Kleist's zu wenig Beifall zugemessen. Was aber am meisten an der ganzen Darstellung Interesse erweckt, ist das Heilmittel, das der Verfasser für die erkrankte poetische Stimmung unserer Tage darbietet, — die Rückkehr zum Katholicismus. Leider hat er über das, was er mehrmals im Verlaufe der Schrift als eine katholische Gesinnung bezeichnet, die sich in der romantischen Schule entwickelt und bei Mehreren auch äusserlich die Rückkehr zur Kirche zur Folge gehabt habe, nirgends sich deutlicher erklärt. Dass aber im Wesentlichen hier kein larmoyanter Aberglaube gepriesen werde, wird Jeder sich sagen, der die tüchtige, wahrhaft ritterliche Weise des Verfassers aus seinen eigenen Werken kennt, und sich der frischen Empfänglichkeit erfreut hat, mit der er die Bilder der Welt aufnimmt,

freilich nicht, um sie von einer tabula rasa, sondern von einem tiefreligiösen Hintergrunde seines Gemüths wiederzuspiegeln. Damit müssen wir uns getrösten, und darin werden wir ihm auch beipflichten, dass es dieser Zeit, die sich ihres Gesinnungsreichthums überhebt, vor allem Noth thue, nur erst wieder zu dieser Tüchtigkeit der Gesinnung zurückzukehren, wie sie oft dunkel, oft missleitet, aber gewiss mit grosser Intensität die längst für überwunden geachtete Romantik besass. Poesie wird gewiss nie blühen ohne einen volksthümlichen Glauben, der das Ganze der Welt auch wirklich zu einem Ganzen zusammenfasst, und ohne jene Pietät gegen die individuellen Bildungen der Geschichte, die damals auf eine vielfach verkannte Weise auch den politischen Sinn der Deutschen zuerst und erfolgreich belebt hat. Ob diese Erneuerung jeglicher Pietät im Leben zugleich eine Rückkehr zum Katholicismus sein müsse, darüber wollen wir mit dem in ihm aufgewachsenen Verfasser nicht rechten. Das Leben ist so gross und unerschöpflich an Verwicklungen reich, dass wir schon das für ein Grosses achten müssen, wenn ein Gemüth nur überhaupt einen Leitstern gefunden hat, dem es mit der Individualität seiner Natur sicher folgen kann, ohne dass sich ihm in seiner Bewegung die Umrisse der Welt verzerren; ob aber dieser Stern zugleich der wahre Angelpunkt der Welt sei, darüber sollen wenigstens die Dichter nicht streiten. Wir Jüngern stehen merklich unter dem Einfluss anderer Strömungen als jene Zeit; Manches ist uns näher und dringender ans Herz gelegt, was sie noch in beträchtlicher Entfernung sah; vielleicht bedürfen wir daher auch andere Sterne, die uns führen, gewiss aber die gleiche Ehrfurcht vor dem tiefen Grunde, von dem wir Alle getragen werden.

XXIV.

RECENSION VON F. W. HAGEN, PSYCHOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN. STUDIEN IM GEBIETE DER PHYSIOLOGISCHEN PSYCHOLOGIE.

(Braunschweig 1847.)

[1848. Siehe Gött. gel. Anzeigen 1848 Stück 57, S. 556—564.]

Durch seine anthropologischen Untersuchungen und durch einen längern Aufsatz über Psychologie und Psychiatrie in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie hat sich der Verfasser dieser Schrift bereits vortheilhaft bekannt gemacht. Je seltener gute Arbeiten sind, welche sich die Aufklärung der physiologischen Seite des Seelenlebens zum Ziel setzen, desto aufmerksamer glauben wir jede dieser spärlichen Erscheinungen verfolgen zu müssen. Im gegenwärtigen Falle bedauern wir freilich, mit dem Verfasser nur wenig übereinstimmen zu können, allein auch diese Arbeit enthält doch deutlich ausgesprochen ein gutes Bewusstsein über die Natur der Probleme, die auf diesem Gebiete vorkommen, und grade deshalb halten wir es für eine Pflicht gegen den regsamen und talentvollen Verfasser, so weit es uns möglich ist, die Fehler zu bezeichnen, die ihm den Erfolg seiner Bemühungen entreissen könnten. Im Allgemeinen, um dies zuvor zu bemerken, hätten diese fünf Abhandlungen kürzer sein können; die Gegenstände sind häufig so bekannt, dass ihre weitschichtige Analyse in eine unerquickliche Rhetorik verläuft, aus der kein Gewinn zu ziehen ist. Viel besser wäre ein Theil des jedesmal verbrauchten Raums auf die scharfe Sonderung der verschiedenen Fragen verwendet worden, die sich bei den behandelten Gegenständen aufdrängen, und die der Verfasser wenigstens in der Darstellung zuweilen hat in einander laufen lassen, wenn er gleich ihre Verschiedenheit kennt. Wir müssen diese Bemerkung sogleich speciell gegen die erste Abhandlung richten, welche die Frage beantworten soll, was physiologische Psychologie sei? Freilich, das Unfruchtbare des Materialismus

und die Unergiebigkeit rein spiritualistischer Psychologie kennt der Verfasser und bemerkt sie in der Kürze ganz gut; als er aber seine eigene Meinung auseinanderzusetzen versprach, hätten wir etwas Schärferes und Bestimmteres erwartet, als die Wiederholung der Aussprüche, die er in seinem Artikel in R. Wagner's Wörterbuch gethan hat. Dass die Seele mit dem Leibe nicht äusserlich verbunden, sondern aus einer Grundeinheit zugleich mit demselben sich entwickle, dass sie nur mit ihren untern Vermögen, der sogenannten Sinnlichkeit, an das Leibesleben gebunden sei, — (S. 7) das sind Worte, die kein Princip einer Ansicht vorstellen können. Eben so wenig können wir ein solches in des Verfassers unglücklicher Lieblingsvergleichung sehen, dass die Seele eben so ein aus vielen Gliedern zusammenhängender Organismus sei, wie der Leib. Man kann ja auch diese Redensart brauchen, nur muss man sich erinnern, dass alles auf die eigenthümliche Bedeutung der Zusammenhangsform ankommt, durch die die Theile eines zusammengehörigen Systems eben zu einem Organismus werden. Und da können wir freilich nicht mehr mit dem Verfasser sagen S. 10: wie ein bestimmtes Organ, z. B. das Herz, sich zusammensetzt aus Gefäss, Muskeln, Zellgeweb und Nerven, so entstehen aus der Combination der verschiedenen Formen der Grundkräfte die einzelnen weiteren Seelenvermögen, z. B. aus dem Fühlen und Erkennen der Glaube u. s. w. Nein, nein, gar nicht so, wie, sondern so ganz und gar anders, dass der ganze Vergleich völlig unbrauchbar ist.

Die zweite Abhandlung betrachtet das Weinen. Hier würden wir die Sonderung folgender Fragen verlangen: 1) Was geht beim Weinen überhaupt im Körper vor? Diese Symptomatologie hat der Verfasser ausführlich und gut behandelt. Nur ein Phänomen ist übergangen, das doch wohl ziemlich allgemein vorkommen möchte, nämlich ein eigenthümliches Kitzelgefühl in der Nase verbunden mit zitternder Bewegung der Nasenspitze. Dieses Symptom ist nicht nur deswegen auffällig, weil es leider einer der Züge ist, die mitten im tragischen Pathos am meisten die Physiognomie verstellen, sondern es ist auch deswegen merkwürdig, weil es die Analogie zu anderen präcipitirten Secretionen herstellt, bei denen gewöhnlich auch eine kitzelnde Empfindung, meist am Ende

der Ausführungsgänge vorangeht, von der dann die expulsorischen Muskelbewegungen erregt zu werden scheinen, so z. B. beim Niesen, bei Schleimauswurf durch Husten; auch wenn wir Jemand auf eine Citrone beissen sehen, stellt sich meist erst ein oft sehr schmerzhaftes Gefühl um die Mündung des Speicheldrüsenganges ein, und dann erst die präcipitirte Salivation. 2) Welches ist der erste Anfangspunkt, von dem aus diese Gruppe von Symptomen erregt wird? Diese Frage beantwortet der Verfasser dahin, dass zunächst allgemeiner Nachlass des Muskeltonus erfolge, der, bei fortwährenden Anstrengungen, ihn herzustellen, in ein krampfhaftes Zittern übergehe; von hier aus geschehe eine Irradiation der Erregung auf sensible, von diesen auf sympathische Fasern, und hieraus endlich gehe die Thränensecretion und die gewöhnlich damit verbundene des Speichels hervor. Zugestehen muss man dem Verfasser, dass das Muskelzittern ein sehr wesentliches Phänomen ist; auch die Athemmuskeln und das Zwerchfell, wie der häufige Singultus zeigt, sind mitergriffen; der Weinende kann ferner wegen aufwürgender Bewegung der Speiseröhre nicht schlingen, wie ich noch eben wieder bemerke, indem ich diese Anzeige während des Frühstücks schreibe, und mich künstlich bemühe, darüber zu weinen. Allein ein Reflex motorischer auf sensible Fasern ist auch nach Stromeyer's Versuchen mir noch kein glaublicher Vorgang, und ich würde daher Muskelkrampf und Secretion als Coeffecte eines Nervenreizes fassen, dessen Angriffspunkt sich nicht genau ermitteln lässt. 3) Welcher gemeinschaftliche Zug kommt allen Seelenzuständen zu, die Weinen verursachen? Der Verfasser beantwortet diese Frage dahin, dass überall ein Contrast zwischen unserer oder fremder Hülflosigkeit und Schwäche und der vorgestellten (?) Freiheit und Selbstständigkeit gefühlt werde. Ich weiss nicht, warum der Verfasser diesen seinen eignen Ausdruck als unvollständig tadelt; er ist so vollständig, als eine gemeinschaftliche Bezeichnung dieser Gefühle, sobald man alles ihr eigenthümliches Colorit hinweglässt, immer sein kann. Dagegen ist dies ganz falsch, dass der Verfasser von diesem Gefühle eine Plötzlichkeit seiner Entstehung verlangt; eine durch längeres Denken entstandene Wehmuth, sagt er S. 17, bringe kein Weinen hervor. Im Gegentheil, die all-

täglichste Beobachtung lehrt, wie wir über eine Beleidigung, deren Gewicht wir vielleicht nicht augenblicklich ganz empfanden, nachbrüten, wie uns durch längeres Denken die Sache erst zu wurmen anfängt und uns bis zu Thränen bringen kann. 4) Man kann endlich fragen, warum man bei solchen Gemüthszuständen nun grade weint und nicht lacht? Ueber diesen spinösen Punkt der mimischen Symbolik ist der Verfasser sehr kurz; auf den Versuch, »naturphilosophisch« eine analoge Grundbedeutung jener Stimmungen im Psychischen und der Thränensecretion im Physischen aufzusuchen, wirft er S. 28 einen, wie es scheint, ungünstigen Seitenblick; wenn er aber S. 32 sagt, dass die Erscheinungen im Muskelsysteme auf dem Triebe beruhen, sich ganz in sich selbst zurückzuziehen, und von der übermächtigen Aussenwelt abzuschliessen, dass die Seele gewissermassen alle Segel einziehe, so ist das ja doch dieselbe Erklärungsweise, nur einseitig auf die Muskelsymptome angewandt. — Eine fünfte Frage wirft der Verfasser selbst noch auf, nämlich worauf die Erleichterung durch das Weinen beruhe? Er meint, in der Hauptsache schaffe es keine Erleichterung, sondern sein Aufhören sei das Zeichen einer schon eingetretenen. Es ist indessen sehr glaublich, dass der andere Grund, den er auch anführt, wichtiger ist; die Secretion kann sehr leicht Krise einer wirklichen Nervenaufregung sein, und diese beschwichtigen.

Der dritte Aufsatz behandelt die Schamröthe. Die Symptomatologie scheint mir nicht vollständig; denn wenn so extreme Nachwirkungen der Scham, wie Ohnmacht und plötzlicher Tod durch Schlagfluss erwähnt werden, so hätte eine nicht seltene und nicht unwichtige Erscheinung, nämlich plötzliche Gefühle von Hitze oder gleichsam elektrischen Schlägen angeführt werden sollen, die in der Herzgegend vorkommen, und sich bei empfindlichen Personen gleich einer aura auch auf die Unterleibsnerven verbreiten. Auch hat der Verfasser versäumt über den Zustand des Pulses und Herzschlags bestimmtere Beobachtungen zu machen; stürmische Palpitationen, die er anführt, sind gewiss nicht das Einzige, was hier vorkommt. Die Pathogenese des Erröthens, welche sich der Verfasser ausgedacht, gehört zu dem Abenteuerlichsten, was ersonnen werden konnte, und beruht zum Theil auf sehr irri-

gen Beobachtungen. Er verwirft die allerdings ganz unhaltbaren Erklärungen, die auf eine veränderte Herzthätigkeit oder auf Krampf der Venen und gehinderten Rückfluss alles schieben, und meint, diese Congestion, die jedenfalls eine arterielle, d. h. wohl capillare sei, müsse nach dem Satze: Ubi stimulus ibi affluxus erklärt werden. Nun aber habe jeder sich Schämende in sich ein gegründetes oder ungegründetes Selbstbewusstsein, von dem er weiss, dass es sich leicht in den Gesichtszügen ausdrückt; er sucht dasselbe vor Andern zu verbergen, fürchtet aber doch, dass sie ihn beobachten und seinen innern Zustand errathen. Dadurch geräth er in Verwirrung und weiss zuletzt nicht, was für ein Gesicht er machen soll. Durch diese ausschliessliche Beschäftigung mit seinen Gesichtszügen irritirt er aber seine sensitiven Gesichtsnerven (Trigeminus?) und von diesen aus entsteht ein Reflex auf die Gefässnerven und so das Erythem. Diese Erklärung würde nun aber höchstens zeigen, wie eben im Gebiet des Trigeminus, der doch allein in jenem Sinne sensitiver Gesichtsnerv ist, Röthe entsteht; warum aber Nacken, Hals und Schultern mit erröthen, ist weder hieraus noch wahrscheinlich aus einer Furcht der Seele zu erklären, die etwa nicht wüsste, welchen Nacken und Hals sie machen sollte, um sich nicht zu verrathen. Ausserdem aber ist nicht nur diese ganze Verlegenheit der Seele eine erträumte, sondern sie beruht auch auf einer Beobachtung von so einleuchtender Falschheit, dass man nicht begreift, wie der Verfasser zu ihr gekommen sein mag. Er behauptet nämlich, man erröthe nur in Gesellschaft, nicht allein und im Finstern, da er doch leicht erfahren konnte, dass selbst eine blosse Erinnerung an eine früher begangene Ungeschicklichkeit unser Gesicht selbst in völliger Einsamkeit mit glühender Röthe bedecken kann. Auch widerspricht seiner Erklärung die Beobachtung aller unbefangnen jungen Seelen, die um so mehr erröthen, je weniger sie noch über den Ausdruck ihrer Gesichtszüge speculirt haben. Was nun jenen Reflex des Trigeminus auf die Gefässnerven betrifft, so wäre er wohl möglich, wenn man nur erst eine Affection des Trigeminus hätte. Ich glaube jedoch nicht daran, sondern halte eben um der oben erwähnten vom Verfasser übersehenen Symptome willen die Affection des Nervensystems für viel all-

gemeiner, wenn sie sich gleich als Erröthen nur in wenigen Theilen zeigen kann, was ohne Zweifel von der Verbreitung des Gefässsystems abhängt. Der Verfasser erwähnt S. 49 missbilligend die Ansicht Tissot's, dass das schlaffere Zellgewebe der Wangen eine Blutüberfüllung leichter möglich mache, als anderswo. Allein er vergisst, dass zugleich nirgends als etwa noch in der Hohlhand ein so reicher Gefässkreis in diesem Zellgewebe liegt, was wohl auch die Ursache ist, dass die hektische Hitze sich an diesen beiden Orten zeigt, während freilich die Haut der Hände doch zu dick ist, um eine beträchtliche Röthe zu gestatten. Wenn der Verfasser ferner hinzufügt, die Wangen seien nur um deswillen röther, als die andern Theile, weil sie stets der Luft ausgesetzt sind, so bedenkt er nicht, dass ein Dichter Hals und Nacken einer Dame, die doch auch selten bedeckt werden, wohl wegen ihrer Weisse, aber nie wegen ihres Purpurs gelobt hat. Wir glauben daher, dass mit der Scham, wie mit andern wesentlich deprimirenden Affecten, bei dem aufgelösten Muskeltonus auch ein Nachlass in der Spannung der kleinen Gefässe erfolge, dass aber, weil zugleich bei der Scham eine innere Unruhe Statt findet, hier mehr als bei andern solchen Affecten, eine partielle Röthe durch die lebhaftere Blutbewegung erzeugt werde. Die Aetiologie des Erröthens, nämlich jene vorgebliche Sucht, seine Gesichtszüge zu beherrschen, haben wir schon erwähnt; es hätte aber angeführt zu werden verdient, dass das Erröthen nicht bloss bei eigentlicher Scham vorkommt, sondern z. B. auch, wo wir nur eine plötzlich wachsende Angst über die Folgen einer Handlung fühlen, deren wir uns übrigens zu schämen keine Ursache haben, eben so bei mancher gespannten Erwartung vor dem Augenblicke der Entscheidung.

Die vierte Abhandlung sucht die Schmerzlosigkeit nach Aetherinhalationen und die dabei fortbestehende Möglichkeit der Empfindung aus einem Uebermass von Kraftgefühlen zu erklären, welche der Aether uns zuführt, und welche die Schmerzgefühle absorbiren; eine Ansicht, die nur dann völlig genügen würde, wenn die Empfindung wirklich niemals undeutlicher würde.

Die letzte Abhandlung enthält Ideen zur Begründung einer neuen Kranioskopie, und theilt einige recht anziehende

Bemerkungen mit, obwohl das Ganze eine Pyramide von Hypothesen ist, deren Ersteigung Mühe kostet. Im Allgemeinen meint der Verfasser, die Formen des Schädels drücken nur das Naturell der Menschen aus, nicht aber eine vorzügliche Ausbildung abgesonderter Seelenvermögen. Dies ist eine feine und geistreiche Idee, der man weitere Bestätigung wünschen könnte. Er hält es dann ferner für wahrscheinlich, dass die Natur zu den Umrissen ihrer Gebilde nur Figuren anwendet, die einige symbolische Bedeutung haben. Die Gestalt des Gehirns nun nähere sich einem halben Ellipsoid, das aus dem grossen Hirn gebildet werde; dies weise uns darauf hin, die andere ergänzende Hälfte zu suchen. Nun wird nach ganz willkürlichen Schätzungen angenommen, dass das kleine Gehirn, das Rückenmark und die Summe aller Cerebrospinal- und sympathischen Nerven mit ihrer ganzen Verzweigung zusammengenommen an Masse dem grossen Gehirn gleichen. Denke man sie sich auf einen Punkt zusammengezogen, so stellen sie die zweite Hälfte des Ellipsoids dar, und das Gehirn gleicht einer aufgebrochenen Nuss, deren eine Kernhälfte zu dem Stamm und Zweigwerk des Nervensystems ausgewachsen ist. Die schönste Kopfbildung ist daher die, die sich dem Ellipsoid nähert, oder vielmehr richtiger, die von oben gesehen auf einem ovalen Durchschnitt ruht, von vorn einen kreisrunden gibt. Ist dagegen die Längendimension ausgebildeter, so deute dies, weil diese Ausdehnung in die Länge die einfachste Bewegung im Raume bezeichnet, auf einen veränderlichen, beweglichen Charakter, wie bei dem Neger, der nur für den Augenblick lebe; grössere Breite des Schädels, als Hemmendes für die Länge, bezeichne Beharrlichkeit und Stabilität; so bei den Mongolen u. s. f. Dieser Auszug genügt, um Freunde solcher Deutungen auf diese Abhandlung aufmerksam zu machen.

XXV.

RECENSION VON JOH. HEINR. KOOSEN, PROPÄDEUTIK DER KUNST.

(Königsberg 1847.)

[1848. Siehe Gött. gel. Anzeigen 1848 Stück 63—66, S. 628—662.]

Als wir vor längerer Zeit in diesen Blättern des Verfassers frühere Schrift über den Streit des Naturgesetzes mit dem Zweckbegriffe zur Anzeige brachten (s. oben No. XV, Lotze's kl. Schriften Bd. I S. 361 ff.), hätten wir nicht vermuthet, doch so bald schon eine Schrift ästhetischen Inhalts von derselben Hand zu erhalten. Denn gerade der Mangel desjenigen, was wir ästhetisches Interesse in allgemeinerem Sinne nennen können, schien uns dort den Verfasser zu einer unhaltbaren und abstracten Auffassung der Natur und der Geschichte gedrängt zu haben. Die Lectüre dieses neuen Werkes hat uns von jener Meinung nicht ganz zurückgebracht, denn obwohl wir unbedenklich diese Propädeutik der Kunst vielen andern neueren Lehrbüchern der Aesthetik vorziehen, so ist es doch die Aesthetik selbst eigentlich am wenigsten, welche von der Thätigkeit des Verfassers Gewinn ziehen wird. Dies erklärt sich aus dem zwiefachen Umstande, dass die meisten neueren Schriften über Aesthetik eigentlich gar nicht vom Schönen handeln, sondern von den dialektischen Kunststücken, die man damit, so wie mit jedem andern Inhalte machen kann, und dass anderseits des Verfassers Art und Weise, diese Gegenstände zu betrachten, mindestens originell, scharfsinnig ist, und bei aller ihrer formalen Natur doch ganz gut zeigt, wie weit sich Aesthetik herstellen lässt, ohne dass man das eigentliche wahrhafte Princip alles Aesthetischen, aller Werthbestimmungen berührt. Nebenbei enthält aber des Verfassers Werk so viele schätzbare Einzelheiten und ist von der geschmacklosen Terminologie und Wohlredenheit der neueren philosophischen Schulen, mit denen sie doch viele Verwandtschaft der Ansichten hat, so frei, dass man mit Vergnügen dem Verfasser auch dann folgt, wenn der Kern seiner Thätig-

keit weniger in der Herstellung eines neuen Resultats, als in der selbstständigen und eigenthümlichen Reproduction schon dagewesener Standpunkte besteht. Dass dies indessen nicht immer der Fall ist, sondern der Verfasser auch ihm eigenthümliche Ansichten geltend zu machen hat, wird eine aufmerksame Durchlesung der Schrift Jedem leicht ergeben.

Der erste Abschnitt des Buches handelt von dem Ursprunge der ästhetischen Anschauung aus der Einheit des Theoretischen und Praktischen. Alle Bestrebungen unserer Erkenntniss scheinen zwar, so sagt der Verfasser, in theoretische, die ihr Genügen in der unbewegten Betrachtung der Gegenstände finden, und in praktische zu zerfallen, welche die Früchte der Untersuchung zu irgend einem andern Zwecke anzuwenden trachten; in der That aber gehen sie alle von praktischen Motiven aus. An die Stelle der einzelnen Zwecke, auf deren Erreichung die im engern Sinne so genannten Wissenschaften sich beziehen, tritt in den theoretischen Bestrebungen nur ein allgemeineres ethisches Interesse, das allerdings von allen particulären Zielen der Individuen absieht und nur das Gesammtstreben des menschlichen Geistes fördert, für den Erkenntniss, eben nur als solche, keinen absoluten Werth besitzt. So ist die erste Cultur des menschlichen Geistes auf religiösem Boden erwachsen zu einer Lehre, welche das Universum so weit zu erkennen sucht, als es Berührungspunkte mit dem praktischen Interesse des individuellen Geistes hat, zur Seite liegen lassend die Gegenstände, die als Objecte einer bloss theoretischen Wissbegier angesehen zu werden pflegen, weil sie allerdings nur ein allgemeineres ethisches, nicht ein eigentlich praktisches Bedürfniss des Geistes angehen. Eine Befriedigung aller dieser Bedürfnisse aber muss gesucht werden und sie muss ausgehen von einem in jenem höhern Sinne praktischen Satze, der zugleich durch das unmittelbare Gefühl seiner Evidenz seine Richtigkeit beglaubigt. Kant und Fichte haben dies versucht, aber fruchtlos nach dem Verfasser; weder ihre kategorischen Imperative noch die Thatsache der Erfahrung mit ihrer Gewissheit im Einzelnen und der Wahrscheinlichkeit ihrer allgemeinen Consequenzen vermögen solche Sätze zu erzeugen. So lange die Erkenntniss dem Gegenstande als einem fertigen, fremden entgegensteht,

wird sie nie grade dieses allgemeine ethische Interesse zu befriedigen vermögen; sie muss ihre individuelle Stellung aufgeben und die Dinge so auffassen, wie sie Geschöpfe der Idee sind; dann wird der erkennenden Idee die erkannte Idee völlig durchsichtig gegenüberstehen. Aber der wissenschaftliche Weg, dazu zu gelangen, ist schwierig und lang; die Versuche ihn zurückzulegen, hoffnungslos, und so müssen wir wünschen, dass durch ein glückliches Geschick die Idee uns nicht nur am Ende eines solchen wissenschaftlichen Wegs, sondern irgendwo auch unmittelbar in directer Beobachtung, innerhalb der Grenzen sinnlicher Anschauung erscheine. Diese Erscheinung der Idee findet in der Schönheit statt. — Indem wir diese kurze Skizze des Gedankengangs überblicken, den der Verfasser hier eingehalten, können wir uns nicht verbergen, dass die Fäden, die der Titel zusammenflechten zu wollen schien, uns unter den Händen ziemlich entschlüpfen. Nur unbestimmt angedeutet, nicht entwickelt ist jenes höhere praktische Interesse aller Erkenntniss; nicht hinlänglich klar der Uebergang zur Forderung einer Erkenntniss in der Idee, und diese Idee selbst, zuerst als der inhaltvolle weltschöpferische Gedanke gefasst, wird uns zuletzt doch nur zu der unbestimmten Ahnung eines Zusammenhangs der Welt im Grossen, ohne dass sich aussprechen liesse, was die Idee sei, die in der Schönheit ihre Erscheinung feiert, oder wie die ästhetische Anschauung vorzugsweis als eine Einheit des Theoretischen und Praktischen zu fassen sei. Nichtsdestoweniger ist doch schon dieser Abschnitt anziehend genug theils durch einige besondere Ausführungen, die wir hier übergehen mussten, theils durch die durchaus eigenthümliche Gedankenentwickelung, durch welche hier ein Standpunkt zu erreichen gesucht wird, dessen Herleitung wir sonst auf andern breitgetretenen Wegen geschehen sehen.

Die Forderung nun, dass Schönheit die unmittelbare Erscheinung der Idee in dem sinnlichen Material der Wahrnehmung sei, veranlasst den Verfasser in einem zweiten Abschnitte das Verhältniss der Idee zur Erscheinung überhaupt einer Untersuchung zu unterwerfen. Der Titel dieses Abschnittes indessen: »Die Begründung der ästhetischen Wissenschaft durch die Philosophie der Natur«, verspricht Anderes

als dieser leistet; denn bis an das Ende dieser weitläuftigen Darstellung werden wir durchaus zu der ästhetischen Auffassung nicht wieder zurückgeführt, sondern bewegen uns mit dem Verfasser durch einen ziemlich vollständigen Grundriss seiner Metaphysik hindurch, deren Zusammenhang mit dem eigentlichen Gegenstande des Werks erst im Folgenden sich zeigen kann. Auch dieser Abschnitt, obwohl zuweilen etwas unklar wegen der ungleichen Ausführlichkeit, mit der die einzelnen Fragen behandelt werden, ist doch in vielen Punkten wirklich anregend durch die Neuheit der Ergebnisse, zu denen der Verfasser gelangt, oder wenigstens durch die Neuheit der Wege, auf denen er auch sonst nicht unerhörte Ansichten sich zu reconstruiren sucht. Ich kenne den Bildungsgang des Verfassers nicht, und muss mich bescheiden, in meiner Vermuthung leicht zu irren, es scheint mir jedoch, als wenn in seiner Darstellung die Vorzüge eines Autodidakten auch mit den Unbequemlichkeiten eines solchen verbunden wären, nämlich mit einer Vernachlässigung der Topik philosophischer Probleme, welche dazu verleitet, einem individuellen Gedankengange zu viel Gewicht beizulegen, oder andere Gedankenwege zu übersehen, die nebenher laufen und eine viel grössere Berücksichtigung verdient hätten. Von dem reichen Inhalte dieses Abschnittes wollen wir nur die folgenden Hauptpunkte hervorheben.

Die Idee als das Höchste und das Sinnliche als das Niedrigste, was unsere Auffassung des Weltinhaltes kennt, soll in der Schönheit in unmittelbarer, nicht erst durch Reflexion erzeugter Einheit erscheinen. Diese schwierige Aufgabe, ein Verhältniss der Idee zur sinnlichen Erscheinung zu bestimmen, greift der Verfasser nun sogleich in einer eigenthümlichen Weise an; er charakterisirt diese Beziehung nämlich nicht, wie man von Hegel und seiner Schule sagen kann, auf gewissermassen ästhetische Weise, so dass nur eben der speculative Sinn des Uebergangs der Idee in die sinnliche Objectivität nachgewiesen würde, sondern er steuert sogleich direct auf eine Erklärung des physischen Mechanismus los, dessen Bedeutung er sehr wohl anerkennt, und sucht daher die Frage nach der Art jenes Uebergangs in einer mechani-

schen Weise, wenn dieser sogleich sich erklärende Ausdruck hier gestattet ist, zu beantworten.

Die unendliche Theilbarkeit der räumlichen materiellen Erscheinung und die übrigen hiermit zusammenhängenden Schwierigkeiten haben die Philosophie immer veranlasst, das in den Erscheinungen eigentlich Wirksame und Seiende auf einem nicht mehr sinnlich zu beobachtenden Gebiet zu suchen. Aber der Verfasser verwirft sowohl die Lehre von den Atomen, welche das Seiende zu individualisiren sucht, und ihm doch materielle Natur im Gegensatze zur Idee, und hiermit den Keim immer wieder aufbrechender Schwierigkeiten lässt, — als auch die Ansicht, welche zwar eine Idee als schöpferischen Weltgrund in allen Erscheinungen thätig sein lässt, ohne doch für eine Individualisirung derselben in der Art zu sorgen, dass die unendlich vielen Punkte aus ihr hervorspringen, an welche die Wechselwirkungen in der Erfahrung geknüpft sich darstellen. Eine wahre Weise des Seins sei nur das Fürsichsein; dies aber an die Bedingungen eines Seins für Anderes gebunden. Die Idee sei Alles an sich selbst und habe kein Anderes ausser ihr; so sei sie denn genöthigt, sich in eine innerliche Vielheit monadistischer Wesen zu spalten; deren jedes an sich dieselbe Idee, aber ein Anderes gegen die anderen ist. So entstehe zwischen diesen allerdings nur bedingt gesetzten Individualisationen der Idee ein Spiel gegenseitiger Spiegelung und Wechselwirkung, in welchem die Idee substantiell zwar nur sich selbst erscheine, aber doch so, dass sie sowohl als Object wie als Subject der Erscheinung formell sich von der Idee als solcher unterscheidet. Dieses Gesetz nun, oder dieses Princip des Mechanismus, dass alle Wirkung in der Natur von der Idee in ihrer absoluten Einzelheit ausgehe, macht nach dem Verfasser den ersten Schritt zur Erkenntniss und richtigen Auffassung der Naturgesetze aus und ist der Grund des grossen Fortschrittes, den die Naturwissenschaften in unserer Zeit gethan haben, obgleich dieselben häufig noch auf halbem Wege stehen bleiben und nicht die Idee selbst als Wesen aller Erscheinung fassen, sondern ihre Unfähigkeit dazu durch Hypothesen wie die atomistischen oder dynamistischen oder durch Annahme beliebiger willkürlicher Kräfte zu verdecken suchen. Diese Ansicht des Verfassers ist nicht ohne

sehr vielfache Bedenken; namentlich ist die Zerfällung der Idee in individuelle Wesen, für deren nothwendig unendliche Anzahl der Verfasser noch einen Nebenbeweis beibringt, wohl etwas zu leicht gewonnen, und nicht minder würden die hieran sich knüpfenden Gedanken über die Bedeutung von Raum, Zeit und Bewegung Gegenstand weitläuftiger Streitigkeiten werden. Allerdings verdienen es nun diese Gedanken auch in der That, in Frage genommen zu werden; der Verfasser hat manchen Punkt scharfsinnig bemerkt, der in der Entwickelung der Naturphilosophie von Bedeutung ist; dennoch müssen wir es uns versagen, hier darauf einzugehen. Denn wie ausgedehnt dieser Abschnitt des Verfassers auch ausgefallen ist, so ist er doch seinem eignen Geständniss zufolge nicht ausführlich genug, um eine consequente und methodische Darstellung seiner Naturphilosophie zu enthalten, für den Zusammenhang aber, in welchem er hier zu der Aesthetik steht, ist er bei weitem zu sehr mit Gedanken überladen, die obwohl schätzbar um ihrer selbst willen, doch keinen Vortheil für den Hauptgegenstand der Untersuchung gewähren. Nur eine am Ende des Abschnitts vorkommende Betrachtung können wir uns nicht versagen, noch kurz zu erwähnen.

So wie die Objecte, so hat natürlich auch das wahrnehmende Subject, für welches die Erscheinung ist, kein absolut festes Dasein der Idee gegenüber; es kann nur für eine der unzählbaren Formen der Individualisirung gelten, welche die Idee angenommen hat, die in ihm wie in Allem immer das eigentlich Seiende und Wirkende bleibt. Wie nun die Veränderlichkeit der äussern Objecte zu der Annahme atomistischer, der Veränderung nicht ausgesetzter Dinge geführt hat, so hat man auch dem Bewusstsein ein festes Substrat in der Seele zu geben gesucht, hauptsächlich in der Absicht, dieser jene feste Substantialität und ewige Dauer zuschreiben zu können, die der Verfasser von allen Productionen der Idee, dieser selbst gegenüber, eben leugnet. Er macht darauf aufmerksam, wie sehr die geistige Individualität, gleich dem Körper, sich fortwährend verändere, so dass der Tod fast nur als eine Stelle des Lebens erscheint, an der die Geschwindigkeit der Veränderung grösser ist. Deshalb will er kein festes Seelensubstrat, »diese zahllosen Individuen, die wir erblicken,

existiren nicht für sich und getrennt von einander, als ob jedes seine besondere Seele hätte und mit der Verwandlung ihrer Erscheinung auch ihr Wesen zu Grunde gehen müsste; sondern das wirkende Wesen, die Seele aller dieser Individuen ist eine einzige, nämlich die Idee, die nur diese verschiedenartige Form der materiellen Wechselwirkung angethan hat, um ihr Ansichsein als ein Anderes und sich selbst als Object auzuschauen.« Dieser Gedanke wird nun so benutzt, dass ausdrücklich die feste Existenz einer Centralmonade, oder einer bevorzugten Individualisirung der Idee, welche nun die Seele darstellte, und für welche der übrige Organismus nur äusseres Hülfsmittel wäre, geleugnet, und die Phänomene des Seelenlebens aus dem Zusammenwirken der den Organismus constituirenden Theile erklärt werden, daher sie denn auch nur an einer bestimmten Combinationsform materieller Elemente haften. Aber der Verfasser sträubt sich entschieden dagegen, dass man seine Ansicht mit dem Materialismus vermenge, und von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht. Denn das Unrecht des Materialismus liegt einmal in der Anerkennung der Materie als eines festen und in die Idee nicht auflösbaren Daseins, und ausserdem in der Festhaltung einer starren Individualität der Theilchen, die ihre Zustände nicht zu einer Einheit verschmelzen. Dem gemeinen Materialismus ist daher die Einheit des Bewusstseins ein unlösbares Problem, dem Verfasser dagegen kommt es zu Statten, dass seine individuell wirkenden Theilchen doch vor der Idee keinen Bestand haben als Individuen, dass sie sich nur unter einander gleichsam mit dem Schein der Individualität und selbstständiger Wirkung täuschen, während doch das in dem ganzen Aggregate wahrhaft Wirksame nur die Idee ist, welche diese Schranken der Discretion eben so wieder aufhebt, wie sie dieselben in sich setzte. Obwohl daher die Erscheinung der Idee, so könnten wir den Verfasser interpretiren, im Organismus eine Vielheit von Theilen ist, so ist sie doch selber nicht getheilt, »dergestalt (S. 123), dass hier die Idee trotz ihrer unendlichen Zerstreutheit und Zersplitterung in das räumliche Dasein der organischen Gestalt wiederum zur absoluten Einheit des Bewusstseins sich zusammengenommen hat.« Das Verständniss dieser Ansicht, wie ich sie hier, hoffentlich im Sinne

des Verfassers, kurz zusammengezogen habe, hat er uns eben durch seinen ganz eigenthümlichen Anlauf etwas erschwert; es ist offenbar im Ganzen ein Versuch, den Begriff einer substantiellen Form zu rechtfertigen, ihn an die Stelle des Begriffs einer realen Substanz zu setzen, und ihn zugleich in Einklang mit den mechanischen Vorstellungen vom Lauf der Natur zu bringen. Die Ansicht selbst zu kritisiren, wird mir sehr schwer, denn ich befinde mich hier, wie mehrmals mit dem Verfasser in dem Falle, sehr ähnliche Gedanken selbst zu hegen, obgleich ich doch bei dem Ausdruck, den er der Sache gibt, zweifeln muss, ob ich dasselbe meine oder nicht. In der Fassung, wie die Sache hier vorliegt, ist sie schwerlich ohne sehr viele und etwas schwierige Vorfragen annehmbar; da der Verfasser aber meine Abhandlung über Seele und Seelenleben mit dem Beifügen citirt, dass sie auf eine idealistische Ansicht hinauslaufe, die er nicht theilen könne, so muss ich ihn doch bitten, noch einmal zu überlegen, ob seine Conception der Sache nicht beträchtlich idealistischer aussieht, als die meinige, und ob sie nicht identisch ist mit den Consequenzen, die sich sogleich aus dem Gedanken ziehen lassen, den ich dort S. 263 am Ende und S. 264 (oben S. 203) flüchtig hinstellte, weil der Ort nicht passend zu den vielfältigen Voraussetzungen war, die ihn motiviren müssten. So viel über diesen Abschnitt, der so viel eigenthümliches Interesse gewährt, für die Aesthetik aber zunächst nur die unbedeutende Frucht, eine Vorstellung von dem Zusammenhang der Seele mit den Objecten zu geben, innerhalb dessen auch die Schönheit als unmittelbare Erscheinung der Idee auftreten soll.

Der dritte Abschnitt handelt von dem Unterschiede zwischen dem Natur-Object und dem Kunst-Object. Alle materielle Wechselwirkung in der Natur ist nur das unendliche Streben der Idee, ihre eigene Realität als ein Anderes, ihr Gegenständliches anzuschauen; soll daher die Idee in irgend einer *einzelnen* Erscheinung sich unmittelbar zeigen, so muss in dieser Erscheinung für das wahrnehmende Bewusstsein zugleich die Bestimmung liegen, absolute Realität den andern Erscheinungen gegenüber zu sein. Dies kann nicht durch quantitativ unbegrenzte und damit formlose, sondern

nur durch eine qualitativ bestimmte Erscheinung erreicht werden, nämlich durch eine solche Wechselwirkung materieller Theilchen in dem Objecte, durch welche die Idee an sich zur Erscheinung, d. h. sich selbst gegenständlich wird, was nur im animalischen Organismus und am vollkommensten im Menschen stattfindet, denn hier allein ist die Wechselwirkung der Materie so innig, dass ein jeder ihrer Theile Bewusstsein seiner Wechselwirkung wird. Die Erscheinung der beseelten Organismen und besonders des Menschen ist daher das einzige von der Natur hervorgebrachte Object der Schönheit, und der Grad der Schönheit bezeichnet nur die mehr oder weniger vollkommene Art, in welcher durch die materielle Wechselwirkung der unmittelbare reale Gedanke sich als Erscheinung und Bewusstsein darstellt. Daher ist die formelle Definition der Schönheit, Einheit eines Mannigfaltigen zu sein, allerdings richtig, aber nicht die volle Wahrheit, da sie unterlässt, auf diese Verhältnisse der Idee zur Erscheinung einzugehn, woraus erst der Werth dieser theoretischen Begriffe entsteht. Fragt man nun, wie das Mannigfaltige einer einzelnen Erscheinung angeordnet sein müsse, um den Eindruck absoluter Realität zu gewähren, so kann darauf zunächst nur mit dem formalen Princip der Symmetrie geantwortet werden, nach dem kein Theil in seiner Art einzig und isolirt ist, sondern jeder sein Gegenbild hat und dadurch einen in sich zurücklaufenden geschlossenen Kreis von Beziehungen entwickelt, mit dessen Reichthum an innerer Gliederung der Grad der Schönheit steigt. Dennoch erreicht kein Gebilde der Natur diesen unvermischten Ausdruck der Idee. Auch der menschliche Organismus, der ihm am nächsten kommt, ist doch stets mit individuellen Zügen behaftet, die ihn an völliger Erreichung desselben hindern. Bei der Veränderlichkeit aller natürlichen Gebilde ist ferner ihre Schönheit auch auf einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt. Diesen kann man zwar bei den Thieren, die überall ein Gleichgewicht aller organischen Thätigkeiten nicht erreichen, sondern stets eine typisch charakteristische Neigung nach einer bestimmten Seite hin zeigen, in die Periode der grössten Ausbildung setzen, weil hier am bestimmtesten das specifische Gepräge auftritt, in welchem ihr einziger Anspruch auf Schönheit besteht. Im

Menschen dagegen ist es die Zeit der vollendeten Jugend, welche für den Ausdruck der Idee am günstigsten ist; denn vorher hindert die beschleunigte Entwicklung das ruhige Gleichgewicht der Kräfte, nachher aber treten immer mehr die individuellen charakteristischen Züge hervor, die ihn der Idee abwendig machen und durch die Gleichgewichtsstörung der Kräfte auch seinen physikalischen Untergang herbeiführen.

Dieselbe Vergänglichkeit des Natürlichen erregt bei dem Interesse, das der Geist an der seltenen Coincidenz der Idee mit der Erscheinung nimmt, das Verlangen, die Erscheinung des Schönen der vernichtenden Wirkung des allgemeinen Naturlebens zu entreissen und sich zu bleibendem Eigenthum zu vergegenwärtigen. Dies ist der innere, wenn gleich nicht der historische Grund zur Entstehung der Kunst, deren Möglichkeit darin liegt, dass das Verhältniss der Theile, in deren Wechselwirkung sich die Idee aussprach, von seinem natürlichen Träger gleichsam abgehoben und auf ein dauerhaftes Material übertragen werden kann. Während daher in der Natur die Form der Erscheinung mit Nothwendigkeit aus der eignen Thätigkeit des Substrats hervorging, an dem sie haftete, fallen im Kunstwerk Materie und Form auseinander, und die äusserliche Thätigkeit des Künstlers ist es, die theils als geniale Conception, theils als erlernbare Technik beide wieder mit einander verschmilzt.

Dies ist mit Uebergehung einiger Einzelheiten von minderer Eigenthümlichkeit der Inhalt dieses Abschnitts, den wir freilich von dem Vorwurf mannigfaltiger Einseitigkeit nicht freisprechen können. Namentlich ist es, was wir oben schon andeuteten, die Inhaltslosigkeit der Idee, durch welche der Verfasser zu diesen Ansichten kommt, die für einen grossen Theil der ästhetischen Gegenstände nur eine sehr mittelbare Schönheit übrig lassen. Von der Idee nämlich wird mehrfach behauptet, sie sei eben nur der Gedanke, *alle Realität zu sein*; allein abgesehn davon, dass die Idee an dieser Allgenügsamkeit billigerweise erst dann ein Interesse haben könnte, wenn sich ihr gegenüber schon etwas Anders mit dem Anspruch auf mindestens partielle Realität breit gemacht hätte, so liegt in dieser Bezeichnung weder irgend ein concreter Inhalt, noch irgend etwas, was eine Werthbestimmung

auf sich zöge. Daher gelangen wir allerdings auch nur zu einer ganz formalen Bestimmung der Schönheit; in ihr zeigt sich nun eben jenes curiose Wechselverhältniss der mannigfaltigen Momente der Idee, für welches wir sonst freilich gar keine Sympathie haben können, das uns aber nun plötzlich mit Bewunderung erfüllen soll, weil es der schöpferische Weltgrund ist. Aus derselben Inhaltslosigkeit der Idee geht ganz consequent des Verfassers Abneigung gegen alles Charakteristische hervor, das er durchaus nur als ein malum metaphysicum betrachtet, ohne welches freilich die Idee ihren Zweck, sich selbst anzuschauen, nicht erreichen könnte, das aber doch immer wieder abgezogen werden muss, um sie rein und unverfälscht zu haben. Man wird leicht bemerken, wie hiermit auch ohne noch des Verfassers Gedanken über die menschliche Gestalt als einzige Naturschönheit zu berücksichtigen, eine gewisse Vorliebe für statuarische, antike Auffassung der Kunst und ihrer Gegenstände zusammenhängt, und wie hieraus die ungenügenden Bestimmungen über das Idealisiren und Individualisiren hervorgehn, die er in diesem Abschnitt gegeben hat. Ohne uns hier auf diese Dinge im Einzelnen einzulassen, wollen wir ihn daher nur auffordern, für einen Inhalt seiner Idee zu sorgen, und die Seltsamkeit einer Weltansicht zu bedenken, welche die Idee nur als wirklich denken kann, indem sie ihr etwas ihrem eignen Wesen Widersprechendes mitgibt, oder welche, um es kurz auszudrücken, das wahrhaft Seiende im ganzen Universum nur unter höchst drückenden Bedingungen sein ewiges Dasein geniessen lässt.

Die Wirkungen dieser Ansichten beginnen sogleich sich im folgenden Abschnitt zu zeigen, der der Systematik der Künste gewidmet ist. Ihre Unterscheidung in redende und bildende erkennt der Verfasser nur als eine untergeordnete Verschiedenheit der Ausdrucksmittel an, deren sich jede Kunst bedienen kann; eine wahrhaft dem Begriffe der Kunst angemessene Classification muss auf die Verschiedenartigkeit des Interesses zurückgeführt werden, mit welchem wir den ästhetischen Gegenstand betrachten. So zerfällt die Kunst in eine classische, empirische und formale. Die classische Kunst vertritt das eigentlich specifisch-ästhetische Interesse; sie hat Wohlgefallen an der reinen und ungetrübten Schönheit der

Naturobjecte, und stellt in der Sculptur den körperlichen, in der Lyrik den geistigen Organismus des Menschen ohne alle Beziehung auf die empirische Welt und ihre Zwecke, völlig nur seinem eignen Begriffe gemäss dar. Sie ist deshalb auch die Kunst, die allen Zeiten angehört, weil sie das allgemein Menschliche darstellt, ohne irgend eine concrete Sitte und Weltansicht eines Zeitalters vorauszusetzen. Hier haben wir also wieder bei dem Verfasser jene Vorliebe für statuarische Einfachheit, und für die Darstellung allgemeiner Typen, von denen uns nur räthselhaft ist, wie sie auch für die Lyrik ein eben so genügender Gegenstand sein sollen, als sie es für die Sculptur in gewisser Weise sein können. Die Verbindung dieser beiden Künste ist ohnehin seltsam genug, noch wunderlicher aber, dass die Sculptur nicht nur als eine eigenthümliche, sondern als die höchste aller Künste erscheint. Denn die empirische Kunst, zu der der Verfasser übergeht, erfährt wenig Gunst bei ihm. Sie hat es vorzugsweis auf die empirischen Beziehungen der Erscheinung als Naturobjectes abgesehen, sie will daher grade diejenigen Reize der lebenden Natur, welche ein sinnliches Interesse erwecken oder dem Verstande Stoff zu aufmerksamer Beschäftigung geben, festhalten. Und deswegen, weil sie die Wechselwirkung, die Beziehungen der Gestalten zu einander, die Individualität und das Charakteristische begünstigt, ist sie auch schon der Anfang zum Verfall der Kunst, wenigstens ist dieser stets aus einer solchen Richtung hervorgegangen. Zu dieser Kunst gehört als bildende die Malerei, als redende die Dramatik. Ich unterlasse es, einzelne Meinungen des Verfassers zu bekämpfen, wie z. B. die, dass die Malerei auf die Darstellung der höchsten Schönheit verzichte, weil sie nur flächenförmige Darstellungen gebe, u. s. w. Ich weise nur im Allgemeinen darauf hin, wie diese ganze höchst missverständliche Abneigung gegen das Princip dessen, was er empirische Kunst nennt, bei dem Verfasser sehr consequent mit seiner Ansicht von der Idee zusammenhängt. Ist die concrete Welt einmal ein blosses malum metaphysicum, ohne welches die Wirklichkeit der Idee nicht möglich wäre, so mus man natürlich dieses Concrete so weit als möglich zurückdrängen; seine Mannigfaltigkeit hat keinen ideellen Werth, sondern nur noch sinnlichen Reiz oder Interesse für

den Verstand. Die ganze Ansicht weiss gar nichts von der Bedeutung und Nothwendigkeit einer Geschichte, sie kennt in der Welt als Bedeutungsvolles nur die ruhenden Gattungsbegriffe, und muss natürlich diese einseitige Vorliebe für Sculptur und in den andern Künsten für den antiken Stil haben, der von ähnlichen Abstractionen lebte.

Die formale Kunst begreift als bildende die Architektur, als redende die Musik. Beide gestalten einen noch formlosen Stoff, ohne ein Muster der Nachahmung, einen Typus ihrer Gebilde in der wirklichen Natur zu finden; sie tragen in freier Phantasie die Formverhältnisse der Schönheit auf diese fügsamen Stoffe über. Da sie aber nicht durch empirische Beziehungen oder sinnliche Reize wirken, stehen sie der classischen Kunst näher. Ausser dieser Verbindung von Musik und Baukunst, die sowohl aus diesem als aus andern Gründen allerdings schon längst anerkannt ist, können wir in dieser Systematik der Künste keine natürliche Gruppirung sehen, und eben so wenig finden wir die Nothwendigkeit, dass die eigenthümlichen Behandlungsweisen dieser drei Künste sich in jeder einzelnen als drei verschiedene Stile wiederholen, obgleich der Verfasser das Zugeständniss im Voraus macht, dass diese Stilformen in den einzelnen Künsten nach der Natur ihres Materials und ihrer Gegenstände eine eigenthümliche Form und Ausprägung annehmen, die zum Theil sich in historischen Stilgestaltungen schon zeigt. Auch mit diesem Historischen geht der Verfasser etwas willkürlich um; wer wird ihm z. B. glauben, dass »im Allgemeinen Architektur und Musik, als diejenigen Künste, in denen der formale Stil vorzugsweise herrscht, bei den meisten Völkern zu einem hohen Grade von Ausbildung gelangen, ehe man noch in den übrigen Künsten über die Anfangsgründe hinausgekommen ist?«

Wir fassen uns kurz, indem wir dem Verfasser in die Charakteristik der einzelnen Künste folgen. Die Schilderung der classischen Kunst beginnt mit einem eigentlich nichtssagenden Abschnitt über Sculptur, in dem der Verfasser Winckelmann's Eintheilung des strengen, hohen und weichen Stils, aus der seine eigne Classification der Künste überhaupt fast ganz erwachsen ist, so wie die sicher bedenklichen Lehren Lessing's über die Milderung der Affecte wiederholt. Dass die

Aufgabe der Sculptur noch in einem wesentlich andern Sinne gefasst werden kann, als sie vom Alterthum allerdings in der grössten Vollendung gefasst worden ist, scheint der Verfasser nicht zuzugeben geneigt. Wir bedauern, auch über die Darstellung der Lyrik kein günstigeres Urtheil fällen zu können. Ihr allgemeiner Charakter ist äusserst dürftig behandelt, und selbst hier ist die Umdeutung der bekannten grösseren Subjectivität, die dem lyrischen Dichter verstattet ist, in die Forderung, dass er seinen Gegenstand innerlich erlebt habe, während der Dramatiker ihn nur behandle, ein grosser Missgriff; denn das letztere ist überall keine Kunstthätigkeit. Nach einigen Worten über Metrum und Reim werden dann die verschiedenen Stile erwähnt. Der formale,' im Alterthum durch die bukolische Poesie ersetzt, schildert die typischen Gestalten und Ereignisse der natürlichen und geistigen Welt, weniger an ihrem Inhalt, als an ihrer schönen Form sich ergötzend, und sie reproducirend. Als die grössten Muster dieser Poesie von des Lebens Leid und Lust gelten Byron und Platen, auf deren keinen wir freilich gerathen haben würden. Es werden dann noch die Ode, in deren Behandlung Platen sogar mit Pindar rivalisiren soll, obgleich ihm dazu nicht weniger als Alles fehlt, die Satire, die Tendenzlyrik als letzter Auswuchs des empirischen Stils erwähnt, aber ohne eigentlich erfrischende neue Gesichtspunkte. Nicht unmerkwürdig ist es, dass der Verfasser hierbei weder der Volkslieder noch der Goethischen Lyrik mit einer Silbe gedenkt, obgleich doch selbst seine Eintheilung der Stilformen dazu so manche Veranlassung gab.

Zur empirischen Kunstform übergehend, finden wir zuerst in der Malerei den formalen Stil als Landschaftsmalerei ausgebildet. Ihre grosse Entwicklung in der neueren Zeit, so wie überhaupt die Vorliebe der neueren Völker für Naturauffassung führt der Verfasser mit Schiller auf ein Bedürfniss zurück, von den Verwicklungen socialer Verhältnisse, in welche uns eine stets sich verfeinernde Cultur gebracht hat, zu abstrahiren, und uns an der Einfachheit der Natur zu erquicken. Ich kann nicht umhin, beiläufig meine Ueberzeugung auszusprechen, dass man diesen Satz vollkommen umkehren müsse. Aus jener Abstraction von dem reichen Inhalte des Lebens oder aus dem Mangel solcher Verwicklungen geht gerade nur

jene poesielose Neigung zur Natur hervor, wie wir sie in dem vom Verfasser citirten Horaz finden, dessen Naturauffassung auf nichts als auf einige sinnliche oder psychologische Annehmlichkeiten hinausläuft. Ja selbst von Schiller möchten wir behaupten, dass ihm eben deswegen, weil er jene Meinung hegte, anstatt wahrhaft poetischer Naturauffassung nur pompöse oratorische Schilderungen gelangen. Wir suchen gewiss die Natur nicht auf als einen idyllischen Gegensatz zu dem verworrenen Reichthum unseres Lebens, sondern vielmehr, um in ihr eben dieselbe grossartige Mannigfaltigkeit und ahnungsvolle Verschlingung der Kräfte und Verhängnisse, die uns im Leben ängstigen, wiederzufinden, aber in eine Ferne gerückt, die der Anschauung noch deutlich ist, während sie die Affecte beschwichtigt. Je reicher und tragischer das Leben, desto grösser diese sehnsüchtige Fähigkeit, die Natur aus ihm zu interpretiren, und desto entschiedener auch die Abneigung gegen jede bloss idyllische Auffassung der Natur, wie sie in dem Anfang der Landschaftsmalerei allerdings vorherrschte. Dass diese sich aber historisch aus der Sehnsucht nach einfachem Naturleben im Gegensatz zu der Verfeinerung der Cultur entwickelt habe, wüssten wir dem Verfasser nicht zuzugestehen, wie wir denn überhaupt nicht begreifen, welche Landschaftsmalerei es ist, von der er referirt, dass sie vor der Blüthezeit der italienischen Malerei sich entwickelt und durch diese temporär in den Hintergrund gedrängt worden sei. Man bemerkt im Ganzen, dass die Principien des Verfassers der genügenden Auffassung dieser Kunst nicht entgegenkommen; die inhaltlose Idee erlaubt ihm nur, sie als ein anmuthiges Spiel von Formen zu betrachten, und dieselben Hindernisse stellen sich auch seiner Darstellung der classischen Kunstform der Malerei entgegen. Diese hat Gestalten zu einer Handlung zu verflechten, aber sie verlangt nicht nur Ausbildung jeder einzelnen Gestalt, harmonische Ruhe des ganzen Bildes, kurz eine wesentlich plastische Durchführung, sondern das wenige Concrete, das in der Individualität der Gestalten und Handlungen vorhanden sein möchte, muss noch möglichst zurückgedrängt werden; die Figuren müssen allgemeinere Gedanken ausdrücken, und auch dies nur durch Beifügung von Symbolen. So ist der classische Stil der Malerei eine allegorische

Kunst, und es gelingt dem Verfasser, unter sie die Meisterwerke der italienischen Malerei zu subsumiren, indem er z. B. die Madonna mit dem Christuskinde zur allegorischen Bedeutung der Familie überhaupt abschwächt, den specifisch christlichen Sinn dieser Gruppe aber als Nebenwerk behandelt. Selbst in dem dritten dramatischen Stile, welcher die eigentlich geschichtlichen Gemälde und das Genre umfasst, ist diese Missachtung des Verfassers gegen alles Geschehen, die einseitige Verehrung der Gestalten noch bemerklich.

Der poetische Theil der dramatischen Kunst bildet den Gegenstand der nächsten Bemerkungen. Nach dem Verfasser beginnt die Poesie eines Volks nicht mit dem Epos, sondern mit der Lyrik, welches er wunderlich genug durch die Gesänge des Phemios in der Odyssee beweisen will. Aus dem Epos bildet sich dann der Inhalt der dramatischen Kunst aus. Dies Alles würde der Verfasser vielleicht anders gestellt haben, wenn er z. B. die Entwickelung des englischen Dramas genauer überlegt hätte. Der formale Stil zeigt sich innerhalb dieser im weitern Sinne dramatischen Kunstform im Roman und dem Märchen. An beiden nimmt der Verfasser wie an der Landschaftsmalerei ein durchaus nur formales Interesse, und charakterisirt den Roman dadurch, dass er behauptet, er versetze nur in eine fortdauernde Spannung, die sofort nach dem Lesen verschwinde, und ein Gefühl von Leere und Abspannung ohne positive Anschauung zurücklässt. Diese Aeusserung ist gar nicht seltsam, wenn man bedenkt, dass S. 284 und 285 auch die Romantik als eine Kunst specificirt wird, die einen Stoff behandelt, dessen historische und sittliche Bedeutung dem gegenwärtigen Bildungszustande eines Volks unangemessen ist. Der classische und empirische Stil kommt nur im eigentlichen Drama hauptsächlich zum Ausdruck. Der erste in dem lyrischen Drama, welches wiederum die typischen Verhängnisse des menschlichen Lebens schildert, und an Sophokles, Goethe's Tasso und Aehnlichem erläutert wird, während der zweite das eigentlich historische, sowohl tragische als komische Drama gestaltet, wofür Shakspeare und Aristophanes mit ihrem Reichthum empirischer Beziehungen als Beispiele gelten.

Trotz der geringen Ausbeute, welche sie für die allge-

meine Theorie der Poesie liefern, enthalten die hier durchgegangenen Abschnitte doch im Einzelnen manche sehr anerkennenswerthe Bemerkung, und das Gleiche können wir von dem letzten, über die formale Kunstform, Architektur und Musik, sagen, obgleich hier nicht nur dieselbe Eigenwilligkeit des Geschmacks, sondern namentlich in Bezug auf Architektur, auch eine zu ungenaue Kenntniss des historischen Materials den Verfasser zu mancherlei Seltsamkeiten führt, unter denen seine Ideen über gothische Baukunst nicht die letzte Stelle einnehmen.

Wenn wir nun in diesem Abschnitt dem Verfasser mannigfache Bedenken entgegensetzen mussten, so freuen wir uns um so mehr, dass er uns hiermit nicht entlässt, sondern in dem letzten Abschnitt über die historische Entwickelung der Kunst und das organische Leben der Völker uns noch manche eigenthümliche und fruchtbare Bemerkungen mittheilt, welche diese Betrachtung auch für den anregend machen, der nicht geneigt ist, ihm alle seine Ansichten zuzugestehen. Wir können hiervon nur eine kurze Inhaltsangabe beifügen. In der frühesten Entwickelung der Völker erscheinen die einzelnen Künste noch nicht so gesondert, wie sie jene Systematik darstellt, vielmehr verschwimmt die Kunst selbst noch in jenem allgemeineren Versuche des menschlichen Geistes zur Verschmelzung der Welt mit der Idee, welchen wir in dem religiösen Cultus erblicken. Aus der ungeschiedenen Einheit dieser religiösen Stimmung gehen allmählich zwei auseinanderweichende Richtungen hervor. Zuerst eine dogmatische, zur Wissenschaft fortstrebend, bemüht, durch verständige Reflexion die endliche Welt auf ihre Quelle, die Idee zurückzuführen, aber am häufigsten mit der Vernichtung der endlichen Realität und ihrer Versenkung in das sie absorbirende Unendliche schliessend. Ihr gegenüber die künstlerische Richtung, die sich bestrebt, die endliche Erscheinung in dem Augenblick, wo sie für die Idee durchsichtig wird, zugleich festzuhalten und in dauerhafter Gestaltung auszuprägen. Beide Richtungen können lange im Dienste eines specifischen Cultus stehen, und erst spät und unter besondern begünstigenden Umständen treten sie als freie Wissenschaft und freie Kunst einander gegenüber. Die verschiedenen Stellungen aber, die sie zum Cultus und zu

einander einnehmen, charakterisiren die Lebensformen der Völker und der geschichtlichen Perioden. Drei derselben hat der Ablauf der bisherigen Weltgeschichte erzeugt, die orientalische, die classische und die christlich-romanische Lebens- und Weltansicht. Das Princip des Orientalismus ist die Befriedigung der Sinnlichkeit, das Selbstbewusstsein des Subjects in die Erscheinung eines andern zu versenken, ein Genuss, der sich mit seiner Vollendung erschöpft, weil er den Inhalt der Idee in keiner objectivirten Gestalt zu ewigem Besitze bringt. Daher ist der Orientalismus mit seiner Vorliebe für die abstracte Schönheit der Arabeske in Poesie, wie in Sculptur und Baukunst, vorzugsweise Repräsentant des formalen Kunststils. Dem classischen Alterthum ist es gelungen, in allen Künsten die Gestalt der Idee plastisch zu erfassen, aber doch nur so, wie ihre Gewalt über die Welt in typischen wiederkehrenden Formen und Ereignissen sich ausdrückt. Und nun endlich fühlt auch der Verfasser das Bedürfniss, dass die Kunst ausser diesen allgemeinen Typen auch die nationale und historische Gestaltung der geistigen Welt in ihren Bereich zieht, und theilt diesen Beruf zur dramatischen Kunstform den christlich-romanischen Völkern mit, in denen sich unzählige Erinnerungen an die geschichtliche Entwickelung früherer Zeiten gesammelt hatten, von deren Continuität sich ihre eigene Weltansicht kaum noch verständlich ablösen konnte. Den germanisch-christlichen Völkern, die ohne solche Erinnerungen aus ungebildetem Naturleben schnell in die Erbschaft des classischen Alterthums eintraten, weist der Verfasser eine andere Aufgabe an. Sie sollen das erste Glied einer neuen Kunstentwickelung bilden, welche die frühere nicht einfach wiederholen, sondern weil sie auf protestantischem Boden erwachsen, eine freie nicht mehr im Dienste des Cultus gebundene Kunst und Wissenschaft bilden wird, auch ihre eigenen neuen Wege gehen muss.

Ohne eine Kritik dieser Ansichten zu versuchen, können wir doch von diesem letzten Abschnitt, so wie von dem ganzen Buche nicht scheiden, ohne einzugestehen, durch den Verfasser auf manchen wichtigen Punkt in einer anregenden Weise hingewiesen worden zu sein, und müssen daher das Werk, wenn nicht zu den bessern über Aesthetik, so doch zu den

bessern neuern Erscheinungen rechnen, welche durch ästhetische Betrachtungen veranlasst worden sind. Dies wenigstens wird dem Verfasser nicht bestritten werden können, dass er scharfsinnig, gewandt und rücksichtslos seine eignen Wege gegangen und nicht den ausgefahrnen Geleisen gefolgt ist, die noch für Viele eine so räthselhafte Anziehungskraft besitzen.

XXVI.

RECENSION VON HERMANN ULRICI, DAS GRUNDPRINCIP DER PHILOSOPHIE, KRITISCH UND SPECULATIV ENTWICKELT.

(2 Theile. Leipzig 1845 u. 1846.)

[1848. S. Gött. gel. Anzeigen 1848 Stück 82—85. S. 817—852.]

Nur mit vielem Bedenken kann der Unterzeichnete sich entschliessen, dieses umfängliche Werk hier zur Anzeige zu bringen. Eine ausführliche Kritik aller bisherigen Philosophie seit Baco von Verulam, ausdrücklich von einem bestimmten Standpunkte aus unternommen, und ihr angefügt die eigne Entwickelung dieses Standpunkts, — dies ist ohne Zweifel ein Material, dessen vollständiges Studium eine lange Zeit und dessen Kritik, wo sie völlig gerecht sein sollte, eine noch längere erfordern würde; denn sie würde nicht nur ein Hineindenken in die Ansichten des Verfassers, sondern auch eine fortgesetzte Prüfung ihrer Ergiebigkeit im Verlaufe vielfach angestellter Reflexionen verlangen.

So würde sich die Sache wenigstens für Jeden verhalten, der bei der Kenntnissnahme von den Principien des Verfassers noch unentschieden und noch in Zweifel sein könnte, ob er denselben sich anschliessen könne oder nicht. Für mich wird die Aufgabe, meine Meinung hierüber zu sagen, durch das entgegengesetzte Verhalten erleichtert; ich kann mich nur zu den Gegnern des Verfassers zählen. Allein ungern mache ich grade von dieser Erleichterung Gebrauch einem Werke

gegenüber, das allenthalben das deutliche Gepräge nicht nur ausgedehnter und mühsamer Quellenstudien, sondern zugleich eines unablässigen, mit strenger Kraft auf eine Richtung concentrirten kritischen Scharfsinns trägt. Ich bescheide mich dagegen auch, in dem, was ich hier darüber vorbringen will, keine Kritik im strengen Sinne des Wortes zu liefern, sondern an mannigfaltigen Punkten nur die Anstösse zu bezeichnen, die des Verfassers Ansichten mir nach meinen Ueberzeugungen zu geben scheinen, und ich zweifle nicht, dass ihm, dem es um die Wahrheit vor Allem zu thun sein wird, Aeusserungen, die von einem völlig andern Gesichtspunkte ausgehen, nicht zuwider sein werden, da sie ihm mindestens die Punkte angeben, auf welche seine eignen Darstellungen, um allgemeinere Ueberzeugung zu bewirken, sich richten müssen.

Ganz absehen muss ich bei dieser Anzeige von dem Versuche, auch den ersten historischen Theil mit in Betracht zu ziehen, dessen Ausführlichkeit keinen einigermassen resümirenden Bericht gestattet. Auch liegt es in der Natur der Sache, dass eine Kritik einer andern Kritik über die Meinungen Dritter kein Gegenstand ist, der sich mit Klarheit auf dem geringen hier zugemessenen Raume darstellen liesse. Uebrigens unterscheidet sich dieser historische Theil durch die ernstliche und genaue Art der Prüfung fremder Ansichten sehr zu seinem Vortheil von andern neuern Arbeiten dieser Art, die so häufig der Eleganz flüchtiger Umrisse die nothwendige Accuratesse des Details opfern. Aber anderseits ist er dadurch und durch eine Schreibart, die nicht immer jene Knoten vermeidet, die der Verfasser in der Vorrede zum zweiten Theil erwähnt, weniger geeignet, als eine Geschichtschreibung der Philosophie angesehen zu werden. Für Jeden, der geneigt ist, sich ernstlicher mit dieser Geschichte zu beschäftigen, wird dagegen auch die bestimmte Kritik des Verfassers von seinem Gesichtspunkte aus Material genug zu neu zu beginnenden Ueberlegungen darbieten.

Den Inhalt des zweiten Bandes nun wollen wir uns durch eine Analyse seiner einzelnen Abschnitte zu eigen zu machen suchen. Die Einleitung hebt im Rückblick auf die historischen Untersuchungen des ersten Bandes, übrigens aber leicht für

sich selbst verständlich, mit der Bemerkung an, dass nicht nur alle bisher bestandenen philosophischen Systeme, Realismus, Idealismus, Dogmatismus, Kriticismus, Dialekticismus auf der Anerkennung einer Denknothwendigkeit beruht haben, obgleich nur der letzte sie ausdrücklich zum Princip seines Philosophirens machte, sondern dass auch jeder Versuch, die streitenden Parteien zu versöhnen, selbst jedes Bestreben, über Wahrheit und Unwahrheit unseres Denkens ins Klare zu kommen, einen schon bestehenden Besitz an Wahrheit, eine schon vorhandene Denknothwendigkeit voraussetze, deren Anerkennung als solche allein die Beurtheilungsgründe darbieten kann, welche die Entscheidung jedes Streites erfordert. Und wenn das Denken selbst darnach fragen wollte, ob es denn, indem es sich selbst zum Gegenstand seiner Betrachtung macht, auch vermöge, wenigstens sich selbst richtig aufzufassen, muss es im Allgemeinen doch voraussetzen, dass es diesen Zweifel entscheiden könne, und sich mithin im Besitze einer nothwendigen Wahrheit, wenn auch vielleicht einer an Inhalt beschränkten, befinde. Voraussetzungslos ist daher kein Denken und kein Philosophiren, und das erste Kapitel des Verfassers nimmt sich nun vor, fünf solcher Voraussetzungen, ohne die alles Nachdenken überhaupt factisch unmöglich wäre, in ihrer nothwendigen Berechtigung darzustellen.

Die erste derselben ist, dass das Denken nothwendig sein eignes Dasein voraussetzt. Wir bemerken in Bezug auf diesen scheinbar so klaren Punkt, dass der Verfasser uns die Forderung des subjectiven Idealismus, dass ein Jeder auch nur von seinem, nicht von menschlichem Denken, oder vom Denken überhaupt ausgehen solle, nicht hinlänglich zurückzuweisen scheint. Allerdings ist mein Denken meines nur, sofern ihm das Anderer gegenübersteht, allein Zweierlei ist zu berücksichtigen. Zuerst muthet mir der Idealist, indem er mir befiehlt, von dem Denken auszugehen, welches er von seinem polemischen Standpunkt aus das meinige nennt, keineswegs zu, dass auch ich es schon als das meinige im Gegensatz zu andern fassen soll; umgekehrt soll ich vielmehr nur von demjenigen Denken ausgehen, das mir unmittelbar im Selbstbewusstsein gegeben wird, und das ich eben falsch bezeichnen würde, wenn ich es schon mein in dem Sinne

nennen wollte, dass ihm das Denken Anderer, deren Existenz ich ganz mit Unrecht voraussetzte, gegenüberstände. Und dann, wenn auch immer mein Denken nur in diesem Gegensatz zu dem Anderer ein für mich deutlicher Begriff ist, so folgt daraus nicht, dass ich an die Realität dieses andern Gliedes des Gegensatzes glaube. Ich bedarf dieses Gliedes nur, um mein Denken desto energischer als meines zu erkennen, aber es bleibt offenbar immer noch meines, wenn auch plötzlich jede mir fremde Persönlichkeit in der Welt vernichtet wäre. Ich glaube daher, dass der Verfasser die Nothwendigkeit der Voraussetzung von der Realität des menschlichen Denkens überhaupt nicht genug begründet habe, obwohl ich sie ihm freilich gern zugebe. Aber noch eine andere Bedenklichkeit habe ich über diese Voraussetzung. Ist es wohlgethan, das cogito des Cartesius in ein cogitare zu verwandeln? Ist nicht das einzig Gewisse eben dieses unmittelbare Ich denke? Gewiss ist freilich mit der Realität des cogito auch die des cogitare vorausgesetzt, aber in einer Form, die nicht die ursprüngliche und natürliche ist. Es scheint mir verhängnissvoll, wenn gleich die erste Voraussetzung der Philosophie die Erscheinung des Denkens aus der natürlichen Verbindung mit ihrem Subjecte reisst, und uns als Princip eine Thätigkeit hinstellt, auf deren Verfahrungsweise man später alle Erfolge schieben kann, die im Grunde der Natur des Subjects zugehören, dem sie neben andern Thätigkeiten zukommt.

Die Philosophie setzt nun zweitens »das menschliche Denken seiner allgemeinen Wesensbestimmung nach als Thätigkeit und eben damit den Begriff der Thätigkeit selbst voraus. Sie kann nicht anders. Denn einerseits würde sie, ohne anzugeben, was das menschliche Denken sei, nur ein leeres Wort aussprechen, anderseits ist das menschliche Denken, mag es als Organ des Fragens und Untersuchens oder als Gegenstand seiner Selbsterforschung, als Mittel oder als producirende Kraft des Wissens vorausgesetzt werden, eben damit als Thätigkeit vorausgesetzt.« Gewiss, es würde ein leeres Wort sein, wenn wir vom Denken nur behaupteten, es sei, ohne anzugeben, was es sei; wird dies aber wesentlich gebessert, wenn wir mit dem Verfasser das Denken Thätigkeit

nennen, und dann ebenfalls mit ihm aussprechen: es lasse sich gar nicht sagen, was Thätigkeit sei? Allein in den eignen Worten des Verfassers liegt, wenn auch keine Definition, so doch eine Hindeutung auf den Inhalt des Wortes Thätigkeit. Denn als solche wird von ihm das Denken erklärt, weil es als Organ des Fragens und Untersuchens, als Mittel und producirende Kraft des Wissens vorausgesetzt wird. In der That sind dies Aufgaben und Leistungen, die gewöhnlich nur einer Thätigkeit zugeschrieben werden; aber doch kann diese Voraussetzung täuschen. Der Begriff der Thätigkeit nämlich, so schwer auch sonst seine Erklärung fallen mag, ist doch deutlich ein Gegensatz zu dem Begriffe des blossen Geschehens oder einer Reihe von Ereignissen. Fragen, Untersuchen, Wissen kann ich nun allerdings mit dem Verfasser als Thaten, als Handlungen auffassen, und dann wird mir das Denken zu einem thätigen Subject, einer in sich concentrirten, individuellen, wirkenden Macht, von deren Bewegungen und Wendungen die ganze Welt der Gedanken und die Philosophie erzeugt wird. Ich kann jedoch eben sowohl dieses ganze innere Leben als eine Reihe von Zuständen, eine Geschichte ansehen, deren jeder Moment den folgenden deswegen motivirt, weil der Natur meines Wesens gemäss bestimmte Vorstellungen in mir andere erwecken, mit sich verknüpfen u. s. f., so dass das ganze Schauspiel meiner passiven Zustände entsteht, die ich bald Frage, bald Untersuchung, bald Wissen nenne. In diesem Falle ist Denken keine individuelle, producirende Macht, sondern eine Kette von Producten und so gewiss keine Thätigkeit. Hiermit soll nicht geleugnet werden, dass auch diese zweite Auffassung den Begriff der Thätigkeit wieder, aber an andern Stellen, voraussetzt; wir fragen nur: sind wir, sobald wir von der Realität unsers Denkens überzeugt sind, genöthigt, eben dies Denken sogleich als Eine Thätigkeit zu fassen? Und hierauf müssen wir verneinend antworten. Allerdings sagt der Verfasser, dass das menschliche Denken Thätigkeit sei, lasse sich nicht bezweifeln, weil das Zweifeln wieder Thätigkeit sei; allein wir werden natürlich dieses Letztere eben so leugnen als das Erste. Ich kann daher diese versuchte Wesensbestimmung des Denkens nur für eine Klippe halten, welche die spätere Unter-

suchung nur mit Vorsicht umschiffen wird, und bekenne gern, mich nicht mehr zu orientiren, wenn ich S. 17 lese: es lässt sich unmöglich bestimmen, was Thätigkeit ist, weil alles Bestimmen selbst wieder Thätigkeit ist.

Die dritte nothwendige Voraussetzung der Philosophie ist nach dem Verfasser diese, dass das Denken wenigstens sich selbst, wie es in Wahrheit ist, zu erkennen vermöge. Allein wir halten diese Voraussetzung einmal für unnöthig, und dann wenigstens in dieser Fassung für unrichtig. Fassen wir nämlich einmal, wie der Verfasser will, das Denken als Thätigkeit auf, so kann doch, wie er selbst später völlig richtig ausführt, das Denken sich nicht als solche reine Thätigkeit, sondern nur in bestimmten Weisen des Handelns, an bestimmtem Inhalt erfassen. Aber ein gestalteter Inhalt und eine gestaltende Thätigkeit können nie identisch aussehen; ist also das Product des Denkens vom Denken selbst irgend unterschieden, so wird auch gedachtes Denken nicht mit denkendem Denken identisch sein, und das Denken wird sich immer so erfassen, wie es sich selbst nach Gesetzen seiner Thätigkeit vorkommen muss, nicht wie es ist. Ob nun dieser Unterschied sehr bedeutend oder sehr geringfügig ist, wollen wir hier gar nicht untersuchen; er möge aber so gross sein als er wolle, so werden durch ihn die Interessen des Wissens gar nicht gefährdet. Denn das Denken ist eine vorbereitende Thätigkeit, die zum Wissen führen soll; dächten wir nun auch das Denken so, wie es selber in Wahrheit ist, so würden wir doch von der Richtigkeit seiner Producte um nichts besser überzeugt sein, sobald wir diese nicht auf anderem Wege beglaubigen könnten. Die Darstellung des Verfassers beruht, wie uns scheint, auf der andern verschwiegenen Voraussetzung dass die Bestimmung des Denkens und Erkennens die sei, die Dinge abzubilden wie sie sind. Wer diese Ansicht theilt, wie wir es nicht thun, muss allerdings darauf halten, dass dem Denken wenigstens die Befriedigung gewährt werde, sich selbst zu erkennen, obwohl hieraus noch keine sichere Hoffnung fliesst, dass auch die Erkenntniss anderer Objecte gelingen werde. Wir können diese zweite und dritte Voraussetzung aber mit dem Verfasser selbst widerlegen. Denn nach S. 27 beruht ihre Nothwendigkeit nur auf der Denkunmög-

lichkeit des Gegentheils. Nun ist es aber nicht unmöglich zu denken, dass ein Ich in der Welt allein da sei, ohne ein zweites, obgleich diese mögliche Meinung sich hinterher als absurd ausweisen mag. Ebenso ist die Annahme, dass das Denken sich selbst nicht erkenne, wie es ist, keineswegs unmöglich, denn was sagt sie weiter, als dass in unserm Bewusstsein, in der That des Denkens nichts Unbewusstes vorkomme, mithin nicht zu entscheiden ist, ob die Blüthe, die allein im Bewusstsein ist, nämlich die producirte Gedankenwelt der Wurzel ähnlich sehe, nämlich der Denkthätigkeit selbst, wie sie an sich ist und wirkt.

Die vierte und fünfte Voraussetzung bestehn darin, dass das Denken nothwendig einen Inhalt haben, und von diesem sich unterscheiden müsse; wie Beides zu Stande kommt, bleibt noch zu untersuchen, aber ohne Beides vorauszusetzen, könnte natürlich von Erkenntniss nicht gesprochen werden.

Der zweite Abschnitt, »die Urgewissheit und die Denknothwendigkeit«, sucht nun aus diesen nothwendigen Voraussetzungen Folgerungen zu ziehen und zu zeigen, was nun als denknothwendig gelten müsse. Das Denken, S. 28, ist erstens realiter, und zweitens denkt es sich selbst, mithin muss auch alles das nothwendig sein, was von beiden entweder Bedingung ist, oder dessen Nichtsein Beides unmöglich machen würde. Dies ist richtig, allein wer gibt uns denn die Beurtheilungsgründe an die Hand, nach denen wir entscheiden könnten, was wohl nothwendig sein müsse, wenn jene beiden zugestandenen Thatsachen sein sollen? Offenbar wieder unser Denken. Das vom Verfasser hier als nothwendig Bezeichnete ist also dasjenige, was das Denken zu seiner eignen Begründung nach seiner Weise für nothwendig ansieht; wenn aber das Denken sich über seine eigne Natur und Begründung täuschen sollte, wie wir es oben als möglich annahmen, so können wir aus der für uns allerdings unvermeidlichen Nothwendigkeit, jene Bedingungen als gewährt zu denken, keineswegs schliessen, dass sie realiter gewährt sind. Fährt demnach der Verfasser fort: »so gewiss das Denken realiter ist, so gewiss ist Alles, ohne welches das Denken weder sein noch sich denken könnte«, so geben wir dies zwar unbedenklich zu, leugnen aber, dass es ein Kriterium gibt, um vor aller Unter-

suchung auch nur Eines von diesem Allen zu erkennen, und vermögen hier nur den identischen Satz an jenes Stelle zu setzen: so wahr das Denken ist, so gewiss muss es Alles als seiend denken, ohne das es sich selbst, weder als seiend, noch als sich denkend, denken könnte. Wir müssen dies sogleich auf den Satz der Identität anwenden, den der Verfasser als die erste Consequenz seines Grundsatzes betrachtet. A = Non A denken hiesse nach ihm nur A zugleich denken und nicht denken, oder das Denken zugleich als solches und nicht als solches fassen, seine Realität leugnen. Allein dies alles zugegeben, so folgt doch das Vertrauen, mit dem wir uns des Satzes zu objectiver Erkenntniss bedienen, hieraus nicht; wir lernen so nur begreifen, dass wir eben über ihn nicht hinaus können, dass er aber nicht nur eine subjective Beschränktheit des Denkens ist, dieses Zutrauen müssen wir anderswoher entnehmen. Wird doch der Verfasser selbst sogleich angeregt, die Probleme zu berühren, aus denen allen Widerspruch gegen das Gesetz der Identität zu entfernen, bisher nicht gelungen ist, die vielen Eigenschaften des Dinges, die Veränderung. Und wir müssen gestehen, dass wir in dem Versuche, diese Widersprüche durch den Begriff der Thätigkeit hinwegzuräumen, den eigentlich zwingenden Nerv seiner Beweisführung nicht scharf genug sehen. Immer scheint es, als wenn jenes fortwährende Uebergehen von That zu That, wie alles Werden die Forderung einschlösse, das Thätige zugleich als es selbst zu denken, zugleich als ein anderes, so dass die Thätigkeit nur insofern vor dem formalen logischen Gesetze der Identität sich rechtfertigen könnte, als sie bekennt, allerdings ein Widerspruch, aber eben ein seiender zu sein, den das Denken hinnehmen müsse, wie er ist. Eben so muss ich beklagen, dass mir das auf S. 40 ausgesprochene allgemeine principielle Denkgesetz nicht klar ist, kraft dessen das Denken nur in Unterschieden denken könne; ich kann mich mit dem Sprachgebrauch nicht befreunden, der den Unterschied eines Inhalts vom andern, und die innere Theilung, Zerrissenheit des einen Inhalts in mehrere Theile zu einem gemeinschaftlichen Ausdruck zusammenzieht.

Der Satz des zureichenden Grundes, den der Verfasser zunächst entwickelt, gibt uns Gelegenheit, eine frühere Be-

merkung zu erneuern. Er verwirft die objective Fassung desselben, nach der alles Seiende seinen Grund haben müsse, als eine hier ganz unbegründete Voraussetzung, dass das reelle Sein und dessen Gesetze dem menschlichen Denken und seinen Gesetzen entsprechen müssten; er fasst ihn vielmehr so, dass Alles was gedacht wird, eine Ursache haben müsse, warum es überhaupt, und warum so und nicht anders gedacht wird. In dieser Gestalt sei er ein Ausdruck der immanenten Denknothwendigkeit, nach der das Denken wesentlich Thätigkeit, jeder Gedanke aber That des Denkens, also Bewirktes sein müsse, denn welcher Gedanke nicht vom Denken geschaffen wäre, würde ein Nichtdenken im Denken sein. Gegen diese Begründung auf den Begriff der Thätigkeit wollen wir frühere Zweifel nicht wiederholen, im Allgemeinen aber können wir jene Theilung nicht zugeben, nach der der Satz des Grundes für die Dinge zwar nicht verbindlich sein, die Natur des Denkens selbst aber treffen soll. Wir können auch hier nur sagen, dass das Denken nothwendig jeden einzelnen seiner Momente von einem Grunde abzuleiten durch seine eignen Gesetze gezwungen sei, ob aber diese Voraussetzung einer Causalität richtig ist oder nicht, bleibt noch immer dahingestellt. Ein ähnlicher Einwand ist noch einmal zu machen, wo S. 65 die Allgemeingiltigkeit des Denknothwendigen bewiesen wird. »Wenn es Wesen meines Gleichen, denkende Wesen gibt, so muss Jeder eben so denken, weil ich nothwendig von Gleichem Gleiches denken muss.« Aber dieser Satz ist sehr unanwendbar, denn womit erkenne ich gleiche Wesen, wenn nicht mit meinem Denken, welches zwar jenen Grundsatz, von Gleichem gelte Gleiches, in sich hat, aber doch über seine Anwendbarkeit keine Gewissheit haben kann?

Doch es ermüdet, den Verfasser bei jeder einzelnen Gelegenheit über einen Punkt anzufeinden, der bei ihm einen principiellen Werth hat. Die gemachten Einwürfe hat er ohne Zweifel alle gehegt, und wenn er dennoch S. 64. 65 einfach ausspricht, dass wir das, was wir nothwendig als irgendwie bestimmt denken müssen, auch als ebenso bestimmt seiend ansehen müssen, so kann dies nur eine Antwort auf unsere Einwürfe und ein Glaubensbekenntniss sein, dem wir ein anderes entgegensetzen. Ich verehre die Denknothwendigkeit

nicht in dem Grade, wie der Verfasser, und kann unmöglich mein Zutrauen zur Erkenntniss auf die blosse Evidenz stützen, mit der sich ihre Grundsätze im Denken als unausweichliche Schranken aufdrängen. Am wenigsten kann die Hinweisung auf dieses factische Nicht-anders-denken-können genügen, wenn man eben einmal den Zweifel einer Beachtung werth gefunden hat, ob wir nicht mit allem unsern theoretischen Erkennen, Grundsätzen, Methoden und Folgerungen gänzlich in die Irre gehen. Denn gesetzt einmal, es wäre so, so ist klar, dass uns dieser consequente Irrthum ganz vollkommen evident vorkommen würde, so gut wie dem Wahnsinnigen seine Wahnwelt. Wie, wenn des Cartesius gemüthliche Fiction richtig wäre, und ein maliciöser Dämon hätte die Welt und uns kunstvoll so eingerichtet, dass wir stets das Verkehrte mit dem Bewusstsein vollkommener Denknothwendigkeit denken müssten? Gegen solche Zweifel sah schon Cartesius keine theoretische Hülfe; er flüchtete zu dem Vertrauen auf die Güte Gottes, die ihn nicht Unwahrhaftes schaffen liesse. In diesen Folgerungen irrte er vielleicht, dass er aber allen seinen Glauben an die Wahrheit des Wissens auf die unerschütterliche Zuversicht zur Realität des Guten in der Welt überhaupt gründete, dies ist ein Gedanke, den ich mit ihm noch jetzt theile, obgleich er für unsere Zeit zu einfach, zu naiv und zu wenig speculativ klingt. Ich sehe aber, dass auch der Verfasser des besprochenen Werks ihn im Grunde doch voraussetzt. Jene Versicherungen, sowie wir etwas denken müssten, müssten wir auch glauben, dass es sei, worauf beruhen sie sonst, als auf der Ueberzeugung, dass das was evident ist, auch in sich selbst vernünftig sei? Wir sollen nicht bloss mit dem Denknothwendigen zufrieden sein, weil wir nichts Besseres haben, sondern mit Beruhigung sollen wir in seiner Evidenz nur das Kennzeichen seiner Wahrheit erblicken. Aber auch mit dieser Wahrheit verhält es sich eigenthümlich. Werth der Erkenntniss und objective Richtigkeit derselben sind nicht untrennbar. Der Mensch freilich im Zusammenhang seiner Pläne und Entwürfe gibt seinem Denken am häufigsten die Aufgabe, Objecte so zu erkennen, wie sie sind; ob aber das theoretische Geistesleben im Ganzen und Grossen nur den Zweck habe, die Welt abzubilden wie ein Schauspiel,

in dessen Verlauf der höchste Werth schon fertig dargestellt liegt, das ist noch die Frage, und sie ohne Weiteres bejahen, heisst nur, die Auffassungsweise, die in einem Momente des Lebens angemessen sein kann, unbesehen auf die Beurtheilung des Ganzen übertragen. Ich würde in der Sprache des Cartesius sagen: Gott kann dem Menschen Grösseres durch seine Güte zugedacht haben, als dies, Bilder der Dinge spiegeln zu können; in dieser höhern Bestimmung hätte die objective Wahrheit seiner Erkenntniss ihn vielleicht gehemmt und aufgehalten, vielleicht verwirrt, und so ist es möglich, dass unser Denken nur ein Instrument sei, um die Dinge, während sie aufgefasst werden, zu verwandeln, und sie so erscheinen zu lassen, wie sie nicht sind, nicht sein können, aber sein sollen, oder wenigstens erscheinen sollen. Mit einer solchen Ansicht bringe ich allerdings im Stillen die oben geäusserten Einwürfe gegen des Verfassers nothwendige Voraussetzungen der Philosophie in Verbindung; da ich jedoch hier das Ganze meiner Ueberzeugungen nicht aussprechen kann, so zog ich es vor, einzeln von jenen zu zeigen, dass sie keineswegs in der Strenge nothwendige Voraussetzungen sind, wie sie von dem Verfasser dafür angegeben werden. Im ersten Theile seines Werks S. 723 ist der Verfasser gütig genug gewesen, auf meine Metaphysik sehr freundlich Rücksicht zu nehmen, doch ist, was er davon bis S. 724 erwähnt, das Unbedeutendste von meinen Gedanken. Erst am Ende dieser Seite nähert er sich der Hauptsache, die ich jedoch in seiner Darstellung nicht wieder erkenne. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, Kant's Gedanken einer Begründung der Metaphysik auf Ethik erneuern zu wollen, denn Kant hatte diesen Gedanken nicht; er ergänzte nur Lücken der theoretischen Philosophie durch Postulate der praktischen Philosophie; eine Ethik, die etwas anders wäre, als praktische Philosophie, suchen wir bei ihm vergebens. Auch habe ich nie behauptet, die Gesetze der massgebenden Wahrheit seien ihrem tiefsten Wesen und Grunde nach die Gesetze der Sittlichkeit. Was sollte die Sittlichkeit, diese Kategorie der praktischen Philosophie, in der Metaphysik? Ohne Zweifel ist sie auch unter den Zwecken der Welt, aber nie habe ich in meinem Buche dieses Wort gebraucht, welches ein freilich allgemeines Miss-

verständniss meinen entschieden anders gefassten Ausdrücken untergeschoben hat.

Wir übergehen nun den Abschnitt von der Denkwillkür und finden uns mit dem Verfasser in dem Kapitel über den Gedanken und das Ding an sich wieder zusammen. Hier begegnen uns nun Anwendungen des früher erwähnten principalen Denkgesetzes, nach welchem wir nur in Unterschieden denken können. Das menschliche beschränkte Denken nämlich könne sich als solches nur fassen, indem es sich einmal als Denken dem Nichtdenkenden, als beschränktes dem unbeschränkten Denken entgegensetze. Deshalb sei mit Nothwendigkeit die Existenz einer materiellen nicht denkenden Welt und eines unbedingten Absoluten anzunehmen, obwohl der positive Gehalt beider durch keine Denknothwendigkeit gegeben sei. Es kann sein, dass in dem Gedankengange des Verfassers verstecktere Gründe für diese Behauptungen liegen, die ich nicht aufgefunden habe; hätte ich jedoch keine besseren Gründe des Glaubens an beide Welten, so würde ich an ihnen zweifeln. Was jenes Denken in Unterschieden betrifft, so gebe ich gern zu, dass häufig ein Begriff erst dann lebhaft und deutlich gedacht wird, wenn man ihn mit seinem Gegentheil vergleicht und die unterscheidenden Merkmale herauskehrt, aber ich bezweifle, dass wir in diesem Falle von einem solchen Manoeuvre viel Gewinn haben. Ich wüsste nicht, wie die Vertiefung in den Gedanken des nicht denkenden Materiellen mir den Begriff des Denkens klarer, lebhafter zum Bewusstsein bringen könnte, und ebenso wenig glaube ich der Schranken des Denkens erst dann inne zu werden, wenn ich das menschliche mit dem absoluten vergleiche. Eine Nothwendigkeit aber, solche Vergleiche zu suchen, wo sie nichts helfen, kann ich nicht zugeben, wenn ich gleich gern einräume, dass im Laufe unserer Gedanken die Gegensätze unserer Begriffsinhalte sich gern und auf mancherlei Veranlassung miterzeugen. Dies Alles aber bei Seite gesetzt, wie könnte man aus der Nothwendigkeit, solche Unterschiede zu denken, den Glauben an die Realität der Gegensatzglieder entwickeln? Könnte ich mein Denken nicht als menschliches Denken fassen, auch wenn ich es nur von dem selbstgeschaffenen Phantom eines absoluten oder eines materiellen Seins

abgrenzte? Leistet hier nicht der willkürlich erzeugte Gedanke, die leere logische Abstraction ganz dieselben Dienste, welche die Vorstellung eines wirklich vorhandenen Absoluten leisten könnte? Muss ich, um etwas dem Gesetz der Identität gemäss zu denken, nothwendig glauben, dass das Widersprechende, das ich ihm etwa in einem apagogischen Beweise gegenüber stellte, auch wirkliche Existenz habe? Wir dürfen des Verfassers Folgerungen nur weiter fortsetzen, um zu sehen, zu welchen unannehmbaren Ergebnissen wir gelangen. Das Denken unterscheidet sich nach ihm vom Gedachten, und weiss sich im Gegensatz zu diesem. Allein es könnte diese Vorstellung von sich nicht fassen, wenn es nicht auch eine Vorstellung von einem Denken hätte, welches sich von seinem Gedachten nicht unterscheidet. Gibt es also persönliches Denken, so gibt es nothwendig auch unpersönliches Denken. Oder ganz allgemein: Sein kann nur gedacht werden im Gegensatz zum Nichtsein; gibt es also Sein, so existirt auch Nichtsein. Dies Alles zeigt nun wohl, dass das Denken zuweilen sich irrt in Bezug auf die Bedingungen, die es als erfüllt fordert, wenn es selber existiren soll. Die Annahme, dass wir nur in Unterschieden denken, und dass wir an die Existenz alles desjenigen glauben müssen, was wir um jenes Umstandes willen nothwendig mitdenken müssen, gehört zu diesen Irrthümern.

In Bezug auf die erste vom Verfasser für nothwendig erklärte Voraussetzung der Philosophie, dass nämlich das Denken seine eigene Realität voraussetzen müsse, hatten wir uns oben ein Bedenken erlaubt, dessen Wichtigkeit hervortritt, wenn wir uns mit dem Verfasser zu dem fünften Abschnitte, über das empirische Wissen und die Wissenschaft, wenden. Bisher nämlich entwickelte seine Betrachtung nur den Inhalt, den das Denken, worauf es selbst auch immer beruhen möge, nothwendig voraussetzen muss. Jetzt, nachdem dieser nothwendig vorausgesetzte Inhalt als Materie und Absolutes auseinandergetreten ist, kommt es nun darauf an, die allmähliche concrete Verwirklichung dieser postulirten Gedanken, die wirkliche Auffassung der materiellen Welt und des Absoluten zu erklären, mit einem Wort, über ein Causalitätsverhältniss zu speculiren, welches zwischen dem Denken und dem von ihm bisher vorausgesetzten Inhalt eintritt. Wir

tadelten es nun oben, dass der Verfasser nur das Denken als nothwendige Voraussetzung hinstellte, also eine Thätigkeit ohne thätiges Subject; dies konnte uns bis jetzt gleichgiltig sein, da es sich nur um die immanente Entwickelung dieser Thätigkeit in sich selbst handelte; soll aber die reale Welt in ihrer Wechselwirkung mit dem Denken aufgezeigt werden, so scheint uns dies doch ganz unmöglich, ohne den Weg durch das denkende Subject hindurch zu nehmen, auf das doch allein ein directer Einfluss derselben statt finden kann. Wir vermissen mit einem Wort eine durch allgemeine Metaphysik begründete Psychologie, auf der die Theorie des Wissens, als eines Ereignisses neben andern ruhte.

Der Verfasser ist ohne Zweifel eben über diese Reihenfolge der Probleme einer entgegengesetzten Ansicht, indessen würde diese zu verfolgen hier zu weitläuftig, wir wollen nur zeigen, dass im Interesse der Verständlichkeit und Sicherheit der Gedanken der von ihm eingehaltene Gang nicht den Vorzug hat. Ist das reelle Sein, das auf uns wirkt, so beginnt der Verfasser seine Folgerungen, ein materielles, so kann die Wahrnehmung nicht durch die Denkthätigkeit in unmittelbarer Einheit mit der Thätigkeit der materiellen Dinge erzeugt werden, denn unmittelbares Zusammenwirken Verschiedener ist ein undenkbarer Widerspruch. Man bedarf also Zwischenglieder, die Sinne. Wollen wir diese Folgerung in gewöhnlicheren Ausdrücken so aussprechen, dass zwischen Disparatem keine Wechselwirkung bestehe, so erinnern wir uns sogleich, dass das denkende Subject mit den materiellen Dingen ohne Zweifel unter einen und denselben höhern Begriff des Realen falle, und dass von Realem zu Realem eine Wechselwirkung statt finden könne, die freilich zwischen den übrigen disparaten Eigenschaften derselben nicht unmittelbar möglich ist. Der Verfasser dagegen sucht Vermittelungen, aber aus welchem Grunde eigentlich? Er selbst gibt zu, dass, wenn ein absoluter Unterschied zwischen Geist und Dingen bestände, alle erdenklichen Mittelglieder diese Kluft nicht ausfüllen würden; ist nun der Unterschied nicht absolut, so bedarf es wiederum der Mittelglieder nicht, denn sie würden nur den Nutzen haben, einen etwas grössern Unterschied auf viele Gelenke zu vertheilen. Ein solches Bequemlichkeits-

princip herrscht ohne Zweifel in den letzten Gründen der Dinge nicht. Wir begreifen also hier schon die Motive des Suchens nicht, weil wir die Dinge nicht auf das Denken, sondern auf den Geist einwirken lassen, dieser aber mit jenen unter einem gemeinschaftlichen metaphysischen Begriff zusammengefasst, directe Wechselwirkung recht wohl gestattet. Noch weniger können wir uns aber über das Gefundene mit dem Verfasser verständigen. Das materielle Sein kann nach ihm mit dem Denken nur in Vermittelung stehen, sofern es durch Uebergehen in sein Anderssein, in das Sein des Denkens, wenn auch durch noch so viele Mittelstufen hindurch sich selbst zum denkenden Sein erhebt; die Leiblichkeit in diesem ihren Uebergehen zum Denken ist die Sinnlichkeit. Wir erlauben uns zuerst, die letzten Worte bestimmt zu fassen. Diese abstracten Substantive mit der Endung -keit verführen nur zu oft, einen schiefen Gedanken durch Verschleierung in das Unbestimmte plausibler machen zu wollen. Wir sagen also: die Materie in ihrem Uebergange zum Denken sind die Sinnesnerven. Zu dieser Version glauben wir uns durch die bestimmten Beispiele berechtigt, die der Verfasser selbst kurz vorher S. 109 anführt. Einen solchen Satz aber könnten wir nur als einen Verderb der Physiologie und Psychologie ansehen, und dies um so mehr, als das ganze Problem, aus dessen Behandlung er entstand, uns ein künstlich erzeugtes scheint.

Das materielle Sein kann sonach, fährt der Verfasser fort, nur gedacht werden als durchgehend durch einen Process der Vergeistigung, in welchem das menschliche Denken die Stufe einnimmt, auf der zuerst das Sein zum denkenden Sein im engern Sinne wird. Auch diese Bemerkung können wir nicht unbesehens durchgehen lassen. Jenes Sonach folgert zu viel; nur von der Nervensubstanz würde die Folgerung gelten; sie wäre seltsamer Weise diese bevorzugte Materie, die sich zum Denken entwickelte, dem übrigen materiellen Sein würde davon wenig zu gut kommen. Es liegt aber noch eine andere Unklarheit in diesem Gedanken. Entstanden nämlich war die Forderung einer solchen Vergeistigung der Materie nur aus dem Verlangen, ihre Wahrnehmung zu erklären. Was heisst aber dann in Bezug auf alle übrigen äussern Materien dieses

Durchgehen durch einen Process der Vergeistigung? Sollen die Objecte in dem Augenblick, wo sie in der Wahrnehmung mit dem Denken in Vermittelung treten, diesen Process beginnen, während sie, unwahrgenommen, nichts davon in sich spüren? Doch wohl nicht, sondern die Ausdrücke des Verfassers scheinen auf eine Stufenleiter der vergeistigten Natur zu deuten, in welcher die einzelnen Materien niedere oder höhere Plätze beständig einnehmen. Was aber hätte dies wieder mit der Wahrnehmung zu thun, die sich auf alle Materien mit gleicher Deutlichkeit erstreckt, so dass also die Grade der Vergeistigung offenbar für sie gleichgiltig sind?

Ich will durch diese Bemerkungen kein Urtheil über die Richtigkeit, sondern nur über die Klarheit und Anschaulichkeit der Ansichten des Verfassers aussprechen. Beide vermisse ich aus dem Grunde, weil ich die Subjecte zu den Thätigkeiten, die sich hier kreuzen, nirgends deutlich auftreten sehe. Aber eine allgemeinere Betrachtung muss ich daran knüpfen, die sich mir hier noch lebhafter aufdrängt, als an andern Punkten dieser Untersuchungen. Es gibt namentlich auf diesem abstracten Gebiete, auf dem der Verfasser sich bewegt, Gedankenreihen, mit denen man, einmal in sie gerathen, mit einer gewissen Consequenz fortrechnen kann, so wie der Mathematiker, von geometrischen Problemen ausgehend, mit analytischen Formeln für dieselben auch dann noch Operationen ausführen kann, wo es längst nicht mehr Menschen möglich ist, diesen Formeln und Operationen einen vorstellbaren, anschaulichen, plastischen Gedanken unterzulegen. Die Begriffe der Denknothwendigkeit, des Denkens ohne denkendes Subject, des Denkens in Unterschieden und manche andere, mit denen der Verfasser zu thun hat, sind dergleichen Formeln, mit denen man gewiss nur dann ein Ziel erreicht, wenn man bei jedem kleinsten Schritte, den man mit ihnen macht, sich durch ganz bestimmte Beispiele orientirt und sich unablässig fragt, ob denn den Operationen, die man mit ihnen vornimmt, gesunde natürliche Probleme unsers Erkennens entsprechen. Wir haben uns hier mit dem Verfasser schon lange in einer Kette von Folgerungen bewegt, deren eigentliche Begründung in den Bedürfnissen des Bewusstseins er uns nicht nahe genug gelegt hat. Wir können daher zwar zugeben, dass, so lange

wir mit ihm gehen und ihn verstehen, seine Betrachtungen uns zwingen, ihm zu folgen; heben wir aber einen Moment die Augen auf und besinnen uns auf die Wirklichkeit, in der auch dieses Philosophiren vor sich geht, so entschwindet auch die Evidenz und Nothwendigkeit dieses Zusammenhangs, und wir müssen uns sagen, dass wir auch die geringfügigste Angelegenheit unsers alltäglichen Lebens nicht auf Gründe von so schwankender Gewissheit basiren würden, wie die, auf welchen hier ganze grosse Theile unserer Weltansicht feststehen sollen. Es würde mir sehr leid thun, wenn diese Bemerkung als gegen den Verfasser vorzugsweis gerichtet aufgefasst würde, dessen Scharfsinn und Unermüdlichkeit in schwierigen Abstractionen ich grade in dem Augenblick vielmehr lebhaft anerkenne, in welchem ich beide unter den ungünstigsten Verhältnissen wirken sehe. Das Ideal der Philosophie mag es immerhin sein, aus einem Grundgedanken das ganze System der Erkenntnisse aufzubauen; allein die menschlichen Versuche zur Weltauffassung sollen andere Wege gehen. Wir brauchen nicht sowohl scharfe, feine, sondern breite, massenhafte Grundlagen; wir können unmöglich darauf hoffen, dass irgend ein spindeldürres abstractes Princip unter unsern Händen sich durch eine unendlich feine Kette von Folgerungen zu einem dichten haltbaren Gewebe entwickeln werde. Was in der Philosophie Bedeutendes und Ergreifendes gelungen ist, das ist Denen gelungen, die mit immer frischer Empfänglichkeit, auch wo sie von einem Princip ausgingen, von allen Seiten neue Anregungen in sich aufnahmen und die Einseitigkeiten ihres methodischen Gedankengangs durch erfrischende Athemzüge aus der Welt der Bedürfnisse, Wünsche und Entwürfe verbesserten, in der wir wirklich leben. Unternehmungen aber, die die Wahrheit auf methodologischem Wege nicht nur darstellen, ordnen und begründen, sondern erst entdecken wollen, scheinen mir sehr jenen Wasserfällen zu vergleichen, die aus der Höhe zuerst mit grosser und consequenter Geschwindigkeit heraneilen, deren Fluten sich aber bald an tausend kleinen Widerständen brechen, und in feinen Nebel aufgelöst sich in die blaue Luft verlieren, so dass nur wenige Tropfen zuletzt wirklich auf ein fruchtbares Land fallen, wo sie die Bestrebungen unseres Gemüths, die hier sich angesie-

delt haben, zur Blüthe bringen und reifen sollten. Ich will nicht verbergen, dass mir dieser Beginn der Untersuchung von der Denknothwendigkeit aus zu diesen ungünstigen Unternehmungen zu gehören scheint, denn ich würde ungerecht gegen des Verfassers scharfsinnige Leistung sein, wenn ich nicht zugeben wollte, dass meine Polemik gegen sie sich hauptsächlich auf eine individuelle, für mich aber nothwendige Abneigung gegen alle kritischen Grundlegungen der Philosophie stützt. Ich kann leicht die Denknothwendigkeit als ein formales Kriterium der Wahrheit gelten lassen, aber in solcher Weise hat sie immer gegolten, und wir gewinnen wenig, wenn wir diese stets zu machende Voraussetzung ausdrücklich aussprechen; ein erzeugendes Princip der Wahrheit ist sie aber nicht, denn es wird in jedem Falle neu zu untersuchen sein, welcher Inhalt denknothwendig ist. Die Beantwortung dieser Frage ist nicht so leicht; wir wenigstens befinden uns darüber in Widerspruch mit dem Verfasser.

Das Fehlen eines Subjects zum Denken stört uns auch in der Auffassung des zunächst Folgenden. Wie die verschiedenen Gedanken des Denkens ein Gefühl hervorzurufen vermögen, wie also das Denken sich selbst fühlen soll, vermögen wir uns nicht vorzustellen, und ebenso geht ein Zusammenwirken eines absoluten und des menschlichen Denkens über die Möglichkeit einer auch nur abstracten Anschauung. Dagegen enthält die darauf folgende weitere Analyse des empirischen Wissens und Erkennens vieles äusserst schätzbare Material, das einer Bearbeitung der Logik zu Gut kommen würde. Eine für uns etwas fremdartige Betrachtung müssen wir indessen noch erwähnen. S. 148 heisst es: »ist die Wahrnehmung der Gedanke, der durch das Zusammenwirken des Denkens mit einem Andern, von ihm selbst Unterschiedenen entsteht, — so ist im Allgemeinen nicht einzusehen, warum nicht auch die Thätigkeit als solche, sofern sie mit dem Denken zur Erzeugung eines Gedankens zusammenwirkt, sollte wahrgenommen werden können.« Mir scheint es im Gegentheil, dass grade unter einer solchen Voraussetzung dies leicht einzusehen ist; denn wenn die Wahrnehmung das Product zweier Factoren ist, so können natürlich die Factoren, ehe sie dies Product gebildet haben, nicht wahrgenommen werden.

Diejenigen Thätigkeiten mithin, durch welche die Objecte das Denken anregen, bleiben unbeobachtet, wahrgenommen kann nur werden eine Reihe von Producten, welche sie hervorgebracht haben. Wenn daher der Verfasser später aus Gründen, deren Dringlichkeit ich nicht ganz verstehe, verlangt, dass ganz im Gegensatz zu Hume's Ansichten, das Werden und Uebergehen, die Causalität und Entwickelung von uns nicht bloss zu einer wahrgenommenen Reihe von verschiedenen discreten Gliedern supplirt, sondern selbst empirisch wahrgenommen werden sollen, so kann er die Möglichkeit davon wenigstens nicht auf den eben berührten Zusammenhang gründen.

Wir wollen indessen nun davon ablassen, dem Verfasser einzelne Steine des Anstosses in den Weg zu wälzen, und uns mit ihm zu dem 7. Abschnitt über die Philosophie als Realismus und Idealismus wenden. »Resümiren wir die bisher gewonnenen Resultate, so theilt sich das menschliche Wissen, um Wissenschaft zu sein, und denjenigen Grad der Vollendung, dessen es in Beziehung auf Gewissheit und Objectivität, Vollständigkeit und formelle Abrundung fähig ist, zu erreichen, nothwendig in zwei grosse Hälften oder Richtungen. Die Eine von beiden, die Empirie, geht von dem Einzelnen und Besondern der Anschauung aus, um sich zum Allgemeinen, zu den Begriffen, Gesetzen, Ideen zu erheben; und in der Idee des absoluten Denkens als dem Träger der Totalität des Seins sich abzuschliessen. Die andere, die Speculation dagegen, beginnt vom Allgemeinen der absoluten Idee, vom absoluten Denken, um von ihm zu den besonderen Ideen und Begriffen, zu den besonderen Gattungen und Arten der relativen Einzelwesen zu gelangen, und in deren höchster Spitze, dem menschlichen Ich und seinem Verhältnisse zum absoluten Geiste, in den Ausgangspunkt zurückzukehren.« Diese beiden Richtungen sind Realismus und Idealismus nach der Benennung des Verfassers. Man sieht, dass diese Namen hier nicht Gedankenkreise bezeichnen, die von entgegengesetzten metaphysischen Grundüberzeugungen ausgehen, sondern dass ihr Wesentliches in der Methode und dem Wege des Fortschritts liegt, daher der Realismus mit einem regressiv-inductorischen, der Idealismus mit einem progressiv-deducirenden Verfahren zwar nicht ganz, aber doch beinahe zusammen-

fällt. Wir stimmen dann mit dem Verfasser völlig überein, wenn er nachdrücklich den Gewinn der Wahrheit von einer gleichzeitigen sorgsamen Ausbildung beider Gedankenrichtungen abhängig macht. Gewiss wird nur in der Berührung und Durchdringung dieser beiden einander entgegenkommenden Bestrebungen das Richtige gefunden, beide dienen sich wechselseitig als Correctionen und sollen keine andere Gemeinschaft unter einander haben, als die des Zieles und die des Anfangs, von dem aus sie sich trennen. Alle diese Betrachtungen des Verfassers bis S. 259 scheinen uns völlig richtig und in ihrer unscheinbaren Gestalt dennoch als eine sehr werthvolle Einsicht in den Zusammenhang des menschlichen Wissens. Von hier aus wäre ohne Zweifel eine Verständigung zwischen uns möglich, wenn wir über jene philosophia prima nur einig wären, aus der Realismus und Idealismus sich abscheiden. Die Darstellung aber, welche der Verfasser nun von beiden Systemen unternimmt, überzeugt uns allerdings, dass beide Verfahrungsweisen bei ihm zu sehr von den früher erwähnten Grundgedanken beherrscht werden, als dass unsere Uebereinstimmung lange dauern könnte.

Der Realismus zunächst geht nach ihm von dem Punkte der Fundamentalphilosophie aus, da letztere nachgewiesen hat, dass das menschliche Wissen nur vermöge der Wahrnehmung, d. h. durch das Zusammenwirken des menschlichen Denkens mit dem reellen Sein zu Stande kommt, und dass das letztere sich nothwendig in das materielle Sein der Natur und in das absolute Denken spaltet. Dies absolute Denken wenigstens ist kein Gedanke, den der Realismus so leicht aufnehmen könnte oder gar müsste. — Die erste Aufgabe des Realismus ist nun nachzuweisen, wie das Selbstbewusstsein möglich sei; die erste Disciplin somit ist die Psychologie, sofern sie sich darauf beschränkt, lediglich (?) die Entstehung des Selbstbewusstseins begreiflich zu machen, den Begriff der Ichheit darzulegen. Erst von da aus könne der Realismus zum äusserlich objectiven Inhalt des menschlichen Wissens, zum reellen Sein und seiner Begriffsbestimmung übergehen. Wir haben schon früher (siehe oben S. 285 f., 298) erklärt, dass wir diesen Weg, eine Psychologie vor der Metaphysik für ganz unmöglich halten. Aber selbst in der nun folgenden Wissenschaft von dem objectiven Inhalte,

in der Naturphilosophie, scheint dieser Mangel einer allgemeinen Metaphysik nicht nachgeholt werden zu sollen. Denn ohne den Begriff des Dinges im Allgemeinen zu discutiren, wird sogleich das Problem des Dinges mit vielen Eigenschaften durch ein Zusammenwirken mehrerer Thätigkeiten, deren Subjecte wir wieder vermissen, aufgelöst. Mit dem Begriff dieser Thätigkeiten soll der Schlüssel zur Erklärung der Naturerscheinungen gefunden sein, die sich empirisch in dreifacher Gestalt solcher Zusammenwirkung zeigen, nämlich als mechanische, chemische und organische Verbindung. Hierzu bemerken wir nur, dass des Verfassers Charakteristik des Mechanischen richtig sein kann, obwohl wir das kaum vermuthen; die des Chemischen ist eine willkürliche, die des Organischen eine falsche Ansicht. Deswegen sind auch die Räthsel, die der Verfasser S. 264 als von der Physiologie noch ungelöst betrachtet, in der That gelöst, so weit es nämlich nach realistischen Ansichten zu verlangen ist; der Fortschritt aber, den der Verfasser durch diese Mittelglieder hindurch zu einer teleologischen oder idealen Naturauffassung nimmt, scheint uns ebenfalls deswegen an dieser Stelle nicht gerechtfertigt.

Am Schlusse der Naturphilosophie würde der Realismus nun unter Anderm den Begriff der Selbstbestimmung in dem menschlichen Wesen, wodurch es sich von der übrigen Natur unterscheidet, festgestellt und sich damit den Uebergang zur Moralphilosophie gebahnt haben. Ihre Aufgabe würde zuerst in der Erklärung des Willens selbst, dann aber in der Aufstellung desjenigen Willensinhalts liegen, der unberührt von aller Denkwillkür mit allgemeiner Verbindlichkeit gewollt werden solle. Aber eben um der sich einmischenden Denkwillkür willen ist dieser Inhalt des Ethischen nicht rein als Thatsache des Bewusstseins aufzufinden, sondern muss aus den allgemeinsten, unbestreitbaren, denknothwendigen Bestimmungen des menschlichen Wesens gefolgert werden. Deren sind zwei: 1) dass der Mensch ein denkendes, selbstbewusstes, sich selbst bestimmendes Wesen sei, woraus sich ohne Mühe der juristische Begriff des Rechts mit der ihm correspondirenden Zwangspflicht u. s. w. entwickeln lasse; 2) dass jeder einzelne Mensch nur in Gemeinschaft mit andern, durch Ernährung und Pflege von Seiten der Aeltern u. s. w. existiren und zum Menschen

werden könne, welches die Basis der realistischen Moralphilosophie sei. Die sehr sparsame nähere Ausführung dieser Gedanken, so wie die Entwickelung des Begriffs der Willensfreiheit und ihres Verhältnisses zur Naturnothwendigkeit und zur Vorsehung übergehen wir, weil sich hierin keine charakteristischen Züge realistischer Auffassung finden, und erwähnen nur, dass auch die Ethik mit der Anerkennung schliessen soll, die Menschheit sei eine vom Absoluten gesetzte Idee, gleichwie die Natur, so dass eine realistische Religionsphilosophie den Schluss des Ganzen bilden muss. Sie beruht auf zwei als denknothwendig erwiesenen Sätzen: 1) das Absolute, Gott, ist nothwendig absolutes Denken, denkendes Wesen, also geistiger Natur; denn die Welt und ihre Wesen sind seine Gedanken; 2) dies absolute denkende Wesen ist zugleich ethisches Wesen, denn das ethische Wesen des Menschen, die sittliche Idee und ihre Realisirung durch die Gemeinschaft aller Menschen in gegenseitiger Liebe ist seine Idee. Nun hat die Fundamentalphilosophie ein directes Zusammenwirken des absoluten Geistes mit dem menschlichen Denken schon als denknothwendig erwiesen. Diese unmittelbare Offenbarungsquelle hat sich in allen Religionen ergossen, die nun die realistische Philosophie, geleitet von jenen beiden Sätzen, als Kriterien der Wahrheit, historisch prüft, aussondernd was ihnen widerspricht, aufbewahrend, was in Uebereinstimmung mit ihnen doch noch positive Eröffnungen darüber hinaus macht. So langt der Realismus zuletzt bei dem christlichen Gottesbegriff an, von dem aus er seine ganze Weltansicht nun noch einmal reconstruiren müsste, eine Aufgabe, die er erfüllt, indem er sich in Idealismus verwandelt.

Dieser Idealismus löst sich nun auf demselben Punkte von der Fundamentalphilosophie ab, auf welchem der Realismus die Bahn selbstständiger Entwickelung betrat, nämlich da, wo sich ergab, dass das menschliche Wissen im Zusammenwirken mit dem geistigen Sein des absoluten Denkens zu Stande komme. Einer andern Prämisse bedarf nach dem Verfasser der Idealismus nicht, um seine Frage zu beantworten, wie das absolute Denken, wie die Natur und das menschliche Wesen an und für sich beschaffen sein müssen, um zur Erzeugung des menschlichen Wissens zusammenwirken zu können. Man sieht

also, dass nach dem Verfasser unsere Wissenschaft vom Absoluten auf der zwingenden Thatsache seines factischen und denknothwendigen Zusammenwirkens mit unserm Denken beruht, und dass wir von diesem Resultat aus genöthigt werden, regressiv das Absolute so zu bestimmen, wie es sein muss um dieses Resultat zu geben. In der That wird nun versucht, aus den beiden Umständen, dass das Absolute in seinem relativen Unterschied vom menschlichen beschränkten Denken erstens Denken überhaupt, dann aber unbeschränktes, unbedingtes sein müsse, seinen inneren Lebensprocess zu deduciren. Der Verfasser hält diese Darstellung des Absoluten für einen der bedeutendsten Gewinne seiner Lehre und glaubt, diesen Gedanken erst denkbar gemacht zu haben. Auch S. 304 hebt er hervor, dass die wichtigen Resultate, zu denen seine Deduction führe, worunter die Ichheit des Absoluten eines der vorzüglichsten ist, nur durch den Begriff der Thätigkeit, insbesondere der Denkthätigkeit erhalten werden. Auf diesem Gebiete nun, wenn irgendwo, ist es gewiss am meisten zu entschuldigen, wenn das Subject, dem diese Thätigkeit zukommt, nicht nach den gewöhnlichen Kategorien unserer Erkenntniss, denen es sich allerdings entziehen würde, charakterisirt wird; aber doch würde es gut gewesen sein, wenigstens in Rücksicht auf die Fragen des natürlichen Bewusstseins, das immer gern wissen wird, was denn eigentlich das Absolute, dieses Gebilde der Philosophie *ist*, und nicht bloss wie es sich benimmt, auf diesen Punkt näher einzugehen. Auch sonst geben wir dem Verfasser gern zu, dass grade hier, wie er S. 304 sagt, nur das *Dass* des Geschehens, nicht das *Wie* angegeben werden könne, und wir finden es keineswegs befremdlich, sondern unvermeidlich, dass alle bisherigen Philosophien, sobald sie auf diesen Gegenstand geriethen, zu Phantasien wurden, die sich nicht mehr mit logischer Consequenz, sondern mit einer gewissen unsagbaren poetischen Nothwendigkeit fortbewegten. Nur daran nehmen wir einstweilen Anstoss, dass hier aus dem dürftigen Gedanken des unbedingten Denkens heraus sich die wesentlichen Bestimmungen des Absoluten ergeben sollen. Allerdings erklärt der Verfasser den concreten Inhalt des Absoluten, so wie die concrete Gestalt aller seiner Schöpfungen für durchaus a priori uneinseh-

bar und nennt die Erfahrung die einzige Quelle, die darauf zurückdeutet, und durch diesen vortrefflichen Zug hält sich seine Philosophie mit weiser Mässigung von den einseitigen Deductionen der Hegel'schen Schule zurück. Allein auch die wenigen noch formalen Bestimmtheiten, die er aus seinem Princip für das Absolute entwickelt, scheinen uns noch an allzudünnen Fäden zu hängen, um Zutrauen zu verdienen. Ich will dies nur an einem Beispiele zeigen. Nachdem der Verfasser gezeigt, wie das Absolute als unbedingtes Denken eine Gedankenwelt in sich erzeugt, und sie als einen bestimmten Ausdruck seiner selbst von sich als noch unbestimmter schrankenloser Thätigkeit unterscheidet, fährt er S. 307 fort: das in diesen Gedanken Gedachte muss nothwendig von dem absoluten Selbst, welches in jener Selbstvorstellung des absoluten Geistes das Gedachte ist, unterschieden werden. Als das vom absoluten Geiste unterschiedene ist es mithin wiederum nothwendig nicht absolut, nicht unbedingt, nicht Geist, nicht Denken; also nothwendig ein Bedingtes, Relatives, Materielles. »Sonach aber folgt mit unabweisbarer Denknothwendigkeit das anscheinend Paradoxe, an dem man so viel Anstoss genommen, dass nämlich das absolute Denken in dem Einen ewigen Acte der Selbstproduction seiner Gedanken nicht nur sich selber bestimmt, und durch sich selbst Denken, Selbstbewusstsein, Geist ist, sondern in demselbigen Acte zugleich das von ihm unterschiedene Materielle setzt.« Diese Denknothwendigkeit sehe ich nicht; um unterschieden zu sein vom Absoluten brauchte jenes Gegenbild nicht von jeder Bestimmtheit des Absoluten die Negation zu enthalten; ich weiss nicht, wie der Verfasser, bei seiner sonstigen Abneigung gegen andere als relative Gegensätze, gerade hier diesen totalen verlangt. Dass das Geschöpf des Absoluten die Materie sei, weiss unser Denken wohl nur, weil es sie vorfindet und gern im Absoluten placiren möchte; daher wäre es besser gewesen zu gestehen, dass man, so lange das Absolute nur durch den Begriff des unbedingten Denkens, und durch keinen concreteren Inhalt bestimmt ist, über das Aussehen seiner Denkproducte auch das nicht ahnen könne, was der Verfasser als denknothwendig erwiesen zu haben glaubt. Dasselbe gilt von der Mannigfaltigkeit, Zeitlichkeit, Endlichkeit dieser Schöpfung.

Dagegen treten in dem Verlangen, dass das Absolute diese ihm entfremdete Schöpfung in sich zurücknehme, allerdings wieder Züge von grösserer Nothwendigkeit hervor, wenn wir auch gänzlich die Parallelisirung dieser Begriffe mit denen der christlichen Dreieinigkeit ablehnen müssen.

Die idealistische Naturphilosophie des Verfassers sucht die Natur als einen fortgesetzten Process der Vergeistigung und der Rückkehr ins Absolute zu fassen. Dieser Gedanke, den wir völlig theilen, obwohl aus ganz andern Gründen, ist leider vom Verfasser der nöthigen Kürze zu lieb, wenig ausgeführt worden. Sollte er eine umfänglichere Darstellung im Sinne haben, so möchten wir ihm nur das Eine rathen, die Kenntniss des empirischen Thatbestandes aus unbefangenen und vorurtheilsfreien Quellen zu schöpfen, das Philosophiren darüber aber sich selbst vorzubehalten. Gewiss würde dies bessere Erfolge liefern, als sie jetzt der Verfasser gewonnen hat, indem er sich von Schultz vorarbeiten liess und den vielen noch gar sehr in der Mauserung begriffenen Ideen, den einseitigen Uebertreibungen und schiefen Auffassungen dieses immerhin sehr geistvollen Mannes einen so schädlichen Einfluss auf seine Gedanken gestattete. Eben deshalb enthalten wir uns, diesen Abschnitt weiter zu berühren; und dasselbe thun wir aus andern Gründen über den Rest der ganzen Darstellung, welcher die Lehre vom Geist, Psychologie, praktische Philosophie, Ethik, Religionsphilosophie umfasst. Denn von dem Verlauf der idealistischen Ansicht auf diesem Gebiete im Allgemeinen lässt sich nach dem Vorigen ohne unser weiteres Zuthun eine Ansicht gewinnen, von der speciellen Entwickelung des Verfassers aber ist es wegen der Mannigfaltigkeit der behandelten einzelnen Punkte unmöglich, hier eine Uebersicht zu geben. Er selbst erklärt, dass dieses Werk nur Grundlagen, nicht Ausführung derselben enthalten solle, und darum wenden wir uns mithin noch zu dem Schlusse, in dem er seine Meinung resümirt.

Fünf Sätze führt der Verfasser auf S. 403 als die Fundamente seines Systems auf, welche der Gegner anzugreifen habe, wenn er dasselbe umstossen wolle. Indem wir diese Sätze durchgehen, finden wir eigentlich keinen, gegen den wir eine sehr ernsthafte Polemik richten könnten, wir können

im Gegentheil sie dem Verfasser alle zugeben. Nichtsdestoweniger haben wir doch so Vieles gegen seine Ansichten im Ganzen eingewandt. Mir selbst ist hiervon der Zusammenhang ganz klar; ich kann die Principien des Verfassers alle nur für unergiebige ansehen, und bin gewiss, dass ihnen nur dann etwas abgewonnen wird, wenn man inhaltvolleren Gedanken unvermerkt gestattet, dazwischen zu treten und die Anzahl der Voraussetzungen heimlich zu vermehren. Denke ich an die ausführliche Theologie des Verfassers, wie sie in den letzten Abschnitten das ganze Christenthum umfasst, und frage mich, wie wohl dies Alles von jenen fünf abstracten Sätzen ausgehen kann, so erinnere ich mich sogleich, in diesen Deductionen jener poetischen Nothwendigkeit begegnet zu sein, die der Ausdruck einer verschwiegenen ästhetischen Weltanschauung ist, welche sich gewiss nirgends auf jene ärmlichen Principien stützt. Am Anfange seiner Schlussbemerkungen sagt der Verfasser S. 401: »Die frühere Philosophie bis auf Kant ging von einzelnen bestimmten Sätzen aus, sei es, dass sie darin eine blosse Wahrnehmung oder Beobachtung, oder eine Idee oder eine Thatsache des Bewusstseins aufstellte; von ihnen aus suchte sie durch Analyse und Synthese ihr System aufzustellen. Die neuere Philosophie seit Kant setzt dagegen das Wesen der Speculation in eine besondere Thätigkeitsweise des Denkens, welche, von der gemeinen Form des Erkennens und Wissens verschieden, das philosophische Wissen begründe und erzeuge.« Leider verhält es sich zum Theil so; zwar nicht Alle, aber Viele haben sich auf diese Weise getäuscht und geglaubt, in einer besondern Erkenntnissmethode den Schlüssel zur Wahrheit zu besitzen, obgleich sie mittelst derselben immer nur eine Weltansicht darstellten, die im Hintergrunde ihres Gemüths aus ganz andern Wurzeln erwachsen war. Grade das ist es, was ich im Gegensatze zu dem Verfasser behaupte, dass alle Methode und Dialektik nur ein Mittel der Interpretation ist für Gedanken, die man schon hat, nicht ein Mittel der Erfindung von Wahrheiten. Methoden, die zu etwas führen, sind solche, die aus der erkannten Natur irgend eines concreten Verhältnisses fliessen; dagegen Methoden, welche das Denken auf alle mögliche, noch gar nicht in ihrer nähern Gestaltung geahnten Fälle hinaus zur Erzeu-

gung der Wahrheit befähigen sollen, führen wirklich zu Nichts. Dass der Verfasser eine solche methodische Entwickelung versucht hat, kann ich daher nicht umhin, für seinen Fehler zu halten; dass es ihm aber damit nicht geglückt ist, sondern dass er allenthalben von seinem Princip unabhängige Erkenntnisse auf seine Entwickelung einwirken lässt, darin sehe ich die Güte seiner philosophischen Natur, die sich durch ein unwahres Princip doch nicht unterjochen lässt.

XXVII.

RECENSION VON FRANZ VORLÄNDER, WISSENSCHAFT DER ERKENNTNISS, IM ABRISS SYSTEMATISCH ENTWORFEN.

(Marburg und Leipzig 1847.)

[1848. S. Gött. gel. Anzeigen 1848, Stück 87—89, S. 874—885.]

Ohne Noth äussert der Verfasser in seiner Vorrede die Befürchtung, dass seine Arbeit, schon als ein Versuch, das Ganze der philosophischen Wissenschaft im Umrisse darzustellen, eine ungünstige Aufnahme finden werde. Wie sehr es auch wünschenswerth sein mag, dass die Aufmerksamkeit der Philosophen sich mehr den Problemen selbst, als der Architektonik des Systembaues zuwende, so wird doch jeder Versuch zu einer systematischen Darstellung nur nach seinem Erfolg gemessen und nicht deshalb zurückgewiesen werden können, weil er einer ist. Tritt ein solches Unternehmen ausserdem ausdrücklich als eine Wissenschaft der Erkenntniss auf, so darf sie auch auf ein entgegenkommendes Interesse rechnen. Denn obgleich wir überzeugt sind, dass eine solche als Mittel zur Erweiterung und Befestigung der Wissenschaft wenig leiste, so hat doch das Erkennen für sich auch einen Werth, und eine Darstellung seiner Entwickelung auch ohne

alle praktischen Rücksichten der Benutzbarkeit für das Gedeihen anderer Wissenschaften soll billiger Weise dieselbe Theilnahme finden, die wir der Entwickelung irgend einer thierischen oder vegetabilischen Organisation schenken.

In diesem Sinne freuten wir uns, dieses Werk ausführlicher zu besprechen; nach genauerer Bekanntschaft mit demselben müssen wir indessen vorziehen, nur den vierten Abschnitt des Ganzen hier in der Kürze zu berühren. Es gehen demselben drei andere voran: 1) über Begriff, Objectivität und Entwickelung des Erkennens überhaupt; 2) über die elementarischen Formen des Denkens; 3) über den Entwickelungsprocess der empirischen Reflexion. Von ihnen würde uns der erste wichtig sein seines Inhalts wegen, er leidet jedoch an einem Uebelstand, der auch die übrigen Theile des Buchs etwas schwer verständlich macht. Das Ohr hört keinen Ton mehr, wenn die Luftschwingungen in gar zu langen Zwischenräumen auf einander folgen, und eben so begreifen wir die Absicht, den Zweck und die Meinung eines Schriftstellers nicht mehr leicht, wenn der Zuwachs, der der Erkenntniss im Laufe der Untersuchung entsteht, von Kapitel zu Kapitel eine minime Grösse ist. Ich muss gestehen, dass ich oftmals kaum habe entdecken können, inwiefern wir durch ein Kapitel von dem Punkte weitergebracht worden sind, auf dem wir uns im vorigen befanden. Es ist wohl möglich, dass der Verfasser diesen langsamen Fortschritt im Interesse der Lernenden nöthig gefunden hat, für die er das Buch hauptsächlich bestimmt; ich glaube jedoch nicht, dass er damit seinen Zweck besser als auf dem entgegengesetzten Wege erreicht. Man gibt sich gern Mühe, durch eignes Nachdenken selbst grosse Lücken auszufüllen in einem Buche, das mit kecken und scharfen, plastischen Zügen Gedanken aus Gedanken entwickelt; aber man ermüdet, wenn man sich erst fragen muss, ob das, was der Verfasser jetzt durchgeht, sich durch einen wenig auffallenden Zug auch wirklich von dem unterscheide, was er früher vortrug.

Der zweite Abschnitt enthält eine formale Logik, in der wir gern einige dem Verfasser angehörende eigenthümliche Bemerkungen anerkennen, doch sind auf diesem Gebiete überhaupt keine grossen Thaten möglich. Auch in dem dritten

können wir, eine ganz passende Betrachtung über die Entstehung des Irrthums ausgenommen, nichts besonders hervorheben; wie es natürlich ist bei Gegenständen, die zu oft schon, wenigstens in einzelnen Theilen, recht gut behandelt worden sind.

Jener vierte Abschnitt nun behandelt das philosophische Denken, und in ihm mussten des Verfassers eigenthümliche Ansichten zum Vorschein kommen. Ich glaube, dass man diesen Abschnitt genügend einleitet, wenn man des Verfassers Eintheilung der Erkenntniss in drei Entwickelungsstufen voranschickt. Das gewöhnliche empirische Erkennen nämlich stelle zunächst die Erscheinungen, Thatsachen und Verhältnisse der erscheinenden Dinge im Einzelnen fest. Die höhere empirische Wissenschaft dagegen lehre zweitens allmählich ganze Sphären der Dinge und Wesen oder ihrer Thätigkeiten kennen, und verknüpfe die Gesammtheit der hierher gehörigen Urtheile und Begriffe zu einem wissenschaftlichen Ganzen, zu einer Theorie. Die weiteren Probleme endlich, wie die höchsten Gattungsbegriffe und Kategorien dieser Sphäre wiederum unter sich und im Verhältnisse zum universellen Ganzen gedacht werden müssen, gehören dem philosophischen Denken an. Die Philosophie nimmt nun die Resultate des empirischen Erkennens auf, und betrachtet das, was dort das Letzte, Allgemeinste, Höchste war, in dem universellen Zusammenhange der Natur und der Welt. Man könnte nun behaupten, dass diese Forderung des Verfassers, bei der Beurtheilung der Dinge sich im Mittelpunkte des Ganzen einen Standpunkt zu sichern, und die Dinge so anzusehen, wie sie sich von dort aus als durch tausend Fäden und Beziehungen bedingt und Anderes bedingend darstellen, nicht nur die Einleitung, sondern auch der ganze Inhalt seines Werkes sei. Es ist ein kühnes Unternehmen, ohne Zweifel als Ideal unserer Untersuchungen herzlich zu billigen; aber einem so hohen Zwecke gegenüber muss man um so mehr auf die deutliche und unfehlbare Angabe der Mittel bedacht sein, obgleich man immer noch sich befriedigt fühlen könnte, wenn auch dieses entfernte Ziel nicht erreicht, dagegen fruchtbare Gesichtspunkte gewonnen würden, die auf dem Wege dahin liegen. Es will uns jedoch scheinen, als wenn diese Darstellung des Verfassers

hinter seinem Vorhaben zurückbliebe; einen bestimmten methodischen Entwurf wenigstens zu seiner Ausführung können wir in des Verfassers Werk nicht leicht finden, sondern sehen uns am Ende der einzelnen Abschnitte nach den weitläuftigen polemisch-kritischen Excursen, welche den Gedankengang oft zerstückeln, häufig wieder ziemlich an demselben Punkt abgesetzt, von dem wir ausgingen, nämlich bei der Forderung, ein solches Erkennen zu realisiren.

Der Verfasser fragt nun zuerst nach dem Inhalt des philosophischen Denkens, und indem er mit Recht die unverständige Forderung einer Voraussetzungslosigkeit desselben zurückweist und die ganze Breite des empirischen Erkennens als nothwendige Voraussetzung geltend macht, bestimmt er, nach einer Kritik anderer Standpunkte, unter denen der Herbart's sehr von ihm missverstanden wird, den Inhalt der Philosophie dahin, dass sie das an sich Existirende, Wirkliche in seinem vollständigen universellen (nicht einzelnen, zufälligen) Inhalt, Umfang, Zusammenhang, folglich auch in seiner Einheit, seinem Wesen zu erfassen habe. So sei die Philosophie die Vollendung der Weltanschauung, die in der gewöhnlichen Reflexion unvollendet und fragmentarisch bleibt.

Fragen wir nun zweitens, ob und wie ein philosophisches Denken des bezeichneten Inhalts wirklich vollzogen werden kann, so führt dies auf die Form dieses Denkens, und sie wird vorläufig bestimmt als die Entwickelung der Urtheile und Begriffe »in Beziehung auf das Gegebene im systematischen Zusammenhang.« Hierbei kommt der Verfasser auf die Frage: wie denn dieser systematische Zusammenhang im wirklichen Denken und Urtheilen hervortrete, und im Anfang und Fortschritt des Urtheils erreicht werde? Da in jedem Moment nur Einzelnes bestimmt im Denken hervortrete, so scheine es, als müssten wir uns am Ende doch auf das innere nur in der unbestimmten Gestalt des Gefühls vorhandene Gesammtbewusstsein verlassen. Und dies soll ich denn in meiner Metaphysik auch gelehrt haben. Ich verstehe zwar die Absicht des Verfassers hier nicht ganz deutlich, doch muss ich zweierlei bemerken. Was ich erstens in der vom Verfasser citirten Stelle den »ganzen Geist« genannt habe, dürfte schwerlich dasselbe sein als das, was der Verfasser Gesammtbewusstsein

nennt. Wenn ich zweitens diesem ganzen Geist ein nicht erst methodisch zu erzeugendes Princip der Gewissheit und Entscheidung zugeschrieben habe, so liegt darin gewiss nicht, wie es der Verfasser versteht, der Anspruch, ein Princip gefunden zu haben, welches unser Denken leiten, und ihm die bestimmte Richtung zur Lösung seiner Probleme geben könne. Doch kann ich nicht leugnen, Aehnliches gewollt zu haben, als der Verfasser voraussetzt, und es stört mich nicht, mich der Delphischen Pythia verglichen zu sehen. Dem Verfasser selbst bleibt am Ende des Abschnitts nichts übrig, als dass das Denken seine Form und Nothwendigkeit »im Denken seines Inhalts, des Wirklichen finde.« Wir sind also, scheint es, wieder an dem vorigen Punkte, und müssen mit dem Verfasser nun erst im Folgenden die Form der Philosophie aufsuchen und entwickeln, und zwar zerfällt diese Betrachtung in die Untersuchung der einen universellen Form der Philosophie, die durch das Princip gegeben und bestimmt ist, und in die der Formen der Begriffsbestimmungen und Entwickelungen im Besondern, welche den Gegenstand der philosophischen Methode bilden.

Zuerst nun von dem Princip. Zu ihm führt folgender Weg. Die Aufgabe ist, das Wirkliche und seinen universellen Zusammenhang zu erkennen, die Data hierzu, die Begriffe und Urtheile des reflectirenden Denkens, welche die erscheinenden Dinge zum Inhalt haben. Wie gelangen wir nun über das Gegebene hinaus zu jenem universalen Zusammenhange, zur Einheit des Wesens der Dinge? Um dies zu erfahren, müssen wir 1) die Realität und den Begriff der Erscheinung untersuchen, 2) den Begriff des Unendlichen feststellen, so werden wir 3) darin den Bestimmungsgrund oder das Princip für das Denken des Wirklichen im Einzelnen auffinden.

Der erste Theil dieser Untersuchung beschäftigt sich hauptsächlich mit einer Polemik gegen Herbart, deren Missverstand sich aus dem Resultat ergibt, zu dem sie S. 267 gelangt; nämlich dass es feststehe, dass auch das Was der Erscheinung und die Relationen derselben als existirend gedacht werden müssen. Doch gibt der Verfasser zu, dass das Subject von den Dingen nur einzelne Seiten in der Erfahrung auffasse, Bruchstücke, die zwar ohne Weiteres durch die Reflexion

ergänzt werden, in der That aber eine vollständigere, methodische Ergänzung von der Philosophie verlangen. Und diese werde geliefert, wenn wir das universelle Ganze des Wirklichen in der vollständigen, unendlichen, unbegrenzten Wirklichkeit suchen. Der zweite Theil, nachdem die Nothwendigkeit, das Unendliche zu denken, daraus bewiesen ist, dass wir keine absolute Grenze des Wirklichen denken können, schliesst damit, dass wir das Unendliche ohne Negation als absolute untheilbare Position des Wirklichen in und über dem Endlichen fassen müssen. Dadurch wird der Verfasser veranlasst, im dritten Theile dieser Untersuchung zu fragen, was hiermit für das Denken des universellen Zusammenhangs gewonnen sei, da der Gedanke dieser absoluten Position unbestimmt und formlos der bestimmten Endlichkeit gegenüberstehe? Wir wissen, sagt der Verfasser sehr richtig, dass die eine, absolute, untheilbare Position in und über allem Endlichen existirt, aber dies Wissen können wir nicht Erkennen nennen, wenn wir festhalten, dass hierzu die vermittelte Production der Objecte gehört. Da also das Denken des objectiven Princips in dem Denken des universellen Zusammenhangs in der einen untheilbaren Position des Wirklichen besteht, so haben wir nachzuweisen, wie diesem Princip gemäss die Hauptelemente und Begriffe dieses Zusammenhangs, die universellen Kategorien des Realen, der Begriff des endlichen Wesens und der der Einheit der absoluten Position bestimmt werden müssen.

Der etwas undeutliche Abschnitt über die Kategorien des Realen scheint sein Ergebniss in den Worten S. 286 zu finden, dass sie nur in Bezug auf einander und die gemeinsame reale Erscheinungssphäre zu bestimmen sind, und S. 289, dass alle diese universalen Kategorien nur eine elementarische Bedeutung haben können, da in ihnen nur eine sehr begrenzte getheilte Wirklichkeit gedacht wird, gegenüber der untheilbaren unendlichen Wirklichkeit. Der folgende Abschnitt behandelt das Wesen in dem Sinne des Wortes, in welchem es ein Princip für die Zusammenfassung und gegenseitige Determination mannigfaltiger Eigenschaften und Entwickelungen bedeutet, oder als substantielle Form und sucht die Frage, wie ein solches ideales Wesen sich mit dem Mechanismus der

Verwirklichung der einzelnen Dinge verständige, durch die Annahme zu lösen, dass die eine absolute Wirklichkeit dem Endlichen, Erscheinenden immanent sei und daher nicht nöthig habe, eine unmögliche Einwirkung auf den Mechanismus von aussen her zu versuchen. Der dritte Abschnitt endlich über den Begriff der Einheit der absoluten Position, oder den Begriff Gottes, sucht die Nothwendigkeit desselben zu beweisen, die Möglichkeit näherer bestimmter Auffassung durch Kategorien dagegen zu leugnen. Obgleich daher dem Unendlichen, weil es Grund der sittlichen Weltordnung ist, absolute Intelligenz und Heiligkeit zukommen muss, wird doch Persönlichkeit als eine endliche Auffassungsform von ihm nicht prädicirt und im Allgemeinen ausgesprochen: dass im Gedanken des Unendlichen das menschliche Subject allerdings über sich hinausgehe, wo es aber, durch sein Gemüth getrieben, das absolute Object sich gegenüber vorstellen wolle, bilde es immer nur den Inhalt und die Endlichkeit seiner eigenen Persönlichkeit ab.

Nachdem nun, sagt Verfasser S. 303, das oben bezeichnete erkenntniss-theoretische Problem gelöst ist, bleibt uns noch übrig, die Consequenzen des Princips auch in formeller Beziehung auf die philosophische Methode zu verfolgen. Diese principgemässe Methode besteht nun nach S. 308 darin, dass wir den Inhalt nicht aus der abstracten Form des Denkens erzeugen, sondern ihn in der Form des systematischen Zusammenhangs der Begriffe und synthetischen Urtheile, die das Gegebene zum Gegenstand haben, finden sollen. Daher enthält sie zwei Probleme: 1) die Begriffe der universellen Bestimmtheit, des Wesens der Dinge zu bestimmen; 2) die Entwickelung des Wesens in seinem universellen Zusammenhang zu verfolgen. Auf diese beiden Probleme haben wir im Folgenden unsere Aufmerksamkeit zu richten.

Die Aufgabe der speculativen Begriffsbestimmung ist es nun also, die Bestimmtheit des Wesens im universellen Zusammenhange des Wirklichen festzustellen. Dieser Zusammenhang ist aber doppelt, einer des coexistirenden erscheinenden Daseins und einer der Entwickelung. Indem der Verfasser auf die Berücksichtigung des letztern dringt, unterscheidet er seine Ansicht sehr vortheilhaft von mancherlei sogenannten

dialektischen Deductionen, welche nur eine Anordnung der fertigen Begriffe in einer ruhenden Reihe kennen. Das zweite, die speculative Begriffsentwickelung soll nun von dem speculativen Begriff ihres Gegenstandes ausgehen und das in demselben Liegende in seinen bestimmten neuen organischen Bildungen entwickeln, die sich allmählich aus demselben ergeben, indem der Gegenstand zugleich in seinem organischen, und in dem universellen Zusammenhang mit der Erscheinungswelt aufgefasst wird. Um des letztern willen ist diese Entwickelung keineswegs eine Ableitung aus dem Begriffe allein, vielmehr muss das Denken überall auf die ganze Objectivität gerichtet sein.

Diese Entwickelung der Wissenschaft aus dem Princip führt nun folgende Architektonik des Ganzen herbei. Ueber den einzelnen Wissenschaften der Philosophie steht eine universale Wissenschaft, welche die erscheinende Wirklichkeit in der Immanenz der absoluten Position zum Gegenstand hat, und in dem universellen Zusammenhang des Princips die Realkategorien, die Begriffe der Wesen und ihrer Entwickelung und ihrer Sphären, endlich den Begriff der absoluten Einheit bestimmt. Ihr ordnen sich, wegen der sich ergebenden Zwiefaltigkeit des Endlich-Wirklichen, Naturphilosophie und Geistesphilosophie unter. Die erste gliedert sich in die Wissenschaft der elementaren, universellen Naturformen (Mathematik, Physik, Chemie), die der individuellen Naturformen oder Organismen (Physiologie), und die Wissenschaft des Erdkörpers und Weltgebäudes überhaupt. Die Geistesphilosophie unterscheidet drei Sphären: 1) die des Individuum, des zur Freiheit und Vernunft sich erst entwickelnden Subjects (Psychologie); 2) die der freien Vernunftthätigkeiten, der Ideen und der weltlichen Bildungen derselben; 3) das Ganze der menschlichen Welt in ihrer Entwickelung, d. h. in ihrer universellen Geschichte. Die zweite dieser Sphären begründet die vier Disciplinen der Erkenntnisswissenschaft und Logik, der Ethik, der Religionsphilosophie, endlich der Aesthetik.

Die hier ausgezogenen Resultate der Untersuchung würden ohne Zweifel verständlicher sein, wenn wir die vom Verfasser eingestreuten polemischen Bemerkungen und die Ausführung seiner Lehren an Beispielen ausführlich erwähnen könnten.

Indessen sind doch auch in dem Werke selbst diese Erläuterungen etwas spärlich ausgefallen, wie der Verfasser selbst mehrfach erwähnt. Wir müssen daher dem Leser selbst überlassen, durch eigne Lectüre in die Bedeutung dieser Untersuchungen einzugehen, von denen wir hier nur eine Inhaltsangabe liefern konnten.

XXVIII.

SELBSTANZEIGE DER ABHANDLUNG ÜBER BEDINGUNGEN DER KUNSTSCHÖNHEIT.

(Oben No. XIX.)

[1848. S. Gött. gel. Anzeigen 1848, Stück 169, S. 1682 f.]

Da die verschiedenen Künste durch sehr verschiedene Mittel wirken, die Eindrücke aber, die sie dem Gemüthe mittheilen, bei aller dieser Heterogeneität der Mittel doch ähnlich und homogen sind, so muss der Grund der gleichen Wirkungsweise in allgemeinen Verfahrungsweisen bei der Combination der einzelnen zusammenwirkenden Elemente liegen. Das empfängliche Subject aber, auf welches diese Reize des Schönen sich beziehen, ist in dreifacher Abstufung als sinnliches Wesen, als Seele und als Geist zu betrachten. Das Kunstwerk wird daher zuerst auf ein System physiologischer Erregbarkeit einwirken, dessen Gesetzen sich sein Eindruck anschliessen muss, und diese physiologische Seite des Schönen kommt bei jeder Wahrnehmung räumlicher oder zeitlicher Proportionen, bei jedem Nachfühlen einer Bewegung oder eines Gleichgewichts, sowie bei der Deutung von Gestalten in Betracht. Zweitens wird das Kunstwerk in der Verknüpfung seiner Elemente sich ebenso sehr den allgemeinen mechanischen Gesetzen des Vorstellungsverlaufs, den Bedingungen klarer und gleich-

zeitiger oder successiver Auffassung, sowie den Formen fügen müssen, unter denen ein Wechsel der Gemüthszustände überhaupt wohlthuend sein kann. Diese beiden Kreise von Bedingungen der Kunstschönheit sind in dem gegenwärtigen Aufsatze nur angedeutet und einer andern Bearbeitung vorbehalten. Der dritte Kreis von Bedingungen ist derjenige, den das Kunstwerk zu beachten hat, wenn es dem Geiste recht sein soll, der ein Genüge nur an dem findet, was in die concrete Wirklichkeit und in den heiligen Plan der wahren Welt eingehört. Er würde zuerst formale Bedingungen enthalten, durch deren Erfüllung das Kunstwerk in sich selbst jene abstracten Verhältnisse und Beziehungen nachahmt, auf welchen, als der metaphysischen Grundlage, die concrete Wirklichkeit der Welt ruht, und um ihrer wesentlichen Bedeutung und Bestimmung zu genügen, ruhen muss. Diese metaphysischen Bedingungen der Kunstschönheit hat die vorliegende Abhandlung zu ihrem Gegenstande gemacht. Sie sind nicht die einzigen, die der Geist an das Schöne stellt, sondern nur Bedingungen, ohne welche das concrete Schöne nicht bestehen könnte. Neben ihnen sind noch zwei grössere Kreise zu denken, die von der gegenwärtigen Abhandlung nicht berührt, zuerst die grossen Verhältnisse der concreten Welt, als das eigentliche Material der Kunst, und dann die poetische Stimmung und Phantasie als die erzeugende Bedingung des Schönen zu betrachten haben würden.

XXIX.

ANZEIGE VON SAVERIO CAVALLARI, ZUR HISTORISCHEN ENTWICKLUNG DER KÜNSTE NACH DER THEILUNG DES RÖMISCHEN REICHS.

(Göttinger Studien 1847, 2. Abtheilung S. 222—279.)

[1848. S. Gött. gel. Anzeigen 1848, Stück 169, S. 1684 f. Die Anzeige ist mit L. unterzeichnet. Dass sie von Lotze herrührt, hat E. Rehnisch aus den Akten der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften festgestellt.]

• Herr Cavallari, der seit der Vollendung dieses Bandes der Studien sein Vaterland Sicilien wieder aufgesucht hat, ist in dieser Abhandlung bemüht gewesen, die Entwicklung zu schildern, welche die Künste, und unter ihnen hauptsächlich die Baukunst, durch die verschiedenartigen Einflüsse erfuhren, die theils durch die vielfachen Bemühungen verschiedener Nationalitäten, theils durch die allmähliche Umwandlung religiöser Bedürfnisse und der allgemeinen Weltanschauung seit der im Titel bezeichneten Epoche auf die antike Kunst einwirkten und aus ihr, als dem Stamme, eine Menge mannigfaltig abweichender Zweige und Blüthen hervorriefen. In sehr anschaulicher Weise ist der Gewinn dieser Untersuchungen am Ende der Abhandlung in eine Tabelle zusammengestellt, in der wir die römische Kunst sich zunächst in die beiden Zweige der byzantinischen und romanischen spalten sehen. Aus der ersten gehen unter dem Einflusse himjaritischer und persischer Elemente, sowie des tatarischen Zeltbaues die arabische, maurische und türkische Kunst hervor, während sie im Occident mit dem ersten Zweige der romanischen Kunst, der nordromanischen, verschmolzen, die lombardische Kunst hervorbringt. Diese nordromanische Kunst, in Deutschland und Frankreich weiter entwickelt, spaltet sich in die beiden Zweige der karolingischen und der sächsischen Kunst, deren erste unter byzantinischen Einflüssen, sich zur rheinischen, die andere unter Einwirkung lombardischer Elemente zur normannischen ausbildet. Aus der Verschmelzung dieser beiden Abzweigungen entsteht durch eine Periode des Uebergangsstils

hindurch die gothische Kunst, deren Vaterland nach Cavallari's Ansicht die Ufer des Rheines sind, von wo, etwa von Köln und Aachen als Mittelpunkten aus, dieser Stil sich mit der Maas nach Belgien, mit der Mosel und Schelde nach Frankreich verbreitete, während er vom andern Rheinufer mit dem Main nach Baiern, Würzburg, dem Fichtelgebirge und Nürnberg vorrückte. Die genauere Darstellung des allmählichen Entstehens der charakteristisch gothischen Kunst aus diesem Uebergangsstile der Rheingegenden wird zu den eigenthümlichsten und interessantesten Theilen dieser Abhandlung gehören, welche ausserdem mit verhältnissmässig geringerer Ausführlichkeit noch der beiden andern Zweige der romanischen Kunst gedenkt, nämlich der stationär römischen, und der südromanischen, die in Sicilien durch Verschmelzung mit byzantinischer, arabischer und normannischer, in den longobardischen Herzogthümern Unteritaliens durch Vermischung mit byzantinischen und lombardischen Elementen eigenthümliche Kunstformen erzeugte.

XXX.

SELBSTANZEIGE DER ZWEITEN AUFLAGE DER ALLGEMEINEN PATHOLOGIE UND THERAPIE ALS MECHANISCHE NATURWISSENSCHAFTEN.

(Leipzig 1848.)

[1849. S. Gött. gel. Anzeigen 1849, Stück 16, S. 159 f.]

Als die erste Auflage dieses Buches erschien, konnten die darin ausgesprochenen Grundsätze, wenigstens in der weiten Ausführung, die ihnen dort gegeben wurde, noch für ungewöhnlich und der herrschenden Auffassungsweise ent-

gegengesetzt gelten. Im gegenwärtigen Augenblicke ist die mechanische Betrachtungsweise der Lebenserscheinungen von so vielen Seiten bereits als ein dringendes Bedürfniss anerkannt worden, dass dem Verfasser bei der Ausarbeitung dieser zweiten Auflage nicht mehr nöthig scheinen konnte, diese Seite seiner Ansicht stärker hervorzuheben, als in der ersten geschehen war. Viel lieber würde er, wenn es Zweck und Grenzen dieses Buchs gestattet hätten, den andern Theil seiner Ueberzeugungen ausführlicher entwickelt haben, wonach allerdings die mechanische Betrachtungsweise des Lebens eine andere idealere als Gegengewicht bedarf. Zwar mehrmals bereits hat der Verfasser seine Meinung entschieden dahin ausgesprochen, dass er alle diese mechanistischen Bearbeitungen der Physiologie nur für den einen Theil der zu einer vollständigen Biologie gehörenden Betrachtungen anerkennen kann; dennoch ist es ihm begegnet sowohl von den Anhängern jener Richtung, in welcher der missverstandene Begriff des Mechanismus jeden andern vernünftigen Gedanken verdrängt, zu den Ihrigen gezählt, als von den Gegnern dieser Auffassungsweise aus denselben Gründen getadelt zu werden. Diesem Missgeschicke liess sich auch in dieser Auflage der Pathologie noch nicht ausweichen, da es unmöglich ist, Alles auf einmal zu thun, dagegen behält sich der Verfasser vor, diesen Gegenstand in einer Schrift über allgemeine Physiologie, die erscheinen wird, sobald es die Zeitumstände gestatten, ausführlicher zu behandeln. Da nun jedenfalls die Nothwendigkeit einer stärkern Hervorhebung der Polemik gegen nun schon veraltende Ansichten hinwegfiel, so ist der Verfasser bei der neuen Auflage auf grössere Vollständigkeit bedacht gewesen, und hat einige Lücken, die im Drang jener Polemik in der früheren zurückgeblieben waren, auszufüllen gesucht. Eine Aenderung im Plane des Ganzen ist hierdurch nicht herbeigeführt worden, dagegen wird man namentlich im zweiten Buche, der allgemeinen Symptomatologie, fast keinen Abschnitt ohne zum Theil ausgedehnte Nacharbeitungen finden [1]. So möge nun

[1] Bedeutende Umgestaltungen bedurften hier besonders Kap. 5 und 6 über die krankhaften Veränderungen der ernährenden Absonderung und Anbildungen und über die Abweichungen des Stoffwechsels.

dieses Buch noch einmal demselben Wohlwollen der Aerzte und der Studirenden der Medicin empfohlen sein, mit welchem seine frühere Auflage aufgenommen worden ist, und seinen Theil zu der Erfüllung des hauptsächlichsten Zweckes beitragen, dem es ursprünglich gewidmet wurde, nämlich zu der allgemeinen Bildung des Urtheils über die Ursachen und Zusammenhänge gesunder wie kranker Lebenserscheinungen, woraus allein die specielle Krankheits- und Heilungslehre eine richtige Deutung der einzelnen Fälle der Erfahrung, und die fortschreitende Wissenschaft neue fruchtbare Probleme und Untersuchungen herleiten kann.

XXXI.

RECENSION VON JOHANN HEINRICH LÖWE, ÜBER DEN BEGRIFF DER LOGIK UND IHRE STELLUNG ZU DEN ANDERN PHILOSOPHISCHEN DISCIPLINEN.

(Wien 1849.)

[1849. S. Gött. gel. Anzeigen 1849, Stück 144, S. 1427—1436.]

Die vorliegende kleine Schrift kündigt sich als Vorläuferin eines grösseren Lehrbuchs der Logik an und sie ist ganz geeignet, auf dieses versprochene Werk die Aufmerksamkeit ihrer Leser zu spannen und ein günstiges Vorurtheil für eine Leistung zu erwecken, deren Fundamente auf so besonnene und umsichtige Weise gelegt werden. Des Verfassers Arbeit ist mir um so interessanter gewesen, weil die Ansicht, die als das Ergebniss derselben von ihm ausgesprochen wird, nicht nur wesentlich, sondern in vielen Nebenzügen und besonderen Wendungen völlig mit der übereinstimmt, die ich selbst in meiner Schrift über Logik vorgetragen habe. In dieser Bemerkung bitte ich jedoch nicht die kleinste Verdächtigung der Selbstständigkeit des Verfassers zu suchen, der in dem Ganzen seiner Schrift eine so scharfe und gewandte philosophische Umsicht bewiesen hat, dass es thöricht sein würde, ihm die

selbstständige Auffindung von Ansichten abzusprechen, die ich selbst nicht für so unzugänglich halten kann, dass sie nicht Jedem offen ständen, den die Richtung seines Sinnes im Allgemeinen nach dieser Seite treibt. Bedauern darf ich indessen, dass der Verfasser, der mein Buch kennt, es vermieden hat, seine Ansichten mit den meinigen zu vergleichen, und einige Punkte, die mir nahe mit dem allgemeinen Grundgedanken seiner Arbeit zusammenzuhängen scheinen, ebenfalls zu berühren.

Ob die Gesetze des Denkens nur als unableitbare Thatsachen vollständig und übersichtlich zu ordnen, oder ob sie bis auf die Wurzeln zu verfolgen sind, durch die sie mit dem gesammten geistigen Leben zusammenhängen; ob ferner ein allseitiges Verständniss jener Gesetze nur bei gleichzeitiger Beachtung des mannigfaltigen Stoffs der Gedanken oder im Gegentheil nur bei völliger Abstraction von allem Inhalt zu erreichen stehe; ob endlich der Lohn, welcher dem Denken für die pünktliche Befolgung dieser Gesetze zu Theil wird, sich auf die einseitige Befriedigung beschränke, seiner eignen Natur entsprochen zu haben, oder ob es an seiner innern Gesetzgebung den treuen Widerschein einer den Welthaushalt im Grossen ordnenden besitze; — dies sind die drei Hauptfragen, welche die Grundlegung der Logik nach des Verfassers Ansicht zu beantworten hat.

Zu dieser Beantwortung schreitet er selbst nach einer kurzen, die bekannten Bedenken zusammenfassenden Kritik der bloss formalen Logik der Kantischen und der realen der Hegel'schen Schule. Nicht auf dem kürzesten Wege zeigt er S. 25 ff., dass das Gesetz, welches für die Thätigkeit eines Subjectes gelte, eigentlich nur ein partieller Ausdruck für die Natur dieses Subjects sei, so wie nämlich diese Natur durch das Object oder die äusseren Bedingungen der Thätigkeit zu einem bestimmten Handeln herausgefordert wird. Hierin liegt schon die Antwort auf die beiden ersten Fragen. Die logischen Gesetze werden sich nur vollständig verstehen lassen, wenn man sie erstens auf ihre subjective Wurzel im menschlichen Geiste und seinem Organismus zurückführt; sie gehen jedoch nicht aus ihm allein hervor, sondern nur so fern er durch die Natur des Gegenstandes zu einer bestimmten Denk-

thätigkeit gereizt wird. Sie haben daher auch eine objective Wurzel, zwar nicht in der concreten Beschaffenheit der mannigfaltigen Einzelheiten, wohl aber in den allgemeinen Formen des Realen. Das Denken, sagt Verfasser S. 24, das Ergebniss dieser Betrachtungen zusammenziehend, — das Denken wird bedeutungslos und missversteht sich, wenn es vom Sein sich isolirt, es wird unwahr und betrügt sich selbst, wenn es schlechthin mit ihm identisch sein will. Die logischen Formen sollen also dem Realen nicht entfremdet, es darf ihnen aber auch nicht zugemuthet werden, dasselbe schöpferisch aus sich selber zu gebären. Diesen so eben vorläufig angedeuteten Standpunkt theils positiv zu begründen, theils nach allen Seiten schärfer zu umgrenzen, ist nun des Verfassers weitere Absicht. Den Mittelweg nun, der zwischen jenen beiden falschen Extremen zu der richtigen Auffassung der Sache führen soll, sucht er zunächst dadurch anzubahnen, dass er ein Füreinander-sein des erkennenden Subjects und der Objectivität im Allgemeinen als ein teleologisch nothwendiges Postulat voraussetzt, das erfüllt sein muss, wenn das Ganze der Welt überhaupt vernünftig sein soll. So wenig wir gegen diese in der Geschichte der Philosophie stets wiederkehrende Sehnsucht einwenden möchten, die Bürgschaft für die Wahrheit unseres Erkennens auf einem wesentlich ethischen oder religionsphilosophischen Gebiete zu suchen, so zweideutig erscheint uns gleichwohl der hier gegebene Ausdruck jenes Postulats. Gewiss ist darin der Verfasser vorsichtiger, dass er nicht, gleich Hegel, zur Vernünftigkeit der Welt ein identisches Zusammenfallen des Gedankens mit dem Sein verlangt, sondern bescheiden sich mit einem noch näher zu bestimmenden Füreinander beider begnügt. Allein diese prästabilirte Harmonie bedürfte jedenfalls einer deutlichen Angabe des Zweckes, für den sie in der Welt vorhanden sein soll, und aus dem Begriff des Für-einander des Objects und Subjects folgt nicht so einfach, wie S. 43, die Nothwendigkeit eines der gegenseitigen Relativität beider entsprechenden Parallelismus. Auch in der näheren Ausführung dieses Gedankens, welche von S. 47 an folgt, vermag ich der Ansicht des Verfassers weder ganz zu folgen, noch so weit ich ihr folge, ganz beizustimmen. Ich verstehe, da ich ihn selbst nach Kant's Vorgang so scharf

wie möglich hervorgehoben, den Unterschied, den der Verfasser zwischen dem mechanischen Vorstellungsverlauf und dem eigentlichen Denken macht, aber ich verstehe nicht, inwiefern die Producte des Denkens denen jenes Vorstellungsverlaufs gegenüber den unleugbarsten Stempel selbstbewusster Freiheit tragen sollen. Weder weiss ich, warum der Verfasser hier gerade, wo es mir ganz irrelevant scheinen würde, von der Selbstbewusstheit in diesen Producten mit so viel Gewicht spricht, noch könnte ich diesen Charakter der Freiheit zugeben; nicht einmal von den Gesetzen des mechanischen Vorstellungsverlaufs sind die Producte des Denkens unabhängig; sie sind nur neben ihnen von andern Gesetzen zugleich abhängig, deren Kraft den ungeschmälerten Einfluss jener in den Schatten stellt. Die Thätigkeit aber, von der jene andern Gesetze in den Stoff des Vorstellungslebens eingearbeitet werden, Freiheit zu nennen, ist überall kein Grund zu finden, und noch weniger vom Verfasser einer angegeben.

Diese psychologische Thatsache nun zu erklären, gibt es, meint der Verfasser, drei Wege. Entweder man führt beide Processe trotz ihres wesentlichen Unterschieds auf eine Wurzel zurück, so dass das menschliche Denken nur ein vollkommneres thierisches Vorstellen, die höchste Steigerung des psychischen Lebens ist. »Oder man hält zwar gleichfalls alles menschliche Vorstellen für Selbstbezeugung eines einzigen Princips, sucht aber die Ehre des Menschen, freilich auf Unkosten der Natur, dadurch zu retten, dass man ihn im Sinne des Cartesischen Dualismus als ein Vereinwesen von Natur und Geist anerkennt, an welche man die Prädicate von Ausdehnung und Gedanken in schroff einander ausschliessender Gegensätzlichkeit vertheilt.« Ehe wir dem Verfasser zu dem dritten Wege folgen, erlauben wir uns nur zu bemerken, dass, ehe man ihn wirklich betreten sieht, nicht zu begreifen ist, wie Jemand von dem zweiten viel Heil erwarten konnte; streichen wir ihn daher völlig, und mit ihm auch den ersten, der zu unklar abgegrenzt ist, als dass wir uns auf ihn wagen sollten. Denn wie leicht kann man ganz mit Recht zwei wesentlich differente Processe auf eine und dieselbe principielle Wurzel zurückführen, wenn man nur hinlänglich tief hinabgeht, und nicht verlangt, dass sie schon im Stamme, oder gar

in den Zweigen verschmelzen sollen; und wie leicht kann die Vervollkommnung, die das menschliche Denken vor dem thierischen voraus hat, ein so merkwürdiger Wendepunkt sein, dass von ihm ab, trotz der Stetigkeit der Vervollkommnungsreihe doch eine wesentliche Differenz datirt? Wie leicht aber kann auch das Gegentheil der Fall sein!

Hat man nun nicht Lust, sich diesen beiden Wegen anzuvertrauen, so bleibt nach S. 53 noch ein dritter übrig. »Diesen einschlagend, sagt der Verfasser, erwägt man zuvörderst den Gedanken: dass alles Vorstellen subjective Thätigkeit ist, alle Subjectivität aber nur als die, von Seiten eines substantiellen Princips durchgesetzte Verinnerung seines objectiv-realen Daseins betrachtet werden kann.« Eben indem ich diesen Gedanken erwäge, um ihn zu verstehn, kann ich ihn nicht so flüchtig vorübergehn lassen, wie der Verfasser ihn leicht und gewandt als Vorstufe dem sogleich Folgenden untergebaut hat. Inhaltvoll erscheint er mir freilich, aber gefährlich und unbeweisbar in dieser unbestimmten Form. Denn unbestimmt st diese Form wegen des weitschichtigen Wortes Verinnerung, das uns zwar gewissermassen wenigstens die Natur eines Processes, aber nicht genau die Grösse und Art seines Effects anzeigt. Gleichwohl beruht sehr viel darauf, ob in diesem Processe alle Seiten des Seins einer Substanz zum Gedanken derselben Substanz werden, so dass sie sich gänzlich durchsichtig wäre, und nichts an ihr bliebe, was nicht auch von ihr gedacht würde, oder ob nicht vielmehr dies basische real-objective Sein sich nur theilweis in das Licht der Subjectivität erhebt; und eben so wichtig ist das zweite, ob dieser Process einen Effect der Art gebe, dass das Gedachte dem Seienden gleich und ähnlich sei, oder ob es anders aussieht als jenes, so dass das real-objective Dasein nur wie übersetzt in eine andere Sprache sich verinnern liesse. Eine völlige Identität des Objectiven mit seinem Begriffe scheint freilich nicht in dem Sinne des Verfassers sonst zu liegen, allein hier fährt er fort: »dass sonach, da Subjectivität und Objectivität einander decken müssen, ein Gegensatz in der Sphäre der Subjectivität einen entsprechenden in jener der Objectivität voraussetzt.« Die Nothwendigkeit jenes sich Deckens hat der Verfasser nirgends motivirt, sie ist leicht kennt-

lich nur eine weitere Ausmalung der früheren kleinen Subreption, nach welcher vom Füreinandersein der beiden zu einem Parallelismus ihrer weitern Bestimmungen übergeglitten wurde. Fassen wir aber die Sache allgemeiner, so liegt noch ein umfassenderes Vorurtheil diesen Betrachtungen zu Grunde, eine gewisse Verehrung des objectiv-realen Daseins nämlich, als wäre es der ursprüngliche Kern der Welt, um dessen treues Verständniss und Abbilden die geistige Welt sich bemühen müsste, oder als wäre es auch wohl die starke positive Wurzel, aus der die Subjectivität wie eine Blüthe, ein blosses Selbstverständniss oder Entfaltung derselben, sich entwickelte. Allein der Keim der Pflanze, aus dem auch jene Wurzel sich hervorbildet, ist selbst ein Erzeugniss der Blüthe, und so können wir auch die gesammte reale Objectivität nur als ein Reich von Mitteln betrachten, welche die ideale Welt des geistigen Lebens zu stützen berufen sind, und daher auch nur so weit existiren, als sie einen Beruf haben in der Verwirklichung dieses Geistigen. In dieser Ansicht läge dann freilich kein Grund zu einem Parallelismus des Objectiven und Subjectiven, sondern das massgebende Princip für die Form und Natur des ersten wäre nur das der Zweckmässigkeit; dagegen könnte das dienende Mittel nicht darauf Anspruch machen, neben seinem Zwecke auch noch an sich selbst verehrt und durch solche »Verinnerungen« gefeiert zu werden. Lassen wir jedoch dies dahin gestellt, was ohnehin hier nicht zu erschöpfen ist, und folgen dem Verfasser in seiner Gedankenreihe weiter. »Wenn nun, fährt er S. 53 fort, eine zweifache Vorstellungsthätigkeit im Menschen nachweisbar ist, wovon die Eine, sich im eignen Thun selbst beschauend, frei herrschend über der Andern schwebt, das Spiel der letztern hier unterbricht, dort corrigirt und so die mechanische Gesetzlichkeit derselben einer höhern Ordnung dienstbar macht, dann scheint die Ansicht nahe gelegt, dass man es hier mit einer zweifachen Subjectivität zu thun habe, als deren Träger daher auch zwei, durch jene sich Object werdende Realprincipe vorausgesetzt werden müssen, die, zu einer Lebenseinheit verbunden, den Menschen geben.« Mögen diese Aeusserungen in dem Bewusstsein des Verfassers ihren guten Zusammenhang haben, hier, wo sie aus einem zusammengesetzteren Gedan-

kenkreis vielleicht herausgerissen, für sich hingestellt werden, sind sie ganz unverständlich. Was eine zweifache Subjectivität bedeute, was unter Realprincipien zu denken sei, wie zwei dergleichen verbunden werden können, und zwar zu einer Lebenseinheit, die obendrein den Menschen ausmachen soll, davon ist ohne authentische Interpretation keine sichere Vorstellung möglich. Auch dies ist mir nicht ganz deutlich, wie sich nun hieraus die Nothwendigkeit zweier Klassen von Kategorien ergebe, deren eine sich auf Natur-, die andere auf Geistes-Leben beziehen zu sollen scheint, während über beiden noch eine dritte Gruppe solcher schwebt, welche allgemeine Bestimmungen enthalten, in denen alle Substanzen, wegen ihres Substanzseins überhaupt, alles Leben, weil und inwiefern es Leben ist, zusammentreffen müssen. Dies Alles so wie die darauf folgende Betrachtung des unendlichen Gebrauchs der Kategorien scheint mir in der That, viel zu kurz vorgetragen für die Wichtigkeit der Gegenstände, den Zusammenhang des Ganzen nur zu stören; wenigstens können wir, auch ohne hierüber mit dem Verfasser einverstanden zu sein, S. 61 wieder mit ihm festen Fuss fassen, wo er den Unterschied der Kategorien und der logischen Formen und damit auch zugleich die Natur des Denkens bestimmt. Nicht eine congruente Wiederholung des Seins ist das Denken, sondern eine formalisirende Erkenntniss des vorhandenen Seins; d. h. doch wohl, wie ich es früher ausdrückte, das Denken ist eine subjective Thätigkeit des Geistes, durch die er sich die Erkenntniss, den Anblick der objectiven Natur der Sache erst zu erringen strebt; daher die Wege des Denkens möglicherweis sehr verschlungen und gekrümmt sein können, während die erkannte Natur der Dinge, zu der sie führen sollen, ihnen ganz unähnlich einfach und grade sein kann. In dieser teleologischen Beziehung auf den Zweck objectiver Erkenntniss würde die reale Seite des Logischen bestehn, in der völligen Subjectivität dieser Anstrengungen, die sich nach dem Standpunkte des denkenden Geistes in der Welt richten müssen, die formale, und so würde ich im Allgemeinen mit dem Verfasser über jenen Mittelweg einverstanden sein, der zu einer formal-realen Logik zwischen den Extremen Kant's und Hegel's hindurchführt.

Auf den ersten Anblick kann es sehr seltsam erscheinen, dass das einfache Resultat, in welchem wir uns hier zusammengefunden haben, so vieler Umstände bedurfte; dass erst eine Meinung da sein konnte, welche alle Bewegungen des logischen Denkens lediglich als Gesticulationen ohne äusseres Ziel ansah; dass ihr eine Ansicht folgte, welche verlangte, dass die Bewegungen, mit denen unsere Hand einen Gegenstand ergreifen will, zugleich dem ergriffenen Object ähnlich sein und dessen eigne innere Natur ausmachen sollten. Allein diese Seltsamkeit verschwindet zum Theil, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, die sich entgegenstellen, wenn man über den einfachen Ausspruch jener obengedachten Ansicht hinaus zu einer wirklichen Durchführung derselben im Einzelnen schreiten will. Es ist leicht, jene zweifache Wurzel der logischen Formen, welche sie sowohl in der allgemeinen Organisation des Geistes, als in der allgemeinen Natur des Realen haben, zu vermuthen und anzuerkennen; aber diese Wurzeln in der That aufzuweisen und ihnen nachzugraben habe ich für so schwer gehalten, dass ich in meiner Logik diese Aufgabe noch nicht ernstlich anzugreifen gewagt habe. Um so mehr freue ich mich, den Verfasser dieser Abhandlung zur Lösung derselben entschlossen zu sehn. Zwar seine Metaphysik und Psychologie scheinen nach den wenigen Andeutungen, die diese Schrift bereits darüber enthält, nicht die meinige zu sein, so dass ich eine weitere Uebereinstimmung mit ihm über das Einzelne nicht sehr hoffen darf; dafür aber, dass die angekündigte ausführliche Darstellung der Logik des Belehrenden, Anregenden und Nützlichen viel enthalten werde, bürgt die hier besprochene Abhandlung hinlänglich. Ich habe in dieser Anzeige allerdings einige Punkte hervorgehoben, die mir weniger klar und überzeugend behandelt schienen; im Allgemeinen aber zeichnet sich die Arbeit des Verfassers durch die Einfachheit, Gewandtheit und Anspruchlosigkeit ihres Stils vortheilhaft aus. Das Ende des Ganzen, über welches hier nichts weiter zu bemerken ist, bilden einige Betrachtungen über die Grenzverhältnisse zwischen der Logik einerseits und der Metaphysik, Ethik, Psychologie und Grammatik anderseits.

XXXII.

RECENSION VON ERNST GUHL, DIE NEUERE GESCHICHTLICHE MALEREI UND DIE AKADEMIEN. MIT EINER EINLEITUNG VON PROF. DR. F. KUGLER.

(Stuttgart 1848.)

[1849. S. Gött. gel. Anzeigen 1849. Stück 173—175, S. 1721—1744.]

Eine Vorlesung, gehalten am 7. März 1846 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin, über das historische Museum zu Versailles und die Darstellung historischer Ereignisse in der Malerei, hat Herr Prof. F. Kugler als Einleitung diesem Werkchen vorangeschickt. Er hat hierdurch nicht nur die Betrachtungen des Verfassers selbst auf eine anmuthige und bedeutsame Weise eingeführt, sondern sich durch die Veröffentlichung dieses kleinen Vortrags gewiss den Dank aller derer erworben, denen seine kurze, einfache und von jedem speculativen Putz entfernte, und doch das Wahre stets hervorhebende Darstellungsweise lieb geworden ist. Auch dieser Vortrag erfreut sich derselben unscheinbaren Vorzüge.

»Die Geschichte der Kunst, so beginnt er S. VIII, lehrt uns, dass die Kunst nicht, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte, einem unabhängig spielenden Nachahmungstriebe, sondern dass sie im Gegentheil einem bestimmt ideellen Bedürfniss ihren Ursprung verdankt. Die Kunst ist ihrer primitiven Bedeutung nach nichts, als eine Schrift von allgemein verständlicher Beschaffenheit. Die Zeichen dieser Schrift sind allerdings den Erscheinungen der Natur nachgebildet, aber sie haben vorerst gar keine selbstständige Giltigkeit, kein eigenthümliches Leben; sie sind die willenlosen Träger des Gedan-

kens, auf den es hierbei allein ankommt. Lange Jahrhunderte gehen vorüber, ehe der Bildner es wagt, aus dem Kreise, in den der Gedanke ihn gebannt hatte, herauszutreten, ehe er es erkennt, dass jene der Natur entnommenen Zeichen Berechtigung auf ein selbstständiges Dasein haben, dass es nöthig ist, dem Zeichen — dem Gegenstande der Darstellung — dies selbstständige Dasein zu geben und es aus dem Sklaven des Gedankens zum frei Verbündeten desselben zu machen. Erst mit diesem Erkenntniss beginnt die freie Kunst; doch abermals vergehen Jahrhunderte, ehe die Freiheit wirklich erreicht wird.«

In dieser Bemerkung, die weder ihr Urheber weiter ausgeführt hat, noch wir hier weiter ausführen wollen, scheint uns der vollständige Keim für die richtige Beurtheilung nicht nur der geschichtlichen Malerei, zu der sie zunächst in Bezug gesetzt ist, sondern für manche andere Erscheinungen der bildenden Kunst zu liegen, und wir werden bei Gelegenheit der Arbeit des Herrn Guhl hierauf zurückzukommen Veranlassung haben. Es ist unmöglich, über den weiteren Inhalt eines so kurzen Aufsatzes zu referiren, ohne ihn fast ganz abzuschreiben; wir begnügen uns daher, anzuführen, dass Herr Kugler nach einem kurzen Rückblicke auf frühere Kunstepochen auf die Darstellung der historischen Malereien im Museum von Versailles kommt. Von dem Reichthum dieser Sammlung eine Uebersicht zu geben konnte zwar ebensowenig Aufgabe dieses kurzen Vortrags sein, als die Geschichte der Malerei dieser bestimmten Richtung zu zeichnen; gleichwohl wird man eine Reihe aufklärender Bemerkungen über die allmähliche Umwandlung der Tendenzen hier finden, welche die geschichtliche Malerei seit den Zeiten von Charles Lebrun bis auf Horace Vernet und Paul Delaroche erfahren hat.

Wir gehen nun zu der umfänglicheren Arbeit des Herrn Guhl über, welche sich Begriff, Geist und Werth der geschichtlichen Malerei vollständig darzulegen vorgenommen hat. Der Anfang des ersten Abschnittes enthält mancherlei Allgemeines, das wir richtig finden, aber in Ansehung des wenigen Gewichts entgegengesetzter Meinungen kürzer angedeutet wünschten. So die Zurückweisung der falschen Kla-

gen, dass die Kunst nicht mehr unser Leben beherrsche, durch die sehr wahre Hindeutung auf ernstere Gebiete des menschlichen Lebens, in denen sie zwar heimisch sein und verehrt werden, aber nicht herrschen solle; so ferner die Ablehnung der Ansicht, dass Alterthum und Mittelalter bereits alles gethan und wenigstens alle Prototype der Kunstgestaltungen schon erschöpft haben, so dass unsere Kunst nur noch ins Breite gehen, aber nichts wesentlich Neues mehr schaffen könne. Thatsächlich, meint der Verfasser, sei das Gegentheil durch die Existenz der geschichtlichen Malerei erwiesen.

Begriff und Ausdehnung derselben in der Gegenwart nachzuweisen, soll die Aufgabe des zweiten Abschnittes sein. Ich vermisse den Nachweis jenes Begriffs. Denn was S. 27 geäussert wird, reicht dazu wohl nicht hin. »Die neue geschichtliche Malerei, sagt der Verfasser, beruht auf der Begeisterung für die grossen und göttlichen Ideen, die den Lebensodem der Weltgeschichte ausmachen, und auf deren inniges geistiges Verständniss unsere Zeit mit allen Kräften hinarbeitet.« Ich finde diesen Ausdruck, der ohnehin mehr eine Art Woher, als ein Was bezeichnet, doch nicht ganz passend. Die geschichtliche Malerei beruht, was freilich eine identische, aber sehr nothwendige Erkenntniss ist, auf der Wahrnehmung und dem lebhaften Gefühl des Werthes, welchen die historischen Verwirklichungen jener Ideen eben als solche, als concrete, von dem allgemeinen Inhalt der Ideen noch nicht mitgegebene Gestalten besitzen, auf dem Gefühle ferner, dass nicht bloss die Bestimmung, die Zwecke, die höchsten, leitenden Gedanken des Weltbaus und Weltlaufs in ihrer vorweltlichen idealen Reinheit und Isolirung etwas absolut Werthvolles sind, sondern dass ihre Incarnationen es nicht minder sind; für diese letzteren also, nicht nur vermittelst ihrer für die Ideen muss jene künstlerische Begeisterung vorhanden sein. Wenn aber der Verfasser in der Geschichte ausser diesen Ideen noch eine zweite Ausbeute für die Kunst findet, — nämlich den unerschöpflichen Reichthum concreter und realer Formen, die Fülle der Wirklichkeit, allen Glanz und alle Gluth der Erdenschönheit, — so holt er damit das Vergessene dennoch nicht nach. Denn einestheils ist nicht abzusehn, warum dies Alles, wenn auch aus der Geschichte

entlehnt, nicht auch andern ungeschichtlichen Gattungen der Malerei zu gut kommen sollte; anderntheils ist die unendlich mannigfache Originalität der concreten Formen, welche allein die Wirklichkeit stets vor der schaffenden Phantasie voraus hat, ein sehr gefährliches Element, wenn sie ohne als Incarnation und nothwendiger Ausdruck eines an sich gehaltvollen Inhalts aufzutreten, als »eine Mitgift der Geschichte betrachtet wird, die schon für sich allein ein reicher Quell für die künstlerische Behandlung genannt werden darf.« Wir wollen mit dem Verfasser, der ja an diesem Orte seine Theorie noch nicht erschöpfend darstellen will, nicht unfreundlich rechten; doch zu vorsichtigerer Fassung seines Satzes könnte ihn die Hindeutung darauf bewegen, wie grade das freie phantastische Spielen mit den originellen charakteristischen Gestalten der Geschichte in allen Künsten zu dem Verwerflichsten gehört. Romanzen, die von schwarzen Menschen handeln, verdrängen nicht auf die Dauer die, die weisse besingen; ebenso wird der Maler Trachten, nationale Physiognomien, den geistigen Gesichtsausdruck gewisser Zeitperioden niemals als bloss formelle Schönheit benutzen dürfen. Ausführlicher ist die zweite Aufgabe des Abschnittes, die Ausdehnung der historischen Malerei in unserer Zeit zu zeigen, erfüllt, beinahe, da der Verfasser geflissentlich alle Kritik der Kunstwerke vermeidet, zu ausführlich; München, Karlsruhe, Stuttgart, Wien, Berlin, Dresden, Weimar und Düsseldorf sind die Orte, deren Productionen in der geschichtlichen Malerei nebst einem vergleichenden Seitenblick auf andere Völker aufgezählt werden.

Durch dies Alles ist freilich zunächst nur die Existenz der geschichtlichen Malerei dargethan, nicht ihr Recht auf Existenz. Hierzu wendet sich nun der Verfasser, indem er im dritten Abschnitt zuvörderst die bisherigen Auffassungen dieses Kunstzweiges prüft. Er beginnt mit den Nützlichkeitstheorien des achtzehnten Jahrhunderts. Zu gütig überhaupt gegen seine Gegner, erörtert er hier Manches ausführlich, was man jetzt ein Recht hat, zu ignoriren, man müsste es denn absichtlich als Gegengewicht gegen neuere Einseitigkeiten wieder hervorheben wollen. Dazu hätte ich im Widerspruch mit dem Verfasser nicht übel Lust. In der That scheinen mir jene Nützlichkeitstheorien gar nicht sowohl um deswillen verwerflich,

weil sie von der Kunst überhaupt Zweckmässigkeit und Nutzen verlangen, sondern deswegen, weil sie keine Zwecke anzugeben wissen, die von der Kunst verfolgt zu sehn sich der Mühe lohnte oder nothwendig wäre. Selbst wenn diese Theorien eine ausdrückliche Beziehung der Kunst zur Sittlichkeit verlangen, ist mir nicht dies anstössig, sondern darin liegt das traurige und auch in vieler andern Hinsicht tief zu beklagende Missverständniss, dass die Kunstkritik jener Zeit überhaupt eine so enge und beschränkte Ansicht von dem Sittlichen hatte, welche höchstens die handwerksmässige Vermeidung der gröbsten Sünden, das was sie Tugend nannte, kannte und von der Kunst berücksichtigt verlangte. Vergleichen wir nun aber die besten wissenschaftlichen Darstellungen der Moral mit der Gesammtheit der sittlichen Anforderungen, die wir im wirklichen Leben an den concreten Charakter richten, so gewahren wir sogleich eine grosse unausgefüllte Kluft zwischen den einfachen abstracten Grundsätzen der Wissenschaft und dem Inhaltsreichthum des casuistischen Zartgefühls, dem wir im Leben folgen. Diese Feinheit und Tiefe der Sittlichkeit, welche der Wissenschaft stets entgeht, darzustellen, sollte dies nicht eine würdige Aufgabe der Kunst sein? Der Wissenschaft wird sie stets unerfüllbar bleiben, denn dieses Sittliche beruht auf einer Unendlichkeit in einander greifender Bedingungen und Verhältnisse, die weder aufzuzählen möglich noch hinreichend wäre. Es ist vielmehr nöthig, dass der geringfügigste dieser Umstände, so wie die Verwicklung aller zugleich so dargestellt werde, dass man unmittelbar den Werth des einen wie der andern empfindet. Dies aber ist die Aufgabe der Phantasie, die allein an den Inhaltsreichthum der Wirklichkeit nicht bloss mit Begriffen, sondern auch mit Werthbestimmungen hinanreicht. Freilich ist diese Sittlichkeit nicht dieselbe, welche jene Nützlichkeitstheorien im Sinne hatten, und welche ohne Beihülfe der Kunst vollkommen darstellbar war, Alles aber, was ohne die Kunst erschöpfend darstellbar ist; gehört auch nicht der Kunst; Alles dagegen, was zu seiner vollständigen Durchdringung ihrer bedarf, ist auch ihr Gegenstand, möge es nun in religiösen Gefühlen oder sittlichen Ideen, oder selbst in theoretischer Weisheit der Weltansicht bestehen, welche letztere wir weder von den sittlichen Zwecken

ausschliessen, noch ohne alle Hülfe der Kunst für realisirbar halten können. Nicht also darin irrten jene Nützlichkeitslehren, dass sie Zwecke der Kunst, sondern darin, dass sie triviale derselben annahmen und verkannten, dass das Incommensurable darzustellen, ihre einzige Aufgabe ist.

Ich würde dies Alles nicht so weitläuftig erwähnen, wenn nicht einige andere Stellen des Verfassers mich zu dieser Polemik noch mehr reizten. So S. 69: »die Kunst stellt nicht dar, weil etwas gut, moralisch, tugendhaft ist, sondern weil es darstellbar, für die schöne Darstellung geeignet und mit der künstlerischen Schönheit verwachsen ist.« So ferner S. 72: »das Kunstwerk ist nichts werth, wenn es durch etwas anderes als die Kunst gefällt;« ja sogar ebenda: »gut ist es nur, wenn es nur durch die Kunst gefällt.« Ich zweifle nicht, dass mit Ausnahme des letzten, der gänzlich unhaltbar ist, jeder dieser Sätze eine vernünftige Auslegung zulässt und im Sinne des Verfassers gefunden hat, aber viel leichter werden sie alle missverstanden. Denn so wie auch die Philosophie von einer zahlreichen Schule als ein in freier Luft wurzelndes Gewächs angesehen wird, das nur aus sich selbst fortkeimen soll, ohne in seiner Entwicklung im Geringsten auf die Fragen Rücksicht zu nehmen, mit denen ein bedrängtes menschliches Gemüth sich gern Aufklärung suchend, daran anklammern möchte, so führen solche Aeusserungen zu leicht dahin, auch die Kunst als etwas zu betrachten, was ausserhalb menschlichen Geisteslebens ein abgesondertes Dasein für sich hätte. Und dieses fortwährende Schwelgen in der zwecklosen Freiheit der Genialität ist mindestens ebenso untröstlich, als die grob pädagogischen Zwecke, welche die Nützlichkeitslehren der Kunst aufzwangen. Dass nun Kant's Ansicht von der Zweck- und Begrifflosigkeit des Schönen den Verfasser anmuthet, ist ganz folgerecht, aber auch diese Ansicht ist nur polemisch gegen die trockenen Lehren der früheren Zeit, nicht aber als positive Feststellung zu ertragen. Es ist ja gar nicht wahr, dass das Schöne sich hierdurch vom Guten unterscheide. Auch die einfachsten sittlichen Verhältnisse sind Gegenstände einer theoretisch nicht weiter zu begründenden Billigung, nur über die zusammengesetzten lässt sich das Urtheil durch Zurückführung auf jene elementaren Beziehungen noch weiter motiviren. Das

Gleiche findet bei dem Schönen Statt; das Ganze eines Kunstwerks kann einer durch Begriffe fortlaufenden Kritik unterliegen, die auch nicht eher anzuhalten braucht, als bis sie auf ästhetische, nicht weiter analysirbare Grundurtheile kommt. Und bei beiden misslingt diese Kritik oft auf ganz gleiche Weise. Nicht nur das Schöne ist eine solche innere Unendlichkeit, dass man seine Analyse und Zurückführung auf wenige Elemente häufig aufgeben muss, sondern auch die Billigung eines sittlichen Verhältnisses entsteht oft aus dem Zusammenwirken so unendlich vieler feiner Züge desselben, dass man ihre theoretische Motivirung nicht durchzuführen vermag. Dieser ganze Streit der Aesthetik mit der Ethik wird sich erst völlig übersehen lassen, wenn die letztere ihr ganzes Gebiet in Besitz genommen haben wird.

Da uns nur des Verfassers eigne Ansichten interessiren, so übergehn wir die weitere Aufzählung fremder und wenden uns zum vierten Abschnitt. Leider lässt sich der Verfasser hier sogleich wieder zu einer langen Polemik verleiten, die nicht der Mühe werth ist. Nachdem er nämlich erwähnt, dass die grösste Macht der Kunst stets in dem Ausdruck des historisch und national ausgebildeten Geisteslebens gelegen habe, verlangt er von ihr nun auch diesen Ausdruck vollständig, und meint, dass für unsere Zeit die historische Malerei eben dadurch nothwendig gefordert sei. Und hierbei gedenkt er nun eines Ausspruchs Schnaase's, nach dem der unsere Zeit charakterisirende Geist des höchstgesteigerten Selbstgefühls der Einzelnen, der Willkür und Absichtlichkeit die Hoffnung auf eine neue bleibende Kunstblüthe sehr unsicher machen soll. Diese Bemerkung ist bis zu einem gewissen Grade wahr und es ist vergeblich sie anzufechten, aber sie ist zugleich so wenig original, dass sie die Seiten lange Widerlegung nicht verdiente, in der sich der Verfasser, um diesen modernen Geist der Vereinzelung einigermassen zu entschuldigen, zuletzt selbst auf das jetzt so sehr herrschende Associationswesen beruft, oder verirrt. Denn welche Anwendung dies auf die Kunst leide, ist schwer zu sagen. Aehnliche Einwürfe von F. v. Uechtritz veranlassen ihn dann, zwar zuzugeben, dass unserer Zeit jene Gemeinsamkeit eines objectiv geistigen Besitzes abhanden gekommen sei, auf der im Alterthum und Mittelalter die Ge-

diegenheit und feste Ausbildung einzelner Kunstrichtungen beruhte; aber indem er zugesteht, dass ein Princip des Subjectivismus unsere Zeit beherrsche und zunächst ein Zerfahren und Zersplittern in allerhand verschiedene Bestrebungen hervorbringe, meint er doch, dass einerseits das Recht dieses Princips sich nicht anfechten lasse, da es nun einmal factisch überall, selbst in der neuern heiligen Malerei dominire, die man der geschichtlichen entgegenzustellen pflege. Aber auch ein gemeinsames Ziel liege doch anderseits am Ende dieser abweichenden Wege, und dies bestehe in dem denkenden Erfassen der Vergangenheit, welche Tendenz, so deutlich in allen Bestrebungen der neuern Zeit ausgesprochen, für diese eben die Nothwendigkeit geschichtlicher Darstellungen auch in der Malerei bedinge.

Indem wir dem Verfasser gern das hier Erwähnte zugestehen, können wir die Zurückweisung eines andern Einwurfs von Uechtritz nicht für ebenso befriedigend halten. Dieser nämlich, anerkennend, dass in dem Ringen des Gedankens die beste Kraft und Hoffnung unserer Tage liege, hatte hinzugefügt, die Kunst des Malers sei ohne Zweifel nicht wohl geeignet, sich an diesem Lebensmark der Gegenwart zu betheiligen, und anderwärts: der Maler werde wohlthun, sich mehr auf das aus den Tiefen des Naturlebens quellende Leben des Gemüths und der Seele zurückzuziehn. Eine directe Verwerfung der geschichtlichen Malerei scheint mir in diesen Worten viel weniger zu liegen, als eine Warnung vor der Art der Genremalerei, welche ausdrücklich den Geist unserer modernen Zeit darzustellen suche. Hierin können wir nicht viel Unrecht sehen und finden nicht, dass der Verfasser, indem er etwas emphatisch der Malerei jene Aufgabe vindicirt und die Maler auffordert, sich an diesem Lebensmark ja zu nähren und einer weichlichen Sentimentalität des blossen Naturgefühls abzusagen, zugleich die Mittel angedeutet habe, durch welche sie dies vermöchten. Dennoch wäre dies zu wünschen gewesen; denn dass freilich nicht die ganze Geschichte, wohl aber dieses »Lebensmark der Gegenwart« nicht von selbst sehr malerisch sei, dürften wir Uechtritz wohl zugeben müssen. Ja selbst was die geschichtliche Malerei im Ganzen betrifft, verkennen wir zwar deren Möglichkeit ebensowenig als ihre grosse

ästhetische Berechtigung, vermissen aber bei dem Verfasser noch eine bestimmte Erörterung der Mittel, durch welche ihre von ihm nur sehr im Allgemeinen ausgesprochene Aufgabe gelöst werden könnte. Leider scheinen uns manche historische Malereien so ziemlich auf den Standpunkt jener Tableaux zu kommen, in denen grosse Mordgeschichten dargestellt werden, und in denen der Verfasser einen der Anfänge der geschichtlichen Malerei im Volke anzuerkennen unterlassen hat. Ich kann nicht leugnen, in diesem ganzen Abschnitt durch den Mangel unmittelbarer Anwendbarkeit des Vorgetragenen gestört zu sein. Gern können wir alle zugeben, dass »in der Geschichte sich die Gesammtexistenz der Menschheit vollendet, dass in ihr alle Interessen, alle Richtungen des Geistes, alle die Ideen, die wir als die höchsten Güter der Menschheit betrachten, zu einer vollen concreten Erscheinung gelangen«; aber es fragt sich vor allem: wo gelangen sie zu dieser Erscheinung, welche Gattung geschichtlicher Momente hat der Künstler zu wählen, in wie weit hat er ihrem ideellen Gehalte die geschichtliche Form zu lassen? Dass nun, wenn man diese Fragen berücksichtigt, die Lage der Malerei, wo sie Geschichtliches darstellen soll, weit schwieriger ist, als die der Poesie, dass überhaupt jenes Lebensmark der Geschichte etwas malerisch oft Unfassbares ist, das ist eine Bedenklichkeit, die jedenfalls eine ernstere Zerstreuung verdient hätte.

Vortrefflich hat der Verfasser im fünften Abschnitte die ausschliessliche Ausbildung und Herrschaft der geschichtlichen im Gegensatz zur heiligen Malerei, wie eine solche von vielen Vorkämpfern des modernen Zeitbewusstseins verlangt wird, zurückzuweisen gesucht. In der heiligen Malerei unserer Zeit weist er noch einmal auf das schon früher erwähnte Moment der Subjectivität hin, das sich durch ein willkürliches Verfahren mit dem Stoff der heiligen Geschichte gegenüber den typischen Situationen der früheren Zeit kundgebe. Eine nothwendige Consequenz dieser Willkür des Verstandes sei die Allegorie der modernen heiligen Kunst. Das Kunstwerk, indem es seine eigentliche Bedeutung nicht mehr in sich selbst trage, sei einer fremden, ausserhalb des Kunstgebiets liegenden, Hülfe bedürftig geworden. Overbeck habe eine lange docirende Abhandlung zu seinem Bund der Künste

schreiben müssen, und Schinkel, der die moderne Symbolik auf den antiken Mythos übertragen, sei dadurch in den Fresken des Berliner Museum unzugänglich und unverständlich geworden. Auch in Bezug auf die Religion, deren Wahrheiten bei dem jetzigen Stande der Bildung Niemandem mehr malerisch gelehrt zu werden brauchen, so wie in Rücksicht auf den Cultus, habe sich die Stellung der heiligen Malerei verändert. Trotz dieser ungünstigen Umstände behauptet der Verfasser doch gegen Vischer, dass Götter, Maria, Heilige und jüngste Gerichte auch für unsere Zeit nicht todte Allegorien seien, so wenig als die Helden der Nibelungen, als Mephistopheles und unzählige rein fingirte poetische Charaktere, die zu dem Gemeinbesitz des Volksbewusstseins eben so wie zu den berechtigtsten Gegenständen der Kunst gezählt werden. Da die Geschichte der Kunst uns stets zeigt, wie jede folgende Periode Geist und Gedankenkreis der früheren nicht plötzlich hinweg geworfen, sondern aufbewahrt und weiter entwickelt habe, so sei am wenigsten zu begreifen, warum die Gegenwart den Gedanken- und Gestaltenkreis des Christenthums verleugnen solle, auf dem doch noch immer der grösste und beste Theil unserer Bildung beruhe. Auch habe es nie eine Zeit gegeben, in welcher die Kunst nicht wesentlich verschiedene Richtungen neben einander eingeschlossen habe.

Bis hierher sind wir mit dem Verfasser völlig einverstanden, ihm ebenso entgegengesetzt in dem Folgenden. Alles Bisherige gewährt der heiligen Malerei höchstens Duldung neben der geschichtlichen, und das Folgende lässt es dabei. Der Verfasser bemüht sich nachzuweisen, wie im Verlaufe der Jahrhunderte die Malerei stets darauf hingearbeitet habe, eben so wie die Bildung des Lebens selbst, das Göttliche und Heilige, das sie zuerst in seiner isolirten Reinheit und Abgeschiedenheit von der Welt aus der Ferne verehrt, in den Bereich der Wirklichkeit hineinzuziehn und seine Immanenz im Leben darzustellen. Auch in der Geschichte also bethätige sich die Offenbarung Gottes, und beide, heilige und geschichtliche Kunst haben es mit ihr zu thun, die geschichtliche Malerei aber, »durch die Entwicklung aller Wissens- und Lebensformen hervorgerufen, ist gleichsam die letzte und höchste

Stufe, zu der sich die heilige Malerei entwickeln kann; sie ist die letzte Vollendung der heiligen Malerei selber.« Mit dieser Apotheose der geschichtlichen Malerei, die der heiligen nun in der That nur noch übrig lässt, als unzeitgemässe untergeordnete und geduldete Kunstform zu vegetiren, können wir uns nicht einverstanden erklären, wir müssen im Gegentheil lebhaft dagegen protestiren, weil wir diese Ansicht für eine Consequenz eines tief verkehrten Gedankens unserer Zeit halten, für eine an sich harmlose freilich, weil sie auf wissenschaftlichem Gebiet sich zeigt, und ihrer Abkunft von jener Verkehrtheit nicht deutlich bewusst scheint. Bei aller Anerkennung des hohen Werthes der Geschichte so wie des geschichtlichen Daseins können wir beide doch nicht für genügend halten, die Bedürfnisse des menschlichen Geistes zu erfüllen, oder den einzigen Inhalt der Kunst zu bilden. Wie es vielmehr früheren Zeiten nothwendig war, von der Verehrung der transscendenten Gottheit sich zur Aufsuchung des Göttlichen im menschlichen Leben zu wenden, so ist es unserer Zeit, die überall in der Natur und dem menschlichen Dasein das Göttliche immanent ausgegossen zu sehen meint, ein ebenso tiefes Bedürfniss, sich ernst und bescheiden zu sammeln und nach der oft selbstzufriedenen Betrachtung des Gottes in uns das Auge nach dem unbedingt Heiligen selbst zu richten, das trotz seiner Gegenwärtigkeit in uns doch zugleich ewig ausser und über uns ist. Die Anschauung der farbigen gebrochenen Lichter ist freilich stets malerischer als die des reinen und directen, dass aber das Studium und die Verehrung des verendlichten Göttlichen die Ehrfurcht vor dem unverendlichten Grunde der Gottheit in unsern Tagen fast gänzlich auslöscht, dies ist die Verkehrtheit, aus der nicht nur für die Kunst, sondern auch für das Leben die schlimmsten Folgen hervorgehn. Wir verstehn freilich aus dieser Tendenz das Uebergewicht, das der geschichtlichen Malerei vor der heiligen eingeräumt wird, so wie wir die gänzliche Unproductivität unserer Zeit an echten direct religiösen Liedern, bei aller Anerkennung eines frommen indirect religiösen Inhalts und Geistes eines Theils unserer Lyrik verstehen, aber beides können wir nur beklagen, keines als die höchste und letzte Entwicklungsstufe der Kunst anerkennen. Ohne Zwei-

fel wird diesem Geiste der Zeit einmal bei seiner Gottähnlichkeit bange werden, und er wird dann vielleicht, seines wahrhaft grossen Besitzes überdrüssig, mit künstlerischem Ungeschick wieder zu den unvollkommensten, aber expressivsten Formen der heiligen Darstellung greifen, während er ihr jetzt die ganze Bildung seines Bewusstseins und den Reichthum seiner Mittel unterordnen könnte. Der Verfasser nimmt einmal S. 132 Bezug auf eine Aeusserung Vischer's: »wer stellt den heiligen Geist würdiger dar, derjenige, der ihn als Taube über einem Bündel von Strahlen malt, oder derjenige, der einen edlen grossen Mann, einen Luther, einen Huss im Feuer der göttlichen Begeisterung vor mich hinstellt?« Nun involvirt die Absicht, den heiligen Geist aussergeschichtlich darzustellen, zwar nicht die Nothwendigkeit der Taube und des Strahlenbündels, allein die Falschheit dieser Antithese müssen wir dem blinden Eifer nachsehn, der den sonst so scharfsinnigen Mann oft überkommt, so bald es sich um die Anerkennung eines übermenschlich Göttlichen handelt. Dagegen sind wir sehr zweifelhaft darüber, ob jemals die künstlerische Darstellung des bekannten »grossen edlen Mannes« des Rationalismus die des heiligen Geistes in irgend einer Gestalt ersetzen werde. Alle geschichtliche Verwirklichung des Göttlichen ist zugleich eine Verendlichung; ganz abgesehn nun davon, dass überhaupt die Auffindung dieses Göttlichen in der Schale der historischen Wirklichkeit gar nicht so leicht und evident ist, dass vielmehr der eine sich bei demselben historischen Falle dies, der andere jenes denkt, davon also ganz abgesehen können historische Darstellungen an die Stelle rein religiöser schon deshalb nicht treten, weil ihr Inhalt eben stets ein Gegenstand der Kritik für den Beobachter sein wird, nicht nur insofern, als eben der geistige Gehalt desselben erst in unserer Reflexion über ihn entsteht, und sich reicher oder ärmer nach dem Masse und der Lebendigkeit unserer divinirenden Phantasie gestaltet, sondern auch insofern, als diese specifische Verwirklichung des Idealen, wie wir sie in einer geschichtlichen Persönlichkeit finden, mit all ihren concreten Eigenthümlichkeiten, in Bezug auf ihre Vollkommenheit, Zweckmässigkeit, Nothwendigkeit von jedem Einzelnen unwillkürlich scharf aber einseitig nach Anleitung aller

seiner individuellen Vorurtheile und Neigungen beurtheilt wird. Deshalb erregt die Darstellung des Historischen wohl jenen Enthusiasmus, der gemischt aus Liebe und Hass, im Verkehr von Menschen zu Menschen entsteht, aber nicht die Stimmung der Anbetung, die einen Gegenstand verlangt, dessen Inhalt und Werth von der Kritik des Einzelnen unabhängig ist. Einen solchen Inhalt wird man wieder begehren, nachdem man an den edlen grossen Männern sich satt gesehn hat, dann aber, nachdem in der ausschliesslichen Verehrung des Charakteristischen und Historischen die Fähigkeit für ideale Darstellung abhanden gekommen ist, wird man vielleicht wieder zu dem schematischen Strahlenbündel übergehn.

Der sechste Abschnitt betrachtet das Verhältniss der geschichtlichen Malerei zum Genre. Nach Prüfung mehrerer Versuche, Genre und historische Malerei zu trennen, entscheidet sich der Verfasser dafür, dass die heilige Malerei das Genre und die geschichtliche Malerei lediglich durch den Stoff bedingt sei, so dass von der letztern die sogenannte historische Malerei sich als eine Art des Stils unterscheide. Diesem Gedanken würden wir beipflichten, wenn anders, wie wir vermuthen, des Verfassers Meinung vollständiger dahin auszudrücken ist, dass der heiligen Malerei das aller empirischen Erscheinung und aller Geschichte zu Grund liegende und vorangehende Göttliche als Ziel vorschwebt, während das Genre dasselbe Göttliche ausgedrückt in den beständigen typischen Formen der Gestalten und der Ereignisse des Lebens sucht, die Geschichte endlich den specifischen, fortschreitenden Gang einer Wiedergewinnung jenes Göttlichen mit Hülfe jener typischen Kräfte darstellt. Wie jede bildende Kunst, so wird aber auch die heilige Malerei jenes transscendente Göttliche doch nur durch das Mittel bestimmter Formen und Situationen darstellen können, und wird daher im Stile bald mehr dem Genre, bald mehr der Geschichte sich nähern, und von beiden sich besonders durch die Kraft der Intention unterscheiden, diese Formen nur als Mittel zu gebrauchen. Eben so wird das Genre den beständigen allgegenwärtigen Inhalt des Lebens bald in seiner einfachsten Verwirklichung auf Grundlage bloss natürlicher Verhältnisse schildern, und so Darstellungen hervorbringen, die durch die Einfachheit und ewige Wahrheit ihres

Inhalts sich der heiligen Malerei nähern, bald wird es denselben Inhalt in der eigenthümlichen Färbung hervorheben, die ihm die Besonderheiten nationaler und geschichtlicher Lebenslage geben, und wird dadurch sich der geschichtlichen Malerei anschliessen. Die letztere endlich, indem sie grade die concrete Verkörperung des Ideellen in der Wirklichkeit berücksichtigt, kann doch auch nur die Absicht haben, die Situation, auf die sie besonderes Gewicht legen muss, entweder als ein Glied in der Kette eines göttlichen Processes oder als einen Standpunkt darzustellen, von dem aus sich eine reiche Perspective auf die genreartige Breite eines besonders gestalteten geschichtlichen Lebenskreises thun lässt. Dass sonach hier keine festen Grenzen sind zwischen den einzelnen Zweigen der Kunst, leuchtet ein; es ist dies jedoch kein Unglück, dem man durch grössere Weitläuftigkeit der Begriffsbestimmungen abzuhelfen nöthig hätte. Wir gehen daher mit dem Verfasser zu seinem siebenten Abschnitt über.

Dieser soll die Bedenken prüfen, die der geschichtlichen Malerei von den Verehrern der heiligen entgegengestellt werden. Ich werde sie nicht weitläuftig durchgehn, denn meines Erachtens hat schon der Verfasser, was sich mit zwei Worten abthun liess, weitschichtig genug discutirt. Nur in Bezug auf den ersten dieser Einwände, nämlich die grössere Unverständlichkeit der geschichtlichen Gegenstände im Vergleich mit den religiösen, möchte ich dem Verfasser, der dieses Hinderniss bei vorschreitender allgemeiner Bildung verschwinden zu sehn hofft, entgegnen, dass jedenfalls mit sehr wenigen Ausnahmen diese Hoffnung sich nur insoweit, als sie sich auf Gegenstände vaterländischer Geschichte bezieht, erfüllen dürfte. Ich muss nun gestehn, dass in einer solchen Beschränkung auf vaterländisches Leben und in der eindringlichen Darstellung des nationalen Geistes mir eine der bedeutendsten Aufgaben der geschichtlichen Malerei zu liegen scheint, eine weit ernstere und weit mehr realisirbare, als jene dädalischen und wahrscheinlich auch sehr ikarischen Flüge, auf denen sie die volle Identität des Göttlichen und Weltlichen, oder wie solche emphatische Ausdrücke sonst lauten, zu erhaschen suchen soll. Wie schön dies Alles auch klingen mag, wie wenig geschichtliche Gemälde gibt es doch und wird es geben, die so grosse

Versprechungen einigermassen erfüllen! Leider hat für diese nationale Bedeutung seines Gegenstandes der Verfasser, wie es scheint, keinen Sinn gehabt; vergeblich sehen wir uns wenigstens nach einer Andeutung darüber um.

Im achten Abschnitte, der mit der Zurückweisung von allerhand Bedenken fortfährt, werden wir am Verfasser ganz irre. Nachdem er eine Aeusserung Montabert's, dass es in der Geschichte viele Dinge gebe, die trivial oder hässlich zu zeigen sind und den Maler in die Verlegenheit setzen würden, gewöhnliche oder selbst unedle Darstellungen zu geben, vielleicht zu kurz als einen ganz vagen Einwand zurückgewiesen hat, führt er billigend den andern Ausspruch desselben Schriftstellers an: »nicht die Kunst ist es, die sich vor der Geschichte und den Facten zu beugen hat; im Gegentheil sind es die Facten, die sich vor den grossen Ideen der Kunst zu beugen und sich ihnen anzupassen haben.« Und dies commentirt er selbst weiter so: »Der Künstler wird nur zu solchen Gegenständen greifen, die innerhalb der Bedingungen eines bestimmten Factum (?), bestimmter Persönlichkeiten, einer bestimmten geschichtlichen wie allgemein menschlichen Bedeutung zugleich auch die Bedingungen malerischer Schönheit enthalten und den gewünschten Eindruck ästhetischer Erregung und Befriedigung versprechen. Der Maler malt ja nicht Geschichte, weil sie Geschichte und als solche ehrwürdig und nützlich ist, sondern er nimmt seine Gegenstände aus ihr nur insofern sich in ihnen die Idee des Schönen erkennen lässt und sie selbst sich zu künstlerischer Darstellung eignen und andrerseits auch grade ihm, dem bestimmten Subjecte, als solche erscheinen.«

Wenn das nun der Kern der Sache sein soll, so war dies ganze nicht allzu kurze Buch unnöthig genug. Denn daran hat wohl noch Niemand gezweifelt, dass man auch historische Stoffe, sofern sie von ihrer geschichtlichen Bedeutung abgelöst, formeller Schönheit Raum bieten, darstellen darf; am allerwenigsten würde eine derartige geschichtliche Malerei als eine charakteristische oder gar als eine nothwendig gewordene Richtung der Kunst in unserer Zeit bezeichnet werden können. Wo bleibt nun die Consequenz jener früheren Behauptungen, wonach nur in dem Processe der Geschichte die völlige

Ineinsbildung des Göttlichen und des Endlichen zu erreichen war und grade hierauf der Werth der geschichtlichen Malerei als einer höhern Einheit der heiligen und des Genre basirt wurde?

Ich glaube nicht, dass der Verfasser dies Alles vergessen hat; zu der befremdlichen Aeusserung, die wir anführten, drängt ihn vielmehr der Wunsch, über einen Einwurf hinwegzukommen, über den er auch früher schon mehrmals, ohne sein Gewicht richtig zu würdigen, hinweggeglitten ist. Soll nämlich eine geschichtliche Malerei mit der Ausdrücklichkeit, wie es hier geschehen ist, als ein besonderer Kunstzweig den übrigen gegenübergestellt werden, so ist gar keine Frage, dass sie auch wirklich Geschichte malen muss, nicht aber bloss geschichtliche Stoffe benutzen. Daraus scheint mir aber auch hervorzugehen, dass sie sich nicht von jedem einzelnen ihr nicht malerisch ganz zusagenden Gegenstand abwenden darf, wie es die heilige Malerei könnte, deren jedes einzelne Bild als ein in sich völlig geschlossenes Ganzes sich abrunden lässt. Die geschichtliche, indem sie einen Stoff wählt, der unendlicher Fortschritt, eine Kette sich bedingender und erklärender Glieder ist, wird dadurch, wenn sie wirklich diesen Stoff seiner Natur gemäss darstellen will, zu einer gewissen Vollständigkeit, überhaupt zu einer Reihenfolge von vielen einzelnen Werken gedrängt, in deren Summe erst die Totalität des Geistes einer historischen Epoche oder eines grossen Ereignisses hervortreten kann. Ein einzelnes Bild, das einen historischen Stoff, wie meisterhaft auch immer darstellt, ist meines Erachtens noch kein Product geschichtlicher Malerei; der Geist eines Zeitalters wird gewiss nicht durch den Inhalt eines Tableaus, sondern durch den Stil eines Cyclus ausgedrückt. Die Künstler sowohl als ihre Mäcene haben dies wohl gefühlt, und das Meiste, was wir an geschichtlicher Malerei besitzen, ist in Form solcher Scenenfolgen ausgeführt; es ist zu bedauern, dass der Verfasser diesen Umstand nicht berücksichtigt hat.

Es hängen hiermit nämlich die wirklich grossen, obwohl nicht unbesiegbaren Schwierigkeiten der geschichtlichen Malerei zusammen. Wäre es dem Maler erlaubt, aus dem geschichtlichen Stoffe sich nur die Glanzpunkte heraus zu suchen, die

sich von selbst malerisch gestalten, so würde er zwar, wie gleich erwähnt werden soll, immer noch eine schwere Stellung haben, könnte aber doch vielen ganz unmalerischen Dingen harmlos aus dem Wege gehen. Allein in solchen Bildern würde wenig Wahrheit sein. Gesetzt auch, der Betrachtende sei hinlänglich über alle Voraussetzungen unterrichtet, die zu der dargestellten Schlussscene einer Reihe von Begebenheiten geführt haben, so ist es doch um des ästhetischen Eindrucks willen nothwendig, dass auch diese Vermittlungen ihm in anschaulichen Bildern, nicht nur in Gedanken und Begriffen, vorschweben. Jene illustrirten Bücher, die uns in einer Reihe von übrigens mittelmässigen Bildern fortwährend in der Anschauung einer Geschichte erhalten, leiten uns ganz gut zu dem grösseren Eindruck ihres Wendepunktes ein; während dagegen isolirte Darstellungen historischer Katastrophen uns ein verworrenes Gefühl mangelnder Vorbereitung erwecken.

Scheint mir nun aus diesem Grunde schon die willkürliche Auswahl von Glanzpunkten der Geschichte unthunlich, so ist sie nun auch, wie oben schon angedeutet wurde, nichts weniger als leicht, wenn es sich um ihre malerische Gestaltung handelt. Die Schwierigkeiten, die etwa im Costüm und andern dergleichen Dingen liegen, hätte uns der Verfasser nicht mit der unerbittlichen Vollständigkeit vorzuführen gebraucht, die sich bis zur Erwähnung des Fracks und der Beinkleider herablässt; hätte er lieber den wahrhaft wichtigen Gegenständen einige Beachtung geschenkt. Die Bedeutung eines Ereignisses steht oft in grossem Missverhältniss zu der Unbedeutsamkeit der sichtbaren Form, unter der es auftritt; ein Uebelstand, der schon in der heiligen Geschichte bemerklich wird, nirgends aber auffälliger ist, als in der profanen Weltgeschichte, in der eben der Sinn jedes Ereignisses nur aus der Summe seiner Voraussetzungen hervorgeht. Im wirklichen Leben kennen wir bei der Betrachtung einer solchen Katastrophe den ganzen Werth und die Tiefe der geistigen Beziehungen, die sich hier in einer vielleicht malerisch äusserst unscheinbaren Gestalt zusammenfassen, und diese Kenntniss wird unendlich gesteigert durch die Möglichkeit zu hören; im Verkehr der Worte tritt in der Geschichte die Bedeutung der Situationen

ungleich ausschliesslicher hervor als in den einfacheren Verhältnissen der heiligen Sage, die nur allgemein menschliche oder im Augenblick entstandene Beziehungen darzustellen braucht. Alle diese Hülfsmittel nun kann die Poesie zum Verständniss auch benutzen; der historische Roman, mit dem der Verfasser die geschichtliche Malerei zusammenstellt, ist daher in ausserordentlichem Vortheil gegen diese, welcher nur die sichtbare Gestalt und zwar die momentane Gestalt einer Situation zu Gebote steht. Diese Schwierigkeiten sind es, die schon, wie allerdings zugegeben werden muss, die kirchliche Malerei zu Werken verleitet haben, die bei aller Genialität und Schönheit der Ausführung dennoch nach Lessing's meisterhaft entwickelten Grundsätzen für ganz unmalbar gehalten werden müssen; der geschichtlichen Kunst aber droht diese Klippe noch viel mehr. Ob nun, um sie zu vermeiden, Weisse's Rath zu befolgen ist, die volle concrete Nachbildung der geschichtlichen Wirklichkeit durch eine verständlichere allegorische Compositionsweise zu ersetzen, in welcher der geistige Gehalt der Ereignisse reiner hervortrete, müssen wir dahingestellt sein lassen, bis gelungene Versuche darüber entscheiden.

Soll eine geschichtliche Malerei in dem hier überall festgehaltenen Sinne zu Stande kommen, so wird man sich an veränderte Beurtheilungsweisen gewöhnen müssen. Das einzelne Bild kann nicht mehr die künstlerische Einheit bilden, vielmehr, obgleich es auch für sich bis zu einem gewissen Grade muss zählen können, wird es doch nur als Glied eines Cyklus seine wahre Bedeutung haben; dieser aber wird das Ganze ausmachen, in dessen Gesammtheit sich der Geist der malerischen historischen Conception ausdrückt. Zu derselben Auffassung werden wir in unserer Zeit auch auf andern Gebieten gedrängt. Die Eigenthümlichkeit der modernen Weltauffassung führt z. B. auch in der Lyrik Stimmungen und Töne mit sich, die zwar vollendete kleine Gedichte erzeugen, aber nie sich erschöpfend in solchen einzelnen Producten ausdrücken können. So werden wir bei Friedrich Rückert allerdings einzelne Gedichte von ausserordentlicher Schönheit finden, aber von viel grösserem Werth ist der Genuss des ganzen dichterischen Lebens und Webens, das aus der uner-

messlichen Menge seiner Dichtungen als ein erst im Grossen hinlänglich concentrirter und ergreifender Duft aufsteigt.

Hiermit verlassen wir die Betrachtung dieses Buches, dessen letzten Abschnitt, Vorschläge über grössere Betheiligung der Akademien am Aufblühen der geschichtlichen Malerei, wir mit frommen Wünschen für ihre Erfüllung begleiten.

XXXIII.

ANZEIGE VON BONAVENTURA GENELLI, DAS LEBEN EINER HEXE IN ZEICHNUNGEN; GESTOCHEN VON H. MERZ UND GONZENBACH.

(Düsseldorf und Leipzig 1850.)

[1850. Siehe Gött. gel. Anzeigen 1850, Stück 80—82, S. 793—805.]

In diesen zehn schönen Bildern hat uns Herr Genelli eine Reihe von Darstellungen gegeben, die als malerische Ausführung eines poetisch so oft behandelten Gedankens ein besonderes Interesse der Vergleichung erwecken. Sie erscheinen uns bedeutend genug, um in ihrer Besprechung an die ausser Uebung gekommene Gewohnheit wieder anzuknüpfen, auch der Werke der Kunst in diesen Blättern neben denen der Literatur zu gedenken.

Herr Ulrici, der die Zeichnungen durch einen kurzen erläuternden Text begleitet, sucht uns auf den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des Ganzen durch die Bemerkung zu stellen, dass der Titel selbst mit seiner Erinnerung an mittelalterliche Phantasien den Grundgedanken des Werkes nur unvollständig ausdrücke. Der Künstler habe seinen Standpunkt auf den ungeschichtlichen freien Höhen des Ideals genommen, und der mittelalterliche Volksglaube, der den Begriff der Hexe in Dichtung und Sage ausgeprägt habe, liefere ihm nur das

äussere Gerüst, an das er sein Werk angelehnt hat, vielleicht um sich zur Versinnlichung seines Grundgedankens bekannter, typisch gewordener und daher leicht verständlicher Formen zu bedienen.

Ich muss hierzu freilich bemerken, dass bei einer malerischen Darstellung noch weit mehr als bei einer poetischen die ganze Frucht dieses Anlehnens verloren ginge, wenn nicht jene typisch gewordenen Formen doch in einer sehr charakteristischen und erkennbaren Deutlichkeit festgehalten wären. Und so ist denn auch der Maler wirklich verfahren. Wir begegnen freilich in den einzelnen Figuren nicht jenen fratzenhaften Verzerrungen, durch welche der Volksglaube, über das Mass der Nothwendigkeit und der bezeichnenden Deutlichkeit hinaus, aus blosser Lust an dem einmal betretenen Gebiete phantastischer Hässlichkeit, jene unheimlichen Gestalten überlud; aber ihr wesentlicher Charakter ist in der Zeichnung doch so sprechend festgehalten, dass wir diese wenigstens nicht im Widerspruch mit dem Titel finden.

Herrn Ulrici's Bemerkung lässt jedoch eine doppelte Anwendung zu; sowohl auf den Stil der Zeichnung als auf die Composition des Ganzen. Was die erste betrifft, so wird jeder mit ihm darin übereinstimmen, dass ihre hohe Vortrefflichkeit allerdings in jenen reinen und idealen Formen besteht, mit denen der künstlerische Geist der Griechen selbst das Niedrige und Gemeine zu umkleiden, zu adeln und in die Sphäre der Kunst zu erheben wusste. Wenn er fortfährt, nicht nur die Hexen, auch der Teufel selbst erscheine in antik-plastischer Gestalt, so fügen wir, ohne Zweifel in seinem eignen Sinne, hinzu, dass gleichwohl hier nirgends eine Nachahmung der Antike im Einzelnen, sondern nur jene am Studium der Antike befreite und gekräftigte Phantasie zu finden ist, welche jene mittelalterlichen Conceptionen, ohne sie ihres specifischen Gedankeninhalts und Charakters zu berauben, erst zu malerischen Gegenständen macht, in derselben Weise, wie Goethe's Kunst den speculativen Inhalt der Faustsage zu einem poetischen Gegenstand verklärte.

Einer solchen formgebenden Phantasie, wenn sie sich in dem Grade, wie hier, schöpferisch erweist, kann man bei Ausprägung des Stils der Darstellung ihren Spielraum nicht weit

genug gezogen wünschen; aber anders verhält es sich mit der Composition eines Ganzen. Hier ist eine gewisse Stetigkeit des Zusammenhangs und eine Beschränkung der Phantasie auf wenige verständliche unter sich verbundene Situationen nothwendig, und noch viel unerlässlicher in der Malerei, als in der Poesie, die der Künste so viele besitzt, an sich Unverbundenes zu vermitteln. Eine strenge Anschliessung an den Geist und die Geschichte des einmal zur Anknüpfung gewählten Sagenkreises ist deshalb wünschenswerth, und sie findet in der That in den meisten dieser Bilder Statt. Da aber, wo der Künstler auch in der Composition über die Schranken der Zeitalter hinaus einen ungeschichtlichen höhern Standpunkt voraussetzt, werden wir keinen Grund des Lobes finden können, im Gegentheil ist uns diese Vermischung der Zeiten die unerquicklichere Seite der im Ganzen so vortrefflichen Composition.

Die Fabel des Ganzen ist die Geschichte eines jungen Mädchens, das in zarter Kindheit der Mutter von einer Hexe geraubt, zu den Greueln des Hexenlebens verführt, und durch eine reine Liebe im Tode gerettet wird. Das erste Bild führt in eine christliche Zeit. Drei weibliche Pilger sind, von der Wanderung ermüdet, eingeschlafen, unter ihnen eine junge Mutter, deren zartes Kind eben von einer alten Hexe durch die Luft entführt wird, und durch sein Geschrei die Mutter weckt. Die Gruppe der Pilgerinnen im Vordergrund ist von grosser Schönheit der Gestaltung und feinem Sinne der Anordnung. Nur die Mutter ist von den Klagen des Kindes, das mit Beeren in der Hand, die es gesucht, vom Arm der Hexe sich zurückwendet, sogleich aufgewacht, und breitet den linken Arm vorgebeugt nach ihm aus, während sie mit dem rechten sich auf eine zweite Schläferin stützt, die erst hierdurch erweckt, überrascht um sich sieht. Die dritte Pilgerin, noch unbetheiligter an Allem, was geschieht, schläft fort. Der Gesichtsausdruck der beiden wachenden Figuren, so wie auch der nur halb zurückgewandten Hexe, ist zwar ausdrucksvoll genug, zeigt jedoch schon hier, wie in den meisten folgenden Bildern eine Mässigung, wie sie dem Geiste der Sculptur und so auch dem Stil dieser Zeichnungen mit seiner einfach strengen Ausführung entspricht.

Das zweite Bild führt uns an den Aufenthaltsort der alten Hexe, ein halbverfallnes Bauwerk von grossartigen Verhältnissen. Wir finden sie in Gesellschaft eines jungen Teufels, dessen athletische vortrefflich gezeichnete Figur halb sitzend, halb liegend die Mitte des Bildes füllt. Die Hexe, die wir am liebsten als seine Grossmutter bezeichnen würden, übt die bekannte Pflege seiner Haare mit grosser Aufmerksamkeit aus und bildet in der rechten Ecke ein scharfes Gegenbild zu dem jungen Mädchen, das auf der linken Seite des Bildes auf einem vorspringenden Gemäuer sitzt, auf ihrem Schoosse Tauben aus einem Gefässe füttert, und mit einer zwar noch unschuldigen, aber doch nicht alles Anflugs von Lüsternheit entbehrenden Miene zurückgewandt den auffordernden Blicken des Teufels begegnet. Ein Ziegenbock, auf dessen Hörnern Tauben spielen, schliesst symbolisch das Bild nach links ab. Ich wüsste nicht, was man an dieser vortrefflichen Darstellung satanischen Stilllebens anders wünschen sollte.

Nicht das Gleiche können wir von dem dritten Bilde sagen, das uns vor dem Erscheinen des erläuternden Textes durchaus unverständlich gewesen ist. Herr Ulrici sagt: in den Künsten der alten Hexe unterrichtet, mit allen Sünden und Lastern, wenn auch bisher nur theoretisch, vertraut, hat das Mädchen nun auch bereits praktisch die Sünde geübt; in Gemeinschaft mit der Alten hat sie einer andern Hexe ein berühmtes Zauberbuch gestohlen und ist damit durch die Luft entflohen. Aber die Eigenthümerin hat die Diebinnen verfolgt, und wir sehen sie nun in heftigem Kampf mit ihnen um das gestohlene Gut; die Hartnäckigkeit, mit welcher die junge Verbrecherin ihren Raub vertheidigt, beweist uns, dass sie bereits gute Fortschritte in der Schule des Lasters gemacht hat. Diese Erklärung zeigt sogleich, wie unangemessen die Composition ist. Einen Diebstahl kann die Malerei nicht an sich selbst, sondern höchstens durch die ihn begleitenden Gemüthsbewegungen und den physiognomischen Ausdruck darstellen. Aber umgekehrt darf sie Affecte nicht malen ohne Deutlichkeit ihrer Motive. Da sie nun ein gestohlenes Buch nicht von einem andern unterscheiden kann, so bleibt uns im Bilde nichts sichtbar, als ein leidenschaftlicher Streit und ein Buch, von dem wir zwar sehen, dass, aber nicht begreifen,

warum es dazu Veranlassung gibt. Die kämpfenden Hexen freilich sind vortrefflich gezeichnet, aber der geistige Gehalt der Darstellung ist nicht grösser als in Pinelli's Schlägereien italienischer Weiber, und daher weit unter dem Niveau des übrigen Werks. Wäre jedoch der Gedanke dieses Diebstahls malbar, passend würde er noch immer nicht sein. Als Gradation zu dem vorigen Bilde müssen wir wünschen, die neu erreichte Entwicklungsstufe des Lasters ebenso in einer Situation fixirt zu sehen, die man als eine zur Gewohnheit gewordene betrachten könnte, nicht aber durch den einmaligen Act eines Vergehens dargestellt, das man sich nicht in derselben Weise wiederholt denken kann.

Herr Ulrici scheint ähnlicher Meinung zu sein, denn er bricht von diesem Bilde kurz mit den Worten ab, das rechte Feld der Sünde für die weibliche Natur sei nicht das Eigenthumsrecht, sondern das Geschlechtsverhältniss. Lassen wir das dritte Bild ganz weg, so wird in der That gar keine bemerkbare Lücke zwischen dem vorhergehenden und dem folgenden entstehen; sie scheinen uns im Gegentheil dann viel zusammenhängender auf einander zu passen. Dieses folgende vierte Bild stellt die Fahrt zum Blocksberg vor. Während die Alte, sagt Herr Ulrici, mit der Blendlaterne vorleuchtend, nach hergebrachtem Hexengebrauch auf einem Mutterschweine durch die Luft reitet, schwebt die liebliche Jungfrau an ihrer Hand mit graziöser Leichtigkeit dahin. Ich kann dies nicht finden und würde es auch nicht suchen. Lieblichkeit der Bildung ist an der Gestalt des jungen Mädchens, wie mir scheint, eben so wenig zu finden, als in ihrer Bewegung graziöse Leichtigkeit. Es herrscht vielmehr in den Darstellungen derselben auf den ersten Blättern eine ziemlich derb naturalistische Auffassung, die gewiss ganz an ihrem Platze ist, und erst in den letzten Bildern, ebenfalls sehr wohl überlegt, einer zarteren idealisirteren Bildung weicht. Die Composition dieses vierten Blattes ist trotz manches eingewebten Allegorischen äusserst klar und in hohem Grade wirksam. Ausser den drei bedeutenden Figuren der alten, der jungen Hexe und des durch die Luft nachschreitenden Teufels enthält es eine vortreffliche Nebenpartie in der linken Ecke. Nackte Weiber und ein alter Zauberer fahren zum Feste in einem Kahne, den

die Schwingen eines Teufels bewegen; sie singen unzüchtige Lieder in so abscheulichen Tönen, dass die Nymphen des Sees, sich die Ohren zuhaltend, entfliehen und sie unwillig mit Wasser bespritzen; ein sinniger Zug, sagt Herr Ulrici, der uns allegorisch zu verstehen gibt, dass die reinen Naturkräfte mit den Lastern des Blocksbergs nichts zu schaffen haben. Es ist zu bedauern, dass im Stiche das Gesicht der sich unwillig abwendenden Nymphe wohl nicht nach Wunsch gerathen ist; auch haben die Blicke des nackten Weibes, das gegen die Wassergeister die Zunge herausstreckt, keinen sichtbaren Zielpunkt im Bilde selbst.

Das fünfte Blatt führt uns auf den Blocksberg selbst. Auf der Höhe des wolkenumkränzten Berges, sagt die Erklärung, schläft die junge Hexe in völliger Nacktheit den Schlummer wollüstiger Ermattung; unzüchtige Träume umgaukeln sie noch; hohnlächelnd über seinen Triumph zieht der Teufel einen seiner Flügel unter ihrem Körper leise hinweg, um sich fort zu stehlen. In der Tiefe einer Schlucht reitet Faust auf dem Centauren Chiron, von einem Irrlicht geleitet, durch Felsen und Nebel. Hier, sagt Herr Ulrici, deutet der Künstler bestimmt jene gegensätzliche Beziehung an, in welche er seine Dichtung zur Faustsage gesetzt hat. Auch Faust's titanischen Geist stürzte die sinnliche Begier, aus der Uebersättigung an einseitig geistiger Thätigkeit mit verstärkter Macht hervorbrechend, in das gemeine sinnliche Dasein hinab, in dem er nur noch mit Chirons Wissenschaft Umgang pflegt, nämlich der praktischen, sich durch Bewältigung der Naturkräfte das Leben angenehm zu machen. Ich bekenne, den Sinn dieser gegensätzlichen Beziehung nicht klar zu fassen, besonders da in den angeführten Worten nur eine Parallele hervorgehoben wird. Aber diese Vergleichung, so tiefsinnig sie sich vielleicht philosophisch, oder in poetischer Darstellung verfolgen liesse, scheint überhaupt für die Mittel der Malerei etwas zu schwer lastend. Soll sie wirklich allegorisch in dem Bilde ausgedrückt sein, so ist dies dunkel genug geschehen; überlassen wir daher Jedem, in dieser Gruppe und in der eigenthümlich nachdenklichen Miene, mit welcher Faust auf das Mädchen hinübersieht, eine ihm zusagende Bedeutung zu finden. Die Anordnung und Zeichnung auch dieses Bildes ist vorzüglich;

eine Verkürzung von solcher Gewaltsamkeit in dem dargestellten Traumbild ausgenommen, dass sie mehr als billig dem Auge Mühe macht.

Mit dem sechsten Bilde beginnt die Umkehr auf der Bahn des Lasters. In Gesellschaft zweier jüdischer Kaufleute fährt das Mädchen auf einem Floss den Strom hinab, wahrsagt dem Jüngern von ihnen aus der Hand und fasst Liebe zu ihm. Aber warum, fragt Herr Ulrici, wendet sich diese Liebe gerade einem Juden zu?, und glaubt im Geiste des Künstlers zu erwiedern, weil eben die ganze Geschichte in der antiken Welt spiele, zu einer Zeit, in der das Christenthum noch nicht gepredigt war, und in der das Judenthum allein eine höhere Gotteslehre und eine strengere Sittlichkeit repräsentirte; durch die Liebe zu einem jungen Israeliten wird daher eben der Zug nach oben angedeutet. Ich zweifle nicht, dass dies eine authentische Interpretation ist, aber sie wird schwerlich genügen, um eine so specielle Wendung der Fabel zu motiviren. Für ein antikes Publicum möchte vielleicht diese Bedeutung des Judenthums klar genug sein, um sie ästhetisch zu verwenden; für uns ist sie, ihre Wahrheit sehr gern zugegeben, ein ungewohnter Gedanke, zu dem wir durch die grösste Consequenz des Uebrigen gelenkt und bei dem wir nur durch eine hinlänglich ausgiebige Erinnerung gerade an jene Zeitperiode gefesselt werden könnten. Dies hat jedoch der Künstler gar nicht gethan. Das erste Bild mit seinen Pilgerinnen kann Niemanden an eine andere Zeit, als an eine schon ziemlich späte christliche Zeit erinnern; die beiden unmittelbar vorhergehenden Blocksbergscenen halten uns im Mittelalter fest; nichts, was voranging, ist nothwendig, oder auch nur mit grösserer Wahrscheinlichkeit in jene Zeiten des Alterthums zu versetzen. Malerisch ist daher dieser Rückschritt durch nichts motivirt, und die freilich nicht sehr nach israelitischem Typus, aber doch sehr individuell gehaltenen Gesichtszüge des Jünglings bleiben deshalb, wenn wir von dem Dasein jener Erklärung ganz absehen, als etwas Zufälliges und an sich nicht Verständliches zurück.

Das siebente Bild zeigt uns das Stillleben der Liebenden; das Mädchen sittig am Stickrahmen beschäftigt, tändelt mit den Locken des Jünglings; zur Seite schaut hinter einem ge-

hobenen Vorhang der junge Teufel grimmig herein. Dieses Bild ist leerer und eindrucksloser, als die übrigen; es ist nicht zu begreifen, warum das Mädchen gerade hier dem Beobachter den Rücken kehren muss, so dass nur ein Theil ihres Gesichts in einem ganz nichtssagenden Contour sichtbar wird. Auch das Gesicht des Geliebten hat keinen Ausdruck, der Antheil für die Situation erweckte, die schliesslich nur durch die höchst vorzüglich gezeichnete Gestalt des Teufels Leben und Interesse bekommt.

Das achte Blatt ist uns ebenfalls vor dem Erscheinen des Textes gänzlich räthselhaft gewesen und zum Theil geblieben. In der Ungeduld, ihren Geliebten mit rasch erworbenem Reichthum zu erfreuen, macht das Mädchen von ihren Zauberkünsten Gebrauch, um einen Schatz zu heben, den Seeräuber am Strande des Meeres vergraben haben. Während die Geister derselben, um ihren Schatz zu vertheidigen, auf den Jüngling einstürmen, und sie die Gefahr beschwört, greifen Teufelsarme aus der Tiefe, rauben den Schatz, und der Geliebte sinkt entseelt nieder. Es fehlt diesem Bilde nicht an Leben und schöner Gruppirung; die Geister der Piraten zeigen eine wilde und doch leichenhafte Lebendigkeit; aber die Composition des Ganzen irrt gewiss darin, dass sie in einen Cyklus von Gemälden, welche die Entwicklung eines Seelenlebens darstellen sollen, plötzlich eine Anekdote einflicht. Wir verkennen nicht, dass am Schlusse der Fabel sich die Reihe genreartiger Situationen in eine kurze Reihe dramatischer Ereignisse verwandeln muss; aber doch immer nur solche Ereignisse können hier statthaft sein, deren Bedingungen auf die nächste und natürlichste Weise aus jenen Situationen hervorgehen. Auch würde in einer poetischen Erzählung der Inhalt dieses Bildes sich leicht vollkommen motiviren lassen; nur in der malerischen Darstellung mit der Anschaulichkeit, die in ihr alle Nebenumstände erhalten, erscheint er als Anekdote. In dem Bilde kreuzen sich sehr viele Verhältnisse, die eine grosse Mühe errathender Interpretation verursachen. Man sieht die Wuth der anstürmenden Geister, aber man weiss sie mit Bestimmtheit auf nichts zu beziehen, am wenigsten auf ein Gefäss, von dem man nicht erfahren kann, was es enthält, und das von zwei Teufelsarmen ebensowohl aus der Tiefe heraufgereicht als in

sie hinabgerissen scheinen kann. Der Tod des Jünglings ist am wenigsten erklärlich; zwar fahren Blitze aus der Tiefe, aber seine Miene ist nicht die, dass man an einen gewaltsamen Tod dadurch denken könnte.

Das neunte Bild zeigt uns das Mädchen, wie sie verzweifelnd und irrsinnig, gleich Ophelien, mit Schilf und Feldblumen sich schmückend, auf der Höhe eines Berges den Schatten des Geliebten beschworen hat. Mit der Miene strafenden Ernstes, aber auch tiefen Mitleids wendet sich der verklärte Geist, dessen Züge bedeutungsvoll an die bekannte typisch gewordene Gesichtsbildung Christi erinnern, von ihr ab. Von diesem einfachen, verständlichen und vortrefflich componirten Bilde hat die erste Nummer des neuen Kunstblattes von Eggers eine Nachbildung in Holzschnitt gegeben.

Das zehnte Blatt schliesst die Reihe auf die ergreifendste und würdigste Weise. Sie hat ihr Leben in den Wellen des Meers geendet. Ihr Leichnam bildet, an den Strand gespült, die Mitte des Bildes, und über ihn hinweg hadern die alte Hexe und der Teufel, rechts und links, darüber, wer von ihnen den frühen Verlust des Zöglings verursacht hat, dessen Seelenrettung der durch die Ferne gezogene Regenbogen andeutet. In dieser höchst gelungenen Composition der drei Figuren ist mehr intensives Leben, als in der Mannigfaltigkeit von Gruppen etwa des achten Bildes.

Nach der Betrachtung der Composition haben wir nur Weniges über die Zeichnung hinzuzufügen. Sie hält sich ohne alle Ausführung des Details in grossen und klaren Umrissen, mit einer leichten Schattirung, hinreichend um die Magerkeit blossen Entwurfs zu vermeiden. Scenerie und Landschaft sind überall höchst einfach, obwohl häufig charakteristisch angedeutet. Die Zeichnung der Figuren entfernt sich am löblichsten von jener von vielen Beschauern vielleicht erwarteten Sentimentalität, welche den möglich lebhaftesten Ausdruck der Köpfe verlangt und das Uebrige vernachlässigt. In der Darstellung der ganzen Körpergestalten hat vielmehr der Künstler seine antike Anschauungsweise und zugleich eine Fülle plastischer Phantasie entwickelt. Es würde unnütz sein, die Verdienste der einzelnen Figuren hervorzuheben. Einige Capricen glauben wir doch auch bemerkt zu haben. Die eigenthümliche

Falte, die das Gewand der Hexe auf dem ersten Blatte wirft, die Stellung des jungen Israeliten auf dem sechsten gehören dazu; obwohl gewiss natürlich und zu rechtfertigen, ist ihre Rechtfertigung doch nicht natürlich genug. Die Gestalt des jungen Teufels gehört zu dem Gelungensten. Grosse Fledermausflügel, Klauen an den Fingern, die sie doch nicht auffallend verunstalten, und eine kleine Hasenscharte sind die äussern Accidentien, deren sich der Künstler bedient hat, um einer höchst lebenskräftigen, dabei doch mehr zähen als üppigen Körperconstitution das Gepräge eines unüberwindlichen Realismus zu geben.

XXXIV.

RECENSION VON OTTOMAR DOMRICH, DIE PSYCHISCHEN ZUSTÄNDE, IHRE ORGANISCHE VERMITTELUNG UND IHRE WIRKUNG IN ERZEUGUNG KÖRPERLICHER KRANKHEITEN.

(Jena 1849.)

[1850. Siehe Gött. gel. Anzeigen 1850, Stück 112—115, S. 1118—1152.]

Im Interesse der allgemeinen Pathologie, die in dem Abschnitte von der pathogenetischen Wirkung psychischer Zustände eine empfindliche Lücke gewahren lässt, hat der Verfasser diese dankenswerthen Untersuchungen unternommen, zu deren erfolgreicher Durchführung ihm unser gegenwärtiges Wissen von den Functionen des Nervensystems Hoffnung zu geben schien. Sie sollen sich fern halten »von weit ausgreifenden metaphysischen Speculationen, die den Himmel stürmen und das göttliche Feuer auf die Erde herabzubringen glauben, wenn sie ihre eigene Phantasie in Flammen aufgehn

lassen. Sie sollen dem bescheidenen Standpunkte des Naturforschers treu bleiben, der in seinen ihm wohlbekannten natürlichen Grenzen bleibt, wenn er sich die Aufgabe stellt, den Zusammenhang physischer und psychischer Vorgänge so weit zu verfolgen, als es eine auf naturwissenschaftliche Untersuchung und auf Erfahrung sich stützende Bearbeitungsweise gestattet.«

Ohne Zweifel würden diese Absichten des Verfassers zu einer ebenso interessanten als wichtigen Arbeit führen, wenn es ihm oder überhaupt Jemandem gelänge, in der Bearbeitungsweise dieses Gegenstandes wirklich keine anderen Gedanken einzumischen, als solche, die auf Erfahrung und die allgemeinen Grundsätze der Naturwissenschaft basirt wären. Ich zweifle, dass hieraus eine befriedigende Erklärung des physiologischen Seelenlebens hervorgehn würde, aber ich bezweifle nicht, dass bis zu einem gewissen Punkte die Erscheinungen sich bequem und lichtvoll einer solchen Auffassungsweise fügen würden, und dass jedenfalls aus einer solchen Untersuchung mit viel mehr Deutlichkeit als sonst, die Punkte hervorspringen würden, welche ein Hinausgehn über die gewöhnlichen Principien der Naturwissenschaft des Unbeseelten nothwendig machen. Wir werden über des Verfassers Arbeit des Guten mancherlei zu sagen haben und wollen daher nicht leugnen, dass uns gerade diese Aufgabe von ihm nicht gelöst erscheint. Indem er gegen manche metaphysische Voraussetzungen ankämpft, die er hätte bei Seite lassen können, begegnet es ihm, Meinungen auszusprechen über Fragen, welche in der That vom Standpunkte der Erfahrung und dem der reinen Naturwissenschaft nur unentschieden gelassen werden mussten. Wir können nicht umhin, diesen principiellen Ueberlegungen, denen der Verfasser vielen Raum gestattet hat, auch unsererseits etwas ausführlich nachzufolgen.

Schon die Einleitung wirft ungünstige Blicke auf die Annahme einer Seele als eines besonderen Princips gewisser Erscheinungen, aber sie lässt noch sehr im Dunklen, was der Verfasser daran eigentlich zu tadeln findet. Ganz unvermuthet in der Nachbarschaft der Dinge, die der Verfasser eben angeführt hat, sehe ich mich selbst auf S. 12 von ihm apostrophirt. Er wisse nicht, welche Vorstellung ich mir von der

sogenannten Substanz der Seele an sich und deren innern Bewegungen mache, aber wenn die Seele an sich thätig sei, müsse sie sich denn dann nicht immer in innern Bewegungen befinden, möge sie den abstracten Gedanken des Philosophen nachdenken oder in Wuth sein? und wenn sie in letzterem Zustande ihre inneren Bewegungen auf die ihr äusserlichen Organe übertragen könne und müsse, weshalb nicht auch im ersteren? Ich weiss es nicht, auf welche von meinen Aeusserungen sich diese Fragen beziehen können, die ich übrigens beide bejahen würde, obgleich hierzu in den vom Verfasser angeführten Vordersätzen gar kein zwingender Grund liegt. Unserer sonstigen naturwissenschaftlichen Anschauungsweise gegenüber, fährt der Verfasser fort, besteht aber geradezu ein Wunder darin, dass die körper- und stofflose, mit Willkür und Vernunft begabte Seele die materiellen Massen des Organismus verändert, und zwar theils willkürlich, theils unwillkürlich, theils zweckmässig, theils unzweckmässig! Auf diesen Einwurf können wir nur entgegenfragen, wessen denn die Schuld ist, dass diese Ansicht so wunderbar erscheint? Ist es denn eine vor allen übrigen Untersuchungen ausgemachte Thatsache, dass alle die Anschauungen der gemeinsten sinnlichen Erfahrung, diese Begriffe von Materie, diese Annahmen über die Wirkungsweisen der Kräfte, wie sie in der Physik im Laufe der Zeit sich allmählich aus Analogien, Hypothesen und Vermuthungen herausgebildet haben, diese Grundsätze ferner, deren die meisten bis jetzt theoretisch zu rechtfertigen nicht geglückt ist, — ist es sicher, dass dies alles ein Evangelium ist, nicht nur giltig in Bezug auf diejenigen Erfahrungen, von denen es abstrahirt ist, sondern auch in Bezug auf die, von denen es nicht abstrahirt ist, und die man bei der Entwerfung aller dieser naturwissenschaftlichen Regeln auch nicht im Entferntesten im Auge gehabt hat? Der Erfahrung so langer Zeit gegenüber, die uns gelehrt hat, wie vortrefflich die Erscheinungen der unbeseelten Natur mit den Auffassungsweisen zusammenstimmen, welche die Naturwissenschaft eben in Bezug auf diesen Erscheinungskreis aufgestellt hat, würde es eine kindische Thorheit sein an ihrer Giltigkeit innerhalb dieser Grenzen zweifeln oder deshalb mäkeln zu wollen, weil man vielleicht Ursache hätte, diese Gesetze nicht

für ursprüngliche zu halten, sondern für abgeleitete, deren Sinn erst von einem umfassenderen Standpunkte aus völlig klar werden könnte. Vorauszusetzen aber, dass die Gesetze, die vom Unbeseelten gelten, ohne alle Modification auch vom Beseelten gelten müssten, ist nicht besser, als wenn der Physiker behaupten wollte, was von unelastischen Körpern gelte, gelte auch von elastischen. Dass die Erscheinungen an beiden Arten von Körpern unter gleiche noch allgemeinere Gesetze fallen, leugnen wir nicht; ebenso leugnen wir nicht, dass psychische und physische Processe aus einem gemeinsamen Reiche von Gesetzen erklärt werden können, aber natürlich liegt dieses Reich über beiden Gliedern dieses Gegensatzes, und die Wahrheit wird nicht gefunden, wenn man die Gesetze, die vielleicht für ein Beispiel um seiner speciellen Natur willen gelten, auf ein anderes Beispiel anwendet, das eben eine andere specielle Bestimmung hat, obwohl es mit jenem unter einen allgemeinen Begriff fällt.

Wir hören in neuester Zeit, seitdem das Bedürfniss mechanischer Erklärungsweisen in der Physiologie lebhafter gefühlt wird, Aeusserungen, denen des Verfassers ähnlich, so oft, und fast jede Einleitung der neu erschienenen Werke von einigermassen allgemeinen Tendenzen bringt stets dieselbe Forderung wieder, dass die Grundsätze der naturwissenschaftlichen Untersuchungen überall fest gehalten werden sollen. Sobald hiermit nur die methodologische Genauigkeit und Sauberkeit der Naturwissenschaft gemeint ist, könnte man sich einfacher ausdrücken, indem man überhaupt Logik empföhle, will man jedoch darin die concreten Grundsätze der Naturwissenschaft eingeschlossen haben, so heisst das nichts Anderes, als dem Zeitalter zumuthen, einen logischen Fehler in möglichster Allgemeinheit zu begehen. Es ist so leicht, dies einzusehen. Es seien zwei Kreise von Erscheinungen gegeben, *a* und *b*, die sich durch ihre hauptsächlichen Eigenschaften auch für die oberflächlichste Beobachtung so lebhaft unterscheiden, wie psychische und physische Processe; die Wissenschaft habe sich ferner mit dem einen dieser Kreise, *b*, so lange beschäftigt, dass sie die Gesetze kennt, aus denen seine Eigenthümlichkeiten fliessen; es erwache endlich das Bedürfniss, auch die andere Gruppe, *a*, ebenso zu durchforschen.

Was wird es nun anders sein, als ein logischer Fehler, wenn man behauptet, die Gesetze von *b* müssten auch für *a* gelten, weil *a* und *b*, wie man vielleicht mit Recht voraussetzt, nur coordinirte Arten eines allgemeineren Reiches von Processen, *A*, sind? Ist es nicht vielmehr unerlässlich, zuerst eine Untersuchung darüber anzustellen, wie Vieles in jenen vorhandenen Ansichten der Naturwissenschaft von so allgemeinem Inhalt ist, dass man es wohl auch für ein Gesetz von *A* selbst halten darf, wie viel Anderes dagegen nur unter den bestimmten Bedingungen gilt, welche nicht *A*, sondern die specifische Charakteristik der Unterart *b* herbeiführt?

Fragt man nach dem Wege, diese Untersuchung anzustellen, so können wir einen doppelten angeben. Zuerst ist gerade dies ohne Zweifel ein Geschäft der philosophischen Kritik. Sie hat sich bei ihm oft ungeschickt benommen und ihre Stellung zur Frage, so wie selbst den Sinn derselben häufig missverstanden; gleichwohl sind wir kühn genug, sie als eine nothwendige Voraussetzung so allgemeiner Betrachtungen anzusehen. Denn eine Metaphysik, die ausdrücklich eine solche sein will, und die Gesammtheit ihrer Gegenstände methodisch ins Auge fasst, wird stets etwas mehr leisten und selbst in ihren Einseitigkeiten förderlicher sein, als jene fragmentarische und naturalistische Metaphysik, die überall da ganz unerwartet üppig wuchert, wo man sich von aller Metaphysik emancipirt zu haben und ganz auf dem Boden der Erfahrung und naturwissenschaftlichen Anschauung zu stehen glaubt. Eine consequente Metaphysik würde z. B. kaum dem Verfasser erlauben, auf den Unterschied der Seele als eines stofflosen Wesens und der materiellen Massen des Organismus so viel Gewicht zu legen, dass ihm um deswillen die Annahme eines solchen Wesens den übrigen naturwissenschaftlichen Anschauungsweisen gegenüber als ein Wunder erscheint.

Der zweite Weg, jene Frage zu lösen, würde nun darin bestehen, dass man in der Voraussetzung, die naturwissenschaftlichen Grundsätze reichten dazu aus, das Seelenleben wirklich durch sie zu erklären suchte, und sähe, wie weit man darin komme. Gerade dies würde der Weg sein, den auch der Verfasser einschlagen wollte. Soll er aber zum Ziele

führen, so darf man sich nicht willkürlich oder unwillkürlich Täuschungen über den Umfang des auf ihm Erklärten machen, man muss es vielmehr zugestehen, wo er unzureichend wird. Diese Wahrheitsliebe dürfen wir bei dem Verfasser gewiss voraussetzen, aber unwillkürliche Täuschungen schleichen sich dabei insofern ein, als man sehr oft unbewusst den Vorrath naturwissenschaftlicher Erklärungsmittel durch neue Begriffe und Principien vermehrt, die nur dem Physiologen exact vorkommen, dem Physiker aber um nichts besser erscheinen können, als jeder andere unexacte Traum. Dass dies auch dem Verfasser begegnet sei, denke ich später nachweisen zu können. Ebenso nothwendig ist es aber auch, sich alle die Hülfsmittel zu gestatten, durch welche auch die Physik ihre Resultate erreicht. Als die elektrischen und magnetischen Wirkungen zuerst untersucht wurden, als Wärme und Licht auf eine exactere Weise Gegenstand der Physik zu werden begannen, hat man sich nicht gescheut, zur Erklärung dieser von den übrigen so abweichenden Erscheinungen auch ganz eigenthümliche Substrate anzunehmen. Bedenkt man, wie sehr der Begriff der Körperlichkeit für die gemeine Anschauung durch Schwere und Gewicht der Masse festgestellt wird, so war es eine sehr kühne und phantastische Annahme, den ponderablen Körpern eine Reihe imponderabler gegenüberzustellen, deren Statik und Mechanik nur rücksichtlich der allgemeinsten Principien mit der der wägbaren Stoffe übereinstimmen konnte, in den meisten specielleren Punkten dagegen neue Begriffe nöthig macht. Nun wissen wir freilich, wie oft jetzt gegen diese Annahmen der Vorwurf der Willkürlichkeit und der Vervielfältigung der Principien gemacht wird; gleichwohl soll der Geist noch kommen, der alle auf diesem Wege erhaltenen Resultate auch ohne eine solche Annahme nur aus Eigenschaften der ponderablen Körper nachwiese. Und käme er, so würde er gewiss bescheiden zugestehen, dass ihm diese Nachweisung nie gelungen sein würde, wenn nicht die ausgedehnte Wissenschaft, die auf jenen an sich nicht richtigen Hypothesen erbaut worden ist, ihm vorangegangen wäre.

Wenden wir nun dieses Beispiel der Physik an, so ist nicht abzusehen, warum es den »sonstigen naturwissenschaftlichen Anschauungsweisen«, wie der Verfasser sagt, mehr

widersprechen sollte, wenn wir für die geistigen Erscheinungen, die sich von den physikalischen noch mehr entfernen, als die Processe der Imponderabilien von denen der ponderablen Masse, auch ein eigenthümliches Substrat annähmen, das nicht nur gewichtlos, sondern auch raumlos wäre. Wir würden nur genöthigt sein, unsere naturwissenschaftlichen Grundsätze noch mehr zu verallgemeinern, sie noch mehr von den specifischen Bestandtheilen zu reinigen, die nur für bestimmte Classen von Wesen gelten, und sie einer allgemeinen Statik und Mechanik anzunähern, welche sich nicht bloss auf Bewegungen, sondern allgemein auf Veränderungen, nicht mehr bloss auf Massen, sondern auf Wesen bezöge. Wäre nun eine naturwissenschaftliche Behandlung, wie sie aus solchen Prämissen fliessen müsste, die Absicht des Verfassers, so würden wir vollständig mit ihm einig sein; wir haben daher später nur darauf zu achten, ob wir in diesem einen Punkte mit ihm übereinstimmen.

Da ich einmal auf diese allgemeine Erörterung gekommen bin, so muss ich noch einen, vom Verfasser ebenfalls mehrfach berührten Gedanken erwähnen. Er verkenne nicht, fährt er S. 13 unmittelbar nach der oben citirten Stelle fort, den tiefen Ernst derartiger Bestrebungen, durch welche die Frage nach der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper untersucht und zugleich der Versuch gemacht werde, die Unsterblichkeit der erstern auf diesem Wege zu sichern. Er halte jedoch ein solches Unternehmen für verkehrt und eher geeignet, bestehende Zweifel zu verstärken, als zu vernichten. Es habe niemals Nutzen gestiftet, zwei disparate Gebiete mit einander zu vermischen; die physiologische Psychologie sei eine Naturwissenschaft, den für diese allseitig anerkannten Behandlungsweisen müsse auch sie unterworfen werden, wenn wir aus Mystik und Märchenwelt herauskommen wollen. Auf der andern Seite sei sie nicht so arrogant, um sich überhaupt die Entscheidung der Endfrage über das Wesen der Seele anzumassen, und es bleibe Raum genug übrig, auf welchem das Gefühl subjective Befriedigung suchen und finden könne. Aber man solle nicht solche Anschauungsweisen in die naturwissenschaftliche Behandlung mischen, nicht physiologische Vorgänge mit theologischen Glaubenssätzen erklären.

Ich weiss nicht, wie viel von diesen Ermahnungen sich auf mich selbst beziehen mag, aber ich habe zweierlei gegen sie zu antworten. Zuerst ist es ein Irrthum, wenn der Verfasser glaubt, die Annahme einer Seele als eines eigenthümlichen Princips der Wirkungen stehe bei mir oder bei irgend Jemand, der meine Meinungen hierin theilt, in einer unlösbaren Verbindung mit dem Bedürfniss, etwa Unsterblichkeit oder Freiheit des menschlichen Geistes zu retten. Sie geht vielmehr so sehr nur aus theoretischen Bedürfnissen der Erklärung der psychologischen Thatsachen hervor, dass durch sie zur Erfüllung jener beiden Postulate noch gar nichts geschehen sein würde. Es kann so gut einen ganz geistigen Determinismus geben, als einen physischen, und auch die Unsterblichkeit halte ich nicht im Mindesten durch die Voraussetzung eines eigenthümlichen Seelenwesens für mehr bewiesen als ohne sie. Es fällt mir daher in der That nicht ein, durch diese Voraussetzung theologische Glaubenssätze an die Stelle von theoretischen Erklärungsprincipien zu setzen, sondern ich mache sie, weil das immanente Bedürfniss der Erklärung der psychischen Erscheinungen sie verlangt. Ob der Verfasser durch seine eigenen Untersuchungen ihre Ueberflüssigkeit darthun wird, wollen wir von der Zukunft erwarten. Das Andere aber, was ich bemerken wollte, ist dies, dass ich für eine eigenthümliche Art doppelter Buchhaltung, die uns jetzt so oft empfohlen wird, allerdings kein Verständniss habe. In der Naturforschung diesem Princip folgen, und sich dafür schadlos halten, indem man im Glauben ein anderes Princip umfasst, ist ein Kunststück, zu dem ich mich ohne Theilung meiner Individualität unfähig fühle. Ich begreife die Forderung, dass man jeden Kreis von Gegenständen nach der eigenthümlichen Natur derselben bearbeiten soll, und dass es voreilig ist, z. B. höchste ethische oder religiöse Gesichtspunkte unmittelbar zur Erklärung heranzuziehen, wo es sich um vielfach vermittelte und abgeleitete Vorgänge handelt. Ich verstehe auch, dass menschliche Wissenschaft Lücken haben muss, und dass es schwerlich je gelingen wird, die Ansicht der Welt, die wir vom ethischen Standpunkte aus uns bilden können, in stetigen Zusammenhang mit der andern zu bringen, die wir uns von dem Einzelnen der Erfahrung und

von seinen speciellen Gesetzen ausgehend, auf einem regressiven Wege entwerfen können. Vielleicht meint der Verfasser nichts Anderes als dies, und wir würden uns dann in völliger Uebereinstimmung befinden. Dagegen müssen wir ernstlich dahin streben, dass nicht die eine jener Weltauffassungen in principiellem Widerstreit mit der andern stehe, dass nicht das Erkennen gerade dasjenige als unmöglich darstellt, was der Glaube als nothwendig ansieht. Wohl kann man z. B. von der Unmöglichkeit eines wissenschaftlichen Beweises für Unsterblichkeit überzeugt sein und sie dennoch glauben, aber vorzugeben, man sei von der Unmöglichkeit der Unsterblichkeit selbst wissenschaftlich überzeugt, und dennoch zu verlangen, dass man an sie glaube, dies ist ein widersinniges Spiel. Was sollte uns alle Wissenschaft helfen, wenn sie für unser ganzes geistiges Leben das Resultat hätte, dass einzelne grosse Gedankenrichtungen in uns ohne Vermittlung und Einheit neben einander arbeiteten, wie etwa Krummzapfen und Räder in einer Maschine, jedes nach seiner Art arbeiten, und weiss Keines von dem Andern? Eine so widerwärtige Auffassung, in der ich nicht, wie der Verfasser neben der Verkehrtheit noch einen tiefen Ernst, sondern nur Verkehrtheit finden könnte, darf ich allerdings dem Verfasser nicht zuschreiben, allein was er hierüber, im Vorbeigehn freilich, äussert, hat nicht die Klarheit, die nothwendig wäre, um seine wirkliche Stellung zu diesen Fragen zu beurtheilen.

Auch das erste Kapitel der eigentlichen Abhandlung, über das Nervensystem und die psychischen Thätigkeiten, hält uns noch eine Zeitlang in diesem fruchtlosen allgemeinen Räsonnement fest. Die Uebersicht, welche der Verfasser hier von den möglichen Auffassungsweisen des Verhältnisses zwischen Körper und Seele gibt, die er in idealistische und realistische eintheilt, ist weit davon entfernt, vollständig zu sein oder den Sinn und die eigentliche Absicht der Ansichten anzugeben, die er hier zusammenstellt. Leibniz und Herbart würden sich gewiss wundern, wenn sie erführen, dass sie »den Atomen der Materie zugleich auch Begeistigung in verschiedenen, aber für die einzelnen gleichbleibenden Graden« zuertheilt hätten. Auch philosophische Ansichten haben ein gewisses Recht, zu

verlangen, dass sie entweder gründlich oder gar nicht beurtheilt werden. Aber es scheint, als vermiede der Verfasser eine weitläuftigere Auseinandersetzung im Gefühl ihrer Ueberflüssigkeit für seinen Zweck. Er sagt wenigstens S. 25, wer eine allgemeine Anschauung über das natürliche Verhältniss von Körper und Seele durchaus vorweg haben müsse, der habe nur die Wahl zwischen Materialismus, Identitätsphilosophie und prästabilirter Harmonie. Dies freilich ist gewiss irrig, denn die ersten beiden liefern gar keine Anschauungen, die letzte ist zwar anschaulich, aber nichts als ein vorläufiger Ausdruck, der für die Theorie ganz unpräjudicirlich ist. Aber herzlich stimmen wir mit dem Folgenden überein, dass nämlich für die Behandlung selbst und deren Methode daraus keine Verschiedenheit erwachsen solle. Gewiss, wenn der Verfasser, ohne metaphysisch zu speculiren, nur die interessante und schöne Aufgabe lösen will, die empirischen Thatsachen so zu combiniren und zu concentriren, dass das Resultat ihrer Vergleichung nothwendig nur in einer bestimmten Richtung auf seinen Erklärungsgrund zurückweist, dann können und dürfen alle jene vorgefassten Ueberzeugungen auf die Methode dieser Untersuchung keinen Einfluss ausüben. Und so wollen wir denn alle diese Differenzen dahin gestellt sein lassen und mit dem Verfasser zu dieser Vergleichung der Thatsachen übergehen, bei der uns selbst seine deutlich ausgesprochene und die Reinheit dieser Untersuchung gar häufig störende Vorliebe für materialistische Annahmen nicht bei jedem Schritte mehr aufhalten soll.

Der erste Abschnitt dieses ersten Kapitels beschäftigt sich mit dem Verhältniss der Seele zum Gehirn. Der Name Seele wird einstweilen (S. 26) nur als ein phänomenologischer Ausdruck benutzt, der eine Reihe von Erscheinungen zusammenfasst, welche im Bewusstsein als zusammengehörig (?) vorgefunden werden. Das Verhältniss der Seele zum Gehirn besteht nun nach dem Verfasser darin, dass das Gehirn das nothwendige Organ der Seele sei, nothwendig insofern, als die Seele es nicht wie ein anderes Werkzeug beliebig benutzen kann, sondern gewissen Veränderungen der Seele ebenso bestimmte Thätigkeiten des Organs mit Nothwendigkeit entsprechen. Hierin kann ich nun nur einen jener unexacten Begriffe

finden, durch welche, wie ich oben bemerkte, die Physiologie oft unvermerkt den Vorrath der Physik an Erklärungsmitteln vergrössert. Organ ist stets nur, wenn man diesem Begriffe einen wirklich exacten Sinn geben will, irgend ein körperliches Substrat, welches von einem andern bewegenden Subjecte oder Substrate seine Bewegung mitgetheilt erhält, und dieselbe entweder mit oder auch ohne Veränderung ihrer Form auf ein drittes Substrat überträgt. Dies ist der Sprachgebrauch der technischen Mechanik, neben dem freilich unzählige tropische Bedeutungen herlaufen, die uns hier nichts angehen, während der gewöhnliche physiologische Gebrauch, z. B. einzelne Eingeweide Organe zu nennen, allerdings richtig und exact ist, indem er, was jedoch im Detail weiter nachgewiesen werden müsste, den Körper im Ganzen als das die Bewegung des Organs erzeugende Subject betrachtet. Folgerecht müssen wir daher entweder annehmen, dass das Gehirn seine Thätigkeit von einem Wesen, welches nicht Gehirn ist, mitgetheilt erhält und ihr nur als Leiter dient, oder wir müssen den Begriff des Organs ganz fallen lassen und das Gehirn geradezu das Subject der geistigen Thätigkeiten nennen. Mit ausdrücklichen Worten entscheidet sich an dieser Stelle wenigstens der Verfasser für keine dieser beiden Annahmen, doch ist es klar, dass ihm die erste nicht richtig scheint; sein Ausdruck: das Gehirn sei Organ, die psychischen Erscheinungen Function, ist doppelsinnig und den Regeln der naturwissenschaftlichen Auffassungen, die vor allen Dingen deutliche Angabe des Subjects jeder Thätigkeit verlangen, nicht gemäss.

Nehmen wir nun an, des Verfassers Sinn sei dieser, dass das Gehirn Subject der psychischen Erscheinungen sei, so würde die nächste Untersuchung sein, ob diese Annahme den Beobachtungen des geistigen Lebens zur Erklärung dienen könne. Das Gehirn ist, ganz naturwissenschaftlich betrachtet, ein Aggregat von Fasern, Kugeln, amorpher und flüssiger Masse, Bestandtheile, welche schon wegen der Kugelform einzelner, einen einzigen materiellen Centralpunkt, in dem sie zusammenliefen, gar nicht haben können. Wahrscheinlich soll nun nicht dieses Aggregat im Ganzen das Subject jeder einzelnen psychischen Thätigkeit sein; vielmehr ist vermuthlich jeder einzelne Theil Subject einer besonderen Classe von Ver-

richtungen, die sich dann noch durch specielle Unterschiede in einzelne abweichende Aeusserungen gliedern. Da nun die Erfahrung nicht bloss psychische Erscheinungen, sondern diese stets, oder wenn selbst dies nicht, doch wenigstens in der Regel auf die Einheit eines Bewusstseins bezogen, aufzeigt, so entsteht die Frage, wie, nach naturwissenschaftlicher Auffassung natürlich, die verschiedenen Thätigkeiten eines Aggregats eine Einheit bilden können. Ich finde keine Beantwortung dieser Frage bei dem Verfasser, vielmehr sehe ich die Ausdrücke Bewusstsein, Vorstellung, Willkür zwar in eben dem Sinne gebraucht, in welchem sie auch der gewöhnliche Sprachgebrauch anzuwenden pflegt, der eine eigenthümliche Seele als gemeinsames Subject voraussetzt, aber die deutliche Angabe des Subjects fehlt, das an die Stelle dieser Seele treten soll. So lange ein so bedeutender und auf alle späteren Untersuchungen einwirkender Punkt unerledigt bleibt, ist die Ansicht, die uns hier geboten wird, zu unvollständig, als dass wir ihr mit einigem Zutrauen zu der Darstellung des Einzelnen folgen könnten. Aber eine indirecte Antwort scheint uns auf unsere Frage in einer andern Aeusserung zu liegen, die wir noch anführen müssen.

Bei Gelegenheit der Ansicht, auf die wir noch zurückkommen, dass auch das Vorstellen von körperlichen Functionen der Centralorgane begleitet sei, kommt der Verfasser auf diejenigen zu sprechen, die, um eine angeblich angetastete Freiheit und Würde der Seele zu retten, jene Mitwirkung verwerfen, und fährt nun in einer Weise, die sich ganz wohl auch auf unsere Frage nach der Einheit der Seele anwenden lässt, fort: »eine solche Anschauung bezeichne einen armseligen wissenschaftlichen Standpunkt und eine nicht geringe persönliche Arroganz. Weil die eigene Weisheit diesen vielfach verschlungenen Knoten nicht lösen, aus dem Labyrinthe der Erscheinungen sich nicht herausfinden könne, müsse man an die Stelle vermittelter Wirkungen eine unmittelbar wirkende, eines substantiellen Trägers entbehrende Kraft setzen? Wer bürgt uns denn dafür, dass jene Weisheit, welche den Knoten schürzte und die Verhältnisse so wunderbar kunstvoll präformirte, dieselben nicht auf eine Weise löse, welche die subjectiven Bedürfnisse des Menschen befriedige?« Aeusserungen

dieser Art sind nie beweiskräftig, da sie anstatt ruhig auf die einzelnen Punkte einer wissenschaftlichen Frage einzugehen. eine leidenschaftliche Bekämpfung eines anderen Standpunktes im Ganzen unternehmen, welcher fast immer ganz dieselben Waffen, mit denen er angegriffen wird, gegen den Angreifer zurückwenden kann. Die Motive, aus denen jene getadelte Anschauung hervorgeht, bezeichnen keineswegs einen armseligen, sondern jeden wissenschaftlichen Standpunkt. Ueberall, wo der Mensch untersucht, unternimmt er es, sich durch eigene Weisheit aus einem Labyrinth von Erscheinungen herauszufinden, und überall, wo er untersucht, kann man ihm dieselbe seltsame Beruhigung zurufen, dass die Weisheit, die den Knoten schürzte, ihn auch lösen werde. Die Arroganz, die der Verfasser hier zu sehen glaubt, ist die des menschlichen Geschlechts überhaupt, in der er sich mit seiner Untersuchung ebenso mitten inne befindet, als die, die er tadelt. Und doch haben die letzteren einen Vortheil vor ihm voraus. Denn darin zwar kann eine nothwendige wissenschaftliche Züchtigung der eigenen Weisheit bestehen, dass man sich versagt, Lücken unserer positiven Erkenntniss durch phantastische Träume auszufüllen; Probleme dagegen, über die man nothwendig eine bestimmte Ueberzeugung haben muss, um überhaupt weitergehen zu können, kann man nicht unberücksichtigt liegen lassen. Und nun geben wir dem Verfasser die ganze Phrase als Echo zurück: also deswegen, weil die eigene Weisheit die Natur einer immateriellen Substanz nicht einsehen kann, muss man an die Stelle vermittelter Wirkungen eine unmittelbar wirkende, dem materiellen Träger inhärirende Denkkraft setzen? Wer bürgt uns denn dafür, dass jene Weisheit, die den Knoten schürzte, und Physisches und Psychisches zur Wechselwirkung verband, ihn nicht auch lösen wird, ohne das eine Glied des Bandes zu vernichten?

Was bei dieser seltsamen Methodologie herauskommt, hätte der Verfasser nicht wohl treffender selbst charakterisiren können, als er es S. 120 durch Anführung einer Aeusserung Virchow's thut, die mit so grosser Offenheit das eigentliche Wesen dieser Theorien ausdrückt, dass der Verfasser, hätte er ihr etwas weiter nachgedacht, sie schwerlich zur Devise seiner eigenen Untersuchungen gemacht haben würde. Mit

einer Lebhaftigkeit, gerade als ob er Recht hätte, fragt Virchow: ist es denn nicht genug, wenn man dasjenige übersieht, was die Beobachtung bis jetzt gelehrt hat? Wir sehen zunächst am Nervenapparate zwei wesentlich differente Theile, Ganglienkugeln und Nervenfasern, oder Erregungscentren und Leitungsfäden, und indem diese beiden Elemente wiederum eine Reihe von verschiedenartigen Eigenschaften darbieten, die wir freilich noch nicht auf bestimmte mechanische Verschiedenheiten zurückführen können, so sehen wir weiterhin eine Mannigfaltigkeit der Erregung und Leitung, der Uebertragung und Isolirung, der Hemmung und Verstärkung von Nervenströmen entstehen, welche die Untersuchung bis zu einem Masse compliciren, dass wahrlich eine Dreistigkeit ohne Gleichen dazu gehört, wenn Menschen, welche selbst keinen Finger zu einer Untersuchung dieser schwierigen Gegenstände rühren, jenen unermüdlichen Forschern, die ihr Leben in der Untersuchung hinbringen, die naive Frage vorlegen, wie denn nun die Seele aus den Bewegungen der Hirnelemente zu erklären sei. So weit Virchow; und obgleich wir nicht mit ihm, sondern mit dem Verfasser zu thun haben, so mögen wir doch an seine Aeusserung, die ja von diesem dem Inhalte nach als sehr wahr adoptirt ist, einige Bemerkungen anknüpfen. Es ist zuerst ganz unrichtig, dass Ansichten, welche von einer besondern Seele sprechen, das, was die Beobachtung lehrt, zu vernachlässigen gewohnt wären. Alle diese Untersuchungen über die Structur der Nervenapparate müssen uns als höchst bedeutungsvoll und wichtig erscheinen, denn auch schon aus unsern Ueberzeugungen über das Wesen der Seele ergibt sich die Nothwendigkeit so vielfacher und so fein organisirter körperlicher Hülfsmittel derselben, dass uns auch die grösste »Mannigfaltigkeit der Erregung und Leitung, Uebertragung und Isolirung etc.« durchaus nicht als zu umständlich für jene Functionen vorkommen würde. Was dagegen die Dreistigkeit betrifft, die in der Frage liegen soll, wie denn nun die Seele aus den Bewegungen der Hirnelemente zu erklären, so würden sich über sie diejenigen Forscher zuerst zu beklagen haben, denen wir eben jene schätzbaren Aufschlüsse über ihr körperliches Substrat zu verdanken haben. Sie haben sich jedoch bis jetzt nicht darüber beklagt; muss man auch

bedauern, dass manche von ihnen zu einer bestimmten positiven Meinung nicht gekommen sind, so haben wir doch noch nicht zu bedauern, dass sie die Bedeutung dieser Frage übersehen und sich geradezu einem materialistischen Vorurtheil ergeben hätten. Es kann daher gar nicht fehlen, dass dieselbe Frage mit derselben Naivität fortwährend wiederholt wird, und all der vorgeschobene Spectakel von Ganglien und Nervenfasern, Stromketten und Strömungen ist durchaus nicht geeignet, zu imponiren, und die principielle Schwäche solcher Meinungen zu verdecken. Ihre Taktik besteht ganz einfach darin, auf einen noch ungesichteten Wirrwarr von Thatsachen hinzuweisen, dessen Unklarheit uns gewissermassen dafür bürgen soll, dass er noch viel Aufschlüsse verbirgt, während die Unmöglichkeit, solche in ihm zu finden, sich von vorn herein begreifen lässt. Wenn Jemand behauptet, es sei unmöglich, dass ein Dampflocomotiv ohne Führer seine Wege wähle und bald hier, bald dorthin reise, so könnte mit gleichem Recht ein Anderer über die naive Dreistigkeit dieser Behauptung erstaunen, und ihm entgegnen, er solle doch die Menge Räder, Kolben, Balanciers, Nägel und Schrauben betrachten, ob in dieser Fülle und Mannigfaltigkeit von Hülfsmitteln nicht noch gar Vieles stecken könne, »was wir freilich noch nicht auf bestimmte mechanische Grundlagen zurückführen können?«

Ich hatte mir oben schon vorgenommen, diese allgemeinen polemischen Bemerkungen abzubrechen; der Verfasser hat mich wider Willen auf sie zurückgeführt, da er nicht leicht unterlässt, seinen eignen Ansichten ungünstige Seitenblicke auf entgegengesetzte beizufügen. Ich wäre ihm dankbarer gewesen, wenn er einen vollständigen Angriff gegen sie geführt hätte, gegen den man sich regelmässig vertheidigen könnte, während die beständigen kleinen Vexationen, die nichts erschöpfen und nichts widerlegen, den Genuss seines Buches nur verkümmern.

Das erste Kapitel enthält nun übrigens in fünf Abschnitten eine sehr vollständige, das für den Zweck der vorliegenden Schrift Unnütze übergehende und klar gehaltene Uebersicht der Thatsachen, welche über das Zustandekommen der Empfindung, der Vorstellungen, der Bewegungen, über Ge-

dächtniss, Erinnerung und Denken bekannt sind; und sucht hauptsächlich überall hervorzuheben, was für eine somatische Begründung dieser psychischen Functionen spricht. Ausser dem Bekannten ist manches Neue mit Feinheit erinnert, und wir würden, die allgemeine Differenz unserer Ansichten bei Seite gesetzt, in den meisten Punkten mit dem Verfasser völlig übereinstimmen können. Einige wenige Punkte sind uns nicht klar geworden. So theilt der Verfasser mit Henle die Ansicht, dass die Vorstellungen nur gradweis schwächere Functionen der empfindenden Nerven oder Gehirnfasern seien, eine Annahme, der ich in diesem Sinne nicht beistimmen kann, wohl aber in dem, dass jede Vorstellung in den Nerven solche Functionen hervorruft. Der Verfasser beschränkt nun mit Joh. Müller seinen Satz auf einzelne Vorstellungen, und schliesst die allgemeinen aus, die nach ihm zwar aus den einzelnen concreten Sinnesempfindungen hervorgegangen, aber doch nicht diese selbst mehr sind, und daher durch kein besonderes Sinnesorgan in bestimmter Erinnerung reproducirt werden können. So richtig dies ist, so bleibt doch nun im Unklaren, auf welche Weise die körperlichen Organe bei der Reproduction der allgemeinen Vorstellungen betheiligt sein sollen; schwerlich können sie allein ohne alle Theilnahme der Nerven erinnert werden und eine genauere Analyse desjenigen, was wir eigentlich bei allgemeinen Vorstellungen denken, würde auch die Möglichkeit und die Art der nervösen Mitwirkung übersehen lassen. S. 87 sehen wir, dass der Verfasser allerdings eine solche Mitwirkung auch hier annimmt, denn er macht die Verarbeitung der Sinneseindrücke und das eigentliche Vorstellen von den Hemisphären des grossen Gehirns abhängig, ohne jedoch auch hier auf die Entstehung der allgemeinen Vorstellungen aus den besonderen ausführlich einzugehen. Dass übrigens der Vorstellungslauf unter einer beständigen Erregung der Nervencentralorgane verlaufe, wie hier behauptet wird, stellen wir durchaus nicht in Abrede, obwohl sicher das Verhältniss desselben zu dieser körperlichen Mitwirkung nicht so einfach ist, dass die Nerventhätigkeit überall als Bedingung der Seelenthätigkeit angesehen werden müsste.

Wir können deshalb allerdings von Vorstellungsnerven nicht mit dem Verfasser sprechen. »Wenn die Seele, sagt er,

nur dadurch eine Empfindung haben kann, dass ein Strom in einem sensiblen Nerven veranlasst wurde, wenn sie eine Lageveränderung der Theile des Körpers nur dann hervorzurufen im Stande ist, wenn in motorischen Nervenfäden, welche sie gar nicht kennt, ein gleicher Strom erregt wurde, und wenn man solche Verhältnisse für die Seele nicht unwürdig erachtet, weil man sie nicht leugnen kann, weshalb sträubt man sich und erklärt es für eine den subjectiven menschlichen Interessen Gefahr drohende Lehre, wenn man zu dem Ausspruche gezwungen wird, dass auch jene Seite der psychischen Thätigkeit, welche wir Vorstellen nennen, nicht ohne ähnliche Bewegungen in anderen Partien des nervösen Centralorgans möglich sei? So wenig man Anstoss nimmt an dem Worte Empfindungsnerv, ebenso wenig hat man Grund, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen und Wehe zu rufen bei dem Ausdrucke »Vorstellungsnerv.« Wie viele Täuschungen macht sich doch hier der buchschreibende Nerv des Verfassers! Er täuscht sich, wenn er glaubt, dass man jene Verhältnisse für der Seele nicht unwürdig halte, bloss weil man sie nicht leugnen kann; man sieht vielmehr ihre Nothwendigkeit ein; er täuscht sich, wenn er meint, aus Besorgniss für subjective menschliche Interessen sträube man sich gegen Vorstellungsorgane; man thut es nur, so weit man ihre Ueberflüssigkeit und die Unmöglichkeit einsieht, dass sie irgend etwas nützen; er täuscht sich endlich, wenn er voraussetzt, man schlüge Hände zusammen und riefe Wehe, denn seine Frage ist so erschreckend gar nicht, dass man sie nicht ohne Gemüthsbewegung vollständig beantworten könnte. Der Verfasser bedient sich einer logisch ganz unvollständigen Induction; er übersieht, dass in den beiden Fällen, die er zur Begründung anführt, ein wesentlicher Umstand Statt findet, der bei dem dritten Falle, welcher nach der Analogie jener beiden behandelt werden soll, fehlt. Ueberall nämlich, wo die Seele mit Objecten der äussern Welt, sei es sie empfindend oder sie bewegend, verkehrt, bedarf sie der Organe; und zu dieser äussern Welt gehört für die Seele auch der eigene Körper. In dem Vorstellungsverlaufe beschäftigt sie sich dagegen nur mit ihren eignen innern Zuständen, ohne dass die äussere Welt, aus der diese Zustände früher entstanden sind, noch

weiter auf sie einwirkt. Aus diesem Grunde taugt die Analogie der Empfindung und Bewegung gar nichts, um die Nothwendigkeit von Vorstellungsorganen zu beweisen, obgleich, wie wir bereitwillig zugestehen und anderwärts ausführlicher nachweisen wollen, in dem Vorstellungsverlaufe einzelne Classen von Aufgaben vorkommen, die ohne eine von der Seele selbst angeregte Mitwirkung der Körperorgane nicht vollständig gelöst werden können. Dienste haben die Centralorgane bei dem Vorstellen gewiss viele und mannigfaltige zu leisten; aber anzunehmen, dass sie das Vorstellen überhaupt erst möglich machen, dazu werden wir keineswegs, wie der Verfasser annimmt, gezwungen. Zu jenen Diensten würde unter andern auch das Gedächtniss gehören, dessen körperliche Begründung der Verfasser auf S. 57 ff. erwähnt. Gewiss ist seine Ansicht sehr richtig, dass man an ein locales abgesondertes Organ des Gedächtnisses nicht zu denken habe, dass vielmehr die Fähigkeit der Erhaltung und Reproduction der Vorstellungen den verschiedensten Nervenprovinzen zukomme.

Das zweite Kapitel des Ganzen handelt von der Rückwirkung des Vorstellens auf körperliche Organe. Wir erhalten hier eine ganz interessante Zusammenstellung der bisher beobachteten Einflüsse, welche von dem Vorstellungsverlauf auf sensitive und sensible, motorische und vegetative Nerven ausgeübt werden. Der grössere Theil dieser Beobachtungen kann natürlich nicht neu sein, eine kleinere Anzahl dankenswerther Bemerkungen hat der Verfasser jedoch aus seinem Eigenen hinzugefügt. Wir können über diesen Abschnitt, der im Verhältniss zu seinem Gegenstand kurz und summarisch gearbeitet ist, ebendeswegen nichts weiter referiren und wenden uns zu dem dritten und vierten Kapitel, welche die zweite Hälfte des Buches füllend, über Gefühl, Gemüth, Affect und Leidenschaft und deren Rückwirkung auf den Körper handeln.

Nach einigen sehr richtigen Bemerkungen über die allgemeine Natur des Gefühls, auf die ich bald wieder zurückkomme, sucht der Verfasser die nothwendigen Bedingungen zu bestimmen, welche das Auftreten jedes Gefühls voraussetzt. Er findet sie in der Natur der Faser, in den Verhältnissen ihrer peripheren und centralen Lagerung, endlich in der Grösse der Reizung. Für die höheren sensuellen Nerven findet

er es unwahrscheinlich, dass heftigere Erregungen derselben Schmerz hervorrufen; hier würde also die Natur der Faser dem gefühlserzeugenden Processe ungünstig sein, während dagegen andere Nerven, z. B. die Hautnerven, für Gefühle sehr günstig gebaut wären. Es kann nun allerdings wohl so sein, wie der Verfasser meint, allein für eigentlich bewiesen kann ich diese Ansicht nicht halten. Es ist wahr, dass Durchschneidung des Opticus kein Schmerzgefühl erweckt, aber es ist ein den Physiologen sehr gewöhnlicher logischer Fehler, dies so zu verallgemeinern, dass er überhaupt für jedes Schmerzgefühl unzugänglich sei. Es kann wohl sein, dass so völlig unadäquate Reize, wie es hier die Trennung der Continuität ist, besonders wenn sie ohne Zerrung ausgeführt wird, keinen Schmerz veranlassen, dass dieser dagegen entsteht, wenn ein Nerv durch seinen adäquaten Reiz zu stark in Anspruch genommen wird. Denn jedenfalls bringt dieser die dem Nerven eigene Wirksamkeit in viel höherem Grade zu Wege, als ein unadäquater Reiz; seine Excesse werden ihn daher auch stärker angreifen. So wäre es wohl möglich, die schmerzhafte stechende Empfindung, die wir beim plötzlichen Anblick eines Lichts nach längerer Dunkelheit fühlen, als eine directe Schmerzensäusserung der Retina aufzufassen. Ich kann wenigstens die dringenden Gründe nicht einsehn, die den Verfasser nach dem Vorgang Romberg's bewegen, diesen Schmerz erst durch Uebertragung der Ueberreizung der Netzhaut auf den Trigeminus entstehn zu lassen. Indessen möchte ich auch auf meine Meinung hierüber nicht sehr viel Gewicht legen, sondern die Sache unentschieden lassen, bis zahlreichere Analogien der einen oder andern Ansicht das Uebergewicht verschaffen.

Einen bestimmten Einfluss der peripherischen Endigungsweise eines Nerven darauf, ob eine Empfindung oder ein Gefühl entstehen werde, hat der Verfasser nicht nachzuweisen vermocht. Er macht zwar sehr richtige Bemerkungen über die Deutlichkeit der Sinnesbilder und über die Leichtigkeit, sie auf äussere Objecte zu beziehen, welches beides durch die besonders sorgsam organisirte peripherische Endverbreitung der höheren Sinnesnerven begründet ist. Allein es versteht sich nicht von selbst, dass eine Empfindung, je weniger objectiv

sie ist, sich um so weniger vom Gefühl unterscheide, und dass nur die Sinne empfinden, alle übrigen sensiblen Nerven nur fühlen. »Wo die stattgehabte Reizung eines Empfindungsnerven, sagt Verfasser S. 170, uns nur die gegenstandlose subjective Veränderung des Bewusstseins kund gibt, da nennen wir es eben fühlen, nicht empfinden. Und mit Recht, denn es ist einleuchtend, dass in diesem Falle, wo aus dem Acte der Reizung nicht erkannt werden kann, was den Reiz ausübte, der Effect unter der Gestalt einer angenehmen oder unangenehmen Zustandsveränderung auftreten muss.« Ich bekenne durchaus nicht zu wissen, was hiervon einleuchtend sei; die Thatsache gebe ich zu, und habe früher schon darauf aufmerksam gemacht, dass die Deutlichkeit der objectiven Perception in einem Sinnesorgan in einem umgekehrten Verhältniss zu der Intensität des durch seine Wahrnehmungen erweckbaren Unlustgefühles zu stehen pflegt; der Zusammenhang aber zwischen diesen beiden Umständen ist mir dunkel, und ich kann in des Verfassers Worten keine Aufklärung desselben entdecken. Teleologisch ist die Sache leicht begreiflich; ihr Mechanismus dagegen nicht. Wie namentlich die peripherische Endigungsweise der Nerven, von der die Schärfe der Bilder abhängt, unmittelbar hierauf Einfluss haben sollte, ist nicht wohl zu begreifen; man würde wohl die Ursache vielmehr entweder in der specifischen Thätigkeitsweise jedes einzelnen Nerven, oder wenn die Nerventhätigkeit überall wesentlich gleich wäre, in der Natur der jedem Nerven adäquaten Reize suchen müssen, von denen einige nicht im Stande sein dürften, so gewaltsame Veränderungen, wie sie das Eintreten eines Schmerzgefühls voraussetzt, mit Leichtigkeit hervorzurufen.

Den Einfluss, den die centrale Endigungsweise der sensiblen Nerven auf die Entstehung der Gefühle hat, können wir nach des Verfassers eignem Geständniss nur unbestimmt vermuthen. Er spricht von eigenthümlichen immanenten Gehirnfasern, auf welche der empfindungserzeugende sowie der gefühlserzeugende Nervenprocess übergetragen werden müssten, wenn diese beiden Zustände des Bewusstseins entstehen sollen. Eine Affection dieses centralen Fasersystems an sich soll nun sich nicht auf peripherische Organe beziehen lassen, vielmehr

die Perception eines localen Gefühls nur möglich sein, wenn auch die mit jenem immanenten Fasersystem in Verbindung stehenden centralen Enden der peripherisch verlaufenden Nervenfasern afficirt werden. Diese ingeniös ausgesonnene Theorie, welche also die Entstehung dunkler unlocalisirbarer Gefühle an eine Reizung der Centralfasern allein knüpfen würde, dürfte doch genauer betrachtet, nicht recht Stich halten. Denn nach des Verfassers eigner Voraussetzung bewirkt eine Reizung des Centralendes eines Körpernerven nur dann Gefühl, wenn sie auf jene immanenten Fasern übergetragen wird. Mag sie nun durch solche Uebertragung oder unmittelbar in den immanenten Fasern entstanden sein, so wird sie wohl in beiden Fällen ganz gleichmässig, so weit es ihre qualitative Natur erlaubt, auf eine bestimmte Körperstelle bezogen werden müssen, denn es ist nicht abzusehen, woran die Centralfasern merken sollen, dass in dem einen Falle die Nervenwurzeln mitgereizt sind, im andern nicht, wenn sie nicht eben an der Qualität der Reizung einen solchen Massstab des Unterscheidens besitzen.

Die letzte Bedingung für die Entstehung der Gefühle bildet die Grösse der Reize. Ueber diesen Punkt streitet der Verfasser gegen mich, aber ich weniger gegen ihn, denn nur aus Missverständniss schreibt er mir eine andere Ansicht zu, als die seinige ist. Wenn man sagt, Gefühle der Unlust entstehen aus sehr grossen oder zu grossen Reizungen, so fehlt mir hier der Massstab, an dem diese Grösse gemessen werden soll. Eines solchen Massstabs bedürfen wir aber, weil das Gefühl nicht von einem unveränderlichen absoluten Grade der Reizung abhängt, vielmehr in verschiedenen Augenblicken gleich grosse Reize bald gar keine, bald heftige Gefühle erwecken. Es kommt daher nicht bloss auf die Grösse, sondern auf ihr Verhältniss zu der bestehenden Stimmung des Nervensystems an. Dies ist es, was ich meinte, als ich die Gefühle von einer unbewussten Vergleichung der Störung mit den eben obwaltenden Bedingungen, unter denen die Gesundheit bestehen kann, ableitete. Gegen den Ausdruck »unbewusste Vergleichung« macht der Verfasser zwar auch Einwendungen, aber ganz überflüssige, da er selbst sogleich zugibt, dass ich ihn hinlänglich gerechtfertigt habe; dagegen ist ein anderer Einwurf

von mehr Gewicht, dem ich nicht zuvorgekommen bin, weil ich allerdings nicht an ihn gedacht habe. Wenn ich gesagt habe, Schmerz z. B. entstehe dann, wenn die durch einen Reiz gestiftete Veränderung des Nerven den Bedingungen widerspreche, unter denen die Gesundheit des Körpers bestehen könne, so kann das natürlich nur heissen, die Fortdauer dieser Störung würde die Gesundheit des Nerven zunächst und consecutiv vielleicht auch des ganzen Organismus beeinträchtigen, sobald die eben in dem Moment bestehenden Bedingungen der Gesundheit bestehen blieben. Der Verfasser versteht dies aber so, als wenn jedes Unlustgefühl einen beständigen Widerspruch gegen die ganze Aufeinanderfolge der Processe während der Lebenszeit, die Lust dagegen eine Förderung ebenfalls dieser Gesammtheit der Lebensprocesse enthielte. Dann würde er allerdings Recht haben, mir entgegenzuhalten, dass manches Lustgefühl Reize begleite, die verderblich nachwirken, manche Unlust andere, die heilkräftig wirken. Alle diese Betrachtungen sind aber zunächst stets auf die einzelnen Functionen und Theile zu beziehen, die Rückwirkung auf das Ganze des Organismus unterliegt einer viel verwickelteren Beurtheilung. Jedenfalls habe ich jedoch dem Verfasser zu danken für den Nachweis dieser Unvollständigkeit meines Ausdrucks.

Vollkommen einig bin ich ferner mit dem Verfasser in der Bemerkung, dass nicht alle Unlustgefühle sich von zu intensiver Reizung ableiten lassen; dieselben, die er anführt, Farbencontraste, Dissonanzen, Ekel u. s. w. haben mich eben auf jenen allgemeineren Ausdruck für die Bedingung derselben geführt, unter welchen der Schmerz als der specielle Fall befasst ist, in welchem die Incongruenz der Störung mit den Bedingungen der Gesundheit durch zu grosse Intensität bewirkt wird, während sie in andern Fällen von einer Unreinheit, Unvergleichbarkeit oder Vermischung widerstreitender Reize ausgeht. Auch dies müssen wir mit dem Verfasser bedenken, dass Unlustgefühle auch aus zu geringer Thätigkeit, Lustgefühle auch aus erhöhter hervorgehen können, so dass im Allgemeinen die Entstehung der Gefühle an viel verwickeltere Bedingungen geknüpft ist, als an einförmige Unterschiede in der Intensität der Reizung.

Nach manchen sehr richtigen und schätzbaren Bemerkungen über Gefühle, Triebe, Leidenschaften, Affecte, deren Begriffe im Allgemeinen mit mehr Sorgfalt und Genauigkeit bestimmt werden, als man sonst gewohnt ist, bildet sich der Verfasser nun die Aufgabe, in Bezug auf jeden Affect die zu ihm gehörige Modification des Vorstellungsverlaufs, der Gefühle, der Strebungen und die Rückwirkungen auf die körperlichen Thätigkeiten zu durchforschen. Hier ist mir nun doch das genauere Verhältniss zwischen Affect, Gefühl und Stimmung nicht klar genug bezeichnet. Zwar nennt der Verfasser die Affecte Bewegungen des Gemüths, allein er scheint doch ihre Natur nicht nur in der Grösse und Form eben der Bewegung selbst zu suchen, sondern indem er von verschiedenen Affecten spricht, scheint er zugleich eine qualitative Verschiedenheit ihres Inhalts anzunehmen. Ohne Zweifel ist dies dem bestehenden Sprachgebrauche ganz gemäss, aber es wäre vielleicht besser gewesen, diesen bei Seite zu setzen. Affect würde dann eine gewisse Form der Bewegung oder Erschütterung des Gemüths bezeichnen, welche unter gewissen Bedingungen aus Gefühlen hervorgeht, und zwar nach der Verschiedenheit des qualitativen Inhalts dieser veranlassenden Gefühle einigermassen verschieden ist, aber doch nicht so sehr, dass dieser qualitative Inhalt als die Hauptursache ihrer Eigenthümlichkeit anzusehen wäre. Affect tritt ein, wenn durch Plötzlichkeit des Eintretens, oder durch schnelle Steigerung eines Eindrucks ein Gefühl, welcher Art es auch sei, die Seele überwältigt, und in dem Moment des höchsten Affects treten die charakteristischen Züge der einzelnen Gefühle zwar nicht ganz, aber doch so sehr zurück, dass Affecte aus den verschiedensten Ursachen sich sehr ähnlich sehen; erst nach diesem Moment treten sie wieder hervor und geben dann sehr verschiedene Gemüthsstimmungen. Ich glaube, dass die Untersuchung dadurch gewonnen haben würde, wenn der Verfasser zuerst von den Effecten der ruhigen qualitativ verschiedenen Stimmungen, dann von den Wirkungen plötzlicher Veränderungen derselben gesprochen hätte. So wie er es gethan hat, begegnet es ihm, bei den einzelnen Gefühlen fast immer dieselben Affectformen von neuem zu schildern, denn sie müssen natürlich immer wiederkehren, da sie nicht von der Na-

tur des Gefühls, sondern von der Form seines Eintritts abhängen.

Diese Betrachtungen drängen sich mir besonders auf bei der Durchsicht der Eintheilung der Affecte, welche der Verfasser auf S. 204 ff. gibt. Er stellt zuerst eine Eintheilung nach dem zu Grunde liegenden Gefühl der Befriedigung oder Nichtbefriedigung auf, und bildet hier drei Classen. Zuerst Affecte, welche sich »über das Niveau einer befriedigten Gemüthsstimmung erheben.« Hierbei kann ich mir nichts anders denken, als lebhafte Lustgefühle, welche theils in der Form von Stimmungen, theils in der von Affecten auftreten. Die zweite Classe enthält »Affecte, welche unter das Niveau befriedigter Gemüthsstimmung sinken.« Hier ist dieser dunkle hydraulische Ausdruck noch unpassender als vorhin, denn er verführt dazu, an Abspannung zu denken, während das Classificirte doch nur Unlustgefühle in allen möglichen Formen der Spannung und Abspannung enthält, theils Stimmungen, theils Affecte, z. B. Langeweile, Kummer, Verlegenheit, Schreck, Entsetzen. Die dritte Classe nennt er »zusammengesetzte Affecte, die aus gemischten, sich gegenseitig steigernden oder schwächenden Gemüthszuständen bestehen, gewöhnlich von längerer Dauer sind und leicht in Leidenschaften übergehen.« In der That sind das nun gar keine Affecte, sondern eben, wie der Verfasser selbst sagt, Gemüthszustände, zum Theil Gesinnungen, die freilich längere Zeit dauern, oft ganz latent sind, bei einzelnen Veranlassungen Stimmungen, bei andern lebhaftere Gefühle, bei noch andern Affecte hervorrufen. Es war nicht gut gethan, diese permanenten Gemüthszustände, wie Freundschaft, Neid, Schwärmerei, Eifersucht, in dieser Classification mit ihren durch äussere Veranlassungen erregbaren Paroxysmen, Ingrimm, Zorn und Wuth zusammenzuordnen.

Die zweite Eintheilung der Affecte nach ihrer Wirkung auf das Streben gibt sthenische und asthenische, zu welchen letzteren die ganze zweite Classe der ersten Eintheilung gehören soll. Ich möchte indessen den Versuch nicht machen, ob jede Verzweiflung zu den asthenischen Affecten gehört. Die dritte endlich theilt die Affecte nach der Ueberfüllung oder Entleerung des Gemüths mit Vorstellungen, einem Einthei-

lungsprincip, dessen Giltigkeit ich ganz in Abrede stellen möchte. Wenn man überhaupt von dieser Ueberfüllung und Entleerung sprechen will, so scheint es mir doch, als wenn beide nur successive Stadien des Affectes wären; keineswegs können sie an qualitativ verschiedene Arten der Affecte vertheilt werden. Jeder Affect hat einen Moment, wo keine deutliche Vorstellung vor dem Bewusstsein auftaucht, jeder einen nachfolgenden, wo Vorstellungen sich in Menge zudrängen, noch undeutlich zuerst, bis allmählich einige an Deutlichkeit und Beständigkeit gewinnen. Auch sind diese Entleerung und Ueberfüllung nicht entgegengesetzte Processe; denn die Entleerung ist offenbar nicht die einfache Abwesenheit von Vorstellungen, sondern die Gegenwart so unendlich vieler, dass keiner so viel Aufmerksamkeit zu Theil werden kann, um sie für das Bewusstsein zu fixiren, ganz eben so wie viele farbige Strahlen in ein farbloses Weiss zusammengehen. Die Ueberfüllung, die dieser sogenannten Entleerung entgegengesetzt wird, ist im Gegentheil eine verhältnissmässige Entleerung, durch welche der Inhalt einzelner Vorstellungen Platz gewinnt, sich wieder auszubreiten. Wie wenig es nun thunlich ist, diesen beiden Formen des Affectes als zwei Gliedern eines Gegensatzes die einzelnen Affecte unterzuordnen, zeigt des Verfassers Versuch, nach welchem die erfinderischen Stimmungen des Grams, der Reue, des Aergers als Zustände der Entleerung des Gemüths von Vorstellungen den Stimmungen der Freude gegenüberstehen sollen.

Dieselbe nicht hinlänglich scharfe Unterscheidung zwischen Stimmung und Affect müssen wir auch im Anfang des vierten Kapitels als Grund einiger Unklarheit anklagen. Der Verfasser streitet hier gegen Joh. Müller's und Henle's Behauptung, dass die verschiedenen Gemüthszustände nicht auf verschiedene Organe vorzugsweis wirken sollen. Ich gebe in dem, was der Verfasser behauptet, ihm unbedenklich Recht, finde jedoch zweierlei hinzuzufügen. Joh. Müller nämlich streitet eigentlich nur gegen die populäre Annahme, dass einzelne Gefühle hauptsächlich auf einzelne Organe des Leibes wirken sollen, und diese Annahme scheint mir allerdings grosser Einschränkungen zu bedürfen; er lässt jedoch das Andere unbestimmt, ob nicht die verschiedene qualitative Natur der

Erregung auch verschiedene qualitative Rückwirkungen auf das Nervensystem im Allgemeinen habe. In diesem letzteren würde er wohl mit dem Verfasser übereinstimmen. Aber der Verfasser unterscheidet zweitens selbst nicht genau genug zwischen dem körperlichen Effect chronischer Stimmungen und dem der acuten Affecte. Die Folgen der letzteren scheinen mir allerdings, welches auch das zu Grunde liegende Gefühl sein mag, sich überhaupt nur als nervöse Erschütterung über den Körper fortzupflanzen, gerade so, wie auch das Fieber, als Reflex eines localen Leidens sich bei den allerverschiedenartigsten Ursachen zwar nicht gleich, aber doch in sehr ähnlicher Weise ausbildet. In der That schildert der Verfasser später zwar verschiedene körperliche Effecte der Stimmungen, wo diese aber sich zum Affect steigern, gibt er z. B. zu, dass die höchste überraschende Freude ganz gleich wirke, wie der Schreck.

Gleichwohl möchten wir auch hier dem Verfasser noch ein Zugeständniss, seinen Widersachern gegenüber, machen. Die Reihe von Symptomen, auf welche das Affect erzeugende Gefühl gar keinen qualitativ bestimmenden Einfluss mehr hat, ist gewiss sehr eng begrenzt, und hauptsächlich in den Körpertheilen zu suchen, deren Function keine sehr differente Mannigfaltigkeit des Ausdrucks gestattet. Die Gesichtsmuskeln bilden z. B. ein System von so grosser Feinheit, dass eine Gemüthserschütterung sich in ihnen nicht bloss durch eine typische Veränderung ausdrückt, vielmehr wird man auch die höchsten Momente eines freudigen Affects von denen eines schmerzlichen noch unterscheiden können, und diese Unterscheidung wird nur dadurch schwierig, dass aus andern Ursachen die Gefühle selbst, deren Ausdruck hier entstehen soll, oft so geheimnissvoll in einander übergehen. Dagegen sind die übrigen Muskeln des Körpers nicht zu derselben Mannigfaltigkeit des Ausdrucks geeignet, Zittern und Beben der Glieder ist das einzige Symptom, worin sich der höchste Moment eines Affectes ausspricht. Einigermassen günstiger verhalten sich die innern Organe, Verdauungskanal und Respirationsorgane, und gewiss hat der Verfasser darin ganz Recht, dass der höchste Aerger und die höchste freudige Ueberraschung sicher nicht dieselben Phänomene in beiden hervorbringen.

In sechs Unterabtheilungen charakterisirt nun der Verfasser die einzelnen Stimmungen und Affecte, zuerst das Mitgefühl, dann die freudigen Gemüthsbewegungen, dann die der Verwunderung und Verlegenheit, die der Trauer, hierauf Besorgniss, Furcht und Angst, endlich Verdruss, Aerger und Zorn. Nachdem wir alle unsere Bedenken, soweit sie Principien betrafen, ausgesprochen haben, unterlassen wir einzelne Ausstellungen, welche sich gegen die Anordnung und Abgrenzung dieser Gegenstände machen liessen, und schliessen lieber, da es unmöglich ist, von dem Detail dieser Betrachtungen eine kurze Uebersicht zu geben, mit der Anerkennung, in diesem Theile des Buches nicht nur der herkömmlichen Aufzählung bekannter Dinge, sondern auch einer grossen Menge feiner eigener Beobachtungen begegnet zu sein, für welche Physiognomik und Physiologie dem Verfasser zu danken haben. Das Neue in diesem Gebiete von Thatsachen ist seiner Natur nach so minutiös, dass auch eine grosse Reihe von guten Bemerkungen sich anstatt namentlicher Anführung mit dieser allgemeinen Anerkennung begnügen muss. Was aber den Versuch betrifft, eine Pathogenese der körperlichen Rückwirkungen der Gefühle aufzustellen, so nehmen wir zwar mit Dank auf, was der Verfasser und Andere vor ihm hierin geleistet haben, halten jedoch diesen Gegenstand noch für zu dunkel, um über das Gelingen eines solchen Versuches uns ein kurzes Urtheil zu erlauben.

XXXV.

RECENSION VON THEODOR WAITZ, LEHRBUCH DER PSYCHOLOGIE ALS NATURWISSENSCHAFT.

(Braunschweig 1849.)

[1850. Siehe Gött. gel. Anzeigen 1850, Stück 152—156, S. 1513—1559. — Von demselben Werk war bereits, wie in einer (im Vorwort abgedruckten) Redactionsnote bemerkt wird, in demselben Jahrgang Stück 140—144 eine Besprechung erschienen (von Ch. A. B., höchstwahrscheinlich Christian August Brandis).]

Zwei Parteien glaubt der Verfasser des vorliegenden Werkes auf dem Gebiete der Psychologie einander schroff gegenüber zu sehen (S. v); die eine derselben betrachte alle psychischen Vorgänge nur als Erscheinungsformen leiblicher Functionen, die andere umgekehrt alles Körperliche und namentlich den organisirten Leib nur als eine besondere Erscheinungsform des werdenden Geistes. Für beide Parteien, da eine Versöhnung unmöglich sei, eine vermittelnde Ansicht aufzustellen, die sich in ihren Grundzügen an Herbart lehne, ist die Aufgabe, die der Verfasser sich selbst stellt. Gleichwohl meint er, dass jener Gegensatz, wie scharf er auch auf den ersten Anblick scheine, doch ein bloss äusserlicher und oberflächlicher sei. Denn es sei im Grunde eine blosse Differenz des Ausdrucks, ob man sage, die Seele sei die im organischen Leibe gegenwärtige belebende Idee, das allen seinen Theilen immanente allgemeine Princip, der das leibliche Leben in sich fassende und zur Einheit zusammenschliessende Begriff, oder ob man sage, die organischen Functionen in ihrer Totalität seien die einzigen wahren Träger alles dessen, was innerhalb des lebendigen Leibes sich begibt, der psychischen Vorgänge ebenso wie der physiologischen; die Consequenz beider Ansichten sei die, dass es eine Seele als besonderes Wesen im Organismus nicht gibt, und dies sei das Charakteristische des Materialismus.

Man kann nicht sagen, dass diese Bemerkungen für ihren Zweck, über den Sinn der Aufgabe des Verfassers zu orien-

tiren, zweckmässig ausgefallen sind. Denn dadurch, dass der schroffe Gegensatz, dessen Glieder keine Versöhnung zuliessen, plötzlich zu einer blossen Formverschiedenheit des Ausdrucks gemildert wird, ergibt sich die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer besondern vermittelnden Ansicht gewiss nicht. Aber wir müssen auch die Richtigkeit dieser so verschiedene Auffassungsarten nivellirenden Darstellung durchaus bezweifeln. Eine Ansicht, welche das materielle Leben nur als Erscheinung des geistigen fasst, Materialismus zu nennen, ist wenigstens eine ungeschickte Paradoxie, die einen vielleicht richtigen Gedanken schief ausdrückt. Denn auch dies, dass es eine Seele als besonderes Wesen im Organismus nicht gebe, können wir nicht als eine nothwendige Consequenz einer spiritualistischen Auffassung zugeben, welche die materielle Welt, sowie die endlichen Geister nur als die Erscheinung eines einigen Weltgrundes betrachtet. Zwei Momente, wenn sie auch auf dieselbe Wurzel zurückführen, können gegen einander alle die Selbstständigkeit und Verschiedenheit besitzen, die wir der Seele im Gegensatz zu dem organisirten Körper zuschreiben müssen. Dagegen ist nicht abzusehn, wie eine wahrhaft materialistische Ansicht, die immer gezwungen sein wird, aus dem Zusammenwirken ursprünglich geschiedener Theile das Seelenleben zu erklären, diese Seele, die nur die Resultante vieler Kräfte sein würde, zu einem selbstständigen Wesen im Organismus ausbilden könnte.

Der Verfasser lässt jedoch in der Vorrede diese Bemerkung so schnell fallen, dass auch wir nicht weiter darauf eingehen können, sondern in der Einleitung weitere Aufklärung über seine Absichten suchen müssen. Die principielle Inconsequenz des modernen Idealismus verspricht uns das Inhaltsverzeichniss zuerst zu enthüllen. Der Satz, aus welchem aller Idealismus hervorgeht, sagt der Verfasser S. 2, ist dieser: Was ausserhalb und jenseits jedes möglichen Bewusstseins liegt, ist nicht einmal ein möglicher Gegenstand des Denkens, sondern ein reines Nichts. Wir lassen hier dahingestellt, ob dieser Satz derjenige sein soll, aus dem historisch der Idealismus hervorgegangen ist, oder der, der nach des Verfassers Meinung die vielleicht historisch oft unklar gebliebene und verschwiegene Voraussetzung desselben bildet; weder für das eine noch

für das andere können wir ihn aber anerkennen. Von dem, was ausserhalb und jenseits jedes möglichen Bewusstseins liegt, können wir, auch ohne den Sinn dieser Worte zu verstehen, so viel gewiss nach dem Satz der Identität behaupten, dass es ausserhalb und jenseit jedes möglichen Bewusstseins liegt, also dass es kein möglicher, oder wenigstens kein wirklicher Gegenstand des Denkens ist; dass es dagegen ein reines Nichts sei, werden wir uns hüten müssen, hinzuzufügen. Denn dass Etwas sei, und doch gleichwohl nicht Gegenstand des Denkens sei, ist kein einfach logischer Widerspruch; erst eine weiter forschende Metaphysik müsste nachweisen, dass der Gedanke eines Realen, das nie Gegenstand eines Denkens würde, keine objective Giltigkeit besitze, oder eine ausgebildetere Erkenntnisstheorie, als sie in diesen Worten des Verfassers liegt, müsste darthun können, dass auch dies schon ein Fehler sei, durch die immanenten Forderungen des Erkennens sich zu dem Denken eines Realen, das dem Erkennen unzugänglich bleibe, und zu dem Glauben an die Richtigkeit dieses Gedankens verführen zu lassen. Wir müssen deshalb das »nicht einmal« des Verfassers seltsam finden; denn gerade dies, was durch diese Worte als das Unerwartetere bezeichnet wird, dass das ausserhalb jedes möglichen Bewusstseins Liegende kein Gegenstand des Denkens sei, ist uns durch den Satz der Identität verbürgt; das Andere, was noch hinzugefügt wird, dass es ein reines Nichts sei, ist ein völlig willkürlicher Gedanke.

Auf dieser »sehr einfachen Reflexion, die man nur in aller Schärfe festzuhalten hat, um die Consequenzen zu ziehn,« beruht nun nach dem Verfasser der Idealismus; denen aber, die bei demselben stehen bleiben, fehle es nur an einer andern ebenso einfachen Betrachtung; man müsse nämlich dem vorigen Satze den andern gegenüberstellen: nur was ein möglicher Gegenstand des Denkens ist, kann existiren und es kann nur existiren gerade durch und für das Denken. Von diesem Satze können wir nur dasselbe sagen, wie von dem vorigen; so weit er evident ist, bedeutet er: nur Denkbares ist denkbar; warum der Verfasser den weitläufigeren und etwas geschraubten Ausdruck vorgezogen hat, wissen wir nicht, denn Alles, was noch mehr in ihm liegen sollte, dass nämlich Denkbares auch n u r

denkbar, nicht existirbar sei, müssen wir als willkürlich zurückweisen.

Fassen wir nun, fährt der Verfasser fort, den ersten Satz scharf ins Auge, so folgt aus ihm allerdings unmittelbar der zweite, welchen schon Fichte ganz richtig ableitete, dass von Dingen an sich, als von Undenkbarem, gar keine Rede sein kann. Allerdings müssen wir hier dem Verfasser zugestehen, dass Fichte im Anfang seiner Speculation Kant's Begriff der Dinge an sich auch aus diesem formalen methodologischen Grunde als unbrauchbar zurückwies, weil er ebensowohl wie alle andern Vorstellungen nur ein immanentes Product unserer Thätigkeit sei. Hätte Fichte jedoch nur aus diesem Grunde sich beharrlich zu seinem Idealismus treiben lassen, der jeden transscendentalen Grund unserer Vorstellungswelt ausser uns verschmäht, so würden wir dies nicht mit dem Verfasser sehr richtig finden können. Es ist klar, dass, mögen nun Dinge an sich ausser uns vorhanden sein oder nicht, unsere Erkenntniss von ihnen im ersten, unsere freie Vorstellungswelt im zweiten Falle ganz in gleicher Weise ein immanentes Product unserer Thätigkeit bleiben müsse, und dass deshalb die Thatsache, dass ein Begriff unser subjectives Erzeugniss sei, gar kein Vorurtheil über Existenz oder Nichtexistenz des durch ihn Bezeichneten enthalte. Allein bei Fichte wirkten andere Gründe mit, welche ihm nicht sowohl das Ansichsein der Dinge, als vielmehr die Dingheit des Ansich als einen unanwendbaren Gedanken erscheinen liessen, und deshalb kam er, so wie der ganze neuere Idealismus allerdings in gewisser Weise dahin, dass »das wahrhaft Wirkliche ein System von Gedanken sei.«

Zwar ist auch diese Bezeichnung des Resultates der Fichte'schen Speculation ebenso ungenau, wie das Meiste, was der Verfasser hier über fremde Standpunkte sagt, aber wir wollen hierauf kein Gewicht legen, sondern zugeben, dass diese Ansicht Fichte's das Gegentheil von dem sei, was nach dem Verfasser eigentlich aus dem obigen Grundsatze hätte geschlossen werden sollen. Der richtige Schluss nämlich sei dieser, dass die Erkenntniss nur Gedanken zu ihren möglichen Gegenständen haben könne, dass vom Objectiven als solchen, vom Sein als Sein gar nicht gesprochen werden könne, son-

dern nur von den Begriffen, durch die wir es auffassen, dass objective Erkenntniss im strengen Sinne als eine Erkenntniss von Wirklichkeiten gar kein möglicher Gedanke sei. »Der Idealismus war, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, nicht idealistisch genug, er war nicht consequent; denn er leugnete in seinem Grundsatze die Möglichkeit, wirkliche Dinge zu erkennen, ja von ihnen nur zu reden, und in seinen Folgerungen behauptete er doch, vom Wirklichen erkannt zu haben, dass seine Wahrheit im Begriffe oder in dem Systeme der Begriffe zu finden sei.« Auf das einzugehn, was dieser Satz Beherzigenswerthes sowohl als weiterer Prüfung Bedürftiges enthält, muss ich mir versagen; ein Schriftsteller, der auf drei Seiten die ganze lebendige und an verworrenen Regungen eben so wie an tiefen Blicken reiche Entwicklung unserer neueren Philosophie auf so einfache Formeln zurückzuführen versteht, muss natürlich dem Recensenten auf seinem noch beschränkteren Raume die Nachahmung unmöglich machen. Hören wir nun auf S. 4 das allein wahre und bleibende Resultat des Idealismus, das zugleich auch das einzige Resultat dieser Polemik ist, so aussprechen, dass die wirkliche Welt, die wir als reale vor uns zu haben glauben, immer nur unsere Gedankenwelt sei, und dass unsere Erkenntniss nichts thun könne, als die ihr gegebene Gedankenwelt ordnen und discipliniren, — so fragen wir billig, warum wir zu diesem verständlichen Gedanken durch eine Reihe von Bemerkungen eingeführt werden mussten, unerquicklich schon als Polemik überhaupt, noch unerquicklicher durch ihre Ungenauigkeit und durch den Ton der Selbstüberhebung, den wir zu unserm Bedauern den Verfasser in demselben Augenblick annehmen sehen, wo wir in diesem sonst so tüchtigen Werke einen Fortschritt seiner philosophischen Thätigkeit zu begrüssen dachten. Wer so zeitig, wie der Verfasser und mit so unvollkommner Kenntniss entgegenstehender Ansichten sich bis zu dem Masse abschliesst, dass er in kurzer Frist von der eignen Ueberzeugung bis zu der Gewohnheit des Hohnes gegen andere Ansichten fortschreitet, dem gehen nothwendig Gedankenkreise zu Grunde, die durch wohlwollenderes Eingehen auf selbst unvollkommne Versuche Andersgesinnter in ihm lebendig erhalten worden wären und dem Uebergewicht einseitiger Richtungen entgegen-

gearbeitet hätten. Folgen wir daher den Schlussworten dieses Abschnitts: »suchen wir einen andern Weg«; der bisherige war so öde, dass wir in Versuchung gewesen wären, selbst einen andern Führer vorzuziehen.

Wir können, so erläutert der Verfasser nun den Gang seiner Untersuchungen, am Anfange unsers Philosophirens nur von der vollkommen vertrauensvollen Voraussetzung von der Richtigkeit der gemeinen durch die Naturwissenschaft ausgebildeten Naturansicht ausgehn; aber die Nothwendigkeit unsers Denkens, dessen logische Gesetze wir als absolute Gebote anzuerkennen haben, wird uns nöthigen, eine Fortbildung und Verbesserung dieser Ansicht zu versuchen. Nun ist es aber wesentlich festzuhalten, dass jene Naturauffassung durch den Menschen geschieht. Der einzig mögliche Anfangspunkt für die Fortbildung der gemeinen Weltansicht ist daher die Betrachtung des Menschen selbst, insofern er eben das Medium ist, durch welches die Auffassung geschieht, d. h. sofern er empfindendes, vorstellendes, denkendes Wesen ist. So ergibt sich Nothwendigkeit und Aufgabe der Psychologie als philosophischer Grundwissenschaft. Den Gedanken, der Psychologie diese Stellung anzuweisen, hat der Verfasser in seiner frühern Schrift, Grundlegung der Psychologie, weiter ausgeführt; er bemerkt, auf diese Schrift zurückverweisend, dass er vorgezogen habe, in dem gegenwärtigen Werke diesen Gedanken ohne alles Nebenwerk mit der Evidenz auftreten zu lassen, die er in seiner natürlichen Einfachheit für sich selbst besitzt. Ich bin zwar noch durchaus der Meinung, zu der ich mich bei der Anzeige jener früheren Schrift des Verfassers (oben No. XXI) bekannte, dass nämlich diese Grundlegung der Metaphysik durch Psychologie keine glückliche Abweichung des Verfassers von Herbart's Ansichten ist, denen er im Uebrigen folgt; allein es würde unzweckmässig sein, hierüber im Allgemeinen zu streiten, da nun einmal das ausgearbeitete Werk, das uns vorliegt, auf dieser Voraussetzung beruht.

Aber indem wir gern zugeben, dass in nicht unbedeutender Ausdehnung eine psychologische Kritik unserer Beurtheilungsgründe der Welt ihrer Anwendung mit Nutzen vorangehen darf, können wir andrerseits die üblen Consequenzen dieser systematisch gewiss falschen Stellung der Psychologie nicht verschweigen.

Aus der Physiologie und der inneren Erfahrung hat die Psychologie ihr Material zu entnehmen, das sie nach der allgemeinen Vorannahme einer in dem Seelenleben herrschenden Gesetzlichkeit zu bearbeiten hat. Wie wenig die innere Erfahrung für sich allein zu dem Ausbau dieser Wissenschaft leiste und wie geringen Werth das zu haben pflegt, was man empirische Psychologie nennt, setzt der Verfasser kurz und einsichtsvoll auseinander, nicht minder richtig ist, was er über die Unmöglichkeit sagt, durch Analyse der innern Erscheinungen zum Ziele zu kommen; ein synthetischer Weg sei vielmehr nothwendig. An diesem Punkte nun würden Andere erwarten, dass der psychologischen Beobachtung eben die Metaphysik entgegen kommen müsse, um das Princip darzubieten, nach dem die Synthesis der Beobachtung vorzunehmen sei. Nach des Verfassers Meinung tritt dafür eine Hypothese ein. Ohne Zweifel wird nun auch eine glückliche Hypothese hier gar manches Vortreffliche leisten können; auch leugnen wir nicht, dass ein grösseres Ganze philosophischer Ansichten ohne Hypothese nicht zu Stande komme, wie denn der Verfasser bei Kant, Fichte, Herbart deren nachweist. Schelling's und Hegel's ganze Systeme bestehen nach ihm aus Hypothesen, die sich als solche namentlich durch die Behauptung ankündigen, dass das ganze System ein Kreis sei, dessen Anfang erst durch das Ende als wahr vollständig eingesehen werden könne. »Denn dies heisst im Grunde nichts Anderes als: der ganze Bau steht zwar in der Luft und die einzelnen Steine dürfen nicht herausgenommen werden; für sich hält kein Theil die Prüfung aus, aber das Ganze wird doch einen befriedigenden und erhebenden Eindruck machen, so lange man die Gefälligkeit haben wird, es als Ganzes zu betrachten, das Kartenhaus.« In der That ist der Hohn dieser letzten Worte etwas verhängnissvoll in dem Augenblicke, wo Herr Waitz sich eben anschickt, dem Beispiele Hegel's genau in derselben Weise zu folgen. Denn hat er ihn nicht eben angeführt, um dasselbe Recht der Hypothese für sich in Anspruch zu nehmen, das er bei ihm ausgeübt fand? Und hat er nicht auf der Seite vorher (29) als einen »Lehnsatz aus der Erkenntnisstheorie« die Behauptung eingeschaltet, dass nur die systematische Zusammenstimmung eines streng logisch

entwickelten Gedankenganges für seine Wahrheit bürgen könne, so dass zwar vielleicht Hegel's Geschicklichkeit in streng logischem Entwickeln in Zweifel gezogen, aber gewiss nicht die vom Verfasser ihm vorgeworfene kreisförmige Abgeschlossenheit des Systems angefochten werden durfte. Soll dies nun geschmackloser Weise das Princip des Kartenhausbaues heissen, wohlan, so befindet sich der Verfasser gewiss auch unter denen, die ihm huldigen; und dies um so mehr, da er nicht nur eine Hypothese an den Anfang stellen will, sondern auch die Forderung des Beweises, dass diese Hypothese die einzige sei, die sich mit den Thatsachen vertrage, von sich abweist, so dass das ganze Resultat seiner Bemühungen der Nachweis der Möglichkeit ist, dass die Erscheinungen des Seelenlebens nach der von ihm aufzustellenden Weise zu Stande kommen, keineswegs aber der Nachweis, dass es sich wirklich so verhalte. Obgleich wir nun rühmen müssen, dass der Verfasser ehrlich genug ist, diese Beschränktheit seines Zieles von vorn herein zuzugestehen, so müssen wir doch fragen, ob ein solches Hypothesensystem nicht sehr wird auf jene Gefälligkeit rechnen müssen, auf welche er Hegel bauen lässt?

Die Analogie der Naturwissenschaften hat ohne Zweifel ihm bei diesem Entwurfe seines Weges vorgeschwebt. Sie führen allerdings unter alleiniger Voraussetzung der logischen Gesetze die Erscheinungen auf Grundbegriffe und Grundsätze zurück von nur hypothetischem Ursprunge. Von diesen lässt sich durch Coincidenz ihrer Consequenzen mit den Thatsachen der Erfahrung zwar eine ausgedehnte Brauchbarkeit, aber keine zweifellose Gewissheit behaupten. Dass die Naturwissenschaften nicht durch den Nachweis, dass ihre Hypothesen die einzig tauglichen seien, sich diese Gewissheit geben, wodurch sie noch immer nicht zu eigentlich speculativer Wissenschaft würden, hat seinen Grund nicht nur in der Schwierigkeit der Sache, sondern auch darin, dass dieser Nachweis nicht gleich dringend nothwendig ist, wie in der Psychologie. Das Ziel unserer Naturwissenschaften ist vorherrschend noch immer die Berechnung eines unter bestimmten Bedingungen zu erwartenden Erfolgs; dass eine solche, wo scharfe Beobachtung und Messung möglich ist, in ziemlich weiter Ausdehnung auch ohne die Kenntniss der wahren bewirkenden Kräfte geleistet

werden kann, ist bekannt; dass diese Möglichkeit ihre Grenzen hat, und dass diese hypothetische Natur vieler oberster Erklärungsprincipien durchaus keine Annehmlichkeit in dem jetzigen Zustande der Physik bildet, ist nicht minder gewiss. Auf psychologischem Gebiete ist nun eine Schärfe der Beobachtung und Messung, die da erlaubte, aus den Resultaten der Untersuchung auf die ausschliessliche Richtigkeit einer einzigen bestimmten Hypothese zurückzuschliessen, wohl nie zu erwarten, um so mehr ist es nothwendig, dass diese Hypothese an einer bestimmten metaphysischen Ansicht einen Rückhalt hat, selbst wenn von dem metaphysischen Standpunkte aus der Weg zu der Erklärung des Einzelnen noch weiter und schwerer sein sollte, als der von einer beliebigen Hypothese aus. Denn man darf nicht vergessen, dass psychologische Untersuchungen ja überhaupt nicht auf die Berechnung einzelner Fälle, sondern auf die Entdeckung psychologischer Gesetze ausgehen. Thäten sie das Erste, so würde jede Hypothese, die auf geradem oder krummem Wege einen bestimmten Erfolg, übereinstimmend mit der Erfahrung zu construiren vermöchte, gut, d. h. praktisch sein; welchen Werth aber hätten psychologische Gesetze, die weder a priori als richtig, oder vielleicht unanwendbar, noch a posteriori durch eine ganz scharfe und vollständige Coincidenz mit genau beobachteten Thatsachen sich als praktisch erwiesen? Soll aber nur nachgewiesen werden, dass im Ganzen genommen die Ereignisse des Seelenlebens mit ihren allgemeinsten Umrissen sich mit Leichtigkeit einer Hypothese anpassen, so würde das jedenfalls noch lange nicht Naturwissenschaft sein, als welche der Verfasser auf dem Titel seine Psychologie bezeichnet.

Ich kann diese Bezeichnung überhaupt, wenn sie wirklich mehr als Luxus ist, nicht für eine Empfehlung dieser Untersuchungen ansehen. Die Verhältnisse der Seele zum Körper können natürlich nicht ohne Anwendung naturwissenschaftlicher Begriffe untersucht werden; aber auch sie können durch diese allein nicht festgestellt werden; denn sie hängen zugleich von dem immateriellen Wesen der Seele ab, über welches, da es bis jetzt keine andere Naturwissenschaft gibt, als eine von der materiellen Welt, eine Aufklärung auch nicht aus naturwissenschaftlichen Principien fliessen kann. Aller-

dings schliesst nun die gemeine Naturansicht, d. h. (S. 8) die von den Naturwissenschaften ausgebildete, einen guten Theil allgemeiner Metaphysik ein, und diese, obwohl nur zum Zwecke der Erklärung des Materiellen vorausgesetzt, würde hinreichen, um auch eine Ansicht über das Immaterielle auszubilden. Davon kann aber nur Gebrauch machen, wer mit dem Verfasser von einem vollkommenen Vertrauen in die Richtigkeit dieser Naturansicht ausgehen will (S. 8), das doch zugleich mit dem Bewusstsein verbunden ist, dass diese Ansicht an vielen Mängeln leide, und dass sie, was leicht nachweisbar sei, so wie sie ist, sich selbst nicht genügen könne (S. 11). Ich bekenne aufrichtig, dass ich diese Methodologie nicht verstehe. Ich kann nur begreifen, dass wir bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung allerdings von der Auffassung des Gegenstands ausgehn müssen, die in dem Augenblicke, wo die Untersuchung beginnt, uns natürlich ist, und obgleich sie in einzelnen Dunkelheiten, Lücken oder Widersprüchen Fermente zum Fortschritt besitzen mag, doch noch nicht sich im Ganzen als eine in sich ungenügende und mangelhafte ausweist. Ist sie dafür einmal anerkannt, wozu dann noch länger von ihr ausgehn und ihre Mängel in die Bearbeitung eines andern Gebietes mit überschleppen? Wir können jedoch diese Bedenken im Allgemeinen dahin gestellt sein lassen, und sehen, ob überhaupt diese Vorliebe für naturwissenschaftliche Auffassungsweise auf Gestaltung und Gang des Werkes wirklich einen bedeutenden Einfluss gehabt hat.

Der erste Abschnitt, S. 34—160, vom Wesen der Seele, ihren ursprünglichen Thätigkeiten und den allgemeinen Gesetzen des Vorstellungslaufes, besonders des sinnlichen, führt uns in seinen ersten Paragraphen die zu Grunde gelegte Hypothese vor. Es ist die, dass die Seele ein unräumliches Wesen sei, das als Einheit das Subject der verschiedenen psychischen Vorgänge bilde. Indem der Verfasser diese Hypothese bildet, verlässt er glücklicher Weise den naturwissenschaftlichen Standpunkt wieder, von dem er ausgehn wollte; denn wenn er auf S. 50 von ihr sagt, dass sie der strengen Empirie der Naturwissenschaften nicht widerspreche, so heisst es doch offenbar nicht, von einem naturwissenschaftlichen Standpunkt ausgehn, wenn man eine Annahme macht, die den Gesetzen

desselben zwar nicht widerspricht, wohl aber alle Analogien desselben gänzlich abschneidet, und keinem der Begriffe von Materie, Atomen, Kräften, Bewegungen u. dgl., durch welche allein die Naturwissenschaften ihre Erklärungen bestreiten, in der eigentlichen Hauptsache die mindeste Anwendung mehr verstattet. Gegen alle materialistischen Erklärungsversuche nämlich streitet der Verfasser ernstlich und trennt die naturwissenschaftlich zu betrachtende Thätigkeit der Nerven entschieden von dem eigentlich psychischen Geschehen ab.

Diese Darstellung, die vielleicht vollständiger und energischer die principiellen Schwächen des Materialismus aufdecken könnte, enthält mancherlei feine und richtige Bemerkungen; um so mehr ist zu beklagen, dass ihre Wirkung durch einen Satz aufgehoben wird, den der Verfasser S. 54 beifügt. Er selbst erklärt hier seine Schlüsse nicht für einen bündigen wissenschaftlichen Beweis. »Was der Natur möglich oder unmöglich sei auf einem Gebiete, zu dem sich empirische Forschung nie erheben kann, das zu entscheiden, reicht ein Raisonnement aus Begriffen nicht hin. Ein Widerspruch liegt darin nicht, dass durch das Zusammenwirken vieler Kräfte in unserm Innern der Schein der Einheit in den psychischen Vorgängen nach einem subjectiv nothwendigen Gesetze *für uns* entstehe.« Könnte dieser Satz irgend vertheidigt werden, so würden wir nicht mehr begreifen, welches vernünftige Interesse man noch an einer sogenannten wissenschaftlichen Psychologie nehmen könnte; sie könnte in der That nur noch ein Kartenhaus sein. Aber ich begreife auch nicht, wie der Verfasser, der doch die von mir unterstrichenen Worte *für uns* in seinem Satze hat, diesen ernstlich aufstellen konnte. Aus einem Zusammenwirken von Kräften kann bald ein einfaches, bald ein zusammengesetztes Resultat hervorgehn; soll aber dieses Resultat irgend einen Schein, sei es den der Einheit oder den der Vielheit geben, so muss ein Subject da sein, *für* welches der Schein erscheint, und dieses Subject muss unwidersprechlich eine Einheit sein. Bestände das Subject aus mehreren Theilen, so würde die Erscheinung für jeden Theil besonders existiren; wie aber für irgend ein Aggregat mehrerer Subjecte ein Schein entstehen könnte, der nicht für jedes einzelne schon vollständig vorhanden wäre, ist mir wenigstens

vollkommen unbegreiflich. Die besonnene Forschung würde nicht, wie der Verfasser meint, zu weit gehen, wenn sie dies der Natur für unmöglich erklären wollte; sie wird vielmehr unbesonnen handeln, wenn sie die Möglichkeit dieser durchaus widersinnigen Vorstellungsweise auch nur einen Augenblick lang zugeben wollte. Weit entfernt deshalb, dem Verfasser seine Grundhypothese nicht zuzugestehen, müssen wir vielmehr deren hypothetische Natur bestreiten und sie für eine metaphysische Nothwendigkeit halten. Wir können nicht leugnen, dass uns diese Neigung des Verfassers, Vieles wieder in Zweifel zu stellen, was sein eignes Vorbild Herbart mit der grössten Entschiedenheit festhielt, wenig zum Vortheil seiner philosophischen Ansichten einnimmt; sollen die charakteristischen, vielleicht allzuscharfen Spitzen einer speculativen Auffassung abgeschliffen werden, so muss dies Bemühen wenigstens darin enden, Widersprüche hinwegzuräumen, aber es wird undankbar, wenn die neue Gestaltung das Scharfe nur vermeidet, um in Ungewissheit und Widerspruch zu führen.

Die nächsten Paragraphen desselben Abschnitts machen Anstalt, die Entstehung des ausgebildeten Seelenlebens aus der Wechselwirkung der Seele mit den körperlichen Organen zu erklären. Leider hält der Verfasser hier einen Gang ein, den ich bereits in meiner Anzeige seiner frühern Schrift als unvortheilhaft bezeichnen musste; er beginnt von den dunkeln Zuständen, die in der Seele des Kindes am Anfange aller psychischen Bildung Statt finden. Aus diesem Dunkel, das keiner Erfahrung zugänglich ist, wird nie Klarheit hervorgehn. Annahmen der Art, dass die Kinder die Farben und Töne zuerst nicht als Farben und Töne, sondern nur als Modificationen von Lust und Unlust wahrnehmen, gehören zu den Entdeckungen, um die wir den Verfasser nicht beneiden; die folgende Darstellung der Art aber, wie aus dem confusen Gemeingefühle, das nach ihm des Kindes Seele allein erfüllt, die qualitativ verschiedenen Empfindungen sich scheiden, kann auch nur als eine Phantasie über dieses Thema gelten. Sie ist übrigens hier nicht an ihrem Orte, denn um sie durchzuführen, ist der Verfasser genöthigt, eine Menge Ansichten über den Verlauf der Seelenthätigkeiten vorauszusetzen, denen eine erst später mögliche Begründung schon zur Verständlichkeit Noth thut.

Mit § 11 beginnt nun S. 79 die Darstellung der Grundgesetze des Vorstellungslaufs. Wie jeder Zustand, in den ein Naturwesen einmal gerathen ist, auf alle folgenden Zustände modificirend einwirken müsse, so verhalte es sich auch mit den Perceptionen, welche die Seele ausübt. Dass dies eine unmittelbare Folge des Causalbegriffs sei, wie dieser von den Naturwissenschaften gefasst werde und gefasst werden müsse, sei bereits in des Verfassers Grundlegung der Psychologie erwiesen. Der Verfasser handelt jedoch nicht ganz zweckmässig, wenn er, wo es sich um Beweise seiner Grundgedanken handelt, so einfach auf sein früheres Werk verweist; denn hierdurch wird sein gegenwärtiges in seiner selbstständigen Brauchbarkeit geschmälert. Diese unmittelbare und allgemeine Anwendung jenes Satzes bedürfte übrigens noch schärferer Beweise, als in jener Schrift zu finden sind. Den Einfluss der früheren Thätigkeiten und Zustände auf die spätern nennt der Verfasser Residuen. Er bemerkt, wie ich glaube, sehr richtig, dass man sich dieselben nicht als einen fertigen Vorstellungsinhalt denken dürfe, der von der Perception her in der Seele zurückbliebe, denn woher sollte der Seele die ihrem Wesen widersprechende Fähigkeit kommen, die Producte ihrer eignen Thätigkeit gesondert in sich aufzubewahren, während sie selbst anderweitig beschäftigt wäre? Aber unbegreiflich fährt er fort: man darf sie sich ebensowenig denken als fortdauernde Thätigkeiten oder Zustände der Seele, wenn man nicht die Einheit dieser durch die Mehrheit jener wieder aufheben will, sondern lediglich als Dispositionen, welche begünstigend und erleichternd wirken für die wiederholte Beschäftigung mit demselben Vorstellungsinhalt, auf den sie sich beziehen.

Hierüber ist nun dreierlei zu bemerken. Zuerst ist es eine völlige Unmöglichkeit, sich eine Disposition in einem Wesen zu denken, die nicht ein wirklicher Zustand oder eine Thätigkeit desselben ist; eine Disposition, die nach S. 83 unter Umständen erst in einen Zustand der Seele übergehen kann, ist ein leeres Wort, durch das die wirklichen oder scheinbaren Schwierigkeiten der Sache ebenso wenig als durch Beneke's Spuren und Angelegtheiten beseitigt werden. Eingebildet aber ist zweitens diese Schwierigkeit, dass eine Mehrheit gleich-

zeitiger Zustände die Einheit des Wesens vernichte, dem sie zustossen, und diese Bedenklichkeit ist bei dem Verfasser um so unerwarteter, als er es ja sogar möglich fand, dass für ein Subject, welches nicht strenge Einheit ist, ein Schein von Einheit entstehen könne. Dieser wichtige Satz, die Grundlage vieler Folgerungen ist übrigens vom Verfasser zwar mehrfach wiederholt, aber durch keinen Beweis gestützt worden. Das Dritte endlich ist dies, dass in dieser ganzen Deduction zweierlei mit einander abgeleitet wird, was sehr verschiedenen Ursprungs ist. Wollen wir nämlich auch dem Verfasser den Satz, dass jeder frühere Zustand eines Wesens auf die späteren mitbestimmend einwirke, als einen apriorischen zugestehen, so folgt doch daraus nicht, dass diese Einwirkung stets eine Begünstigung für die Erneuerung desselben Zustandes enthalten müsse. Ob ein früherer Zustand seine eigne Wiederholung befördert oder hemmt, muss im Allgemeinen unentschieden bleiben; macht das Bedürfniss der psychologischen Erklärung die Annahme des ersteren Falles nöthig, so hätte doch deutlich gemacht werden sollen, dass diese Annahme eine zweite Hypothese ist.

Jede Seelenthätigkeit, fährt der Verfasser S. 85 fort, muss ein untheilbarer Act sein, da die Seele selbst ein einfaches untheilbares Wesen ist. Dieser beweislos aufgeführte Satz, denn eben der Beweis fehlt, dass seine beiden Glieder zusammengehören, dient dem Verfasser zur Grundlage einer sehr eigenthümlichen Theorie. Zwei Perceptionen können nach ihm nicht zugleich vorgestellt werden; es streiten sich vielmehr jede zwei Empfindungen um die Perception, und die schwächere wird von der stärkeren besiegt; das Resultat ist die völlige Hemmung oder Unterdrückung der schwächeren, welche durch die stärkere gebunden, in ein Residuum, oder eine blosse Disposition verwandelt wird. Eine Mehrheit von Dispositionen nämlich stört nach des Verfassers Ansicht die Einheit der Seele nicht, wohl aber eine Mehrheit der Thätigkeiten. Dieser Kampf der Nervenreize um die Perception ist von einem andern Beurtheiler der frühern Schrift des Verfassers damals schon ganz treffend mit dem Gedränge der Leute vor der Billetausgabe des Theaters verglichen worden; der Verfasser hat sich jedoch dadurch nicht von der Unangemessen-

heit seiner Vorstellung überzeugen lassen. Was aber hier noch hinzukommt, die Behauptung, dass stets nur eine Vorstellung gedacht werde und dass sie alle andern unterdrücke, werden weder die Anhänger Herbart's als eine Verbesserung seiner Lehre betrachten, noch können wir einsehen, wie sie mit der Erfahrung bestehen kann. Freilich beruft sich S. 96 der Verfasser selbst auf die Erfahrung, die da zeige, dass man z. B. zwei Farben nicht gleichzeitig vorstellen könne, sondern bei dem Versuche dazu sich stets auf der abwechselnden Vernachlässigung der einen oder der andern ertappe. Diese Beobachtung ist gewiss nicht unrichtig, und hätte der Verfasser seinen Satz dahin beschränkt, dass die Seele, wenn sie willkürlich zwei durch keine Empfindung in demselben Momente dargebotene Inhalte vorstellen will, dies nicht zugleich könne, so würde er eine Thatsache ausgesprochen haben, die näherer Untersuchung werth ist. Aber unmittelbar vorher S. 95 heisst es ausdrücklich, man könne sich das Verdrängen der einen Vorstellung durch die andere als einen Streit beider Empfindungen (Nervenreize) um die Perception vorstellen, in welchem die schwächere von der stärkeren besiegt werde. Soll dies nun wirklich bedeuten, dass die Seele überhaupt unfähig ist, zwei Vorstellungen zugleich zu percipiren, selbst in dem Falle, dass diese Vorstellungen durch eben gegenwärtige Nervenreize angeregt werden? Anstatt Consequenzen zu ziehen, will ich lieber bekennen, dass ich den Verfasser nicht verstehe.

S. 72 begegnen wir derselben Aeusserung, dass verschiedene Erregungszustände auf die Seele einwirken und alle die Perception verlangen, diese aber in jedem Zeitmomente nur einmal von der Seele ausgeübt werden könne. »Daher bleibt nichts übrig, als dass die Seele wegen der Menge der heterogenen Empfindungen entweder nur eine dunkle und qualitativ unbestimmte Perception von allen habe, da sie den Act der Perception wegen der Einfachheit ihres Wesens nicht theilen kann, oder dass das Hervortreten eines Theils, unter Umständen nur eines einzigen der gleichzeitigen Nervenreize durch seine bedeutendere Stärke das Uebergewicht über die andern erlange, die dann gar keinen Theil an der Perception erhalten«. Diese Alternative ist so unklar ausgedrückt, dass man

sich versucht fühlen wird, ihr erstes Glied sofort für unmöglich zu erklären. Aus andern Stellen scheint jedoch hervorzugehn, dass in diesem ersten Falle nicht eine verworrene Perception aller dieser Reize Statt finde, die, da doch alles Verworrene noch entwirrbare Unterschiede zeigt, der Einheit der Seele ebenso gut widersprechen würde, als eine deutliche Perception derselben Mehrheit; dass vielmehr die Reize, bevor sie percipirt werden, eine Resultante bilden, deren Wahrnehmung dann durch einen untheilbaren Act der Perception erfolgt. Aber nichts spricht dafür, dass dieser Fall jemals vorkomme, so wie Nichts, wie mir scheint, die Thatsache entkräftet, dass wir wirklich viele qualitativ verschiedene Inhalte in der Empfindung, wenn gleich nicht stets in der Erinnerung zugleich percipiren.

Der Weg, auf dem diese und andere den Herbartischen verwandte oder widersprechende Gedanken vom Verfasser gefunden und motivirt werden, ist nur scheinbar klarer und ebener als der Herbart's selbst. Nach manchen popularisirten Gedanken treten Hauptsätze, in denen eine Welt von Schwierigkeiten liegt, unerklärt und unbefangen auf, wie sich von selbst verstehende Wahrheiten. So lehrt S. 97 ganz kurz und eilfertig: die Stärke dieser Disposition (eine gewesene Vorstellung wieder zu erzeugen) ist dabei stets proportional der Intensität des wirklichen Vorstellens, aus welchem sie hervorgegangen ist als dessen Residuum; und S. 99 vervollständigt dies dahin: dass das Sinken der Vorstellung fortschreite im umgekehrten Verhältniss der ursprünglichen Intensität der sinkenden Vorstellung und im graden Verhältniss theils der ablaufenden Zeit, die mit heterogenem Vorstellen ausgefüllt war, theils der Intensität dieses heterogenen Vorstellens selbst. Und dies Alles geht so leicht aus dem einzigen Gedanken hervor, dass die Seele ein einfaches unräumliches Wesen ist? Auch ohne dass über ihre concrete Natur und über die Natur des Vorstellens irgend etwas weiter zu wissen Noth thäte?

In einem Anhange zu diesem Abschnitte handelt der Verfasser von der Anwendbarkeit der Mathematik auf Psychologie überhaupt und von der Grundlage der mathematischen Psychologie Herbart's insbesondere. Es wäre vielleicht eine glücklichere Anordnung gewesen, einzelne Theile dieses in-

teressanten Kapitels den vorigen Ueberlegungen einzuschalten; denn wir finden hier den Verfasser auf die Motive der Voraussetzungen zurückgehn, die wir ihn früher unbegründet anwenden sahen. Diese Motive haben uns allerdings nicht von der Richtigkeit seiner eigenen Ansichten überzeugt, aber sie zeigen uns jedenfalls, dass der Verfasser in seinem Anlehnen an Herbart mit ebenso grosser Unbefangenheit und selbstständiger Forschung nach Wahrheit, als mit bescheidener Bewunderung dieses auch für seine Gegner grossen Vorbildes verfährt. Wir halten die Schwierigkeiten, welche eine vollständige gründliche und aufrichtige Erwägung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser mathematischen Psychologie zu überwinden hat, für so bedeutend, dass wir nichts zum Nachtheil für den Scharfsinn des Verfassers zu sagen glauben, wenn wir gestehen, dass er uns zwar die Steine des Anstosses, die hier liegen, fast alle nachweist, dass dagegen sein Bemühen, sie aus dem Wege zu räumen, nicht glücklicher zu sein scheint, als das seines Vorgängers. Der Grund, warum die mathematische Psychologie Herbart's auch unter urtheilsfähigen Naturforschern und Mathematikern noch immer so wenig Anhänger zählt, liegt doch nicht bloss, wie der Verfasser meint, in Apathie und Missgunst, sondern hauptsächlich darin, dass ihre Freunde in der Vertheidigung und Rechtfertigung derselben noch lange nicht weit genug zurückgehn, ihre Demonstrationen vielmehr von Sätzen aus beginnen, die sie schon für evident halten, während sie den Gegnern noch immer als ganz willkürlich erscheinen. Auch der Verfasser berücksichtigt, indem er den Gedanken einer mathematischen Psychologie im Allgemeinen rechtfertigen will, nur die banalen Einwürfe, die man aller Orten gegen sie hört, und doch ist er nicht im Stande gewesen, auch nur ihnen allen Stachel zu nehmen.

So weist er den Einwurf, dass die Mathematik nur quantitative Bestimmungen liefere, die Psychologie aber es mit qualitativ verschiedenen Zuständen unsers Innern zu thun habe, ganz einfach durch Hinweisung auf Töne- und Farben zurück, die man sicherlich vor der Ausbildung der Undulationstheorie für bloss qualitative Erscheinungen hätte halten können. Sind sie denn das jetzt weniger? Die Physik beschäftigt sich ja

nicht mit Farben, nicht mit Tönen, sondern mit Aether und Schallschwingungen; dass beide auf diese Weise von der Seele percipirt werden, ist ihr nur eine Thatsache, deren sie sich, um bequem von ihnen reden zu können, bedient. Dass dagegen auf diese qualitativ verschiedenen Perceptionen die Mathematik, die ihre quantitativen äussern Erregungsursachen behandelte, auch noch ein Recht habe, versteht sich doch nicht von selbst. »Ausserdem, fügt der Verfasser hinzu, ist noch zu bemerken, dass wie schon jede Rechnung in benannten Zahlen nicht mit abstracten, leeren Quantitäten sich beschäftigt, so auch die mathematische Psychologie in keinem Falle unbenannte quantitative Bestimmungen an den Anfang ihrer Rechnungen setzen wird.« Um so schlimmer, möchten wir fast sagen. Denn der obige Einwurf will ja offenbar nicht behaupten, dass es überhaupt unmöglich sei, qualitative Vorgänge zu berechnen, sobald nur für die qualitativen Beziehungen und Veränderungen, die dieselben erfahren, irgend eine Lehre von ihrer concreten Natur die nöthigen Beurtheilungsgründe liefert, während die Mathematik die Rechnungsregeln in der Hand hat, um die Massverhältnisse der nach jenen concreten Gesetzen nothwendigen Ereignisse zu bestimmen. So allein verfährt jede Rechnung mit benannten Zahlen. Die Psychologie bedarf daher durchaus einer vorangehenden Lehre über die Wechselwirkungen, welche das Qualitative qualitativ auf einander ausübt, ehe die Rechnung ankommen kann, und dies ist es eben, was jener Einwurf vermisst. Die Mathematik kann das natürlich nicht ersetzen; ihre Anwendung muss vielmehr dadurch zu etwas sich von selbst Verstehendem gemacht werden, dass man vor Allem die Dynamik der Seelenthätigkeiten so scharf als möglich ausbildet, die ihr Object sein soll.

Auch der andere Einwurf, dass es der Psychologie an der zu jeder Berechnung nothwendigen Einheit fehle, wird nur zum Theil durch die Verweisung auf Optik und Akustik, die auch keine Einheit für die Berechnung von Schall und Lichtwellen besässen (?), oder auf die Trigonometrie, die ohne alle feste Einheit mit blossen Verhältnisszahlen rechnet, zurückgewiesen. Denn, Anderes zu geschweigen, um mit blossen Verhältnisszahlen zu rechnen, muss man doch eben diese wenigstens haben. Die Trigonometrie hat sie, mit der grössten

Mannigfaltigkeit und Schärfe; die Psychologie aber hat sie nicht.

Der Rest dieses Abschnittes ist einer Polemik gegen mehrere Sätze Herbart's gewidmet; gegen seine Annahme einer gleichzeitigen Vielheit von Vorstellungen, gegen seine Grundsätze von dem Gegensatze der Vorstellungen aus einem Continuum, der Verträglichkeit derer aus verschiedenen Continuis, gegen seine Ansicht von der Hemmung der Vorstellungen, der Hemmungssumme und der Verschmelzung der Reste. Fasst man diese Punkte zusammen, und ich glaube allerdings, dass der Verfasser keinen ohne Grund für bedenklich hält, so ist dadurch freilich fast alles das angefochten, was eben bei Herbart die Bestimmung hat, als Dynamik der Seele den Anknüpfungspunkt für die Rechnung zu bilden. Es kann daher nicht befremden, wenn der Verfasser zwar zuletzt an der mathematisch bestimmbaren Natur des geistigen Lebens festhält, die Möglichkeit aber, eine mathematische Psychologie jetzt auch nur in mässiger Ausdehnung durchzuführen, in Abrede stellt. Dass trotzdem Herbart's Behandlung der Psychologie eine ausserordentliche Leistung sei, darin werden wir dem Verfasser gern beistimmen, selbst wenn wir uns genöthigt fühlten, noch mehr von ihren metaphysischen Grundlagen anzufechten, und selbst wenn wir darin ihm nicht beitreten könnten, dass alles früher auf diesem Felde Geleistete neben ihr verschwinde. Vergleichen wir die Art, wie Herbart seine Berechnungsgrundsätze findet, mit den Beweisversuchen des Verfassers für seine eigenen, so können wir nicht umhin, abgesehn natürlich von allem Urtheil über die Wahrheit der Resultate, Herbart's Manier für ungleich vorzüglicher zu halten. Bei ihm treten die dynamischen Sätze, die der Rechnung zu Grunde liegen, meistens geradezu unbewiesen als Hypothesen auf, die das praktische Bedürfniss der Erklärung gebiert; der Verfasser scheint vor diesem Verfahren, dem wenigstens ein Verdienst frischen Zugreifens und erfinderischen Geistes zukommt, sich zu scheuen; er möchte gern seine Sätze als Consequenzen der metaphysischen Natur der Seele deduciren. Aber kein Vorhaben ist ihm in diesem Buche so sehr misslungen wie dieses, und schwerlich wird in der Dynamik, die er aufstellt, das Auge eines Naturforschers, dem die Psy-

chologie als Naturwissenschaft vorzüglich genug zu thun streben müsste, mehr als eine Mythologie sehen, zu unverlässlich, um auf sie den Aufwand weiterer Berechnungen zu gründen.

Wir können die grössere noch übrige Abtheilung des Werkes nicht mit derselben Ausführlichkeit durchgehen, die wir dem grundlegenden Theile widmen durften. Ohne Zweifel wird das Buch einen ausgedehnten Leserkreis finden, den es als der bisher einzige Versuch einer umfassenden wissenschaftlichen Psychologie auch dann schon hoffen dürfte, wenn es sich nicht in dem Masse, wie wir es an ihm zu rühmen haben, durch aufrichtiges Eingehn auf alle interessanten Probleme, durch gewissenhafte und vielseitige Benutzung der vortrefflichen Materialien, welche in neuerer Zeit namentlich die Physiologie geliefert hat, und durch eine Menge neuer eigener Ausführungen auszeichnete. Wir erlauben uns deshalb, aus dem reichen Inhalte, den wir dem Studium der Leser empfehlen, nur einige Punkte hervorzuheben, die neben der Gestaltung des Ganzen noch eine eigenthümliche Berücksichtigung verdienen.

Der zweite Abschnitt des Ganzen, von der Sinnlichkeit, behandelt die Entstehung der räumlichen Weltauffassung, also etwas weniger, als in der Ueberschrift versprochen wird, dieses Wenigere aber mit der grössten Ausführlichkeit und der umständlichsten Berücksichtigung aller dabei in Betracht kommenden Fragen. Dem Verfasser lagen hier sehr viele und höchst schätzbare Vorarbeiten sowohl philosophischer als physiologischer Art vor, deren Benutzung wir ihm nicht zum Tadel, sondern zum Verdienst anrechnen. Allein es wäre wünschenswerth, dass er die Quellen, denen er folgt, angeführt hätte, denn obgleich er sich das physiologische Material möglichst zu eigen zu machen gesucht hat, ist es ihm doch zuweilen begegnet, einiges davon irrig aufzufassen. So ist in dem, was er schon früher S. 89 u. 90 über die Grenzen der Unterscheidbarkeit von Empfindungsreizen zusammenstellt und auch hier weiter benutzt, ziemlich Heterogenes vermengt, dessen Unterscheidung für die gegenwärtige Aufgabe nöthig ist.

Die Frage nach der Ursache des räumlichen Vorstellens scheint dem Verfasser S. 205 durch die Deductionen Herbart's

ebenso wenig beantwortet, wie mir. Er macht ganz mit Recht darauf aufmerksam, dass aus einem noch so entwickelten System abgestufter Verschmelzungen intensiver Vorstellungen nie die Nothwendigkeit hervorgehe, dieses System in der Form extensiver Räumlichkeit anzuschauen. Die Aufgabe der Psychologie aber sei der Nachweis (S. 246), dass alle psychischen Erscheinungen aus dem erfahrungsmässig durch die Sinne Gegebenen hervorwachsen, ohne alle Zuthat a priori. Der letzteren Anforderung, sobald man nicht eben a priori fertige Anschauungsformen verlangt, in welche die Dinge hineinfallen, wird er jedoch sogleich selbst untreu, wo er sich zur Deduction der Nothwendigkeit des Nachaussensetzens der Gesichtsobjecte wendet. Seine Theorie beruht hier wieder auf dem Satze, dass es der Natur der Seele widerstrebe, ein Mannigfaltiges simultan aufzufassen. Gleichzeitige qualitative Reize der Retina würde sie deshalb am liebsten successiv und abwechselnd percipiren. »Aber diese Art der Auffassung genügt offenbar den vorliegenden Bedingungen nicht und kann also auch nicht Statt finden, denn sie würde in directem Widerspruche mit dem sinnlich Gegebenen stehen, den gleichzeitigen Nervenreizen, deren successive Perception deshalb unmöglich ist.« Aber warum sollte sie unmöglich sein? Und würde deshalb, weil sie vielleicht unmöglich wäre, die simultane Perception, die an sich ja auch unmöglich ist, möglicher? Allerdings meint dies der Verfasser, indem er behauptet, die Seele, genöthigt in diesem Falle, das Mannigfaltige neben einander bestehen zu lassen, könne dasselbe nicht mehr in der Form auffassen, in welcher ihrem Wesen gemäss alle ihre Thätigkeiten und Zustände auftreten müssen, d. h. als rein intensive Qualitäten. Es müsse vielmehr als ein von ihr Unabhängiges ihr gegenüberstehen, als ein Fremdes, Extensives, dessen adäquate Auffassung sie ihrem rein intensiven Wesen nach nie vollkommen zu Stande zu bringen vermag.

»Wir haben hiermit, fährt der Verfasser fort, die Nothwendigkeit der Anschauung des Räumlichen und des Projicirens im Allgemeinen erklärt.« Dies müssen wir aber ganz in Abrede stellen. Wenn zuerst die Seele wirklich unfähig ist, Mannigfaltiges gleichzeitig zu percipiren, so ist durch die Raumanschauung diese Unfähigkeit nicht gehoben; nicht die

vielen Perceptionen selbst, sofern sie Acte der Seele sind, werden ja nach Aussen versetzt, sondern nur der qualitative Inhalt derselben. Die Mannigfaltigkeit der Thätigkeiten besteht deshalb im Innern der Seele mit ihrem ganzen Widerspruch gegen deren Einheit fort. Dass ferner es der Seele nothwendig sei, sich auf diese Weise zu retten, ist nicht nachgewiesen, sondern höchstens, dass es zweckmässig sei, diese Auskunft zu wählen. Es ist ferner ganz klar, dass Jemand, der nicht schon eine Anschauung extensiven Raumes besässe, gar nicht darauf verfallen würde, in der Intensität einen wesentlichen Zug der Seele zu finden; soll also das Mannigfaltige der Empfindung als etwas Fremdartiges der Seele gegenüberstehen, so liegt darin noch nicht analytisch, dass es extensiv aussehen müsse; es liesse sich wohl auch eine andere Art des Fremdseins für die Seele denken. Das Räumliche des Raumes entspringt daher aus dieser Forderung so wenig, als aus den abgestuften Verschmelzungen Herbart's. Dass endlich, auch wenn es so wäre, doch die Raumanschauung sich nicht ohne alle Zuthat a priori entwickele, zeigt die ganze Deduction, in der sie ja durchaus von Eigenthümlichkeiten der Seelenthätigkeiten abhängig gemacht wird, ohne welche die Simultaneität mannigfacher Reize nur ein confuses »Gemeingefühl« erzeugen würde.

Der Structur des Auges schreibt der Verfasser bei der Erzeugung der Raumvorstellungen ebenso viel Wichtigkeit zu, als ich selbst in verwandten Arbeiten gethan habe; aber ich kann ihm in der speciellen Weise seiner Auffassung nicht beitreten. Dass jede Primitivfaser nur einen Eindruck leite, muss wohl jetzt als eine falsche Annahme bei Seite gesetzt werden, obgleich die annähernde Isolirung der Fasern immer noch grosse Wichtigkeit hat. Aber die Analogie des Gehörorgans zeigt uns, dass sie allein die räumliche Unterscheidung der Eindrücke nicht bedingt. Auch Töne sind wir genöthigt, neben einander existiren zu lassen und zu percipiren, aber obwohl hier alle die Verhältnisse Statt finden, die der Verfasser bei den Empfindungsreizen des Gesichtssinnes fand, entsteht doch keine räumliche Wahrnehmung derselben.

Der weitere Verlauf dieses Abschnittes behandelt in sehr dankenswerther Vollständigkeit die Entstehung des Flächen-

sehens, der Vorstellung des Continuirlichen, der Anfänge der Grössenschätzung, des Sehens der Gestalten und Bewegungen und schliesst mit einer Betrachtung der Raumauffassung des Blinden. Dieser Mannigfaltigkeit der Gegenstände können wir hier nicht folgen. Eine Kleinigkeit füge ich zu S. 212 bei. Der Verfasser erwähnt hier, dass eine von ihm gegebene Erklärung der Stetigkeit des angeschauten Raumes, die ich nicht völlig verstehe, unrichtig sein würde, wenn Volkmann's Behauptung wahr wäre, dass Dunkelheit nicht Negation des Sehens, sondern ein Sehen eigner Art sei. Er selbst scheint Dunkelheit als Ausdruck getäuschter Erwartung des Sehens zu betrachten. Volkmann wird jedoch wohl Recht behalten; denn getäuschte Erwartung ist ja doch an sich nicht schwarz; soll aber die getäuschte Erwartung grade des Sehens sich als Dunkelheit darstellen, so kann dies doch kaum anders als so gedacht werden, dass der Mangel des gewöhnlichen Lichtreizes selbst Object einer Sehthätigkeit ist, in deren Natur es liegt, dass die Seele dieses schwarze Nichts, und nicht überhaupt nichts wahrnimmt. Ich bin persönlich ganz von der Richtigkeit der Volkmann'schen Behauptung überzeugt, seit ich an mir selbst zweimal das Phänomen des Ausfallens eines Theils des Gesichtsfeldes nach heftiger Blendung des Auges durch weisses Licht erfahren habe. Bei dieser vorübergehenden Paralyse der Retina oder des ihr entsprechenden Centralorgans sieht man wirklich mit diesem Theile des Auges so wenig, wie mit der Hand, weder Licht noch Dunkel; eben deswegen wird dieser Zustand leicht ganz übersehn, weil er sich durch kein ungewohntes Gefühl der Finsterniss verräth, und die Lücke im Sehfeld, wenn sie nur ein Auge trifft, durch das andere fast ganz erfüllt wird. Dass bei der Beobachtung dieses Zufalls die Erwartung, etwas zu sehen, gross war, und dass sie getäuscht wurde, ist begreiflich, aber ein Sehen von Dunkelheit trat dennoch nicht ein. Da man jedoch diese Lücken im Sehfeld nicht experimentell hervorbringen kann, so eignet sich die Beobachtung freilich nicht zu einem strengen Beweise.

Auch von dem dritten Abschnitte, über das Gemüth, können wir nur die Grundlagen der Betrachtung berühren. Dass unter dem Namen der Gefühle oft vielerlei Heterogenes zu-

sammengefasst werde, ist richtig; aber der Verfasser hat diese Verworrenheit weder zuerst bemerkt, noch sie ganz glücklich beseitigt. Dunkel ist es mir wenigstens durchaus geblieben, aus welchem Grunde die sinnlichen Schmerzen und Wohlgefühle in jeder Weise von den intellectuellen Gefühlen zu trennen sein sollen, mit denen der Verfasser sich fast allein beschäftigt. Wie sehr sie auch durch Nervenzustände vermittelt sein mögen, als Ereignisse, in denen sich Lust oder Unlust zeigt, gehören sie doch zu dem Kreise der psychischen Erscheinungen, die von den gleichgiltigen Vorstellungen ganz passend durch den Namen der Gefühle unterschieden werden. Die Frage nun, deren Beantwortung sich der Verfasser hier vornimmt, ist die (S. 291), ob sich das Fühlen aus einem Zusammenwirken von Vorstellungen allein werde genügend erklären lassen, oder ob dazu ein eigenthümliches Princip, ein ausser den Vorstellungen liegendes Element angenommen werden müsse. Seine Beantwortung ist ausführlicher als die Herbart's, aber im Wesentlichen dieselbe. Die Gefühle entstehen, sobald Hindernisse sich dem gewohnten Rhythmus der Vorstellungsthätigkeiten entgegenstellen (S. 297); wenn die Seele an irgend einem Punkte ihrer Vorstellungsthätigkeit sich gehemmt findet, wenn sie sich gehindert sieht, sich in das Vorgestellte zu vertiefen, sich ihm hinzugeben (S. 298) u. dgl. Es liegt wohl nur an einer kleinen Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, dass hier lauter Verhältnisse angeführt sind, aus denen nur Unlust entsteht, nicht Lust; dagegen ist es eine, um alle oft gemachte Einwürfe unbekümmerte Mangelhaftigkeit des Nachdenkens, wenn der Verfasser glaubt, durch diese Angabe der wahrscheinlichen Veranlassungen der Gefühle zugleich nachgewiesen zu haben, dass zur Erklärung der Gefühle die Annahme eines besondern Vermögens zu fühlen, unnöthig sei, »das man freilich mit ebenso leichter Mühe sich erdenken konnte, als unter tausend andern Vermögen auch das des Magneten, das Eisen anzuziehn; wenn nur das erfundene Wort hier wie überall nicht den falschen Schein einer wirklichen Erklärung des Phänomens veranlasst hätte.« Die Sache steht völlig umgekehrt, als der Verfasser meint. Wer ein Gefühlsvermögen annimmt, behauptet nicht, die Gefühle zu erklären; er behauptet nur, dass sie eines Erklärungsprincips bedürfen,

und dass dies in Verhältnissen der Vorstellungen nicht liegt. Wer dagegen deswegen, weil factisch Gefühle sich an solche Verhältnisse knüpfen, behauptet, es verstehe sich das auch analytisch, aus der Natur dieser Verhältnisse selbst, und ohne dass man auf die Natur der Seele zurückgeht, der sie begegnen, der behauptet einfach etwas, was kein Mensch, wenn er aufrichtig ist, begreifen kann. Da der Verfasser so sehr kurz und entschieden über diese ganze Frage abspricht, so muthet es auch uns nicht an, weitläuftiger die Consequenzen eines Grundsatzes zu verfolgen, den wir nur für ganz leichtsinnig halten können. Es würde sich sonst sehr leicht zeigen lassen, dass schon bei der ersten Classe der Gefühle, denen, die bloss von der Form des Vorstellungsverlaufs abhängen, Erwartung, Täuschung, Zweifel, Langeweile, der Verfasser zwar viele sehr feine Beobachtungen im Einzelnen beizubringen, den principiellen Mangel seiner Erklärungsweise aber weder zu verdecken noch zu ersetzen vermag.

Es liess sich voraussehn, dass dieselbe Auffassungsweise bei dem Verfasser sich auch in Bezug auf das Begehren wiederholen werde. Zwar ist seine Ansicht von der Herbart's etwas verschieden, und insofern zu ihrem Vortheile, als sie das Begehren näher an das Gefühl anschliesst; im Allgemeinen und principiell ist sie jedoch ihr ähnlich. »Die Begehrung nämlich ist selbst ein Gefühl, und zwar ein Unangenehmes; die Gegenwart des begehrten Objects befriedigt die Begehrung; dieses Object kann also selbst nichts Anderes sein als die Befreiung einer aufstrebenden Vorstellung von einem auf ihr lastenden Drucke; denn jedes unangenehme Gefühl entsteht durch einen solchen Druck und verschwindet durch die Hinwegnahme desselben.« Was übrigens der Verfasser bei dieser Gelegenheit S. 416 über die Instincte der Thiere sagt, worauf mag es sich wohl gründen? Mit einer Entschiedenheit, die eine besondere Quelle der Erkenntniss glaubhaft machen könnte, urtheilt er über Gegenstände, die man bei einiger Behutsamkeit doch nur dahin gestellt sein lassen kann.

Bei Gelegenheit des Begehrens ist es natürlich, an die Willkür und ihre Freiheit erinnert zu werden, der der Verfasser seinen 43. § widmet. Er hat die Eigenthümlichkeit der meisten Abhandlungen darüber aus der Schule Herbart's;

nämlich er hört auf, wo die Fragen beginnen. Von S. 454 bis 464 stellt der Verfasser die Nothwendigkeit dar, dass, die allgemeine Giltigkeit des Causalgesetzes voraus anerkannt, alles was in der Seele sich ereignet, einer ausnahmslosen Bedingtheit durch allgemeine Gesetze unterliege. Diese Schilderung ist vortrefflich, was sie lehrt, ist jedoch kaum Jemandem neu. Uebertrieben freilich sind einige Züge, durch die der Verfasser die Verwirrung des Seelenlebens anschaulich zu machen sucht, die da entstehn würde, wenn irgendwo Freiheit in sein Getriebe eingreifen könnte. »Also, fährt er S. 464 fort, soll Alles einer unerbittlichen Nothwendigkeit unterworfen sein? Der Mensch soll keine Art einer wirklichen Selbstthätigkeit besitzen? Er soll nichts eigentlich selbst thun, selbst handeln, sondern dies soll ein blosser Schein, in Wahrheit aber das nothwendige Resultat in ihm wirkender Naturkräfte sein? Welche sonderbare Fragen! Es ist auf sie nur zu antworten, dass sie sämmtlich auf Missverständnissen beruhen. Schon jede Vorstellung ist eine Selbstthätigkeit der menschlichen Seele.« Allerdings, und zwar in demselben Sinne, wie die Undurchdringlichkeit der Körper oder die chemische Mischung zweier Elemente auch ihre Selbstthätigkeit ist. Wenn nun jene Fragen auf dem Missverständnisse beruhen sollten, dass ein Unterschied zwischen Handlungen, die einer sittlichen Beurtheilung unterliegen, und zwischen Thätigkeiten Statt finde, denen keine Verbindlichkeit eines eigenen Verdienstes obliegt, warum bemüht sich der Verfasser nicht, dies Missverständniss endgiltig zu heben? Sollen wir beständig mit diesen Fragen von der Psychologie abgewiesen werden, weil sie nur zu lehren habe, was da geschehe, nicht was geschehen solle, von der Moral aber deswegen, weil sie nur vorschreibe was sein solle, nicht zeige, wie es sein könne? Nach S. 473 scheint es allerdings dabei zu bleiben. »Die Furcht vor dem Determinismus, sagt der Verfasser hier, hat lange Zeit die Psychologie verdorben, ja unmöglich gemacht. Die Geschichte derselben zeigt, wie wenige Menschen den Muth und die Kraft besitzen, consequent zu denken, wie sie immer mit vorgefassten Interessen für die Resultate an die Untersuchung gehen. Die Menschen fürchten sich vor den Ueberzeugungen, die sie sich aneignen könnten, ja müssten, wenn sie scharf zu denken

sich entschlössen.« Vergleiche ich mit dem, was der Verfasser in diesem Paragraphen sagt, das, was er sonst über die sittliche Seite des Seelenlebens in seinem Buche äussert, so möchte ich glauben, dass die angeführten Worte eine schlagende Anwendung auf ihn selbst fänden. Die Consequenz seiner Lehre kann, wie uns dünkt, nur die sein, dass alle Sittlichkeit im geistigen Leben ein Glücksfall sei, gleich poetischer Begabung, in dem einen Individuum durch glückliche Naturanlagen, passenden Erfahrungskreis, vernünftige Erziehung, kurz durch mancherlei begünstigende Zufälle realisirt, in andern durch entgegengesetzte Umstände verhindert. Spricht er nun dennoch von Sittlichkeit in derselben Weise wie andere, um sich diese Consequenz selbst zu verbergen, oder weiss er einen leider nicht mitgetheilten Ausweg, der ihm erlaubte, trotz seiner Theorie noch einen Platz und eine Bedeutung in der Welt für die Begriffe der Verschuldung und des Verdienstes zu finden? Wir wissen dies nicht, aber dies scheint uns klar, dass mit so unbedeutenden und so oft schon abgenutzten Mitteln, wie sie der Verfasser in diesem Paragraphen aufgeboten hat, diese Frage der Freiheit nicht erledigt werden kann. Vor Allem aber wird es dann nöthig sein, dass die mechanisch-psychologische Schule die Bedeutung der Frage selbst anerkennt, und nicht so freigebig mit der Voraussetzung von Missverständnissen ist, die sie doch weder bestimmt nachweist noch aufklärt.

Zu einer ähnlichen Bemerkung veranlasst mich der noch zu diesem Abschnitt gehörige Versuch des Verfassers, die Entstehung der ästhetischen Gefühle nachzuweisen. Ich muss mich enthalten, über den Werth dieses Versuchs zu urtheilen, da der Verfasser bei dieser Gelegenheit einen zu unartigen Angriff gegen mich richtet, als dass mein Urtheil über diesen speciellen Theil seiner Leistung unbefangen genug erscheinen könnte. Auf das Thatsächliche dieses Angriffs erlaube ich mir im Interesse der Sache einige Gegenbemerkungen. Der Verfasser tadelt mich, dass ich physiologische und psychologische Bedingungen der Kunstschönheit anerkannt, aber nicht weiter untersucht habe. Die Wahl des Gegenstands für meine Abhandlung (in den Göttinger Studien 1847 [s. oben No. XIX]) stand mir jedoch frei, und ich erwähne dieses Tadels nur,

um daran zu knüpfen, dass ich allerdings die Aufgaben, die sich der Verfasser stellt, die primitiven ästhetischen Elemente aufzusuchen, die in den psychologischen Vorgängen und noch vor ihnen in den Combinationen der Nerventhätigkeiten liegen, in ihrem ganzen Umfange anerkenne und es nicht aufgebe, das Meinige zu ihrer Lösung beizutragen. Dass der Verfasser seinerseits aber nicht begreifen kann, was ich noch neben diesen Bedingungen der Schönheit als metaphysische Bedingungen derselben verstehe, thut mir leid, da ich, wenn ich von ihm nicht verstanden bin, noch weniger hoffen darf, dem Publicum verständlich zu sein, für das diese Abhandlung bestimmt war. Wenn ich freilich finde, dass er auch den von mir gemachten Unterschied zwischen Seele und Geist nicht versteht — obwohl er nach meinen eigenen Worten kein anderer sein kann, als der zwischen der Seele, abgesehn von dem Inhalte ihrer Erfahrung und derselben Seele, wie sie durch das Leben zu einem ihrer Bestimmung entsprechenden Inhalte des Wissens, Fühlens und Wollens gelangt ist — so muss ich noch mehr bedauern, dass der Verfasser mir zu bereitwillig die Ansichten zutraut, die er am leichtesten widerlegen würde; ein Verfahren, das ich auch an den von ihm wunderbar missverstandenen Stellen meiner Abhandlung, die er citirt, zu beklagen finde. Die Hauptsache jedoch ist, dass dem Verfasser vermöge seiner philosophischen und besonders psychologischen Anschauungen meine Aufgaben nicht so verständlich sind, als mir die seinigen. Das Schöne beruht ohne Zweifel nicht allein auf psychologischen Vorgängen in dem Sinne des Verfassers, d. h. nicht auf den Gefühlen allein, welche die Combinationsformen psychischer Thätigkeiten bedingen, die durch den Eindruck der Gegenstände angeregt werden. Worauf es ausserdem beruhe, kann ich hier nicht wiederholen; ich habe mich in jener Abhandlung klar genug darüber ausgedrückt, und bedaure, den Vorwurf blühender Oberflächlichkeit, den mir der Verfasser macht, hier mit dem eines sehr oberflächlichen Lesens erwiedern zu müssen. Es ist wahr, dass die gewöhnliche Aesthetik der neuern Zeit von einem sehr zusammengesetzten Standpunkt ausgeht, und dass sie als mitwirkende Bedingungen der Schönheit gar Manches aufstellt, was auf jene primitiven ästhetischen Elemente im

Sinne der mathematischen Psychologie sich nicht zurückführen lässt. Allein in den Fällen, wo die Natur der Sache die Möglichkeit einer solchen Zurückführung übrig zu lassen scheint, ist es doch immer eine seltsame Zumuthung der Herbartischen Schule, dass das ganze Zeitalter einstweilen mit ästhetischen Betrachtungen inne halten solle, bis die Schule die ästhetischen Elemente gefunden habe. Wer weiss denn, ob sie sie je finden wird? Und wenn sie ihrer wird habhaft geworden sein, so wird man dann vielleicht noch deutlicher erkennen, was Keinem, der nicht bis zum Fanatismus für Herbart verblendet ist, auch jetzt entgeht, dass nämlich gerade die wirksamsten Bedingungen der Schönheit auf jene formalen mathematisch-psychologischen Elemente ihrer Natur nach nicht zurückführbar sind. Wenigstens dann nicht, wenn die Deductionen besser ausfallen sollen, als die des Gefühls überhaupt bei Herbart und dem Verfasser. So sehr ich die Bemühungen schätze, die physiologischen und psychologischen Elemente der Aesthetik zu verdeutlichen, und je grössere Vorliebe ich nach dem Gange meiner Studien für diese Aufgaben hege, so muss ich doch behaupten, dass ihre einseitige Zugrundlegung eine viel grössere und geistlosere Verkümmerung der Aesthetik hervorbringen würde, als die allerdings oft haltlosen Phantasien unserer gegenwärtigen Ausbildung dieser Wissenschaft.

Aus dem vierten und letzten Abschnitte, der von der Intelligenz handelt, muss ich einen einzelnen Punkt herausheben, der nicht allein für sich Interesse erregt, sondern in der wesentlichsten Verbindung mit der gesammten Auffassung des Verfassers steht; seinen Versuch nämlich, die sonst sogenannten apriorischen Grundsätze des Denkens zu deduciren. Ich muss hierin etwas weitläuftiger sein, da der Verfasser, wie klar ihm auch selbst seine Absicht sein mag, sie doch nicht ebenso klar seinen Lesern vorträgt. S. 542 ff. ist zuerst von dem Satze der Identität die Rede. »Da die Denkgesetze eine Art der psychologischen Gesetze sind, so hätte man längst darüber einig sein sollen, dass ihr Ursprung und der Grund, aus welchem sie als Principien alles Urtheilens und Schliessens anerkannt werden müssen, wenn überhaupt nachweisbar, allein von der Psychologie ermittelt werden könne. Statt dieser so einfachen Einsicht hat man die Frage nach der Ab-

stammung und dem Grunde der Wahrheit jener Grundsätze gar nicht aufwerfen zu dürfen geglaubt, und daher auch so gut als gar nicht, nämlich dahin beantwortet, dass sie als ursprünglich und unmittelbar gar keiner Ableitung bedürfen. Kant durfte dies sagen, denn er hatte eine schlechte Psychologie, und musste sie behalten, nachdem er dies gesagt hatte; Herbart aber durfte es nicht, denn er hatte eine gute Psychologie und gab durch jene Behauptung der Logik eine ganz falsche Stellung zu ihr, ja er setzte sie mit ihr in Widerspruch, seine Logik behauptet das Vorhandensein von Begriffen und Grundsätzen im menschlichen Geiste, die in Rücksicht ihrer Giltigkeit unabhängig sein sollen von den psychologischen Gesetzen; seine Psychologie muss consequenter Weise dies leugnen.« Aus diesen Worten wird die eigentliche Absicht des Verfassers nicht klar. Zweierlei kann man überhaupt in Bezug auf die Grundsätze fragen, die unserer Erkenntniss unvermeidlich sind; zuerst, auf welchem Grunde der Glaube und die Zuversicht auf ihre Wahrheit beruht, und dann, auf welche Weise die Evidenz derselben für unsern Gedankenlauf vermittelt werde. Denn es reicht offenbar nicht hin, dass ein Grundsatz an sich wahr sei, er muss vielmehr auch nach psychologischen Gesetzen in unserm eignen Bewusstsein als eine nothwendige und unvermeidliche Form unserer Thätigkeit hervorgebracht werden. Insofern kann auch von den ersten Grundsätzen unsers Denkens eine psychologische Deduction verlangt werden. Da jedoch jede Deduction, die unser Denken unternimmt, nur nach denselben Grundsätzen geführt werden kann, von denen wir untersuchen wollen, wie ihre Evidenz für uns entstehe, so ist es natürlich, dass ihre Giltigkeit vorher anerkannt feststehe, und wenn sich die Untersuchung auf die ersten Grundsätze des Denkens bezieht, wird diese Anerkennung nur auf einem unbefangenen, durch andere Motive zwar unterstützbaren, aber nicht begründbaren Zutrauen des Geistes zu seiner eignen Wahrheitsfähigkeit beruhen müssen. In diesem Sinne sind die Vorwürfe ungerecht, die der Verfasser Kant und Herbart macht; haben sie auch die eine Aufgabe ungelöst gelassen, so haben sie doch die andere methodologisch nicht falsch gestellt. Was der Verfasser eigentlich haben will, wird uns noch unklarer durch das, was er S. 544 ff. hinzu-

fügt: »es soll im Vorstehenden gar kein Zweifel über die Giltigkeit der Grundsätze der Identität und des Widerspruchs erhoben, nichts desto weniger aber die Forderung geltend gemacht werden, dass die wissenschaftliche Berechtigung nachgewiesen werde, mit welcher sie als Grundsätze auftreten.« Gerade eben diese Aufgabe ist unmöglich und eine Lösung nur durch einen Cirkel im Beweise zu leisten; möglich ist nur der Nachweis des psychologisch-geschichtlichen Hergangs, durch den diese Grundsätze in unserm Bewusstsein den ihnen ohnehin gebührenden Platz einnehmen. Und weiter: »wie es die Aufgabe der Wissenschaft ist, für das, was praktisch (erfahrungsmässig) als Factum bereits feststeht, die Ursachen zu finden, so ist auch hier unsere Aufgabe nur die, zu untersuchen, warum jene ganz unbestrittenen Grundsätze für uns bindend sind. Denn für das, was als Princip gelten soll, genügt es nicht, dass es unangreifbar sei, sondern es darf auch den Grund seiner Wahrheit in nichts Anderem haben; es darf nicht ableitbar sein. Die Berufung aber auf eine Wahrheit als auf eine unmittelbar gewisse, mit Ausnahme derjenigen Elemente, aus denen unsere gesammte geistige Entwickelung hervorwächst, des sinnlich Gegebenen als solchen (des Farbensehens, Schmerzempfindens etc.), ist stets als ein Mangel an Vollständigkeit in der Begründung der betreffenden Wissenschaft anzusehn, und deshalb einem offenen Geständniss philosophischer Ungründlichkeit gleich zu achten.« Dies mögen sich denn Kant und Herbart gesagt sein lassen; ich kann nur wiederholen, wenn der Verfasser auch weiss, was er will, ich weiss es nicht. Namentlich die letzten Sätze treiben uns, wie hochgehende See, bald nach dieser, bald nach jener Seite. Wenn der Verfasser allein die sinnlichen Empfindungen als unbedürftig des Beweises ansieht, so sehe ich nicht ein, worauf seine eigne Psychologie beruhen kann, da sie ja stets die beweisunbedürftige Giltigkeit der Denkgesetze anerkennen musste, um weiter zu kommen, und um auch in diesem Falle Hoffnung zu haben, die Entstehung dieser Gesetze selbst nachzuweisen.

Es liegt nun aber der psychologische Grund des Satzes der Identität zuletzt »in dem Wesen der Seele selbst, das wir als strenge Einheit aufgefasst haben, keineswegs aber in irgend einer besondern Beschaffenheit des ihr zur Verarbeitung dar-

gebotenen erfahrungsmässigen Stoffes; in diesem Sinne allein kann der Satz als ein apriorisches Denkgesetz betrachtet werden. Aus der Einheit der Seele nämlich folgte weiter, dass sie keine innere Mannigfaltigkeit von Thätigkeit oder Zuständen zugleich in sich fassen kann; könnte sie dies, so würde daraus umgekehrt folgen, dass der Satz des Widerspruchs falsch sei; es wäre dann *A* zugleich non A und würde als solches gedacht. Ein einziger Vorstellungsact kann keinen vielförmigen zusammengesetzten Inhalt haben; das Vielfache des Inhalts würde vieles Vorgestellte sein, dieses aber würde, um producirt werden zu können, ein vielfaches Vorstellen als Thätigkeit, also auch vieles Vorstellende, eine Mehrheit vorstellender Wesen voraussetzen. Hierauf beruht der Satz der Identität *A* ist *A*.«

Analysiren wir nun diese Deduction. Der Grundstein des Ganzen ist der Gedanke, dass die Seele eine strenge Einheit sei. Diesen Gedanken hat der Verfasser selbst S. 54 als einen nicht streng beweisbaren bezeichnet, dessen Gegentheil auch möglich sei. Schon dadurch wankt das Fundament des Ganzen, und es ist gar nicht mehr zu sagen, was aus dem Gesetze der Identität werden würde, wenn dies Gegentheil wirklich wäre. Der zweite Gewölbstein ist der Satz, dass eine Mannigfaltigkeit gleichzeitiger Zustände der Einheit der Seele widerstreite. Dieser Satz ist entweder falsch und zieht die Deduction des Verfassers mit sich zu Falle, oder wenn er richtig ist, ist er es nur vermöge des Identitätsgesetzes, dessen Giltigkeit deshalb an dieser Stelle unvermeidlich vorauszusetzen ist. Lassen wir nun diesen zweiten Satz gelten, was ist dann im günstigsten Falle der Gewinn dieser Deduction? Offenbar nur der, dass nachgewiesen wird, wie ein an sich wahres Gesetz im Denken unvermeidlich zur beständigen Anwendung kommen muss. Ethische Gesetze sind auch verbindlich und enthalten eine gewisse selbstständige Wahrheit; aber ihnen k a n n zuwider gehandelt werden; was dagegen das Identitätsgesetz betrifft, so ist der psychologische Mechanismus so eingerichtet, dass, wo er frei und einfach wirken kann, eine Unfolgsamkeit gegen das Gesetz unmöglich ist. Die Giltigkeit des Gesetzes als unbeweisbar vorauszusetzen und zu benutzen, ist daher der Verfasser ganz ebenso genöthigt, als K a n t und

Herbart, die er darum tadelt; dass er dagegen die Entstehung dieser psychologischen Evidenz zu erklären sucht, ist ohne Zweifel ein richtiger und lobenswerther Gedanken. Dass ihn Herbart auch gehabt hat, ist nicht zu bezweifeln, aber hier sowohl als bei der Deduction der Autorität, welche sittliche und ästhetische Ideen auf uns ausüben, scheint Herbart die Schwierigkeiten dieser psychologischen Deduction besser als der Verfasser eingesehn zu haben.

Aehnliche Bemerkungen wird der Leser über die Deduction des Causalbegriffs zu machen haben, von der wir hier nur bemerken wollen, dass sie eine Menge feiner Beobachtungen über die allmähliche psychologische Entstehung und Reinigung des Bewusstseins dieses Gesetzes enthält. Im Allgemeinen zeigen sich in diesem letzten Abschnitte am deutlichsten die üblen Folgen des Standpunkts, den der Verfasser sich für das Ganze seiner Untersuchungen gewählt hat, d. h. der Priorität der Psychologie vor der Metaphysik. Von dem Vertrauen sollen wir ausgehn auf eine Weltansicht, die sich vermöge ohne Zweifel oft verworrener psychologischer Processe, unter Anleitung unsers beschränkten irdischen Erfahrungskreises zusammengesponnen hat. Nun soll diese Weltauffassung, weil sie eine menschliche ist, in ihrer Entstehung erforscht werden, eine Verbesserung derselben wird in Aussicht gestellt. Gleichzeitig wird aber behauptet, dass das, was der Natur in einem Gebiete, zu dem unsere Beobachtung nicht reicht, möglich oder unmöglich sei, durch Räsonnement sich nicht entscheiden lasse. Die Gesammtheit des geistigen Lebens aber, da die Erfahrung in diesem Gebiete zu stumpf sei, lasse sich nicht auf empirischem Wege übersehen, man müsse der Erfahrung durch synthetische Versuche entgegenkommen. Diese beginnen von einer Hypothese, deren ausschliessliche Richtigkeit nicht nachweisbar ist, weder durch nachträgliche Ableitung aus höheren Gründen, noch durch strenge Uebereinstimmung ihrer nothwendigen Consequenzen mit der Erfahrung. Nachdem diese Erklärung des Seelenlebens bis zu einem gewissen Grade ausgeführt ist, soll die Giltigkeit derselben Grundsätze, durch die sie zu Stande kam, wiederum aus ihr bewiesen werden. Was ist nun in dieser Methodologie noch Massstab und was ist Gemessenes? Diese Forderung jeden-

falls hätten wir an den Verfasser, der Andere nicht mit Milde richtet, zu stellen, dass er die auffallenden Missverständnisse beseitigt hätte, denen seine, wenn wir das Mögliche zugestehn wollen, an sich vielleicht richtige Meinung in dieser Reihenfolge von Sätzen blossgestellt ist.

Im Hinblicke hierauf können wir den Gewinn, welchen die Philosophie zu ihrer eigenen Fortbildung aus der Arbeit des Verfassers ziehen wird, nur sehr gering anschlagen; aber die speciellere Aufgabe, die dieses Buch sich stellt, die durch Herbart gewonnenen psychologischen Aufklärungen, vermehrt durch eigene Beobachtungen einem grösseren Kreise zugänglich zu machen, ist glücklicherweise nicht zu sehr von jener philosophischen Strenge abhängig, die wir vermissen. Die Leser pflegen ohnehin stückweis zu lesen, und eine glaubliche Aufklärung einzelner Schwierigkeiten einem in sich zusammenhängenden Ganzen vorzuziehn. Es würde höchst ungerecht sein, wenn wir leugnen wollten, über die allermeisten Fragen bei dem Verfasser sehr schätzenswerthe Betrachtungen gefunden zu haben. Als psychologisches Buch haben wir jedoch ohnehin nicht nöthig das Werk zu empfehlen. Wir zweifeln nicht daran, ihm bald in einer erneuten Auflage wiederzubegegnen, in der der Verfasser zwei Uebelstände formeller Art vielleicht zu vermeiden für gut finden wird. Obgleich er nämlich im Ganzen seine Darstellung dem Leserkreis anpassend einrichtet, den er voraussetzt, so begegnet es ihm doch zuweilen, Controversen zu führen, die nur in ihren Resultaten für ein Lehrbuch geeignet wären. So ist z. B. was er über die musikalischen Elemente, zum Theil polemisch gegen Herbart und Drobisch erörtert, zu sehr nur Untersuchung und Zweifel, als dass es in dieser Ausführlichkeit hierher gehörte. Und ebenso hoffen wir zweitens alle die polemischen Seitenblicke ausgetilgt zu sehen, die den Leser nichts lehren, weil sie das Object, auf das sie sich beziehn, nicht hinlänglich darzustellen Zeit haben, und die ohnedies durch den Ton der Bitterkeit und des Eifers, den sie einer hoffentlich vorübergehenden Verstimmung des Verfassers verdanken mögen, auf eine unangenehme Weise den Eindruck seiner sonst klaren, gefälligen und anspruchslosen Schreibart stören.

XXXVI.

RECENSION VON GUSTAV THEOD. FECHNER, NANNA, ODER ÜBER DAS SEELENLEBEN DER PFLANZEN.

(Leipzig 1848.)

[1850. S. Gött. gel. Anzeigen 1850, Stück 167, S. 1661—1670.]

In irgend einem materialen Gebilde die Gegenwart einer Seele anzunehmen, können wir zunächst nur durch die Beobachtung von Erscheinungen, zu deren Erklärung ein eigenthümliches immateriales Princip nothwendig ist, oder durch die Wahrnehmung einer organischen Einrichtung veranlasst werden, die nur durch die Voraussetzung der Gegenwart eines solchen Princips verständlich wird. Das Fehlen einer dieser beiden Veranlassungen kann zwar die Wahrscheinlichkeit, aber nicht die Gewissheit begründen, dass auch jenes psychische Princip einer Erscheinung abgehe. Nach zwei Seiten hin ist daher die Ausdehnung des Seelenreiches unbestimmt durch diese Kriterien, und eine Menge anderweitiger Beurtheilungsgründe müssten sich vereinigen, um in der einen oder der andern Richtung seine Grenze, annähernd wenigstens, festzusetzen. Einmal nämlich ist es wohl möglich, dass manche Wirkungen, die wenigstens nach unserer jetzigen Kenntniss von ihnen nichts an sich tragen, was nicht vollständig durch ein Zusammenwirken physikalischer Kräfte erklärbar schiene, dennoch in Wahrheit nicht ohne die Mithülfe eines geistigen Wesens zu Stande kommen. So nöthigt uns zwar nichts, zur Erklärung des Körperbaues, seines Wachsthums und seiner vegetativen Verrichtungen eine Mitwirkung der Seele anzunehmen, dennoch ist der Gedanke einer bildenden Kraft derselben oder vielmehr eines Beitrags, den sie durch irgend eine ihrer Thätigkeiten zu dem Gesammtergebniss des Bildungsprocesses liefert, nicht unmöglich; es kann sogar sein, dass eine fortschreitende Kenntniss dieser Vorgänge wirklich feinere Züge entdeckt, die mit Wahrscheinlichkeit auf eine solche, natürlich nicht gesetzlos wirkende psychische Componente des

körperlichen Bildungslebens hindeuteten. Nach der andern Seite hin ist die Zahl der Geschöpfe, auf welche sich die Beseelung erstreckt, ebenso ungewiss, als die Breite ihrer Wirksamkeit in der einzelnen beseelten Organisation. Wahrscheinlicher freilich ist uns Beseelung da, wo derselbe Organisationsplan, dieselben Apparate sich uns darstellen, auf denen das unzweifelhafte psychische Leben der uns ähnlichsten Geschöpfe beruht; aber sie wird doch nicht in demselben Grade unwahrscheinlicher, in welchem diese beiden Analogien abnehmen; denn wir sehen sogleich, dass jene Apparate, da sie nicht Subjecte, sondern Werkzeuge des geistigen Lebens sind, natürlich nach den Zwecken desselben in ganz unbestimmter Ausdehnung variiren können, so dass selbst ihr völliges Fehlen nichts über die schwebende Frage entscheidet.

Aus dieser Lage der Umstände ergibt sich die Möglichkeit, das Seelenleben der Pflanze zu dem Gegenstande einer allerdings ernstlichen, nicht bloss phantastisch spielenden Ueberlegung zu machen; man sieht zugleich, aus ihr die Schwierigkeiten und die unvermeidliche Beschränktheit des Resultates hervorgehen, das diesen Bemühungen zu Theil werden kann. Das vorliegende Schriftchen wird von Vielen zu den graziösen Arabesken gerechnet werden, die sein Verfasser, Scherz und Ernst zu geistreichen Andeutungen verflechtend, mit besonderer Vorliebe um das starre Gerüst wissenschaftlicher Fragen zu winden pflegt. Ich kann nicht umhin, zu gestehen, dass ein Theil der weitläuftigen und mit der grössten Liebe zu dem anziehenden Gegenstande ausgearbeiteten Ausführung auch mir zu diesen schönen Spielen zu gehören scheint, aber ich möchte durch einige Worte auch auf den positiven Kern hindeuten, der allerdings in ihnen liegt, und der eine schärfere, aber freilich zugleich weniger anschauliche Fassung wohl vertrüge.

Was den Inhalt der Schrift am meisten den Eindruck einer mit Möglichkeiten spielenden, aber nicht Wirklichkeiten aufsuchenden Phantasie machen lässt, ist die zwar sinnig eingeschaltete, aber für ein wissenschaftliches Werk nicht unumwunden genug vorangeschickte Darstellung der Motive, die den Verfasser überhaupt über den alltäglichen Augenschein hinaus zu der Aufsuchung eines Seelenreiches trieben, von

dem wir sonst nur aus Märchen eine unglaubwürdige Kunde besitzen. In das endlose Meer von Möglichkeiten hinauszufahren, für deren Wirklichkeit nicht schon vorher eine grosse Wahrscheinlichkeit sprach, müsste uns allerdings als ein wissenschaftlicher Uebermuth erscheinen, der an den wirklich drängenden Fragen nicht genug zu thun findet, und sich Probleme schafft aus freier Luft. Es würde jedoch leicht zu zeigen sein, dass die Frage nach der Ausdehnung des Seelenreiches eine grosse Wichtigkeit hat für den Abschluss unserer Weltansicht überhaupt. Hätte der Verfasser, was er freilich nicht thun zu wollen ausdrücklich erklärt, der übereinstimmenden Neigung gedenken wollen, mit der die neuere deutsche Philosophie in ihren verschiedensten Systemen und in den verschiedenartigsten Formen zu der Ueberzeugung der alleinigen Realität des Geistigen zurückgekommen ist, so würde er darin zwar wenig Hülfe für die Ausarbeitung seines speciellen Gegenstandes gewonnen, wohl aber das Bedürfniss unserer Erkenntniss, das dieser ganzen Frage ihren Werth und ihre Berechtigung gibt, mit grösserer Klarheit an die Spitze seiner Betrachtungen haben stellen können. Er wählt den andern Weg, »auf solche Tiefe Verzicht zu leisten, und eher zu ihr hinabzusteigen, so weit es eben gehen mag, als aus ihr hinaufzubauen. Man kann ja eine Blume auch wohl pflücken, ohne sie mit der Wurzel auszuheben, und gefällt die Blume, findet sich auch wohl noch der Spaten, der sie später aus der Tiefe hebt, zur dauernden Verpflanzung in das Beet des Gartens.« Wir folgen ihm gern auch auf diesem Wege; was wir sagten, war nicht sowohl ein Tadel gegen ihn, als eine Entschuldigung vielmehr des Scheines, den er selbst gegen sich erweckt.

Der anmuthigen Darstellung Schritt für Schritt zu folgen, würde nutzlos sein bei der grossen Mannigfaltigkeit von Thatsachen, Reflexionen und anregenden Nebengedanken, die uns jeder einzelne Abschnitt darbietet. Es ergibt sich von selbst, dass nach dem einmal gefassten Vorsatz, von dem Bestande der Erfahrung aus in die Tiefe hinabzugraben, zuerst die Beseitigung der grundlosen Vorurtheile gegen die Möglichkeit des pflanzlichen Seelenlebens versucht werden muss. Sie kann auf doppelte Weise unternommen werden. Man kann zeigen,

dass an den Pflanzen in der That einzelne wenigstens von jenen Erscheinungen vorkommen, die man als sichere Hindeutungen auf Seelenleben zu betrachten pflegt; muss man aber zugestehen, dass das vegetabilische Leben solche Vergleichungspunkte nicht darbietet, so wird man versuchen nachzuweisen, dass das Seelenleben auch ohne jene Erscheinungen möglich ist, und dass es Vorurtheil sei, es nur in der einen Form für möglich zu halten, in der es sich unserer alltäglichsten Erfahrung mit dem grössten Geräusche aufdrängt. Beides thut der Verfasser. Aber das erste Unternehmen, dessen vollständiges Gelingen von entscheidender Wichtigkeit wäre, gelangt doch, wie mir scheint, nur zu dem Nachweis, dass die Erscheinungen im Pflanzenleben so sind, dass man sie sich von psychischen Vorgängen begleitet denken *kann*. Eine *Neigung*, manches psychisch zu interpretiren, können des Verfassers geistvolle Deutungen wohl erwecken, aber wir finden keine Thatsachen, die hier Ueberzeugung gewährten. Ich führe nur ein Beispiel an. S. 114 findet der Verfasser *Autenrieth's* Ausspruch untriftig, dass die Pflanze Bewegungen nur auf Reize entfalte, von denen sie bereits berührt ist, das Thier aber suche auch die auf, die für es noch nicht da sind. Das Mistelwürzelchen, entgegnet der Verfasser, sucht die Fläche, in der es wurzeln will, noch ehe es solche erreicht. Soll dies nun bedeuten, dass das Mistelwürzelchen durch ein Wissen von der Fläche, noch ehe diese auf es eingewirkt hat, in seinen Bewegungen geleitet wird? Dagegen müssten wir doch einwenden, dass dann das Mistelwürzelchen nicht bloss dem durstigen Thier, das *Autenrieth* anführt, an Intelligenz gleich, sondern ihm unermesslich überlegen wäre. Denn das durstende Thier läuft zuerst in der Irre, um Wasser zu suchen, erst wenn es durch Witterung oder Gesicht einen wirklichen Eindruck von diesem Lebensreize erhält, kann es auf ihn zugehn. Soll das Mistelwürzelchen nach demselben Masse gemessen werden, so kann es keine unmittelbare Offenbarung von der Nähe einer Fläche haben, an der es haften kann; seine Kenntniss wird vielmehr wie bei allen Seelen, durch irgend einen physischen Eindruck vermittelt sein. Findet dies aber einmal Statt, so ist nicht zu beweisen, dass dieser Eindruck nicht die Folge auch ohne alle psychische Mitwirkung,

nach Art einer Reflexbewegung bewirken könnte. In diesem Cirkel wird sich unsere Reflexion bei allen vom Verfasser angeführten Fällen bewegen müssen; häufig erlauben, aber nirgend erzwingen die Thatsachen den Gedanken psychischer Mitwirkungen.

Der andere Versuch dagegen muss nothwendig gelingen, aber er führt wenig Befriedigung mit sich, und nur der grosse Aufwand immer neuer Wendungen verdeckt bei dem Verfasser den einförmigen Gang des eigentlichen Räsonnements. Ist es uns doch schon unmöglich nachzuweisen, dass dieses Seelenleben, das wir an uns selbst wahrnehmen, nur durch diese bestimmten Mittel der Organisation zu realisiren war, die uns gegeben sind. Nun soll an den Pflanzen ja nicht dasselbe, sondern ein unbestimmt anderes Seelenleben verwirklicht sein; so oft daher an ihnen eine Erscheinung oder eine organische Einrichtung vermisst wird, die bei Thieren vorkommt, kann man natürlich stets den Beweis verlangen, dass ein anderes nicht näher bestimmtes Seelenleben nicht auch ohne diese vermissten Bedingungen möglich sei. Diesen Beweis kann freilich Niemand führen. Aber die Unmöglichkeit des Beweises für das Gegentheil einer Annahme enthält weder einen Beweis für die Wirklichkeit, noch auch nur für die Möglichkeit dieser Annahme selbst, sie enthält nur das Bekenntniss des Mangels an Beurtheilungsgründen überhaupt. Die zahlreichen Darstellungen, die der Verfasser in diesem Sinne gegeben hat, haben daher allerdings nur die Bedeutung, tabula rasa für die Herstellung einer positiven Meinung zu machen, zu deren Begründung sie nichts beitragen. Aber dies selbst ist in anderer Rücksicht allerdings von grossem Werthe. Denn wir können nicht leugnen, dass in unserer Betrachtung des Lebens aus gewohnten Analogien der Betrachtung ganz mit Unrecht apodiktische Nothwendigkeiten gemacht zu werden pflegen. Thatsachen von weiter Verbreitung gestalten sich zu oft zu angeblich allgemeinen sich von selbst verstehenden Nothwendigkeiten um, als dass der Verfasser nicht Dank dafür verdiente, einmal in so ansprechender Weise die Nichtigkeit der Meinungen gezeigt zu haben, dass Seelenleben an Nervensysteme gebunden sein, dass es sich in spontanen Bewegungen aussprechen müsse und mehr. Dass anderseits so ausgedehnte

Analogien der Wirklichkeit auch ihre Bedeutung haben gegenüber bloss abstracten Möglichkeiten, wird der Verfasser seinerseits uns zuzugeben nicht anstehn.

Im Ganzen ist es also doch nicht die Erfahrung, die den Verfasser anweist, nach einem Pflanzenseelenreich auszuziehn, wenigstens nicht, ohne dass eine alle Erfahrung überfliegende Idee seines eigenen Gemüths ihm in der Deutung ihrer Thatsachen den Weg zeigte. Nicht nur in seinem vierten Abschnitt, der unter dem Namen teleologischer Gründe für die Pflanzenbeseelung das eigentliche Motiv seines Forschens aufdeckt, sondern zerstreut und an einzelnen Beispielen ausgeführt auch in allen übrigen Theilen seiner Abhandlung tritt ein Grundgedanke sehr deutlich hervor. »Darin (S. 55) besteht die grösste Kunst der Natur, aus demselben Borne jeden etwas Anderes schöpfen lassen zu können, indem der Trank sich mit dem Becher ändert. Jedes Wesen stellt gleichsam ein anders gestaltetes Sieb vor, das demgemäss andere Empfindungen aus der Natur aussiebt; und was eines übrig lässt, ist noch für unzählige andere. Mag also immerhin das Thierreich Alles aus der Natur sich schon genommen haben, wofür es empfänglich ist, so bleibt wohl noch eine ebenso grosse Hälfte für das Pflanzenreich übrig.« Und darin, fügen wir hinzu, besteht nicht nur die grösste Kunst, sondern auch gewiss in dem Sinne des Verfassers die Aufgabe der Natur. Wer sich erinnert, wie er in seiner andern Schrift über das höchste Gut den Begriff der Lust als das Princip der Welt betrachtet, wird leicht den Zusammenhang finden, nach welchem ihm hier die Natur als eine Veranstaltung nicht zur Realisirung irgend welcher Entwicklungstypen, sondern zur Herstellung aller möglichen Lebensverhältnisse erscheint, aus welchen durch geistige Empfänglichkeit eines Daseienden ein Genuss erzeugt und gewonnen werden kann. Zwei Gedanken, die den Ueberlegungen der Philosophie nicht fremd sind, die Ueberzeugung von der inneren Widersinnigkeit jedes todten Daseins, und die Forderung, dass alles in dem Baue der Welt realisirbare Gut auch realisirt sei, sehen wir gleichzeitig als die treibenden Motive dieser Betrachtungen des Verfassers und als die festeren Punkte, auf welche das leichter gestaltete Spiel seiner Phantasie zurückweist. Hat er vermieden, durch

eine abstractere Ueberlegung beiden Gedanken Grenzen und Befugnisse ihrer Anwendung schärfer zu bestimmen, so hat er dagegen in einer Weise der Darstellung, die durch ihr liebevolles Aufgehn in ihrem Gegenstande Jeden befriedigen und anmuthen wird, den Werth derselben für unsere gemüthliche Weltauffassung mit überredender Kraft hervorgehoben.

Finden wir uns nun, obgleich aus etwas anders gestalteten Prämissen mit dem Verfasser in diesen allgemeinsten Gesichtspunkten ganz einverstanden, so vermögen wir ihm doch weniger in seinen Ansichten über die nähere Beschaffenheit der Pflanzenseele zu folgen. Es scheint uns hier, als wenn er die grosse Bedeutung, welche durchgreifende Analogien in der Natur stets haben, über den abstracten Möglichkeiten etwas vernachlässigt, die nur gelten können, weil Niemand die Fähigkeit ihrer Widerlegung besitzt. Bau und Leben der Pflanzen erscheinen mir allerdings so abweichend von Allem, was wir im Thierreich gewohnt sind, dass ich von der Seele einer Pflanze im Ganzen zu reden Anstand nehmen müsste, gleichviel welche Einfachheit des Daseins, welche Dunkelheit oder welche andere Unvollkommenheit oder Abweichung derselben von der Existenzweise der Thierseele sie vor Vergleichen mit dieser schützen soll. Allein, dass zu weit gehenden positiven Behauptungen dieses Feld überhaupt nicht geeignet ist, gibt uns der Verfasser gern zu, und so dürfen wir eine Polemik gegen die Phantasien unterlassen, die, wenn auch unbegründbar, doch stets dazu dienen können, unsere Vorstellungswelt von dem falschen Scheine zu befreien, als sei mit dem engen Gesichtskreise, den unsere Erfahrung uns darbietet, die Welt mit Nothwendigkeit abgeschlossen. Können wir das auch nicht fixiren, was sich jenseit dieses Kreises nur in mehr oder minder verschwimmenden Ahnungen vorüberbewegt, so können wir uns doch dadurch zu einer Selbstbesinnung darüber treiben lassen, ob das, was wir fest schon zu halten glauben, wirklich diese Ausschliesslichkeit und nothwendige Wahrheit besitzt, die wir ihm zutrauen.

Möge daher diese Schrift unter einem dreifachen Gesichtspunkt den Lesern bestens empfohlen sein. Zuerst denen welchen der Gegenstand selbst am Herzen liegt, als eine erschöpfende Darstellung alles dessen, was von empirischer Seite

her eine sinnige Betrachtung zur Entscheidung beitragen kann; dann denen, die eine lebendige und in ihrem Gegenstande nicht gleichgiltige Unterhaltung suchen, als eine Fülle anregender Bemerkungen auch über so manche andere Fragen; denen endlich, die weniger Vergnügen an dem finden, was sie nur für Spiel der Phantasie halten können, wird die Schrift doch nützlich sein durch die ausserordentliche Menge interessanten Materials, das der Verfasser mit grosser Belesenheit über die mannigfaltigsten Seiten des Pflanzenlebens hier zusammengestellt hat.

XXXVII.

SELBSTANZEIGE DER ALLGEMEINEN PHYSIOLOGIE DES KÖRPERLICHEN LEBENS.

(Leipzig 1851.)

[1851. S. Gött. gel. Anzeigen 1851, Stück 100—102, S. 993—1016.]

Versuche, durch die Aufstellung eines ganz neuen höchsten Princips der Erklärung die Erscheinungen des Lebens nicht nur im Ganzen in helleres Licht zu rücken, sondern auch die ganze Breite der Wissenschaft einem solchen neu aufgefundenen Gesichtspunkte zu unterwerfen, sind in der Geschichte der Physiologie sehr häufig gewesen. Es ist fraglich, ob neben dem einseitigen Gewinn, den sie am Ende alle der Wissenschaft gebracht haben, ihre anderweitige schädliche Wirkung nicht grösser gewesen ist. Man würde die Absicht des Buches, das ich hier der freundlichen Theilnahme der Leser widme, völlig missverstehen, wenn man in ihm eine Wiederholung ähnlicher Bemühungen sehen wollte. Der Glaube, dass das Leben, abgetrennt von den übrigen Erscheinungen der Natur eines besondern und ganz anders gearteten Princips

bedürfe, ist durch die neuern Fortschritte so sehr erschüttert worden, dass ich auf die Einstimmung der meisten Naturforscher werde rechnen können, wenn ich auch aus allgemeineren theoretischen Gründen die Nothwendigkeit behaupte, mit allen Erklärungsversuchen der Lebenserscheinungen auf die allgemeinen und gewohnten Grundlagen der übrigen Naturwissenschaft zurückzugehn. Gibt man diese Voraussetzung zu, so ist die nothwendige Folge davon, dass die fruchtlose Betriebsamkeit, durch immer tiefsinnigere und unerhörtere Grundgedanken für die Erklärung des Lebens einander zu überbieten, aufhören muss. Die einzige, noch zurückbleibende, an Umfang und Schwierigkeiten darum nicht ärmere Aufgabe der Physiologie kann nur noch die sein, die bestimmten Verwendungsweisen der Mittel und Kräfte kennen zu lernen, durch welche sich lebendige Massensysteme auf eine bedeutsame Weise von dem Kreise der unbelebten Objecte und den Productionen der Kunst unterscheiden. Will man jedoch jene Voraussetzung des Mangels eines besondern Princips der Lebenserscheinungen selbst für ein neues Princip der Physiologie ansehn, so bin ich mir wenigstens bewusst, mich nicht für seinen Erfinder zu halten, sondern nur auszusprechen, was in häufig allerdings sehr unvollkommner Auffassung das allgemeine wissenschaftliche Bewusstsein unserer Zeit durchdringt.

Ob nun Betrachtungen, die auf diesem Wege fortschreiten, zu minder interessanten und einförmigeren Resultaten führen, als die phantastischen Versuche, aus ganz eigenthümlichen Principien die Fülle der Lebensprocesse zu construiren, müssen wir dem Urtheile des Lesers überlassen. Es scheint uns indessen, als wenn die relative Befriedigung, welche jene tiefsinniger scheinenden Versuche gewähren, mehr in der ästhetischen Aufregung und Belebung der Phantasie bestände, die ihren Gegenstand eben nicht fasst, sondern ihn beständig in geheimnissvolles Dunkel zurückweichen sieht, als dass sie aus einer wirklichen Aufhellung der zum Stehen gebrachten Erscheinungen entspränge. Die Aufgabe einer Wissenschaft geht jedoch nicht dahin, in dem Gemüthe des Lernenden irgendwie einen subjectiven Reichthum schwärmender Stimmungen hervorzurufen, sondern klar zu zeigen, dass in

dem Gegenstande der Untersuchung ein objectiver Reichthum wirklichen Inhalts vorhanden ist, der die Begeisterung jener Stimmung zu erwecken würdig ist. Weit entfernt von der Behauptung, diese Aufgabe gelöst zu haben, musste ich doch bemerken, dass sie es ist, die mir vorschwebte, und dass ich jeden Luxus unverständlicher scientifischer Poesie vermeidend, überall gesucht habe, die Thatsachen in der Einrichtung des Lebens hervorzuheben, an welche jedes sinnige Gemüth selbst seine Reflexionen weiter anknüpfen mag. Der unendliche Reichthum der Lebensverhältnisse, welchen die Naturgeschichte und die vergleichende Physiologie darbietet, würde allerdings weit mehr Gelegenheiten zu solchen Darstellungen geben können, als ich benutzt habe. Denn der Hauptzweck meines Buches ist die Hervorhebung der allgemeinen Verfahrungsweisen, durch welche die Natur das Leben mechanisch ermöglicht; freiere Betrachtungen über die Zweckmässigkeit und die ideale Bedeutsamkeit einzelner Gestaltungen mussten aus dem Plane des ohnehin etwas zu weit angewachsenen Werkes entfernt und späteren Gelegenheiten vorbehalten bleiben.

Den Fortschritt einer Wissenschaft, deren Umfang schon eine so bedeutende Theilung der Arbeit nöthig gemacht, wie dies mit der Physiologie der Fall ist, fördert man nicht allein durch einzelne Entdeckungen, sondern gleich wirksam, obwohl in weniger geräuschvoller Weise, durch die Bemühung, die richtigen Principien der Untersuchung unter die möglich grösste Anzahl der Arbeiter zu verbreiten. Ich habe in der Vorrede ausgesprochen, dass ich diese Beförderung medicinischer Schulbildung als die eigentliche Bestimmung meines Buches betrachte. Obgleich ich mir Mühe gegeben habe, weder das Verständniss dem gebildeten Laien unmöglich, noch die Lectüre meiner Schrift den Meistern der Wissenschaft ganz nutzlos zu machen, so musste doch der Plan der Arbeit hauptsächlich nach jenem einmal gewählten Zwecke gestaltet werden. Und hierüber finde ich mich genöthigt, noch einige Worte im Allgemeinen vorauszuschicken.

Als ein philosophisches Buch wünsche ich natürlich meine Arbeit nicht angesehen. Ueberall habe ich vielmehr, mit Rücksicht auf den Leserkreis, den ich voraussetzte, meine

allgemeinen Betrachtungen nur bis dahin ausgedehnt und da abgebrochen, wo zur vollständigen Abschliessung der Ansichten ein wirkliches Eingehn auf philosophische Theorien unerlässlich gewesen wäre. Man kann diesem Verfahren entgegenhalten, dass aus ihm eine Unselbstständigkeit des ganzen Gedankenkreises hervorgehe, der an verschwiegenen letzten Principien hänge. Dieser Nachtheil ist jedoch von der Darstellung einer besondern Wissenschaft stets in gewissem Grade unzertrennlich; weder der räumlichen Anlage eines Buchs ist es möglich, überall auf die letzten Principien der Dinge zurückzugehn, noch ist die Forderung billig, dass eine allgemeine Physiologie zugleich eine Encyklopädie aller ihrer Voraussetzungen sein müsse. Billig ist es vielmehr, dass, wer die Grenzen der bestimmten, einzelnen Wissenschaft überschreiten will, dies auch thue, nämlich wirklich in einer andern allgemeineren Wissenschaft ernstlich die letzten Gründe aufsuche, auf denen die praktischen Regeln der Untersuchung in seinem specielleren Kreise von Gegenständen beruhen. Nöthig ist dies für den Fortschritt der angewandten Wissenschaften nicht in dem Grade, den man übertreibend zu verlangen pflegt. Niemand beunruhigt sich darüber, wenn er ein Gebäude nur bis auf sein sichtbares Fundament verfolgen, aber nicht weiter sehen kann, worauf dies selbst wieder ruht. Man begnügt sich zu wissen, dass es im Erdboden haftet, von dem es hinlänglich evident ist, dass er etwas tragen kann. Ich glaube daher nicht, dass man meiner Arbeit den Vorwurf einer praktischen Unselbstständigkeit mit Recht machen kann, weil sie die Erklärung der Lebenserscheinungen nur bis auf einen noch deutlichen und evidenten Gedankenkreis zurückführt, hinter dem es freilich noch etwas Anderes gibt; dagegen würde es mich ebenso befremden, wenn man dies, was ich zu lehren versucht habe, schon als die eigentlich philosophische Lösung der hier obschwebenden Fragen betrachtete.

Einen andern Vorwurf, den man meinem Verfahren machen könnte, dass nämlich das Vermeiden der letzten speculativen Gründe auch manche einzelne Erscheinung vollständig zu erklären hindere, fürchte ich noch weniger. Es scheint mir, dass in physiologischen Schriften viel zu sehr en détail ausdrücklich philosophirt wird, während die philosophische

Bildung im Ganzen fehlt, die der Gesammtheit der Ansichten ohne allen pomphaften Ausdruck zu Grunde liegen sollte. Die einzelnen Schwierigkeiten der Physiologie sind gar so eigensinnig nicht, dass sie ein plötzliches geräuschvolles Untertauchen in Philosophie nöthig machten; man wird sie vielmehr klarer und einfacher behandeln, obgleich nicht immer lösen, wenn man die nächsten und deutlichsten Bedingungen der Thatsachen gelassen zusammenstellt, ihre Zurückführung auf die höchsten Gründe aber nicht für jeden Fall im Einzelnen unternimmt, sondern diesen Betrieb im Grossen einer zusammenfassenden philosophischen Naturwissenschaft überlässt. Für das Schulbedürfniss einer angewandten Wissenschaft ist das Bewusstsein der letzten Principien, von denen ihr Gegenstand abhängt, nicht ganz ebenso wichtig, als eine klare Ausbildung der näheren, niedrigeren Gründe, die den Erscheinungen unmittelbar zur Basis dienen. Ueber sie muss es nicht nur richtige, sondern auch deutliche, praktische und handliche Vorstellungen geben, die nicht für jeden einzelnen Fall mühselig aus schwer fassbaren principiellen Abstractionen deducirt zu werden brauchen, sondern immer gegenwärtig und anwendbar sich leicht zu jedem Gebrauche darbieten. Jeder Kenner der Mathematik weiss, dass die tiefsinnigsten Entdeckungen über Grössenbeziehungen gar schwer fruchtbar zu machen sind, wenn nicht zugleich eine glückliche Bezeichnungsweise derselben mit erfunden wird. Diesen Grundsätzen, die ich im Buche selbst bei mehreren Gelegenheiten weiter erläutert habe, bin ich gefolgt, so weit ich es vermochte. Ich wünsche sie jedoch nicht mit der Manier verwechselt zu sehen, durch Ausbildung geläufiger Namen die Schwierigkeiten der Sache zu umgehn. Vielmehr bin ich mit den technisch üblich gewordenen Ausdrücken der Physiologie so frei als möglich umgegangen und habe überall gesucht, der Vielfältigkeit und Unbestimmtheit ihres Gebrauchs die passenden Vorstellungen zu substituiren.

Indem ich dazu übergehe, einen kurzen Abriss des Inhalts meiner Schrift zu geben, und als den Gegenstand ihres ersten Buchs die Grundbegriffe und Grundsätze der allgemeinen Physiologie nennen muss, erinnere ich mich eines Tadels, der gegen die ähnliche Anordnung meiner Allge-

meinen Pathologie gerichtet worden ist. Man hat es theils für das Verständniss für zweckmässiger, theils für methodisch richtiger gehalten, von den empirischen Thatsachen auszugehen und aus ihnen die allgemeinen Gesetze zu entwickeln. Was das Erste betrifft, so war es meine Absicht durchaus nicht, die Lectüre meines Buchs vollkommen mühelos zu machen: sie würde unausführbar gewesen sein. Aber das Andere, die angeblich grössere methodische Richtigkeit des umgekehrten Verfahrens beruht auf einer Verwechselung. Allgemeine Formen der wirklichen Gestalten, allgemeine Typen der wirklichen concreten Ereignisse können allerdings nur aus der Combination des empirischen Materials entwickelt werden, denn sie sind Wirklichkeiten, die nicht sein müssen, sondern nur sind. Allgemeine Grundsätze dagegen, die nicht ausmalen, was ist, sondern nur bestimmen, wie etwas sein muss, wenn es überhaupt sein soll und wie es untersucht werden muss, wenn es überhaupt untersucht werden soll, können unmöglich anders wohin, als an den Anfang der Beschäftigung mit dem Gegenstande gehören. Es kann sein, dass man auch diese Grundsätze durch die Betrachtung des Einzelnen verdeutlichen kann, aber der methodische Weg, den wir mit eiserner Consequenz festhalten müssen, ist vielmehr der, dass wir den Anfänger nicht glauben machen, er dürfe ohne systematische Vorkenntniss der nothwendigen und unmittelbar gewissen Wahrheiten sich an die Betrachtung der Dinge selbst machen, um hinterher, einseitig und fragmentarisch, wie es der stets beschränkte und zufällige Beobachtungskreis eines einzelnen Individuum mit sich bringt, durch die Thatsachen auf dies oder jenes allgemeine Gesetz geführt zu werden, oder sich einen und den andern Grundsatz nothbehelflich nachzuconstruiren. Auf das vorliegende Werk hat indessen jener Einwurf um so weniger Anwendung, als es sich von selbst versteht, dass dem Studium der allgemeinen Physiologie eine Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Thatsachen der organischen Welt vorausgehn muss; und in dem Masse, als eine solche von dem ersten Buche meiner Schrift vorausgesetzt wird, ist sie ohnehin ein ganz allgemeiner Besitz jedes Gebildeten.

Ich habe früher, in der Abhandlung über Leben und

Lebenskraft in R. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie (s. oben Bd. I No. VI) die hauptsächlichen Grundzüge einer naturwissenschaftlichen Gestaltung der Physiologie ausreichend, wie mir damals schien, auseinander zu setzen versucht. Die Wahrnehmung jedoch, dass diese Abhandlung ungeachtet mancher wohlwollend auf sie eingehenden Berücksichtigung doch in wesentlichen Punkten nicht selten missdeutet worden ist, bestimmte mich, in dem ersten Buche dieser neuen Schrift dieselben Gegenstände mit noch ungleich grösserer Ausführlichkeit zu behandeln. Die mir selbst, wie vielleicht manchem Leser unangenehme Weitläufigkeit dieser Darstellung möge man durch diese Veranlassung entschuldigen; ich habe ihr aufzuhelfen gesucht, indem ich die Gegenstände jener früheren Abhandlung durchgängig neu bearbeitete, so dass nur wenige Perioden unverändert aus ihr entlehnt wieder erscheinen. Der umfassendere Plan der gegenwärtigen Arbeit führte ohnehin die Nothwendigkeit herbei, hier Vieles zu berühren, was dort kaum angedeutet werden konnte.

Das erste Kapitel versucht die verschiedenen Arten der Naturauffassung, welche sich aus natürlichen Anlagen des Geistes überall neben und nach einander entwickeln, sowohl nach dem Ertrage, den sie der Wissenschaft liefern, als nach dem Werthe zu schildern, den sie für die geistige Ausbildung im Allgemeinen besitzen. Ideale, dynamistische und mechanische Naturansichten, nebst ihrer gegenseitigen Verbindung zu dem Ganzen einer Weltauffassung bilden mit einigen Worten über die Brauchbarkeit der gewohnten physikalischen Grundsätze für die Erklärung des organischen Lebens den Inhalt dieses Kapitels, dessen Hauptabsicht darauf geht, nicht nur die natürliche Verknüpfung, in welcher jede dieser Ansichtsweisen Probleme behandelt, die den andern unlösbar sind, sondern namentlich auch die Wurzeln bemerklich zu machen, mit denen jede von ihnen unaustilgbar in dem menschlichen Gemüthe haftet. Der Streit der Ansichten kann nur nach einer vollen Berücksichtigung dessen geschlichtet werden, was jede an wahrhaft grossem und tiefem Interesse besitzt, während die einseitige Heftigkeit, mit der noch bis in unsere Zeit ideale Constructionen der Natur und mechanische Auffassungen einander jede Bedeutung abstreiten, ebenso wenig Befrie-

digung herbeiführen kann, als die halben Vermittlungsversuche, welche die Naturerscheinungen unter jene verschiedenen Principien eintheilen wollten. Der Absicht, diese Verkettung der wissenschaftlichen Untersuchungsweisen mit so Vielem, was ausser der Wissenschaft unser Leben bewegt, immer in Erinnerung zu bringen, möge man einige stilistische Abwege von dem nächsten Gegenstande der Untersuchung in diesem Kapitel zurechnen.

Das zweite enthält Vergleichungen des Lebendigen und des Unlebendigen. Sie sind nach einer Vorbemerkung über den mannigfach abgestuften Werth, welcher Unterschieden zwischen Naturerscheinungen überhaupt beizulegen ist, nicht in der Absicht einer vollständigen Aufzählung aller Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten gemacht, sondern heben nur die Punkte hervor, aus welchen die Wissenschaft bisher die Nothwendigkeit eigenthümlicher Principien zur Erklärung des Lebens hergeleitet hat. Es wird zuerst zu zeigen versucht, dass die Bestandtheile der lebendigen Körper weder einen hinlänglichen Grund des Lebens enthalten, noch dass ihre eigenthümlichen Eigenschaften uns auffordern, das Lebendige von dem Unorganischen durch eine Verschiedenheit der letzten Wirkungsgesetze geschieden zu denken. Ein kurzer Abschnitt über die Natur der Kräfte überhaupt, deren Name in der Physiologie in sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht, und deren wesentlicher Begriff meist sehr irrig aufgefasst zu werden pflegt, ist dazwischengefügt, um den Uebergang zu einer nachfolgenden Betrachtung zu bilden, welche auch aus der Wirkungsweise der organischen Kräfte im Einzelnen, so wie aus deren Combination zu den grösseren Gesammtwirkungen der Lebensfunctionen den Anschein einer die physischen Gesetze übersteigenden mysteriösen Eigenthümlichkeit zu verbannen sucht.

Das dritte Kapitel dieses Buchs ist dem Wesen und Begriff des Lebens gewidmet. Doch würde diese Ueberschrift den täuschen, der in ihr die Anzeige einer oder die Geschichte vieler logisch formgerechter Definitionen des Lebens vermuthete. Obgleich ich eine solche Definition für möglich halte, würde sie doch, wenn sie richtig und anschaulich zugleich sein sollte, so ausführlich sein müssen, dass sie von selbst in

die Form einer Schilderung der Hauptzüge des Lebens wieder übergehen würde. Diese Form ist daher überhaupt vorgezogen worden. Die Anerkennung, dass in der gewöhnlichen Auffassung des Lebens, die in den naturphilosophischen Schulen der neuern Zeit ihren etwas einseitigen scholastischen Ausdruck gefunden hat, doch ein unverkennbares Bedürfniss des Geistes liegt, dem Begriffe der Freiheit und von innen quellenden Regsamkeit eine Anwendung zu verschaffen, nöthigte dazu, diese Betrachtung mit einem polemischen Abschnitt über die Bedeutung des Gegensatzes zwischen lebendiger und todter Natur einzuleiten. Ihr folgt eine Aufzählung der wesentlichsten und am meisten charakteristischen Züge, durch welche sich der Bau der organischen Massensysteme auszeichnet, und in denen zunächst allein das Wesen des Lebens, so weit es sich in einem äusserlichen Thatbestande ausdrückt, gefunden werden kann. Hinter den Lineamenten dieses Baues, welche die empirische Beobachtung vor sich sieht, kann eine mehr divinirende, als schauende Richtung der Gedanken noch die zusammenfassende Idee suchen, welche die eigentliche Absicht und den verbindenden Sinn dieses ganzen Aufgebots wunderbar combinirter Processe bildet, die wir das Leben zu nennen pflegen. Dieser Idee des Lebens ist der letzte Paragraph des Kapitels gewidmet. Doch war es unmöglich, was sonst wohl wünschenswerth gewesen wäre, die ganze Mannigfaltigkeit der Anschauungen kritisch durchzugehn, die über diesen Gegenstand nie und nirgends so bunt und reichhaltig sich entwickelt haben, wie in neuerer Zeit in unserer deutschen Wissenschaft. Ich habe mich begnügen müssen, sie entfernt von jedem Eingehn auf die concrete Ausbildung, die ihnen diese oder jene Persönlichkeit gegeben hat, gruppenweis vorzuführen; und so schliesst das erste Buch mit einer Beleuchtung der Principien, welche wir in ästhetischen, metaphysischen und teleologischen Versuchen, die Idee des Lebens zu deuten, befolgt finden.

Das zweite Buch des Ganzen ist der Mechanik des Lebens und dem Haushalt der lebendigen Körper gewidmet. Diese Gegenstände lassen sich von verschiedenen Seiten ansehn und die Aufgabe der allgemeinen Physiologie kann in Bezug auf sie mehrfach bestimmt werden. Man kann theils die allgemeinen Grundzüge des mechanischen Verfahrens auf-

suchen, durch welche die Natur überall gleichförmig Phänomene des Lebens hervorbringt, eine Betrachtung, in welche die Differenzen der Organisation in verschiedenen Gattungen nur insofern eintreten, als sie merkwürdige Verschiedenheiten der Benutzungsweise jener allgemeinen mechanischen Mittel darbieten. Theils aber kann man gerade gegenüber dieser Aufsuchung der überall in wesentlich gleicher Gestalt wiederkehrenden Mechanik des Lebens jene Verfahrungsweisen der Natur hervorheben, nach denen sie in den verschiedenen Arten der Organisation die allgemein benutzbaren Mittel des Lebens zu ganz individuellen und eigenthümlichen Formen des Daseins zweckmässig combinirt. Aber diese letztere Aufgabe wird in einiger Ausdehnung erst lösbar werden, wenn der vergleichenden Physiologie eine viel grössere Aufmerksamkeit zugewendet wird, als bisher geschehen ist. Obgleich die Bedürfnisse der Physiologie des menschlichen Lebens sehr häufig schon zu einer Berücksichtigung der thierischen Lebensformen genöthigt haben, so ist dies doch meist nur in der Art geschehen, dass kapitelweise die einzelnen Functionen der Thiere den einzelnen entsprechenden des Menschen parallelisirt wurden. Einem umfänglicheren Versuche, die Gesammtheit aller Functionen in jeder einzelnen Thierclasse in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit von einander und in jener specifischen Form des Gleichgewichts aufzuzeigen, die jeder beständigen Gattung zukommt, sehen wir jetzt noch entgegen. Ich habe deshalb diese Aufgabe der vergleichenden Physiologie nicht zu der meinigen gezählt; obgleich ich keinen Grund fand, ängstlich die Grenzen zwischen beiden Auffassungen einzuhalten, ist doch die Hauptabsicht meiner Darstellung nur auf den Zusammenhang der Lebensfunctionen im Ganzen, oder figürlich zu sprechen, auf die allgemeine Gleichung des Lebens gerichtet, die Betrachtung der speciellen Gattungsformeln dagegen, die durch verschiedene Werthe ihrer Coefficienten entstehen mögen, ausgeschlossen.

In der Voraussetzung, dass eine allgemeine Vorstellung von den Ereignissen des Lebens Jedem von Anfang an zu Gebot stehe, ist die Anordnung der Gegenstände in diesem Buche nicht sowohl mit Rücksicht auf Leichtigkeit des Ueberblicks, als vielmehr dem Zusammenhange der Sache nach ent-

worfen, so weit bei einer so vielfachen wechselseitigen Bedingtheit der Lebensprocesse durch einander eine successive Betrachtung derselben überhaupt der Natur der Sache folgen kann. Alle Möglichkeit der Lebenserscheinungen beruht zuletzt auf den chemischen Verwandtschaftswirkungen der Massen, durch welche allein in Wechselbestimmung mit den äussern Umständen ein Anfang auch der mechanischen Bewegung gegeben werden kann. Deshalb ist das erste Kapitel dem organischen Chemismus gewidmet. Aber die unmittelbare Wirkung der chemischen Kräfte würde für sich keinen der Zwecke des Lebens und kaum eine jener zusammengesetzteren Functionen realisiren, welche die nächsten Mittel zu jenen Zwecken sind. Erst indem die einzelnen wirksamen Massen sich zu grösseren Systemen vereinigen, geht aus deren Combinationsform eine Reihe von Gesammtwirkungen hervor, die bei der Theilnahmlosigkeit einiger, der Empfindlichkeit anderer Theilchen für chemische Anreize auch mechanische Bewegungseffecte in grösserem Massstabe bedingen und so den Betrieb der ausgebreiteten und vielgliedrigen organischen Functionen, die nie ohne Bewegung von Massen geschehen, möglich machen. Das zweite Kapitel behandelt deshalb den Mechanismus des Stoffwechsels, dessen chemische Seite das erste hervorgehoben hatte. Hieran schliessen sich im dritten die Verhältnisse der Gestaltbildung in einem doppelten Sinne; denn theils sind die räumlichen Formen des Körpers wesentliche Bedingungen der Gestalt, welche die mechanischen Bewegungen und die chemischen Processe annehmen; theils gehören sie zu den Leistungen, welche diese beiden Reihen von Kräften im Sinne der organisirenden Idee herzustellen haben. Sie bilden hierdurch den Uebergang zu dem vierten Kapitel, welches diese Leistungen der Organismen im Allgemeinen bespricht, jedoch die Vergeistigung der äussern Reize durch Empfindung, sowie alles psychische Dasein ausschliesst. Die Bearbeitung der Physiologie des Seelenlebens ist eine Aufgabe von zu grossem Umfange, um diesem Buche einverleibt zu werden; sie wird in abgesonderter Ausführung als zweiter Band dieses Werkes nachfolgen. Die Bewegungserscheinungen dagegen haben eine somatische Seite von grösserem Reichthum bemerkenswerther Züge und sind daher schon hier Gegenstand

der Darstellung geworden, die im fünften Kapitel mit einer Betrachtung des Zusammenhanges der Lebensfunctionen schliesst. Diesem Inhaltsverzeichniss fühle ich mich indessen veranlasst, noch einige Worte über die Bearbeitungsweise der einzelnen angeführten Abschnitte hinzuzufügen.

Die Darstellung des organischen Chemismus zerfällt, obgleich äusserlich in vier Paragraphen gegliedert, dem Sinne nach in drei Abschnitte. Es ist zuerst versucht worden, den wesentlichen Grund aufzuweisen, welcher in den organischen Wesen die grosse Häufigkeit chemischer Processe überhaupt und die Benutzung veränderlicher Massen, den Stoffwechsel, mit sich führt, durch den organische Systeme sich von allen Productionen der Kunst, wie von natürlichen Zusammenstellungen unorganischer Bestandtheile unterscheiden. Dieser Grund schien für die Thiere in ihrer Bestimmung zur Selbsterhaltung unter mannigfachen innern und äussern Störungen zu liegen, während der minder genau bekannte Stoffwechsel der Pflanzen allerdings überwiegend auf andere Verhältnisse zurückführt, aber auch den abweichenden Bedürfnissen der vegetabilischen Welt entsprechend, anders angeordnet ist, als der der Thierkörper. Wir müssen jedoch auf eine Auseinandersetzung dieser Gedanken, so wie dessen, was in dem Schlussparagraphen dieses Kapitels über die zweite Frage, nach den specifischen Methoden gesagt ist, welche der Chemismus der organischen Wesen den Bedürfnissen des Lebens gemäss verfolgt, in dieser kurzen Uebersicht verzichten. Der dritte Abschnitt, in § 16 und 17 den Chemismus im Thierkörper und im Pflanzenkörper umfassend, sollte das kurz zusammenstellen, was über den Gang der Stoffverwandlung in beiden, so wie über den Beitrag bekannt ist, den zu ihr die wesentlichen Lebensfunctionen der Organe liefern. Diese beiden Abschnitte stehen freilich nicht auf der Höhe der Zeit; wenig geneigt, den Scharfsinn chemischer Hypothesen zu bewundern, die jedes Semester eine ganz neue Gestalt der wichtigsten Verhältnisse für die richtige ausgeben, habe ich mich begnügt, mit Vermeidung aller chemischen Formeln, deren Rationalität ich noch an andere Bedingungen, als die gewöhnlich dafür verlangten knüpfen müsste, die factisch wahrzunehmenden Verwandlungen zusammenzustellen und die Schlüsse,

die sich aus den Thatsachen im Grossen ziehen zu lassen scheinen, anzuführen gesucht. Es würde zu nichts dienen, hier zu wiederholen, was sich alles gegen die übermässige Leichtfertigkeit der physiologischen Modechemie sagen lässt und so oft schon gesagt worden ist. Aber auch die vorzüglichen Arbeiten, die in diesem Gebiete uns glücklicherweise nicht fehlen, geben wenig Ausbeute für allgemeine Physiologie. Denn man kann sich bei ihrer Durchsicht leicht überzeugen, wie ausserordentlich wenige Punkte es gibt, die man berechtigt wäre, ohne die ausführliche Erwägung eines sehr mannigfaltigen Für und Wider einfach als gewiss und ausgemacht hinzustellen. Zur sparsamen Auswahl der Materialien bewog auch der andere Umstand, dass nur von sehr wenigen chemischen Processen im lebendigen Körper der Vortheil bekannt ist, den sie den Lebensfunctionen gewähren, ein Punkt, über den wir auf einige weitere Bemerkungen im Buch selbst verweisen müssen.

Das zweite Kapitel betrachtet die mechanischen Hülfsmittel, durch welche die Berührung und Wechselwirkung der chemisch thätigen Stoffe herbeigeführt wird; die Molecularwirkungen zuerst und die Processe der Enosmese und Exosmese; die Saftbewegung der Pflanzen, die Mechanik der ersten, der zweiten Wege, den Mechanismus der Assimilation und Secretion. Auch auf diesen Kreis von Fragen, deren mannigfache Schwierigkeiten bekannt sind, muss ich die eben gemachte Bemerkung ausdehnen. Allerdings ist es für die organische Oekonomie eine wichtige Untersuchung, woher die Kräfte kommen, welche durch den Umtrieb beweglicher Massen in irgend einer Form der Strömung die Zwecke des Chemismus möglich machen, und nach welchen Gesetzen im Einzelnen diese Kräfte ihre Wirkung vollziehen; aber die Aufgaben der allgemeinen Physiologie sind hier von denen der speciellen, sowie von den Gesichtspunkten einer rein mechanischen Auffassung zu trennen. Dass alle hierher gehörigen Processe allgemeinen physischen Gesetzen der Bewegung folgen, setzen wir von Anfang an voraus; es hat daher nicht sowohl dies ein besonderes Interesse für uns, jedes einzelne Phänomen auf seine mechanischen Ursachen hin zu analysiren, sondern die Aufgabe der Physiologie würde der Nachweis des

vitalen, für die Zwecke des organischen Lebens berechneten Werthes sein, welchen überall die bestimmte Anordnung der Umstände besitzt, unter denen nach jenen allgemeinen Gesetzen die physischen Kräfte zur Wirksamkeit kommen. Und zwar dies selbst in einem doppelten Sinne. Einestheils nämlich liegt natürlich in der Anordnung der Kräfte eine Zweckmässigkeit insofern, als ihre Wirkungen den möglich grössten Werth für den Betrieb der organischen Functionen erlangen, die von ihnen abhängig sind; eine andere Zweckmässigkeit aber besteht auch darin, dass die Erzeugung der in jedem Momente zur Wirksamkeit berufenen Kräfte auf die vortheilhafteste und sparsamste Weise durch die allgemeine Oekonomie des Körpers herbeigeführt wird. Ueber diese beiden Fragen wissen wir sehr wenig, und die meisten anatomischen Einrichtungen der vegetativen Organe, sowie die meisten Eigenthümlichkeiten ihrer Functionen sind uns unter diesen Gesichtspunkten noch fast ganz unverständlich.

Die Betrachtung der Morphologie im dritten Kapitel hat nicht den Zweck, beschreibend die Mannigfaltigkeit der vorhandenen Thier- und Pflanzenformen zusammenzustellen und sie vielleicht auf einige allgemeine Typen der Bildung zurückzuführen; sie beschäftigt sich vielmehr durchgehends mit der mechanischen Betrachtung der Gestaltbildung, während jene andere Frage, so weit sie nicht der Naturgeschichte zugerechnet werden muss, erst im dritten Buche des Ganzen berührt worden ist. Es schien nöthig, in einem einleitenden Paragraphen über allgemeine morphologische Fragen einen Gesichtspunkt überhaupt für organische Morphologie zu finden, deren Mechanik bisher viel weniger als die Systematik und ästhetische Beschreibung ihrer Gegenstände ins Auge gefasst worden ist. Der nächste Paragraph sucht zu erläutern, in wie weit die organische Gestalt unmittelbar von der Natur des Stoffes abhängt, durch den sie gebildet wird, in wie weit sie dagegen eine gezwungene Gestalt ist, welche diese Stoffe nur unter der Nachwirkung von Bewegungszuständen annehmen, in welche sie versetzt worden sind. Auch § 26, von dem Plane der organischen Gestalten handelnd, geht noch nicht auf die anschauliche Form der Typen ein, die sich in beiden Reichen der organischen Welt verwirklicht vorfinden, sondern sucht

zunächst nur zu beleuchten, wie viel von der späteren Gesetzlichkeit der Anordnung der Theile wirklich als Plan in der ursprünglichen Wirkungsweise der bildenden Kraft gelegen, wie viel Anderes dagegen nur secundär sich an die Effecte dieser Kraft knüpfe und also nur einer forma formata, nicht einer forma formans angehören würde. Bemerkungen über die einzelnen mechanischen Processe, durch welche im Verlaufe der Bildung die einzelnen Theile allmählich die ihnen durch den Plan der Gestalt bestimmten Plätze einnehmen, beendigen im § 27 diese Betrachtung, die bei unserer grossen Unkenntniss aller morphologisch-mechanischen Fragen auch auf unorganischem Gebiete allerdings sich weit mehr in hypothetischen Ueberlegungen bewegen musste, als dass sie im Stande gewesen wäre, einen Reichthum wohlbegründeter Thatsachen aufzuführen.

Von den Leistungen der lebendigen Körper sind im vierten Kapitel, wie ich schon oben bemerkte, die psychischen Vorgänge ausgeschlossen. Die Dynamik, und darauf der Mechanismus der Bewegungen sind dagegen in zwei Paragraphen mit Vermeidung unnöthiger mathematischer Formeln durchgegangen. Die beiden letzten Paragraphen des Kapitels, von den Leistungen der Nerven im Allgemeinen und von der Reizbarkeit der Nerven dürften dem Vorwurfe kaum entgehn, hinter dem Standpunkte der neuesten Entdeckungen zurückzubleiben. Ich hoffe jedoch, mich hierüber rechtfertigen zu können. Allerdings sind beide Hauptpunkte der Nervenlehre, die Frage nach dem Princip der Thätigkeit, so wie die nach der localen Anordnung der Elemente, in denen sie wirkt, in neuester Zeit Gegenstand der lebhaftesten Untersuchungen gewesen. Aber keine von beiden Fragen ist bis jetzt so weit definitiv beantwortet, dass die allgemeine Physiologie davon beträchtlichen Nutzen ziehen könnte. Was zuerst die Identität des Nervenprincips mit der Elektricität betrifft, so will ich die Zweifel, welche gegen diese Meinung auch nach den äusserst mühsamen und nicht minder geistvollen Untersuchungen von Dubois sich noch immer erheben lassen, hier nicht wiederholen. Aber gesetzt, es läge ein entscheidender Beweis für sie vor, so würde doch der Gewinn nicht bedeutend sein, der unmittelbar daraus sich für eine allgemeine Auffassung des

Lebens würde ziehen lassen. Dass überhaupt die Thätigkeit der Nerven auf irgend einem physischen Processe beruhe, setzen wir als selbstverständlich voraus; als sehr wahrscheinlich ferner, dass dieser Process dem, was wir Imponderabilien zu nennen pflegen, äusserst analog sei; sein völliges Zusammenfallen mit Elektricität könnte daher nur dann von bedeutendem Interesse sein, wenn sich aus dieser Thatsache zugleich wichtige Folgerungen für den Gesammtbetrieb der thierischen Oekonomie ziehen liessen, die bei unserer jetzigen unbestimmteren Vorstellung über das Nervenprincip uns noch entgehn. Aber dies würde keineswegs der Fall sein; selbst die unmittelbare Wirkungsweise der Nerven würde durch diese Entdeckung nur sehr wenig verständlicher werden. Allerdings, sobald wir nur an die Function der motorischen Nerven denken, lässt sich ihre Wirksamkeit mit den gewohnten Vorstellungen über elektrische Strömungen leicht verknüpfen; aber um die Farbenempfindungen, die Scala der Töne und Anderes auf elektrische Processe im Nerven zurückzuführen, müsste noch eine besondere Anzahl neuer Entdeckungen über die Modificationsweisen hinzukommen, deren jene vorausgesetzten Processe fähig wären. Diese Umstände machten ein näheres Eingehn auf den Streit über diese Frage für uns überflüssig. Die Untersuchungen dagegen über die anatomische Structur, namentlich der Centralorgane und der Nervenenden schienen, da die physiologische Deutung der hier gefundenen mikroskopischen Resultate noch fast unmöglich ist, ebenso wenig zu allgemeineren Folgerungen zu berechtigen, und jedenfalls würde das, was hierüber zu sagen ist, seine natürlichere Stellung in der Physiologie des geistigen Lebens finden. Diese Gründe bestimmten mich für die Zurückweisung ausführlicherer Betrachtungen über beide angeführte Punkte, obgleich ich es für nothwendig hielt, die Summe des gewissen Thatbestandes kurz anzugeben. Dafür ist eine Reihe von Bemerkungen über die der Beobachtung zugängliche Form der Nervenwirkungen und der Reizbarkeit eingeschaltet, welche häufig sehr vernachlässigt, mir doch einen wichtigeren Gegenstand der allgemeinen Physiologie zu bilden schienen.

Das fünfte Kapitel behandelt den Zusammenhang der physiologischen Processe nicht descriptiv, wie es mehr der

speciellen Physiologie zuzukommen schien, sondern mit Rücksicht auf die mechanischen Anstösse, durch die jeder einzelne Process die zur Ausgleichung oder zur Herstellung und Erhaltung des allgemeinen Gleichgewichts nöthigen Rückwirkungen hervorruft. Da diese Aufgabe in ihrem vollsten Umfange nur nach der völligen Ausbildung der physiologischen Wissenschaft lösbar sein würde, so ist sie hier hauptsächlich an den einzelnen Beispielen verfolgt, welche eine etwas näher eingehende Analyse verstatten. Zuerst ist von den Quellen des Stoffverbrauchs und dem Wiederersatze die Rede, sowie von den Gründen, auf denen mechanisch die zweckmässigen Grössen der Aufnahme und Ausgabe von Stoffen beruhen. Als einzelnes Beispiel dieser Gleichgewichtserhaltung ist die Oekonomie der Wärmeverhältnisse besonders berührt. In einem weitern Paragraphen ist die Frage nach der Oekonomie der Kräfte, d. h. nach dem Ursprunge und der Erzeugungsweise jener Impulse hervorgehoben, durch welche die organischen Functionen angeregt werden, so wie nach dem Ende, das alle die Erschütterungen des Körpers nehmen, welche durch äussere und innere Reize hervorgebracht werden. Die Regulation der Ereignisse durch die Centralorgane des Nervensystems und die Aufeinanderfolge der Lebensperioden schliessen sich diesem noch sehr vernachlässigten Punkte in den letzten beiden Paragraphen unmittelbar an; die erste als ein besonders sorgsam eingerichteter Zweig jener Oekonomie der Kräfte, die letzte als eine Folge der Verschiebungen, welche im Laufe wiederholter Wirkungen das lebendige Massensystem in seinen innern Verhältnissen erfährt.

Dem dritten Buche blieb es nun überlassen, von dem Reiche der lebendigen Wesen und seiner Erhaltung zu sprechen, in demselben Sinne, in welchem das zweite den Bestand eines einzelnen Körpers zu seinem Gegenstand gemacht hatte; d. h. nicht in naturgeschichtlich beschreibender Weise, sondern in der Absicht, die mechanischen Vermittlungen der Verhältnisse auch hier nachzuweisen.

Sein erstes Kapitel handelt von dem System der organischen Geschöpfe und bemüht sich, das objective Recht festzustellen, mit welchem überhaupt von einem Systeme derselben gesprochen werden kann. Es schien nöthig, mit einer

Auseinandersetzung des Begriffs eines Naturreichs überhaupt zu beginnen (§ 38), welcher der folgenden Unterscheidung zwischen Pflanzen und Thieren zur Grundlage dient (§ 39). In § 40 ist eine Kritik der gewöhnlichen sowohl als der wissenschaftlichen Vorstellungen versucht worden, welche über eine aufsteigende Stufenfolge der organischen Wesen in jedem dieser beiden Reiche üblich geworden sind. Aus der Zurückweisung der Gründe, auf welche diese Vorstellung gewöhnlich zurückgeführt zu werden pflegt, ging die Nothwendigkeit hervor, für die Existenz der allgemeinen Typen der Organisation, an welche wir die schöpferische Bildungsthätigkeit der Natur gebunden sehen, eine andere Erklärungsweise zu suchen, was in § 41 geschehen ist. Im zweiten Kapitel ist die Fortpflanzung der Lebensformen durch Theilung und Knospen, durch Sporen und Samen, und die Bedingnisse der Erhaltung der Arten Gegenstand der Relation. Das dritte endlich, der Wechselwirkung der Organismen mit der Aussenwelt gewidmet, konnte die zahllosen Bedingungen, an welchen die Schwankungen der Lebenserscheinungen hängen, allerdings nur in ihren Hauptzügen aufzufassen suchen, da nicht nur die Reichhaltigkeit jener Wechselwirkungen, sondern auch unsere geringe wissenschaftliche Kenntniss ihres Hergangs alle diese Gegenstände nur in einer freieren ästhetischen Schilderung, welche die Grenzen dieses Buches überschritten hätte, eindringlich darzustellen erlauben würde. In vier Paragraphen ist die individuelle Existenz, die Einwirkung der kosmischen Kräfte, der Stoffverkehr zwischen Organismus und Aussenwelt und das Verhältniss des Einzelnen zum Gesammtleben der Natur diesem kurzen Ueberblick unterworfen worden, mit welchem das Ganze schliesst.

Indem ich in dieser gegenwärtigen Anzeige eine Uebersicht des Inhalts hauptsächlich in der Absicht versucht habe, den richtigen Gesichtspunkt für das, was ich bezweckte, anzugeben, muss ich es der Theilnahme der Leser überlassen, ob sie sich mit dem positiven Inhalte meiner Schrift werden befreunden können, dessen hier sehr wenig Erwähnung gethan worden ist, und wegen der Schwierigkeit, allgemeine Reflexionen auszüglich mitzutheilen, auch nicht mehr gethan werden konnte. Die Vielfältigkeit der wissenschaftlichen Gebiete, die hier

berücksichtigt werden mussten, wird manche Mängel und Irrthümer im Einzelnen entschuldigen; im Ganzen hoffe ich jedoch, dass meine Arbeit neben einem Verzeichniss der wichtigen Fragepunkte, der allgemeinen Physiologie auch eine Anzahl von Vorstellungen enthält, welche zu weiteren Untersuchungen passende Vorarbeiten liefern. Vielleicht würde eine längere Zurückhaltung dem Buche eine grössere Vollkommenheit möglich gemacht haben; allein Arbeiten dieser Art, Uebersichten eines in beständiger Verwandlung begriffenen Gebietes der Wissenschaft, können nicht dazu bestimmt sein, mängellose künstlerische Monumente für die Persönlichkeit ihrer Verfasser zu sein; dem momentanen Bedürfnisse der Schule gewidmet, dürfen sie nur den Nutzen im Auge haben, den ihre guten Bestandtheile hervorbringen werden und müssen für das Verfehlte auf die Vergessenheit hoffen, die diesem immer zu Theil wird, aber ihm noch schneller zu Theil werden sollte, als es unsere kritische und doch auch gar sehr unkritische Zeit, indem sie fortwährend einen schweren Ballast veralteter Meinungen bekämpfend mit sich schleppt, geschehen zu lassen pflegt.

Berichtigungen.

S. 81, 6 v. u. lies öfter st. öfterer.
S. 99, 16 lies weiteren st. weitere.
S. 111, 13 v. u. in sie [zu] verflechten st. in sie verflechten.
S. 127, 6 v. u. Selbstbewusstseins st. Selbstbewustseins.
S. 336, 2 v. u. es [ist] nicht klar st. es ist nicht klar.
S. 364, 8 als redende [die] Musik st. als redende die Musik.
S. 380, 11 v. u. erneuern [zu] wollen st. erneuern zu wollen.
S. 389, 3 v. u. ist in der Parenthese hinzuzufügen: und S. 383.

